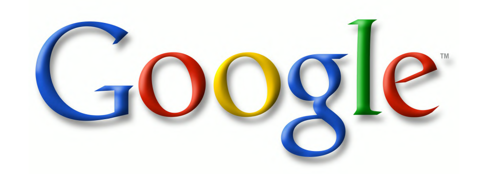


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

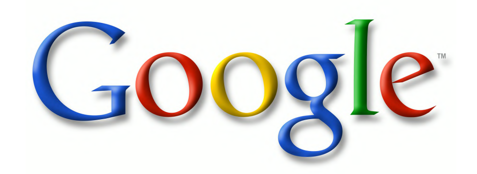
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

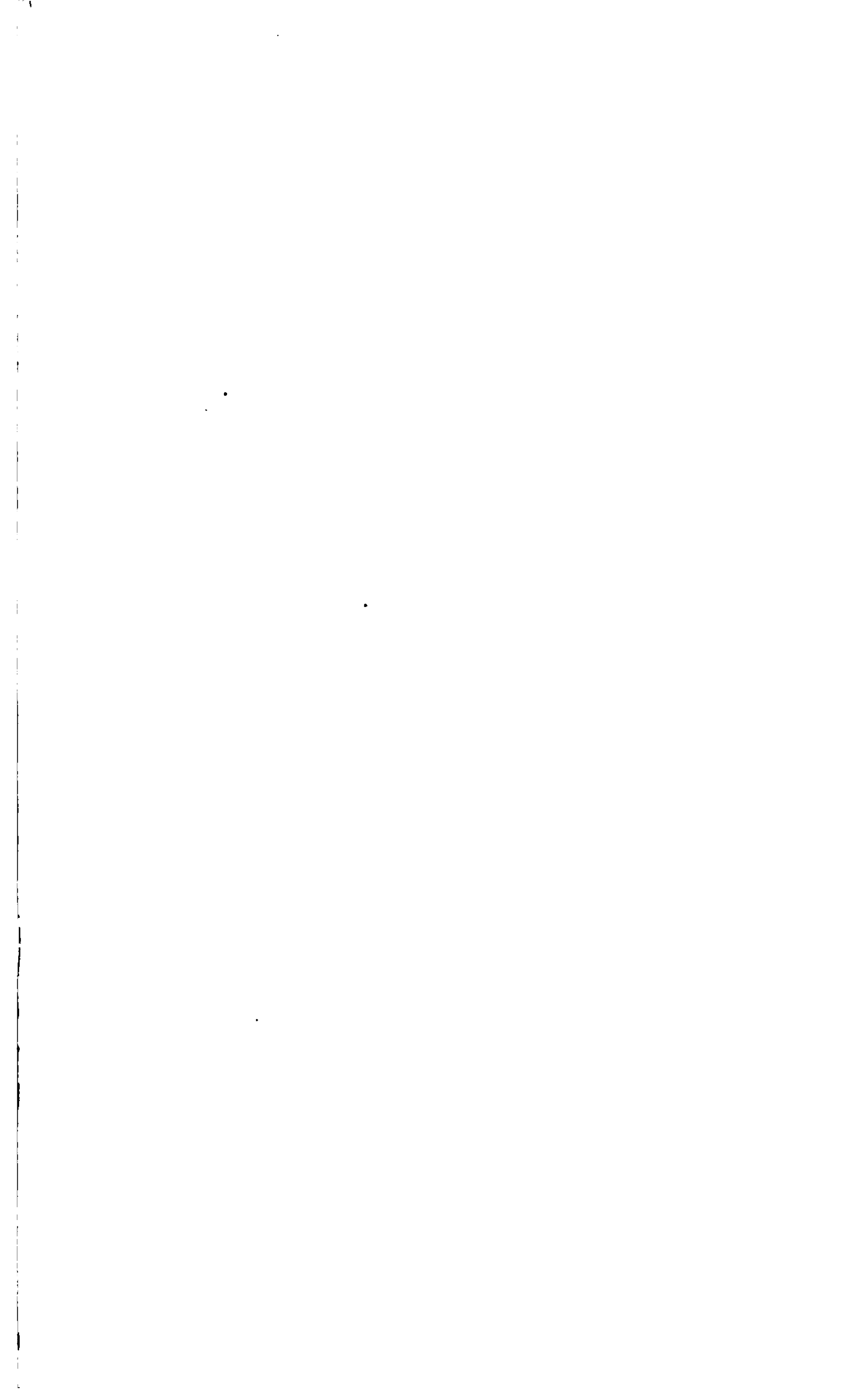






ZKVA







Allgemeine
Missions-Zeitschrift.

Monatshefte
für
geschichtliche und theoretische Missionskunde.

In Verbindung mit

D. F. M. Zahn, Missions-Inspektor in Bremen und **D. R. Grundemann,** Pastor in Mörz bei Belzig

herausgegeben

von

D. Gustav Warneck,
Halle a. S., Gütchenstraße 20.

> Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker und dann wird das Ende kommen.
> Matth. 24, 14.

Vierundzwanzigster Band.

Berlin 1897.
Verlag von Martin Warneck.
(Inhaber von Hugo Rother's Buchhandlung.)

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
807063
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1940 L

Dr. Mackays Arbeit auf Formosa.[1])

Von P. Strümpfel in Herrengosserstedt.

1. Wer ist Dr. Mackay?

„Man spricht heutzutage geringschätzig vom strengen, alten Kalvinismus. Aber welcher Glaube hat so das ganze Leben mit dem eisernen Besen der Wahrheit gefegt und den Menschen so unwandelbar dem Gewissen gehorsam und furchtlos außer vor Gott gemacht? Das Eisen des Kalvinismus fehlt heutzutage im Blute der Kirche.“ Mit diesen Worten charakterisiert Mackay selbst sein Elternhaus. Sein Vater, ein echter Hochlandschotte, Sohn eines Waterlookämpfers, war gleich vielen andern Pachtbauern aus Sutherlandshire 1830 nach Kanada ausgewandert. Jagd- und Weidefläche dehnt sich jetzt, wo früher ihre Hütten standen; drüben im Urwald schufen sie sich unter harter Arbeit ein neues Heim. Dort pflegten sie ihr Hochlandschristentum ohne viel Worte, aber mit desto tieferem Ernste. Sie lasen die Bibel, hielten strenge Sonntagsheiligung und achteten das Predigtamt. Aus der Gemeinde, die sich in der alten Blockkirche sammelte, sind 38 Presbyterianerprediger hervorgegangen, unter ihnen ist George Leslie Mackay nicht der Geringste. Am 21. März 1844 wurde er als jüngstes von 6 Geschwistern geboren. Es war das Jahr, in welchem auch in Kanada die disruption eintrat und seine Heimatgemeinde Zorra (Grafsch. Oxford, Ontario) sich der Freikirche anschloß. Der Missionsgeist dieser Kirche ergriff frühzeitig den Knaben, welcher auf dem Schoße der Mutter, wenn sie Weihnachtslieder mit ihm sang, den Heiland lieb gewann. Seit vollends William Burns auf seiner Predigtreise durch Kanada auch in Zorra ein neues Feuer entzündet und etwas von seinem Geiste das Knabenherz angerührt, wurde ihm der Missionarsberuf zur Passion und zum Ziel seines Lebens. Als 23 jähriger trat er 1867 in das theologische Seminar zu Princeton. Kaum hatte er dasselbe absolviert, als er im Sommer 1870 sich seiner Kirche zum Heidenmissionar anbot. Man wußte nicht recht, was man mit ihm anfangen sollte. Die kanadischen Presbyterianer hatten bis dahin noch keine eigene Heidenmission; die fortgehende Kolonisation im Lande selbst nahm alle Kräfte in Anspruch, dazu fehlte allerdings auch in weiteren Kreisen der rechte Missionssinn. Bei

[1]) Nach Mackay, From Far Formosa. The island, its people and missions. 1896. Vergl. Grundemann, die Mission auf Formosa, Allg. Miss.-Z. 1890, S. 193 ff.





39 X 606

einigen hieß unser Mackay der „hitzige Jüngling"; es war nach seinem Ausdruck die „Eiszeit" noch nicht überall zu Ende. Während im Missionskomitee sein Vorschlag noch erwogen wurde, führte ein unwiderstehlicher Zug den Kandidaten übers Meer nach Schottland. Der Mann, dem die Reise galt, war Dr. Alexander Duff, der nach seiner Rückkehr aus Indien in Schottland Missionsvorlesungen hielt. Im persönlichen Umgange mit ihm und in seinen Vorlesungen erlebte Mackay eine köstliche Zeit innerer Bereicherung, unter seiner Leitung studierte er indische Sprache und Litteratur. Daneben zog ihn das kirchliche Leben Schottlands mächtig an, mit anderen Studenten trieb er Stadtmission in den Arbeitervierteln von Edinburgh. Inzwischen wurde es Frühjahr; Mackay war eben auf einer Reise ins Hochland zur Heimat seiner Väter, als endlich die ersehnte Nachricht kam, daß das Missionskomitee beschlossen habe der Generalversammlung die Annahme seines Antrags zu empfehlen. Schon am dritten Tage ging er an Bord nach Kanada. Im Juni 1871 trat die General-Assembly in Quebec zusammen. Durch ihren Beschluß wurde Mackay zum ersten Missionar der kanadischen Presbyterianerkirche berufen und nach Verabredung mit dem Missionskomitee der englischen Presbyterianer ihm China als Arbeitsfeld zugewiesen. Im Herbste d. J. zog er hinaus. Seiner Weisung gemäß besuchte er zunächst die gesegneten Arbeitsgebiete der engl. Presbb. in und um Swatau und Amoy. Es ist aber bezeichnend für Mackay, daß er sich dort nicht halten ließ; er suchte unberührtes Land. Unsichtbare Fäden zogen ihn nach Formosa. Zwar war auch hier im Süden seit 1865 durch Dr. Maxwell und nachfolgende englische Presbyterianer die Bahn gebrochen worden, aber der Norden mit seiner zahlreichen Bevölkerung war noch ganz unbesetzt. Hier war Feld für einen Pionier. Nachdem Mackay einen Monat lang bei Rev. Ritchie in Südformosa sich mit den Elementen der Sprache und mit der Missionsmethode vertraut gemacht hatte, fuhr er, von Ritchie und Dr. Dickson begleitet, Anfang März 1872 nach dem Norden. Als der Dampfer in der Mündung des Tamsuiflusses vor Anker ging, da genügte ein Blick über die herrliche Ebene und nach den bewaldeten Berggipfeln landeinwärts. „Mich überkam eine ruhige, klare, prophetische Gewißheit, daß hier mein Heim sein würde und eine innere Stimme sagte mir: das ist das Land." Selten hat ein Mann sein Arbeitsfeld mit solcher Gewißheit über seinen Weg und solcher Zuversicht des Erfolges betreten. Die untersetzte Gestalt mit dem langen schwarzen Bart und dem durchdringenden Blick läßt schon ahnen, daß wir einen Mann von außergewöhnlicher Kraft des Leibes und

des Geistes vor uns haben. In der That ist Mackay kein Durchschnittsmensch, er gehört in die Reihe der großen Missionsmänner neuerer Zeit. Zielbewußte Energie und unbeugsame Beharrlichkeit kennzeichnen sein Wirken. Er ist sich klar darüber, daß seine Weise von der üblichen Methode anderer Missionsfelder abweicht, aber er ist auch überzeugt, daß sie den Verhältnissen angepaßt und den Winken des Herrn entsprechend ist. Den Chinesen ist er ein Chinese geworden und nirgends als in Formosa will er leben und sterben. Auch seine Gattin hat er dort gefunden; es ist eine Chinesin, mit welcher er in glücklicher Ehe lebt.

2. Wie sieht's in Nordformosa aus?

Formosa, die Schöne, so nannten die Portugiesen ihre Niederlassung 1590; der alte malaiische Name ist Pekan; die Chinesen sagen Taiwan = erhöhter Ankerplatz (daher der Name der Hauptstadt Taiwanfu). Bergketten, welche sich bis zu 15000 F. erheben, durchziehen die Insel von Nord nach Süd. Als Rest der alten Festlandsküste — kaum 30 engl. Ml. ostwärts sinkt die Meerestiefe sofort zu 1000—3000 Faden — war auch die Insel einst unter den Meeresspiegel gesunken, bis vulkanische Gewalten sie wieder erhoben. In Höhe von 2000 F. findet man darum heute noch Korallengestein. Die Ebene von Bangkh war früher ein See, bis der Tamsuifluß sich Bahn brach. Hier und auf der ganzen durch Anspülung fortgehend vermehrten Westküste ist herrlicher Kulturboden, während das gebirgige Innere und ein großer Teil der klippenreichen Ostküste von unerforschtem Urwald bedeckt ist.[1])

Heute noch ist die Insel vielfach ein Tummelplatz elementarer Mächte. Furchtbare Flutwellen wälzen sich zuweilen über die Niederung und häufig läßt ein Erdbeben den Boden steigen und sinken. Wo 1872 noch die Ruderboote gingen, sind jetzt große Zuckerplantagen; dagegen sind die Stätten von Dörfern, in denen Mackay vor 23 Jahren noch predigte, von den Wassern des Tamsui jetzt bedeckt. Heiße Schwefelquellen ergießen sich im Norden oft weit über die Nachbarschaft; ihre donnernden Geiser sind weithin hörbar; der höchste am Vulkanspik (5650 F.) wird von Seefahrern oft für einen thätigen Vulkan gehalten. Das Furchtbarste sind die Taifune. Formosa liegt gerade in der Linie derselben von den Philippinen nach Japan hin. Mackay erlebte den ersten 1874. Auf der Reise von Kelung nach Bangkah wollte er eben auf einer schmalen

[1]) Gebirge und Urwald trennen Nord- und Südformosa völlig von einander, aber auch zur See haben sie keine direkte Verbindung.

Holzbrücke einen tiefen Fluß überschreiten, als er plötzlich mit samt dem Gebälk hinabgeschleudert wurde. Wie er das schlüpfrige Ufer erreichte und durch die sturmgepeitschten Bambushecken sich durchschlug, bis er um Mitternacht in Sicherheit war, vermag er nicht zu beschreiben. In derselben Nacht wurde ein Handelsdampfer auf der Rhede von Kelung zertrümmert, ein weißes Marmorkreuz auf dem Uferfelsen erinnert noch daran.

Für alle diese Schrecken entschädigt die Tropenwelt auch dort durch ihren entzückenden Reichtum an Vegetation. Nicht nur zur Regenzeit, wo man oft wochenlang in die feuchtmodrige Wohnung gebannt ist, sondern auch sonst wird das Land reichlich von Regen getränkt. In dem feucht-heißen Klima entfaltet sich darum die ganze Pracht der Tropen, selbst die Felsen sind mit Moos und Wein überzogen. Reis, Thee, Zuckerrohr, Indigo, gedeihen in Fülle. Freilich wo das Wachstum schnell geht, tritt auch schnell Fäulnis ein und als finstere Wolke schwebt über der Insel der Gifthauch der Malaria. Nicht nur in den Familien der Europäer, sondern auch in den Häusern der Eingeborenen vergehen kaum 3 Monate, ohne daß ein Glied erkrankt. In der heißen Jahreszeit werden die Leute von Cholera und Malaria oft so plötzlich hingerafft, daß der Arzt gar nichts thun kann.

Natürlich streckten sich immer wieder begierige Hände nach der schönen Insel aus. Den Portugiesen folgten 1624 die Holländer, deren Forts noch zu sehen sind. Über ihre Mission: Grundemann a. a. O. S. 195. Nachdem sie schon mit Mühe gegen die Spanier sich behauptet hatten, erlag die holländische Kolonie und mit ihr das neu gepflanzte Christentum schon 1662 den Ansturm des berüchtigten Seeräubers Koxinga, welcher als treuer Anhänger der gestürzten Mingdynastie dem Mantschukaiser Sunti die Unterwerfung verweigerte und sich auf Formosa ein selbständiges Königreich gründete. Nach kurzer, stürmischer Regierung dieses merkwürdigen Mannes wurde Formosa 1683 von den Chinesen erobert und zur Prov. Fukien geschlagen. Seit 1887 selbständige Provinz, kam Formosa endlich, wie bekannt, 1895 an Japan.

Die Chinesen trugen ihre Kultur nach der Insel hinüber. Die Einwanderer, meist Hoklo aus Fukien, die den Amoydialekt sprechen, aber auch einige Hakka aus der Kantonprovinz, drängten die Ureinwohner von den reichen Ebenen zurück ins Waldgebirge. Wo früher das Wild des Urwaldes hauste, entstanden volkreiche Städte; die größten im Norden sind Bangkah 45000 E., Teckcham 35000 E., Taotiutia 30000 E. Rings-

um in den Farmen der Reisbauern und in den Theegärten arbeitet ein fleißiges, tüchtiges Volk von echt chinesischer Betriebsamkeit. Die Mehrzahl sind Pächter; mehr als die Hälfte des Grundbesitzes in Nordformosa gehört einem einzigen Großkapitalisten. Die Bauern führen ein hartes, bedürfnisloses Leben, ihre schwarzen Schweine teilen mit ihnen Haus und Ruhestätte. Dabei steckt aber in diesem Kern der Bevölkerung eine Summe trefflicher Anlagen und die altchinesische Hochschätzung geistiger Bildung. Wie in Sprache, Sitte und sozialem Leben, so ist auch in religiöser Hinsicht Formosa eine chinesische Kolonie, vielleicht mit etwas mehr Zugänglichkeit für das Fremde. Grade auch in letzterer Hinsicht ist Formosa eine Parallele zu der Mantschurei, in welcher die chinesische Kolonisation den schottischen Presbyterianern ein ähnlich günstiges Missionsfeld bietet. Man schätzt die Chinesen in Formosa auf 3 Mill., wovon etwa $^1/_3$ in den 4 von der kanadischen Mission besetzten Distrikten des Nordens lebt. Außerdem kommen jährlich 10—20000 Saisonarbeiter vom Festlande herüber in die Theepflanzungen, von denen etwa $1^0/_0$ zurückzubleiben pflegt.

In unversöhnlicher Feindschaft steht den Kolonisten mongolischer Rasse die malaiische Urbevölkerung gegenüber. Ihrer eigenen Überlieferung nach kamen die Väter der Aborigines von den Inseln des malaiischen Archipels. Thatsächlich sind die physischen Merkmale sowie Sitten und Gebräuche, das Kopfschnellen, die Tätowierung, die Verzierung der Häuser u. s. w. hinreichende Beweise der malaiischen Abkunft.[1])

Tief im Urwald auf vorspringenden Höhen liegen die kleinen Dörfer der Kannibalen und Kopfjäger. Aus Brettern, Bambus und Flechtwerk sind die Hütten gefertigt, ihren Schmuck bilden lange Reihen von Hirsch- und Bärenköpfen, aber auch Chinesenschädel und -zöpfe, drinnen vom Rauch geschwärzt, draußen vom Wetter gebleicht. Den geringen Ackerbau — 3—4 Morgen für 100 Seelen — besorgen die schwergeplagten, früh alternden Frauen. Die Männer gehen mit dem scharfen krummen Messer im Gürtel, in der Hand den Speer mit 20 F. langem Bambusschaft, zuweilen auch mit Bogen und Flinte ihrer einzigen Passion, der Jagd nach, für welche ihre Sinne scharf wie die eines Raubtieres entwickelt sind. Ihre zahlreichen Stämme, welche viele verschiedene Dialekte sprechen, liegen oft in Fehden untereinander. Mit dem grimmigsten Haß verfolgen sie aber die Chinesen. Wehe dem einsamen Wanderer oder dem Rottangsammler im Walde! Hinter dem Busch versteckt lauert der tückische Malaie auf seinen Preis. Er darf ja nicht heiraten, ehe er nicht einen Chinesenkopf heimgebracht hat. Die Geister der Ahnen fordern solchen Dienst. Von Zeit zu Zeit rüstet der Stamm besondere Expeditionen

[1]) Bei etlichen Stämmen vermutet aber Mackay auch Verwandtschaft mit den Ureinwohnern des chinesischen Festlandes.

in die Grenzlandschaften aus, welche bei Nacht die Hütten umstellen, das Dach anzünden und nach Bergung ihrer Beute blitzschnell verschwinden. Mit wildem Jubel werden die Sieger daheim begrüßt, drei Tage lang um den Kopf getanzt und Reisbranntwein getrunken. Menschliches Gehirn gilt als Leckerbissen und wurde als solcher auch Mackay angeboten. Die Bauern der Ebene nehmen dafür ebenso grausame Rache, wenn ein Wilder in ihre Hände fällt. Einige Grenzbewohner haben sogar den Kannibalismus angenommen und verzehren Gehirn oder Herz; die Knochen werden als Mittel gegen Malaria zubereitet. Zu Mackay sagten die Wilden öfter: „Du trägst keinen Zopf, du bist unser Verwandter.“ Wenn er aber des Nachts in ihren Hütten lag, kam oft kein Schlaf in seine Augen, er zählte die Schädel an der Wand und fürchtete ein gleiches Geschick. Die Laster der chinesischen Civilisation (Spielen, Opiumrauchen, Diebstahl, Unkeuschheit) sind dem wilden Volke unbekannt, aber schon richten die Spirituosen des chinesischen Händlers an vielen Orten arge Verheerungen unter ihnen an. Götzenbilder haben sie nicht, sondern eine Art Naturdienst und Geisterverehrung. Nach der Ernte wird ein Dankfest mit Tanz gehalten. Vogelgeschrei und Vogelflug giebt günstige oder ungünstige Vorzeichen. Wenn der Häuptling stirbt, zieht der ganze Stamm an einen anderen Ort, mit abergläubischer Furcht wird das Betreten des Grabes gemieden und bald ist die alte Wohnstätte vom Busch überwuchert.

Außer den Wilden (chines. Tschihoan) giebt es nun aber eine Anzahl Stämme von Ureinwohnern, welche sich den Chinesen unterworfen und mehr oder weniger von der Civilisation derselben angenommen haben. Von den Wilden werden sie als Verräter gehaßt und verfolgt, von dem unternehmenden und skrupellosen Chinesen aber übervorteilt, durch hohe Steuern bedrückt und immer wieder in unkultiviertes Gebiet gedrängt. Am zahlreichsten sind die Pipohoan (= Barbaren der Ebene). In Nordformosa ist ihr Hauptsitz die von Kelung bis hinab zur So-Bai sich erstreckende, wenige Fuß über dem Meeresspiegel liegende regenreiche Ebene Kaptsulan. Auf gleicher Stufe mit ihnen stehen die schon länger chinesierten Sekhoan (= gebildete Barbaren), von denen in Nordformosa nur wenige im Biaulekdistrikte an der Westküste sich finden. Weit unter ihnen stehen die offenbar dem allmählichen Untergange verfallenen Lamsihoan (= B. des Südens), etwa 4000 S. in der Ebene Kilai südlich von So-Bai, welche kaum auf dem Wege zur Civilisation sind, chinesische Sprache und Zopf noch nicht kennen, aber durch einen Militärposten in Gehorsam gehalten werden.[1])

Die Pipohoan sind nach Kleidung, Zopf und Sitte äußerlich ganz Chinesen. Nicht zu ihrem Vorteil leben sie jetzt auf dem niedrigen Lehmflur des chinesischen Hauses, während der erhöhte Fußboden der ma-

[1]) Mackay hält sie für den zuletzt nach Formosa gekommenen Malaienstamm.

laiischen Hütte dem Klima viel besser entspricht. Innerlich sind sie Kinder ihrer Rasse geblieben: freundlich, zugänglich, aber auch unbeständig und verschwenderisch; durch die Gutmütigkeit bricht oft die Rachsucht ihres heißen Blutes hindurch. An Klugheit und Erwerbstrieb kommen sie den Chinesen nie gleich. Als sie sich unterwarfen und das Haupt beschoren, nahmen sie auch Götzen, Tempel, Ahnenbilder mit an, aber ihr Herz hängt heute noch nicht daran und der alte Geisteraberglaube lebt daneben noch vielfach fort. So sind sie ein Feld, welches geradezu auf die Botschaft des Evangelii wartet.

Die Hermannsburger Mission.[1]

Von Missionsdirektor Haccius.

Bereits im Jahre 1890 ist es uns vergönnt gewesen, eine Übersicht über die Entwickelung und den Stand unserer Mission in dieser Zeitschrift (370, 430, 467) zu geben. Indem wir uns auf diese beziehen, fügen wir heute als Ergänzung einen Überblick über die seitdem durchlaufene Periode hinzu.

Nachdem Direktor Egmont Harms im Jahre 1885 sein Amt angetreten hatte, war die Visitation zunächst des afrikanischen Missionsgebietes, welche sich als besonders notwendig erwiesen hatte, in der Zeit von 1887—1889 zur Ausführung gekommen.

Während er in Gemeinschaft mit dem zum Visitator erwählten Schreiber dieser Zeilen in Afrika war, hatte der 1886 zum Condirektor der Mission gewählte Pastor Gottfried Oepke dieselbe in der Heimat und in den übrigen ausländischen Gebieten geleitet. Nach der Heimkehr des Direktors glaubte Oepke seine Aufgabe erfüllt zu haben und sprach den Wunsch aus, wieder in ein Pfarramt zurückzutreten. Doch sollte nach den Intentionen des Missionsausschusses das Amt eines Condirektors, das nach dem Heimgang des Pastors Theodor Harms geschaffen und statutarisch festgesetzt war, kein vorübergehendes, nur für den Notfall zu besetzendes, sondern ein bleibendes sein, um die bei dem Anwachsen der Mission so sehr vermehrte Last des Direktoriums auf zwei Männer zu verteilen. Oepke wurde deshalb gebeten, in seiner Stellung zu verbleiben. Man wollte diese bedeutende Kraft der Mission erhalten, was auch gelang. Doch Gottes Gedanken waren anderer Art. Nur dreiviertel Jahr noch durften wir ihn an der Spitze unserer Mission und in unserer Mitte sehen. Denn schon im Februar 1890 nahm der HErr ihn von uns und ließ seinen getreuen Knecht eingehn zu seiner Freude,

---

[1]) Da der Jahrgang 1896 nicht ausreichte, um die sämtlichen deutschen Missionen zur Darstellung zu bringen, so werden in 1897 die restierenden folgen. D. H.

nachdem er in hingebender opferfreudiger Weise seine Kräfte im Dienst des Reiches Gottes verzehrt hatte. Das war ein schwerer Verlust für die Mission, der um so empfindlicher für sie war, als sie eine Periode der Anfechtungen durchmachen mußte und Erschütterungen nicht gut vertragen konnte. In die erledigte Stelle wurde sodann der Unterzeichnete gewählt, weil er sonderlich durch die Visitation der afrikanischen Mission mit den Verhältnissen derselben vertraut geworden war und in die Missionsarbeit sich eingelebt hatte. Im Sommer 1890 trat er sein Amt an und siedelte um Michaelis nach Hermannsburg über. Somit war das Direktorium wieder besetzt und der HErr hat zu dem neuen Verhältnis seinen Segen gegeben.

Die Direktoren gehören beide der evangelisch-lutherischen Kirche an und zwar Harms der Hermannsburger Freikirche, Haccius der Hannoverschen Landeskirche. Dieses Verhältnis ist aus der gegenwärtigen Lage hervorgewachsen, ist aber nicht so aufzufassen, als wenn nun jeder seine Kirchengemeinschaft im Direktorium offiziell zu vertreten hätte. Vielmehr soll das Direktorium ein einheitliches und die Stellung der Mission eine freie sein, nicht gebunden an diese oder jene Kirchenbildung, wie sie innerhalb der lutherischen Kirche entstanden sind, damit sie in die Schwankungen und in die Kämpfe derselben nicht mit hineingezogen werden könne, — eine Stellung, die Theodor Harms seiner Zeit als eine „neutrale" bezeichnete. Aber keineswegs soll sich diese Neutralität auf den konfessionellen Standpunkt beziehen, als ob die Bekenntnisstellung unserer Mission dadurch eine Abschwächung erfahren solle. Vielmehr ist der evangelisch-lutherische Charakter der Hermannsburger Mission auch von den gegenwärtigen Direktoren durch die bündigsten Erklärungen gewährleistet worden. Und so muß es auch sein. Denn nur bei einem klaren und festen Standpunkt kann die Mission ihre Freiheit bewahren. Und daß sie eine nach allen Seiten hin freie und selbständige Stellung hat und weder der Landeskirche und ihren Behörden noch irgend einer Freikirche und ihrer Synode unterstellt ist, das ist der Gewinn der schweren kirchlichen Kämpfe, die wir durchlebt haben. Daß es dabei nicht ohne Verluste abgegangen ist, ist schmerzlich; aber der Gewinn ist größer. Hier in der Heimat haben sich zwar nicht die Glieder der Hermannsburger Freikirche, der großen Gemeinde des seligen Theodor Harms, sondern die der kleineren Hannoverschen Freikirche von uns abgewandt und haben in unserem eigenen Gebiete in Afrika mit einem ausgetretenen Missionar und einigen Pastoren, die sich von uns wandten, eine Gegenmission begonnen, die sie mit großem Eifer und Hingebung betreiben. Eine andere sehr unbedeutende freikirchliche Absplitterung, von einem Pastor Wöhling geführt und regiert, hat erst einen unserer Missionare

in Neu-Seeland zu sich herübergezogen, dann diesen wieder abgestoßen und einen eigenen Missionar hinübergesandt. Mit dem zweiten Missionar, den wir dort hatten, haben wir das Verhältnis in Freundschaft gelöst, so daß unsere Mission also in Neu-Seeland kein Arbeitsgebiet mehr hat. Und auch aus Australien mußten wir uns zurückziehen. Die dortige Mission war in Gemeinschaft mit der lutherischen Synode in Südaustralien begonnen und konnte nur in Gemeinschaft mit derselben fortgesetzt werden. Diese Synode aber, welche mehr und mehr dem in der Missouri-Synode herrschenden Geist Raum gegeben hatte, brach völlig mit unserer Mission, so daß wir außer stande waren, unsere dortige Arbeit fortzusetzen. Zu unserer großen Freude hat die lutherische Immanuel-Synode in Australien dieselbe wieder aufgenommen, wie sie auch früher schon unsere Station am Kilalpeninna-See übernommen und fortgeführt hatte. Daß wir unsere Arbeitsgebiete in Australien und Neu-Seeland haben aufgeben müssen, ist insofern schmerzlich, als man nie gern Schritte zurück macht, und weil kirchliche Streitigkeiten die Ursache waren. Auf unsere gesamte Lage aber und auf unsere Arbeit gesehen scheint es uns kein Verlust zu sein; können wir doch nun unsere Kräfte auf unsere drei großen Missionsgebiete konzentrieren, um so mehr, als dieselben dort in erhöhtem Maße erfordert werden. Und unsere Kräfte sind — Gott sei Dank — durch die erwähnten Verluste nicht geschwächt worden. Denn die weitaus größere Hälfte der lutherischen Freikirche hält sich fest und treu nach wie vor zu unserer Mission und unterstützt dieselbe in opferfreudiger Weise. Ja, es sind einige Gemeinden, die sich von uns gewandt hatten, bereits wieder zu uns zurückgekehrt. Und aus den Kreisen der lutherischen Landeskirchen, besonders der Hannoverschen ist uns ein bedeutender Zuwachs zu teil geworden; namentlich ist uns infolge einer Vereinbarung mit dem Hannoverschen Landeskonsistorium die offizielle kirchliche Missionskollekte zum größten Teil wieder zugewandt, nachdem sie unserer Mission reichlich ein Jahrzehnt lang entzogen gewesen war.

Die geschilderten Kämpfe liegen nun hinter uns und unsere Mission ist in ein ruhigeres Fahrwasser gekommen. Sie haben unsere Mission wohl erschüttert, haben ihr aber keinen wesentlichen Abbruch thun können. Im großen und ganzen steht dieselbe noch intakt da; ja, sie ist geläutert und befestigt daraus hervorgegangen, und der HErr hat sich in Gnaden zu ihr bekannt. Es ist noch dieselbe liebe alte gesegnete Hermannsburger Mission, und sie hat ihre Eigenart nicht verloren. Drum ist sie auch noch heute dem lutherischen Christenvolk so lieb wie zuvor, wie die herz-

liche und reiche Teilnahme desselben an unseren Festen und an unserem gesamten Leben beweist. Aber wir haben aus ihrer Geschichte gelernt und erkannt, wie wichtig es ist, unsere Mission zunächst weniger nach außen hin auszubreiten als nach innen auszubauen zu einem in entsprechender Weise gegliederten und doch einheitlichen Ganzen, die Arbeit immer mehr zielbewußt zu gestalten, in den heidenchristlichen Gemeinden das Gemeinschaftsgefühl zu kräftigen und sie mehr und mehr langsam aber sicher dem Ziele einer freien und möglichst selbständigen evangelisch-lutherischen Missionskirche entgegen zu führen. Wir wissen wohl, daß wir davon noch weit entfernt sind; aber wir sehen doch, daß wir auf dem Wege dahin weiter kommen. Zu dem Zweck ist Direktor Harms im Jahre 1892 ein halbes Jahr in Indien gewesen und ist Ostern 1896 nach Afrika übergesiedelt, um dort längere Jahre inmitten der Mission zu leben und zu wirken und die Entwickelung an Ort und Stelle selber zu leiten. Es ist das etwas Neues in der Geschichte der deutschen Mission und wir erhoffen einen großen Gewinn davon.

Auch haben wir erkannt, daß eine Reformation unseres Unterrichtswesens in der Missionsanstalt notwendig war, und haben dasselbe zu heben und zu verbessern getrachtet. Anfangs wurden sämtliche Missionszöglinge in einem Missionshause untergebracht und ausgebildet. Als dann des bedeutenden Zubrangs wegen das zweite Missionshaus hinzukam, bildete jeder der beiden Inspektoren die Zöglinge seines Hauses für den Missionsdienst gesondert aus. Die festgesetzte Ausbildungszeit umfaßte vier Jahre. Dieses Zwei-Häuser-System haben wir aufgegeben und die Ausbildungszeit auf sechs Jahre ausgedehnt, so daß mit Hinzurechnung des Aspiranten- oder Probejahres, eine Periode von sieben Jahren herauskommt. Es werden die Zöglinge nun in drei Kursen unterrichtet, von denen jeder zwei Jahre umfaßt. Auch haben wir nicht nur den englischen Unterricht wie früher, sondern auch den in der lateinischen und griechischen Sprache obligatorisch gemacht, den in der hebräischen jedoch der freien Beteiligung überlassen, um keine Überladung herbeizuführen. Es nimmt aber von jedem Kursus eine Anzahl der Brüder daran teil. An Jünglingen, die sich dem Missionsdienst widmen wollen, hat es uns bisher noch nicht gefehlt. Wir haben uns bis jetzt noch immer eines reichlichen Zuflusses zu erfreuen gehabt. Und wären nur unsere Einnahmen größer, wir könnten weit mehr Arbeiter hinaussenden in das Feld, das zur Ernte so reif ist. Es ist ein großer Kummer, daß wir nicht genug Gesellen haben, die uns die Netze ziehen helfen, Gesellen, die wir doch haben könnten, wenn die heimatliche Christenheit uns mehr die Hände füllen wollte.

Denn unsere Netze sind so gefüllt, daß wir sie mit den vorhandenen Kräften nicht mehr ziehen können. Ist doch die Zahl unserer Christen in den letzten fünf Jahren von 14799 bis zu 32015 angewachsen, also um 17216 vermehrt; das bringt durchschnittlich auf jedes Jahr 3443.

Am Pfingstfeste wurde freilich durch die wunderbare Wirkung des Heiligen Geistes an einem Tage der Gemeinde hinzugethan bei 3000 Seelen. Aber wie waren dieselben vorbereitet und sie waren Zeugen der Wunderthaten Gottes! Im Blick aber auf den gewöhnlichen Verlauf der Missionsgeschichte ist es ein Großes, wenn wir Jahr für Jahr erleben, daß der (allein durch unsere Mission gegründeten) Kirche Christi bei 3000 Seelen und jetzt noch mehr durch die heilige Taufe hinzugefügt und eingegliedert werden. Und es ist doch in der Missionsgeschichte bekannt und erwiesen, daß unsere Missionsarbeit zu keiner Zeit und an keiner Stelle die Art von Treibhauskultur an sich gehabt hat, ja daß sie nüchtern, maßvoll und besonnen namentlich auch hinsichtlich des Taufunterrichts und der Annahme zur Taufe gewesen ist; darin ist ihr eher eine zu strenge als eine zu leichte Praxis nachgesagt worden. Es sind die reichen Erfolge Gottes großer Gnadensegen, den Er auf die Arbeit unserer Mission gelegt hat.

Weisen wir das auf den einzelnen Gebieten nach! In der Sulu-Mission in Südafrika ist zwar die Zahl der Stationen vermindert worden, weil dieselben in einigen Gegenden reichlich nahe bei einander lagen, aber doch ist die Mission gewachsen. Wir haben dort jetzt 17 Stationen, die mit Missionaren besetzt sind, eine ist unbesetzt, und 5 sind mit deutschen Gemeinden verbunden. In diesen wird, wenn nicht eine Missionsstation in der Nähe ist, durch eingeborene Gehilfen auch Missionsarbeit getrieben. So haben wir, die 5 Pastoren jener Gemeinden zu 18 Missionaren hinzugerechnet, 23 Brüder in der Sulumission in Dienst. Dagegen ist wie die Zahl der Filiale um 2 und der Predigtplätze um 30, so die der eingeborenen Gehilfen um 37 vermehrt worden und von 38 auf 75 gestiegen. Dieselbe ist also fast verdoppelt worden. Der Zulauf aus den Heiden und das Wachstum der Gemeinden hat in noch höherem Maße zugenommen; und das ist um so erfreulicher, als das Heidentum unter den Sulu- und Kafferstämmen noch sehr mächtig ist, und als die Häuptlinge und die alten Heiden die im ganzen lernbegierige und zur Annahme des Christentums geneigte Jugend auf allerlei Weise mit Gewalt und List zu hindern suchen. Im Jahre 1889 waren's insgesamt 238 Taufen, die in jener Mission vollzogen wurden; 1895 aber waren's allein 268 Erwachsene aus den Heiden, die getauft wurden, so daß mit Hinzurechnung der getauften eingeborenen Christenkinder im ganzen 409 in die Kirche aufgenommen wurden. Und am Schluß des Jahres waren schon wieder 476 Katechumenen vorhanden. So ist auch

die Zahl der christlichen Gemeindeglieder fast verdoppelt und von 1618 auf 3170 angewachsen. Zwölf Gemeinden zählen über 100 Seelen. Die größten sind Hermannsburg mit 407, Ekombela am Pongolo mit 305, Entombe in derselben Gegend mit 354 und Müden am Movi-Revier mit 334 Seelen. Die Zahl der Kommunikanten ist von 1396 auf 2357 gestiegen.

Somit ist die Sulumission in einem guten Fortschritte begriffen, namentlich in Natal und in dem früheren Nord-Sululand. Am wenigsten Erfolg haben unsere Missionare noch immer im Süd-Sululand. Die Ursache ist zunächst in dem Charakter des stolzen, satten, harten Suluvolkes zu suchen, der in jener reichen Gegend besonders stark entwickelt ist, aber auch in dem Umstand, daß wir die dortige Gegend lange Zeit verlassen mußten und, nachdem wir die Erlaubnis der Rückkehr für unsere Missionare erlangt hatten, nicht genügend wieder besetzen konnten, und vor allem darin, daß der berüchtigte John Dunn, ein abgefallener und zum Heiden gewordener Christ, der Häuptling gerade des Distriktes war, in welchem unsere Stationen liegen. Dieser ist jetzt gestorben und wir sind imstande, dem einen dort stationierten Missionar einen zweiten beizugeben, so daß dann zwei Stationen mit Missionaren und eine dritte mit einem eingeborenen Lehrer besetzt sind.

Unsere Mission in Afrika, sonderlich die Sulumission, steht in enger Verbindung mit einer bedeutenden deutschen und zwar niedersächsischen Kolonisation. Außer 3 Gemeinden, die sich von unserer Mission kirchlich getrennt haben, obschon sie in Zusammenhang mit derselben gegründet, sind es ihrer 8, zu denen noch eine im Gebiet der Betschuanenmission hinzu kommt, insgesamt also 9, die noch jetzt mit uns in kirchlichem Zusammenhang stehen. Entweder erhalten sie aus dem Kreise unserer Missionare ihre Pastoren oder werden doch von unseren Missionaren im Nebenamte kirchlich bedient. Ihre Arbeitskaffern nnd ihr Gesinde führen sie unserer Mission zu und unterstützen dieselbe mit ihren Gaben und Gebeten. So sind viele deutsche Bauern Vorarbeiter und Mitarbeiter in der Mission. Auch das können wir nicht unterlassen dankbar hervorzuheben, daß diese meisten Gemeinden durch ihr christliches Leben, durch ihre lebendige Teilnahme an den Gottesdiensten und ihre Liebe für ihre Kirche und durch ihren streng-sittlichen Wandel den jungen heidenchristlichen Gemeinden wie den Heiden ein gutes Vorbild geben. Welch ein erfreuliches Bild im Gegensatz zu dem Ärgernis und schändlichen Beispiel, welches in anderen Gegenden durch Kolonisten, ja durch Kolonialbeamte gegeben ist, die dadurch den christlichen Namen geschändet und der christlichen Mission die größten Hindernisse bereitet haben.

Ein Wunder Gottes vor unsern Augen ist das Aufblühen der Betschuanen-Mission in West-Transvaal und Brittisch-Betschuanaland. Die Zahl der Stationen ist zwar nur um die eine Molote ver-

mehrt worden, aber die der Filiale ist von 18 auf 47 und die der Predigtplätze von 23 auf 37 gestiegen. Die Zahl der Missionare ist im wesentlichen unverändert geblieben. Allen voran arbeitet noch immer in frischer Kraft und reichgesegnet der alte Missionar Behrens in Bethanie, der fast 40 Jahre in der heißen afrikanischen Arbeit steht. Ein schwerer Verlust aber traf die Betschuanen-Mission durch den, Ende 1895 erfolgten Tod ihres ersten selbständigen Superintendenten, des Propstes Penzhorn zu Saron, dem es vergönnt gewesen ist, die Mission als ein einheitliches Ganzes zusammen zu fassen und durch schwere Zeiten hindurchzuführen.

Einen bedeutenden Zuwachs hat der Stand der eingeborenen Hilfsarbeiter erfahren. Derselbe ist von 130 auf 220 angewachsen. Es sind das Katecheten, Lehrer und Kirchenvorsteher. Hinsichtlich derselben müssen wir hier wie in der Sulumission sagen, daß die Kirchenvorsteher sich im großen und ganzen besser bewährt haben als die Lehrer. Es hat das darin seinen Grund, daß zu Kirchenvorstehern meistens nur ältere und bewährte Christen genommen werden, während jene zum größten Teil jüngere und bei ihrer Anstellung noch unverheiratete Männer sind. In Natal werden sie auf dem Seminar zu Ehlanseni und für die Betschuanen-Mission auf dem Seminar zu Bersaba ausgebildet. Unerfahren und unbefestigt treten sie aus dem Seminar und seiner strengen Zucht in die Freiheit des Lebens und in eine selbständige Stellung und sind in derselben vielen Gefahren und Versuchungen ausgesetzt, so daß leider Sünden wider das sechste Gebot und infolgedessen Absetzungen wiederholt vorgekommen sind. Doch haben wir auch viele tüchtige und treue Lehrer, die sich bewährt haben und denen wir nur ein gutes Zeugnis geben können. Diese üben dann auch gemeiniglich einen bedeutenden Einfluß in den Gemeinden wie unter den Heiden aus.

Die Zahl der Taufen betrug 1889 insgesamt 1390, im Jahre 1895 aber 4127, von denen 2249 Erwachsene aus den Heiden waren. Der Gemeindebestand ist von 12 359 auf 26 979 angewachsen, hat sich also mehr als verdoppelt. Unter den 24 Gemeinden befinden sich 20, die mehr Seelen zählen als die größeste der Sulugemeinden, 11 sind über 1000 Seelen, 6 über 1500 Seelen, Bethanie ist 2430 und Saron 2865 Seelen stark. So ist auch die Zahl der Kommunikanten von 9902 auf 17 100 gestiegen. Das ist ein überwältigender Segen. Worin liegen außer in dem unausforschlichen Reichtum des Erbarmens Christi die Ursachen? Die geknechteten Betschuanen haben sich ja von Anfang an für das Evangelium von der Freiheit in Christo JEsu und von der Kindschaft Gottes durch

ihn sehr empfänglich bewiesen. Und den vordringenden Europäern und ihrer Kultur gegenüber konnte sich das Heidentum bei ihnen nicht lange halten. Es regt sich zwar noch hie und da, aber „es gleicht dem Röcheln eines Sterbenden“ — sagte ein alter Christ zu Missionar Behrens. Jahr für Jahr ergehen jetzt sonderlich über die Lande der Betschuanen große schwere Plagen und Gerichte. Dadurch wird das Heidentum in seinen Sitten und Bräuchen wohl ganz vernichtet. Dann wird's noch schneller vorwärts gehen, und die Zeit ist abzusehen, in welcher die Betschuanen ein christliches Volk geworden sind; sind doch jetzt bereits einzelne Stämme zur Hälfte, ja wie die Bakuena bei Bethanie und Hebron über die Hälfte christianisiert. So führt eine starke Strömung die Heiden in die Kirche hinein, und wir bekommen große Massengemeinden. Das ist ein Segen, aber auch eine Gefahr, um so mehr, als durch die Goldfelder Transvaals das weltliche unchristliche Wesen mit Macht um sich greift.

Unsere Missionare und — Gott sei Dank — nicht nur sie, sondern auch unsere Gemeinden, namentlich viele treue Christen in denselben, sehen die Größe der Gefahr und verstehen völlig den Ernst der Lage. Deshalb sind sie auch ernstlich bemüht und immer wieder darauf bedacht, die Gemeinden, sonderlich die Jugend zu bewahren und in christlicher Zucht zu halten, wie die Thatsache beweist, daß im vorigen Jahre in der Sulumission 75 und in der Betschuanen-Mission 225 Gemeindeglieder in Kirchenzucht genommen wurden. Und dabei wird kein Unterschied gemacht, ob einer alt oder jung, ob er ein Arbeiter oder ein König ist. Auch suchen unsere Missionare das Gemeindebewußtsein und den Gemeindegeist zu kräftigen und zu heben, damit es nicht eine Zucht des Amtes allein, sondern auch eine Zucht der Gemeinde sei und diese es immer besser lerne, ihre eigenen Glieder zu halten und zu bewahren. Das Resultat ist denn auch ein recht günstiges. Der Stand der Sittlichkeit in jenen Gemeinden steht nicht tiefer, sondern eher höher als der der meisten Gemeinden in der heimatlichen Christenheit.

Auch suchen die Missionare die Gemeinden immer mehr zur Erkenntnis ihrer Verpflichtung zur Selbsterhaltung und zur Missionsarbeit zu erziehen und sie anzuleiten, möglichst ihre eigenen Bedürfnisse für Kirche und Schule selber aufzubringen und durch Liebesgaben — z. B. Beckenkollekten am Epiphaniasfeste und an Missionsfesten — zur Ausbreitung des Reiches Gottes mitzuwirken. Die bis jetzt erzielten Resultate sind dankenswert und ermutigend für die Zukunft. So sind die kirchlichen

Beiträge in der Sulu-Mission von M. 929,80 auf M. 8612,35 und in der Betschuanen-Mission von M. 12205,35 auf M. 36036,80 gestiegen, wobei Hand- und Spanndienste nicht berechnet sind. Auch sind außer für die Heidenmission Liebesgaben z. B. für die Hungernden im Nama-Land gesammelt worden, und jetzt leiden unsere Leute selber große Not.

Jeder, der Vorstehendes liest, wird mit uns Gott für seinen Gnadensegen danken, wird aber auch begreifen, daß die Arbeit für unsere Missionare nicht mehr zu bewältigen ist. Die großen Gemeinden erfordern allein schon eine ganze Kraft. Unsere Brüder müssen in ausgedehntem Maße Pastoren, und als solche Prediger, Lehrer, Hirten und Seelsorger derselben sein. Sie wollen aber auch Missionare sein und die Heiden suchen und berufen; ja das ist eigentlich ihr erster Auftrag. Hinzu kommt der Ackerbau, Bausachen, ärztliche Thätigkeit u. dgl. Es ist deshalb unerläßlich, daß unsere Arbeitskräfte in jener Mission vermehrt und daß die Lage unserer Missionare, die immer noch eine beschränkte ist, gebessert werde. Dazu muß die Missionsgemeinde uns durch vermehrte Anstrengung in den Stand setzen.

Auch bei unserer Telugu-Mission in Indien können wir durch Gottes Gnade von einer nicht unbedeutenden Zunahme berichten. Zwar ist diese Mission noch allezeit auffallend schwer heimgesucht worden. In einem Zeitraum von 3 Jahrzehnten sind 25 Missionare dorthin ausgesandt worden, von denen bereits in früherer Zeit 4 zurückgetreten sind. Von den in unserem Dienst verbliebenen 21 Missionaren sind 9 — also fast die Hälfte — verstorben und 9 Missionarsfrauen nebst vielen Kindlein sind ihnen nachgefolgt. Der Gesundheitsstand ist demnach ein sehr ungünstiger gewesen. Wir haben es deshalb als notwendig erkannt, eine Gesundheitsstation anzulegen und die Liebe der Missionsfreunde hat uns dazu geholfen, den notwendigen Grund und Boden auf den Palm-Bergen zu erwerben und zwei Häuser, denen jetzt ein drittes hinzugefügt werden soll, zu erbauen. Nun können alljährlich drei Missionarsfamilien während der heißesten Zeit in der kühleren, kräftigeren Bergluft zubringen.

Die Zahl der Missionsstationen ist noch dieselbe wie früher. Nur hat Sriharikota seit mehreren Jahren nicht besetzt werden können. Die Filiale haben sich um 10 vermehrt, so daß es gegenwärtig 16 sind, zu denen 8 feste Predigtplätze hinzukommen. Sonst ist ja die Art des Missionierens in Indien die des Wanderns von Dorf zu Dorf, wo dann bei einem Götzentempel oder auf einem Markt, auf einer Straße oder unter einem schattigen Baum ein Zelt aufgeschlagen und von dort aus gepredigt wird, wie die Gelegenheit es bietet. Eine stattliche Zahl von eingeborenen Gehilfen steht den Missionaren zur Seite. Dieselben sind

von 50 auf 71 angewachsen. Von diesen haben die Katecheten nicht nur zu unterrichten, sondern auch den Missionaren durch Predigen im Missionsdienst zu helfen, während die übrigen als Lehrer in den christlichen Stations- und Dorfschulen angestellt sind. Außer diesen, die von 421 Schülern (395 christlichen und 26 heidnischen) besucht werden, haben wir noch eine Hochschule zu Tirupati, die aus 23 Christen, 10 Mohammedanern und 147 Heiden besteht. Der Hauptlehrer an derselben und ein Hilfslehrer sind Christen, die übrigen 9 Lehrer aber sind noch Heiden. Die Schule hat für die Erziehung des Volkes eine große Bedeutung und ist bahnbrechend für das Christentum. Dieses hält langsam aber sicher seinen Einzug in Indien und gewinnt immer mehr Raum unter dem so über die Maßen abgöttischen Volke. Langsam geht's nur und wen will's wundern? In keinem Volke ist das Heidentum so tief und fest gewurzelt wie bei den Hindu und in keinem sind die sozialen Unterschiede so schroff und groß. Kein heidnisches Volk ist — man möchte sagen — so religiös wie sie und doch ist keins so verschlossen gegen die wahre Religion. Kein Volk hat der Götter so viele und hält so zäh an dem uralten Götzendienst und keins ist so voll Herzenshärtigkeit und Verachtung gegen den einigen lebendigen Gott. Nirgends herrscht deshalb auch ein so großer Haß und eine so blinde Wut gegen jeden, der sich zu Christo bekehrt und nach der Taufe begehrt, und bei keinem Volke wird der Übertritt zum Christentum in gleichem Maße durch Feindschaft und Verfolgung erschwert. Und darin besteht bei den Kasten und kastenlosen Leuten kaum ein Unterschied. Ja, die Pariah werden durch die Sudra, von denen sie vielfach abhängig sind, in ihrer irdischen Existenz bedroht. Um so mehr ist es zu verwundern, daß trotzdem die Zahl der Christen wächst. Und ein Wachstum unserer Gemeinden um reichlich 1000 Seelen in einem halben Jahrzehnt ist ein großer Erfolg. Der Bericht von 1890 führte 822 Getaufte auf, der von 1895 aber 1866 Seelen. Dieselben gehören der Mehrzahl nach den niederen Kasten an, doch sind auch Christen aus den Brahmanen und aus den Sudra darunter. Die größte Gemeinde ist die von Naydupett mit einem Bestande von 864 Christen. Die Zahl der Kommunikanten ist auf 1515 gestiegen. Auch in Indien suchen die Missionare die Gemeinden zur Mitarbeit heranzuziehen, was bei der großen Armut derselben eine schwere Aufgabe ist. Vielen Gemeindegliedern muß erst zu einer Existenz verholfen werden. Trotzdem betrugen die kirchlichen Beiträge im letzten Jahre M. 289,30. Wir sind am Ende mit unserm Überblick, da es uns bei dem Mangel

an Raum nicht möglich ist, tiefer in die Verhältnisse unserer afrikanischen und indischen Missionsarbeit einzuführen. Das aber müssen wir zum Schluß bekennen: Überall durften wir's deutlich spüren, daß der HErr mit uns ist, und daß Er die Kraft seiner Gnade in unserer Schwachheit mächtig sein läßt. Drum Ihm allein sei Ehre und Preis und Dank, jetzt und in Ewigkeit.

Morgenländischer Frauenverein.[1]

Im Auftrage des Vorstandes.

Der „Frauenverein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande" ist am 10. November 1842 zu Berlin gegründet. Seine Statuten stellen Grund und Zweck seiner Bildung folgendermaßen dar:

> Aufgefordert durch die wiederholten Berichte von dem traurigen Zustand, in welchem das weibliche Geschlecht unter den Heiden sich befindet, und in der festen Überzeugung, daß vorzugsweise die Bekehrten des weiblichen Geschlechts eine nachhaltige, wahrhaft christliche Bildung unter den nichtchristlichen Völkern Asiens verbreiten können, ist ein Frauenverein in Berlin zusammengetreten, der es sich zur Aufgabe gestellt hat, die christliche Bildung unter dem weiblichen Geschlechte im Morgenlande zu fördern.

Entsprechend diesen Weisungen und der eigentümlichen Abgeschlossenheit der Frauen im Morgenlande hat der Verein seit nun 54 Jahren ausschließlich unverheiratete Missionslehrerinnen ausgebildet und ausgesandt. Leider ist seine Arbeit nur eine sehr beschränkte, obwohl er bis vor kurzem einzig in seiner Art war. Er ist der großen Masse der Missionsfreunde um seiner dienenden und helfenden Art willen unverstanden geblieben und wird in seiner stillen Arbeit unterschätzt. Öffentliche Propaganda hat er nicht getrieben. Denjenigen unter den Missionsfreunden, welche die Mission der evangelischen Deutschen am liebsten ganz auf die deutschen Kolonieen beschränkt sähen, ist der Anschluß der von ihm ausgesandten Missionslehrerinnen an eine englische Missionsgesellschaft, die Ch. M. S., und die Beschränkung der Arbeit auf Britisch-Indien noch besonders anstößig.

Trotzdem dürfen seine Freunde auf das vergangene Jahr mit Dank gegen Gott zurücksehen! Eine große Gabe einer treuen Freundin ermöglichte es, am 25. April d. J. ein Missionsschwesterheim

---

[1]) Vergl A. M.-Z. 1885, 409.

in der Bredowstr. 42 (Berlin N.W.) einzuweihen. Da sollen die auszubildenden Schwestern einige Zeit in Bezug auf ihre sittliche und religiöse Reife und missionarische Befähigung geprüft und unter Leitung einer Hausmutter, der verwitweten Frau Pastor Wölbling, und unter der Anweisung ihrer Tochter, der verwitweten Frau Dr. Eckhardt, deren Mann im Dienste der Baseler Mission in Westafrika dem Klima zum Opfer fiel, in die Missionsarbeit eingeführt und in der heiligen Schrift, der Kirchengeschichte, dem Englischen und der Urdusprache unterrichtet werden. Ist es auch kein eignes Haus, sondern nur eine freundlich eingerichtete Mietswohnung, so hoffen wir doch, daß der mehrmonatliche Aufenthalt in unserem Schwesterheim unseren Lehrerinnen zum Segen werden wird.

Seit dem Jahre 1882 meldeten sich 104 Aspirantinnen, im Jahre 1896 allein 18. Aber nur ein kleiner Teil derselben erwies sich als brauchbar; ein großer Teil durfte vorläufig wegen des jugendlichen Alters oder wegen der von seiten der Verwandten bereiteten Hindernisse nicht aufgenommen werden. Zur Zeit befinden sich zwei Aspirantinnen im Heim, mit 5 oder 6 wird noch unterhandelt. In diesem Jahre hat leider keine ausgesandt werden können, obwohl vom indischen Arbeitsfelde der dringende Ruf nach 4 neuen Arbeitskräften, von denen 2 womöglich auch einige ärztliche Ausbildung haben sollten, an uns erging.

Zur Beschaffung der jährlich nötigen Geldmittel (12—13000 M.) haben die über ganz Deutschland verstreuten 74 Hilfsvereine und die ausgegebenen Pfennig-Sammelbücher das meiste beigetragen. Die Hilfsvereine haben durch die Berichte beurlaubter Schwestern und die rege Korrespondenz eines Vorstandsmitgliedes viel neue Anregungen empfangen und bieten durch ihre Gaben und Fürbitten dem Verein einen festen Rückhalt. Das monatlich erscheinende Vereinsblatt, bis vor kurzem das einzige derartige in ganz Deutschland, erscheint in einer Auflage von 1050 Exemplaren. („Missionsblatt des Frauenvereins für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande“, zu haben bei der Buchhandlung der Berliner ev. Missionsgesellschaft, Berlin N.O. 43. Friedenstraße 9 und Frl. v. Walsleben, Berlin W. 9, Schellingstr. 12, für jährlich 1,50 M., in Berlin 1,20 M. portofrei.)

Von den seit 1857 ausgesandten 23 Lehrerinnen stehen noch 13 in der Arbeit: 6 arbeiteten im Anschluß an verheiratete — meist deutsche — Missionare der Ch. M. S. in Indien unter deren Leitung und sind direkt mit dem Vorstand in Berlin verbunden. 6 andere sind auf ver-

schiedenen Stationen anderer Missionsgesellschaften in Indien thätig als Lehrerinnen oder Ärztinnen in Senanas, in Schulen oder in der Dorfmission, und die 13. dient dem Herrn in der Rheinischen Mission auf Sumatra.

Das Hauptarbeitsfeld des Vereins ist Sekundra bei Agra in den Nordwest-Provinzen Indiens. In dem dortigen Mädchenwaisenhause erziehen unsere Lehrerinnen etwa 100 Mädchen von der Kleinkinderschule an bis zur Bildungsklasse für Lehrerinnen und Bibelfrauen. Die meisten Zöglinge verlassen zwar mit der Konfirmation die Anstalt, um sich zu verheiraten. Sind doch die von den deutschen Lehrerinnen an Fleiß, Ordnung und Sauberkeit gewöhnten und zu allen häuslichen Arbeiten angehaltenen Mädchen gesuchte Bräute für Lehrer, Katechisten, Unterbeamte und Handwerker. Doch helfen sie auch so, als christliche Hausfrauen und Mütter, in aller Stille mit an der Umwandlung des indischen Familienlebens. Andere dagegen arbeiten auch unmittelbar als Bibelfrauen und Lehrerinnen an der Ausbreitung des Evangeliums unter ihren Landsleuten. Aber auch die Senana- und Dorfmission ist seit 1885 von Sekundra aus in Angriff genommen. 40 Dörfer konnten besucht, Schulen gegründet und 11 Erwachsene für die heilige Taufe vorbereitet werden.

Eine unserer Schwestern arbeitet in dem schöngelegenen Bergdörfchen Dharmsala bei Kangrah im Panjab am Fuße des Himalaya unter einem sehr empfänglichen Bergvolke. Fehlt es auch nicht ganz an Erfahrungen von heidnischem Fanatismus, kostet die Arbeit in den wilden, unwegsamen Bergen auch viele Mühe, so rühmen unsere indischen Missionsarbeiterinnen doch übereinstimmend mit Dank gegen Gott die große Wandlung, die sich in Bezug auf die Bildung des weiblichen Geschlechts in Indien in den letzten Jahren und Jahrzehnten vollzogen hat. Nicht nur die einfachen Frauen in den Dörfern, sondern auch die vornehmen Bewohnerinnen der großstädtischen Senanas zeigen großes Verlangen nach christlicher Bildung, und bereitwillig öffnen Gatten und Väter den Lehrerinnen ihre Frauengemächer, um auch ihren Frauen und Töchtern zu europäischer Bildung zu verhelfen. Das große indische Erntefeld ist für die Frauenmission erschlossen. Unser Verein ist dringend um die Aussendung von 4 neuen Kräften gebeten, die im Anschluß an deutsche Missionsehepaare arbeiten sollen. Möchte uns doch Gott die geeigneten Kräfte bald schenken! (Anmeldungen mit Einsendung von Zeugnissen sind zu richten an die Vorsitzende Frau Generalin von Doering, Berlin W.,

Schellingstr. 13. Erforderlich ist mindestens ein Lebensalter von 24 bis 25 Jahren.) Statutenmäßig hat unser Verein auch die direkte Missionsarbeit an den Frauen und Mädchen in dem jeden Christenherzen so teuren heiligen Lande zu betreiben. Aus Mangel an Kräften und einer geeigneten Arbeitsstätte muß er sich jedoch zur Zeit damit begnügen, für 2 Lehrdiakonissinnen an der Kaiserswerther Mädchen-Erziehungsanstalt Talitha Kumi die Gehälter zu bezahlen. Gott schenke uns bald die Verwirklichung dieser hoffnungsreichen Aufgabe!

Der Heiland hat befohlen: Predigt das Evangelium aller Kreatur! Und 500 Millionen Frauen und Mädchen leben noch auf der Erde, die ihn nicht kennen, und die vielfach nur durch die Arbeit weiblicher Missionare erreichbar sind! Darum vorwärts im Namen Jesu! Schwestern helft, daß euren heidnischen Schwestern das Evangelium gebracht werde!

Die modernen Allianz-Missionen.[1]

Von P. Berlin.

I. Die internationale Allianzmission.

„Wir stehen am Ende einer Woche von Jahren. Vor 7 Jahren landete Rev. Wm. Hunter Reid mit zwei andern Allianzmissionaren an den Ufern des Kongo und ließ William Cassidy auf seinem Wege nach China sein Leben an den Gestaden von Japan. Heut ist Mr. Reid umgeben von einer Schar von fast 40 Missionaren, welche 9 wohl eingerichtete Stationen im Gebiete des Kongo-Freistaates, nördlich vom Kongo, besetzt halten, und von der chinesischen Mauer im Norden bis zum südlichen Gestade bei Macao drängt ein Heer von fast 100 Missionaren vorwärts, um das Land für Gott in Anspruch zu nehmen. Seit jener Zeit ist eine Schar von über 300 Missionaren aus unserer Mitte nach fast jeder Himmelsrichtung hin ausgegangen, um für Christum unter den Heiden zu zeugen.“[2])

---

[1]) Quellen: Einige Flugschriften und die Jahresberichte der I. M. A. von 1891 ff., Berichte der Missionare in Sanningsvittnet, Trosvittnet, Chicago-Bladet, Hemlandsvännen u. a. Bl., Mitteilungen von Franson.

[2]) Wie bedeutend und von welchem Enthusiasmus getragen diese missionarische Allianzbewegung ist, möge sofort der Bericht über eine große Missions-Feldversammlung veranschaulichen, die am 9. August des vorigen Jahres zu Old Orchard Me. stattfand. Der Enthusiasmus und die Aufopferung, welche da an

Eine Missionsgesellschaft, die ihren achten Jahresbericht mit solchen Worten eröffnen kann, muß unsere Aufmerksamkeit und Teilnahme erregen, denn ein derartiges Wachstum ist in der Missionsgeschichte ohne Gleichen; die China-Inland-Mission, die so schnell gewachsen ist, hatte nach 15 jährigem Bestehen etwa erst 100 Missionare. Und wenn jene Missionsgesellschaft selbst auf die siebenjährige Periode Gewicht legt und sie als eine Zeit der Pflanzung und Vorbereitung für den kommenden Herbst ansieht, so dürfte es wohl berechtigt sein, auf die Thätigkeit und die Art dieser Missionsgesellschaft einen prüfenden Blick zu werfen. Es ist die Internationale Allianzmission (The International Missionary Alliance) in Amerika, um die es sich hier handelt. Sie ist hervorgegangen aus der „Christlichen Allianz“, welche als eine Frucht der religiösen Bewegung

---

den Tag gelegt wurde, steht ohne Zweifel einzig in der Geschichte der Mission da. Nach einer Gebetsversammlung, welche am Sonnabend Abend gehalten wurde und bis Mitternacht dauerte, hielt Dr. Simpson am Sonntag Vormittag eine Predigt, welche eine merkwürdige Wirkung hatte. Er ermahnte die Anwesenden auf das beweglichste, sich selbst in Gottes Dienst zu stellen und von ihrem Eigentum für die Mission zu opfern. „Gott hat mit seinem Segen jedes opferreiche Missionsfeld geehrt. Wir haben Gräber in Afrika und ich danke Gott für sie. Laßt tausende fallen, aber Afrika möge erlöst werden. Brüder, erwählt das beste Teil. In der gegenwärtigen (amerik.) Wahlcampagne wird Geld genug vergeudet werden, daß man damit die Welt in fünf Jahren evangelisieren könnte. Gott helfe euch, weise zu wählen!“ Darauf sprach ein von China heimgekehrter Missionar, wonach Simpson fragte: „Wie viele unter euch wollen sich für die äußere Mission opfern, soweit Gott euch führen will?“ Da erhoben sich 100 junge Männer und Frauen. Das war mehr als Simpson erwartet hatte, und mit bebender Stimme und Thränen in den Augen sagte er: „Gott segne euch. Der heilige Geist ist hier.“ Darauf sollte die jährliche Kollekte eingesammelt werden. Die erste, welche ihr Opfer mit 1 Doll. darbrachte, war ein Weib, das, um dieses Scherflein geben zu können, seit Freitag gefastet hatte. Der nächste gab 2 Dollar und der dritte 25 000 Doll. Nun war die Bewegung richtig im Gang, Summen von 100, 200, 500, 1500 Doll. strömten ein, und viele gaben alles was sie hatten, nahmen dazu ihre Ringe, Diamanten, Uhren, Ketten, Haarschmuck und goldne Brillen ab, ja etliche gaben ganze Häuser. Ein Mann gab 10 000 Doll. Ein anderer gab sich selbst und sein ganzes 25 000 Doll. betragendes Vermögen für die Mission. Nun war die Summe auf 85 512 Doll. gestiegen. „Brüder, können wir sie nicht gerade auf 100 000 Doll. bringen?“ fragte Simpson. Und sofort kamen neue Ströme. Die, welche mit den Körben umhergingen, kamen mit ihnen aufgehäuft zurück. Junge Männer gaben sogar ihre Velocipede. Nach einer kleinen Weile war die Summe auf 100 500 Doll. gestiegen. Nun dankten sie Gott und sangen mit dem größten Enthusiasmus ein Loblied.“ (Sann. V. 1896. Nr. 37, bilaga.)

in den letzten beiden Jahrzehnten bezeichnet wird und im Sommer 1887 gegründet wurde, „um in christlicher Gemeinschaft als Zeugnis einer rein brüderlichen Allianz, die große Zahl von geheiligten Christen in den verschiedenen evangelischen Kirchen zu vereinigen, welche an den Herrn Jesus glauben, als an den, der da erlöst, heiligt, heilt und kommt." Die Allianz wollte keine neue kirchliche Körperschaft sein, sondern sich damit begnügen, auf dem Grunde des „vierfältigen Evangeliums" (von der Erlösung, Heiligung, Heilung und Wiederkunft) ihre Genossen durch Gemeinschaft und Gebet zu den verschiedenen Formen christlicher Glaubens- und Liebesarbeit zu ermutigen und zu stärken, überall ein tieferes christliches Leben anzuregen und so die Wiederkunft des Herrn vorzubereiten. Die christliche Allianz, auf das Werk der Heidenmission übertragen, ergab die internationale Allianzmission (I. M. A.). Die Stifter der christlichen Allianz waren auch die Begründer der Allianzmission, und von dem Grundsatze ausgehend: „Das Missionsinteresse ist die Hauptpflicht (chief business) eines jeden Christen", trachteten sie „das Werk der äußeren Mission und der Evangelisation der Welt zu dem großen Ziele aller christlichen Thätigkeit zu machen." Im folgenden Jahre, 1888, sandte die I. M. A. ihre ersten Boten aus.[1]) Ihr Organ ist die Wocherschrift The Christian Alliance in New York, ihre Leitung liegt in der Hand eines in verschiedene Ausschüsse gegliederten Board.[2]) Überschauen wir zuerst den gegenwärtigen Stand ihrer Arbeit auf den einzelnen Feldern und folgen dabei der geographischen Ordnung.

I. Afrika.

1. Am Kongo begann die Arbeit 1888, als Miss. Reid mit zwei Begleitern dort eintraf. Das Arbeitsgebiet ist das nördliche Ufer des unteren Kongo, zwischen diesem und dem Tschiloango, 200 engl. Meilen lang, 100 breit, eine Gegend, in welcher außer einigen Taylorschen Stationen keine evangelische Mission zu finden ist, bis im Osten die schwedischen Stationen sich anschließen. Reid gründete in Ngangila (bei Vivi) die erste Station und ging dann in nördlicher Richtung über Vungu, das sich bald hoffnungsvoller als Ngangila entwickelte, weiter vor. Zahlreiche Verstärkungen, welche die Verluste durch den Tod wieder ausglichen und sogar eine Unterstützung der schwedischen Station Diadia gestatteten, ermöglichten die

---

[1]) Die Angaben bei Gundert, die ev. Miss. 3. Aufl. S. 52 sind nicht ganz zutreffend.

[2]) Die Vereinigung der „christlichen Allianz„ und der J. M.-A. ist geplant und vermutlich jetzt schon erfolgt, sie soll die Organisation vereinfachen.

Besetzung neuer Stationen. Die Bevölkerung zeigte sich freundlich, einzelne Häuptlinge wurden gewonnen, die Kongoregierung lud ein, in Boma eine Station zu gründen, und so entstand in der Hauptstadt des Kongostaates eine evangelische Kapelle. Reid, der das Klima gut vertrug und durch 6 Jahre nicht vom Fieber angegriffen wurde, leitete als Superintendent von Ngangila aus die Mission und visitierte sie 1895, nachdem er von einem Besuche in Amerika zurückgekehrt war, zog einzelne weniger günstig gelegene Stationen ein und gründete neue, und so finden wir jetzt folgende Stationen: Boma, Ngangila, Bungu, Kiama, Mazinga, Mabuda, Dyema, Kinkonzi, sowie an der Küste die 1895 angelegte Gesundheitsstation Kabinda (auf portugiesischem Gebiete), mit 25 männlichen, 20 weiblichen Missionaren und 7 eingeborenen Evangelisten. Die in den letzten beiden Jahren ausgesandten Missionare haben bereits in der Heimat einen sechsmonatlichen Kursus in der Landessprache durchgemacht und sind dadurch schon bei ihrer Ankunft für die Arbeit tüchtiger gewesen. Fleißige Reisen im Lande haben Missionare und Eingeborene mit einander bekannt gemacht und Vertrauen hergestellt, so daß die ersteren schon einen gewissen Einfluß ausüben. Hauptgegenstand der Arbeit ist die jüngere Männerwelt, die man in Knaben- und Jünglingsschulen sammelt, um sie für den Heiland zu gewinnen und womöglich zu Evangelisten auszubilden. Zur Zeit befinden sich 163 meist getaufte Knaben und Jünglinge in den Schulen, die auf den meisten Stationen eingerichtet sind; in Ngangila hat man auch schon eine Frauenschule. Die Gesundheitsverhältnisse haben sich gebessert, im J. 1895 ist nur ein Todesfall eingetreten, während bis 1893 schon 10 Todesfälle unter 40 Ausgesandten vorgekommen waren.[1]) Mit den geistlichen Fortschritten der Arbeit ist man zufrieden. Die Schulen haben zugenommen, viele unter den christlichen Jünglingen besuchen Sonntags ihre Freunde und bezeugen ihnen den Heiland, den sie gefunden; die älteren Leute sind freilich wenig zugänglich. Man plant weiteres Vordringen über den Kongo hinaus in der Richtung auf den Tanganyikasee, wozu allerdings mindestens 100 Missionare erforderlich wären.

2. Im Sudan an der Sierra Leoneküste übernahm die I. M. A. 1892 die dort seit 3 Jahren von unabhängigen Missionaren getriebene Arbeit, doch zeigt diese Mission eine gewisse Unruhe, die auf den Mangel einer sicheren Leitung und auf eine zu große Willkür der einzelnen ar-

---

[1]) Und 1896 wieder 4.

beitenden Missionare schließen läßt. 5 Stationen sind hier im Laufe der wenigen Jahre wieder aufgegeben worden. Hier hatte Miss. Kingman die Leitung. Er sollte später nach Indien gehen, aber Spaltungen, die in der Sudanmission eingetreten waren, bewirkten, daß er nach dem Sudan zurückging, und es gelang ihm, dort wieder befriedigende Verhältnisse zu schaffen. Die Arbeit dort geschieht unter den Temne, am Rokellefluß aufwärts. Freetown mit einem Missionshause dient als Basis, Magbele am Rokelle als Transportstation; Ro Bethel, Makomp und Tubabuduugo (weiter aufwärts) sind die eigentlichen Arbeitsstationen, die man als „Schrittsteine" bezeichnet, um über Farina (am Niger, französisch) zu den Mandingo vorzubringen. Einerseits Timbuktu, andererseits der Tschadsee gilt als Ziel. Auch hier zeigt sich die Jugend am zugänglichsten, in Magbele und Ro Bethel hat man die Arbeit auch auf die weibliche Jugend ausgedehnt. Vier junge Eingeborene haben als Evangelisten Dienste geleistet. In Ro Bethel waren 8 Getaufte und 6 Taufkandidaten; 13 Knaben und 8 Mädchen besuchten die Schule. Sie werden von der Mission unterhalten; ihre Zahl zu vergrößern, wäre den Missionaren sehr erwünscht, aber ihre Unterhaltung und die dazu nötigen Bauten erfordern größere Mittel; zwei kleine Dampfer für den Verkehr auf dem Flusse würden der Mission auch gute Dienste leisten. Das Klima hat viele Opfer gefordert, der vorletzte Bericht erwähnt 4 Todesfälle, der letzte einen, Kingman selbst hat auf den kanarischen Inseln wieder Erholung suchen müssen. Es arbeiten dort jetzt 12 Männer und 3 Missionarsfrauen. Die ärztlichen Kenntnisse des Miss. Hubby haben der Mission gute Dienste geleistet.

II. Asien.

3. Palästina. In Jerusalem und Hebron sind Stationen. Die Arbeiter haben mehrfach gewechselt. Die Arbeit geschieht hauptsächlich durch unverheiratete Frauen an den arabischen Frauen. In Hebron hält Miss. Murray eine Schule mit ca. 50 arabischen Kindern und wirkt evangelisierend in der Umgegend. Diese Arbeit soll nach der Ankunft von neuen Kräften energischer in die Hand genommen werden; die Gegend des alten Moab ist dazu ausersehen. Außer Murray und seiner Frau sind Missionarinnen thätig.[1])

4. Weit bedeutender ist die Thätigkeit in Indien, das zu den ersten Arbeitsgebieten der I. M. A. gehört. Sie hat hier einige „unabhängige" Missionen in Puna und Nord-Berar übernommen, und in

---

[1]) Von einer kleinen 1891 erwähnten Arbeit in Arabien ist hernach nicht wieder die Rede gewesen; sie muß wohl aufgegeben sein.

den ersten Jahren hauptsächlich in Nord-Berar gearbeitet. Die Leitung hat hier Superintendent Fuller. Man hoffte, Berar mit seinen 3 Millionen Einwohnern mit 50 Missionaren in 5 Jahren „evangelisieren" zu können, an zahlreichen Verstärkungen hat es auch nicht gefehlt, aber das „Evangelisieren" scheint doch nicht so schnell zu gehen. Akola ist die Hauptstation, eine Industrieschule für Knaben besteht hier, ein christliches Blatt (The India Alliance) wird herausgegeben, eingeborene Gehilfen stehen in Arbeit, die Jahresversammlung der Missionare wird hier gehalten, an der 1893 der visitierende Generalsekretär Rev. A. B. Simpson aus New York teilgenommen hat. Die anderen Stationen in Berar sind: Khamgaon (mit Mädchenschule), Shegagon, Buldana, Amraoti, (von den Freischotten überlassen), Murtizapur, Chandur, Mulkazur, auf denen 13 männliche und 18 weibliche Missionare arbeiten und während der trocknen Jahreszeit fleißig Evangelisationsreisen machen. Bei Akola wurde im Frühjahr 1895 ein camp-meeting mit den eingeborenen Christen gehalten, wobei diese eine Woche lang in Grashütten oder Zelten wohnten und manche von ihnen „den h. Geist erst zu kennen bekamen." — Von Berar aus ist die Arbeit weiter gegangen nach Kandesch und Gudscharat. In der ersteren Provinz sind 3 Stationen (Jalgaon, Chalisgaon, Pachora) mit 5 Missionaren (deren einer verheiratet), in letzterer auch 3 (Ahmedabad, Kaira, Kapadvanj) mit 7 männlichen und 8 weiblichen Missionaren. Im J. 1895 hat die I. M. A. in Bombay ein Central home errichtet, das nicht bloß das Hauptquartier der Mission und eine Raststätte für reisende Missionare sein, sondern auch ein Mittelpunkt der Thätigkeit unter der englisch redenden Bevölkerung von Bombay werden soll. Außer dem Sup. Fuller sind noch 1 Missionar und 3 Frauen dort stationiert. Die indische Statistik weist 1895 auf: 91 Getaufte (wovon 48 auf Akola kommen), 14 Taufbewerber, 17 Sonntagsschulen mit 505 Besuchern; Evangelien, Traktate u. s. w. sind verbreitet worden. 31 Missionare bestanden ihre Sprachprüfung; zur Errichtung einer Ausbildungsanstalt für eingeborene Evangelisten ist eine Schenkung von 5000 Doll. gemacht worden.

5. In China hat die I. M. A. an verschiedenen Stellen eingesetzt, zuerst in Centralchina, wo wir am Yantsekiang die Stationen Wuhu (1891 zeitweise wegen Unruhen aufgegeben), Tatung, Hansanhsien, (nördlich vom Fluß, Prov. Nganwhei) und Wutschang (Prov. Hupeh) finden.[1])

---

[1]) Der neueste Bericht nennt auch noch Nang ling shien, Nanchi, Tsing iang hsien und Tong ling shien als Stationen, zum Teil in Pr. Honan.

Wuhu ist die Hauptstation und jetzt mit einem dreistöckigen Missionshause versehen, das für 30—40 Missionare Raum bietet und den ankommenden Missionaren während der 6—12 Monate, wo sie nur die Sprache zu lernen haben, Wohnung geben soll. Hier hat auch der Generalsuperintendent für China, Mr. Lelacheur, seinen Sitz. In Wuhu wird besonders und mit Erfolg unter den Frauen gearbeitet („das Geheimnis für die Verbreitung des Evangeliums in China sind christliche Mütter"), eine Kapelle ist für sie eingerichtet, eine Nähschule wird von ca. 70 Frauen besucht, eine Mädchenschule ist auch vorhanden. In den 3 andern Stationen sind kürzlich Knabenschulen eröffnet, die in Wutschang wird von 25 Knaben besucht, welche auch zum Sonntagsgottesdienst kommen. Die Predigt des Evangeliums findet Hörer, es fehlt auch an solchen nicht, welche Verlangen haben, die Wahrheit kennen zu lernen; einige Taufen sind vorgekommen, eingeborene Gehilfen sind in Arbeit. Zahlen über die bisherigen Erfolge finden sich in den Berichten zu vereinzelt, um ein Bild davon zu gewinnen. 15 Missionare und 13 Frauen arbeiten in Centralchina, für die künftige Thätigkeit hat man die Provinzen Hupeh und Honan ins Auge gefaßt.

Im südlichen China wurde die Arbeit 1893 durch Missionar Reeves und Frau nebst einem christlichen Chinesen aus San Franzisko aufgenommen. Sie ließen sich zuerst in Kanton nieder, um die Sprache zu lernen, Reeves machte verschiedene Reisen auf dem Westfluß in die Provinz Kwangsi, welche, als bisher noch fast unberührt vom Evangelium, für die künftige Thätigkeit ausersehen war. In den folgenden Jahren kamen Verstärkungen, so daß nun 13 Missionare für die Arbeit in Südchina bereit, oder doch in Vorbereitung sind. Missionar Lelacheur hat hier eine Visitation gehalten (Januar 1895), um den Plan für die künftige Arbeit festzustellen. Eine große Ermutigung ist es für die Missionare gewesen, daß 2 Eingeborene aus einem Orte in Kwangsi, den die Missionare bei ihren Reisen besucht hatten, sich zu Boot aufmachten, um ihnen zu danken und sie zu neuem Besuche einzuladen; ihr Boot verkauften sie, um von dem Erlöse die Fahrt mit dem Dampfer nach Macao zu bestreiten und dort Gottes Wort zu hören. Der letzte Bericht giebt als Stationen Macao, Pakhoi und Tungtsun an.

Zwei Jahre früher als in Südchina ist die Missionsarbeit in Peking, hauptsächlich durch Missionarinnen an Frauen, begonnen worden, unter Leitung von Miß Duow, die früher einer Presbyterianermission angehörte. Sie hat dort ein Haus erworben, die Berichte reden von

einigen Bekehrungen. In Tientsin ist 1895 eine Transportstation gegründet worden, hauptsächlich im Interesse der Mission in Nordchina. Diese ist als eine Wirkung des Aufrufs anzusehen, durch den die Missionskonferenz in Shanghai 1890 um 1000 Missionare für China in den nächsten 5 Jahren bat. Im J. 1892 wurden der I. M. A. 200 schwedische Missionare angeboten, welche der Evangelist Franson in seiner Heimat gewinnen wollte. Man ging darauf ein und setzte große Hoffnungen auf diesen Plan. Franson warb auch junge Männer und Mädchen und bereitete sie durch Bibelkurse für ihren künftigen Beruf vor. Doch rief die Ausführung dieses Planes viele Bedenken hervor (Allgem. M.-Z. 1893 S. 544), und auch in Amerika wurde man bedenklich und beanstandete nach der Aussendung der ersten 45 (die 1893 in China ankamen), weitere Aussendungen, oder machte sie wenigstens davon abhängig, daß die Auszusendenden erst einige Zeit in dem Training College der I. M. A. in New York zubringen sollten, um näher geprüft zu werden. Die finanziell ungünstige Zeit in Amerika, sowie der chinesisch-japanische Krieg verursachten weiteren Aufschub; einer der Vorsteher der I. M. A., Rev. Wilson, reiste 1894 selbst nach Schweden, um die dortigen Missionskandidaten näher kennen zu lernen, und stellte, weil man den Eifer, die Unermüdlichkeit und die Treue der Schweden zu schätzen gelernt habe, die Aussendung einer kleineren Zahl in Aussicht. Endlich konnten im Januar 1896 16 Missionskandidaten (darunter 10 weibliche) aus Schweden nach China abgehen und sind dort im April angelangt. Ursprünglich hatte man für die Schweden die entlegene Provinz Sz-Tschuen in Aussicht genommen, einzelne waren auch in Tschekiang stationiert; doch entschied man sich nachher, sie des für sie zuträglicheren Klimas wegen nach dem Norden zu senden, und so ist der nördliche Teil von Shansi, wo sie auch ihre Landsleute vom Heiligungsbunde antrafen, ihr Hauptquartier geworden, 14 Tagereisen von Peking, jenseits der chinesischen Mauer. Kueihuacheng (auf manchen Karten Kukuchoto genannt), Paoteo (am Hoangho) und Salatsi wurden die Mittelpunkte, um welche sich die Arbeit ordnete, Emanuel Olsson, ein Missionar des Heiligungsbundes, der bereits seit 1890 in China wirkte, wurde zum Lokalsuperintendenten bestellt. Er war akademisch gebildet, eine hervorragende Persönlichkeit, „von starkem Glauben, viel Gebet, großer Demut, Reinheit, Freundlichkeit und Selbstverleugnung“, aber ein so entschiedener Vertreter der „apostolischen“ Missionsmethode, daß er die älteren Missionare für träge und untreue Diener, ja für Feinde des Kreuzes Christi hielt (Miss. Förb. 1893 S. 260).

Seine Weise zu missionieren ergiebt sich aus einem Bericht über seine Thätigkeit.[1])

Da erzählt er von der Bekehrung eines groben Sünders, der zu jeder Schlechtigkeit, auch zum Morde bereit war, wenn er Nutzen davon hatte. „Wie konnte er so schnell gerettet werden? Nun, gerade so, wie große Sünder in Amerika, England und Schweden gerettet werden. Man sagte ihm, niederzuknien und den Herrn um Vergebung seiner Sünden zu bitten; er war dazu bereit, weil einige junge Leute aus Paoteo da waren, die auf diese Weise gerettet waren und deren Leben er kannte." Für die Neubekehrten veranstaltete er Bibelkurse von 2—3 Wochen zu „planmäßigem Bibelunterricht". „Ich glaube, wenn ich 2—3 Wochen an jedem Orte bleibe und jeden Tag Versammlung halte und Unterricht erteile, dann haben sie genügend Zeit, die Grundgedanken der Bibel kennen zu lernen und Gottes großen Heilsplan in etwa zu verstehen, vorausgesetzt, daß mehrere chinesische Brüder mir nach allen Seiten hin helfen. Ist jemand sehr begierig, mehr zu erfahren, als während meines Aufenthalts an dem betr. Orte möglich ist, so wird er mir gern anderswohin folgen und dort mehr lernen. — Natürlich halte ich es für sehr wichtig, chinesische oder europäische Brüder an den Orten zurückzulassen, wo Bekehrte gesammelt worden sind, damit diese in ihrem Glauben wachsen und auch lernen, das Christentum im täglichen Leben üben. Wo jedoch niemand bleiben kann, da wird der heilige Geist die Neubekehrten weiter führen auch ohne die Hilfe menschlicher Werkzeuge."

Olssons Eifer, der ihn keine Ruhe und Schonung suchen ließ, führte seinen frühen Tod herbei (19. 1. 1894.), worauf ein anderer Olson die Leitung erhielt. Die Arbeit, verbunden mit werkthätiger Fürsorge in Hungersnot um Paoteo 1893, dehnte sich weiter aus, die schwedischen Missionare und Missionarinnen machten viele Reisen in Shansi, Shensi, Kansuh[2]), predigend und zur Guitarre singend, Bücher verkaufend und Traktate austeilend, Kranke heilend und Opiumknechte erlösend, bald mit Erfolg, bald ohne Erfolg, hier freundlich aufgenommen, dort verjagt, unter allerlei Gefahren des Herrn Hilfe erfahrend, der auch auf ungebahnten Gefilden zu schützen vermag. Die genannten Provinzen boten viel Raum, sie sind jetzt von 20 Stationen besetzt. Auch die Mongolei schien geneigt, der Botschaft des Evangeliums die Thür zu öffnen, wenigstens wurde 1894 berichtet, daß ein Mongolenkhan den Missionar Larsson eingeladen hat, bei ihm zu missionieren, und daß dieser mit einigen andern die mongolische Sprache zu erlernen anfing, der „Report" von 1895 nennt ihn auch in Uago[3]) (Mongolei) thätig, einige andere

[1]) Deutsch abgedruckt im Barmer Chinaboten, Januar — März 1894.

[2]) Einige Reiseberichte im Barmer Chinaboten, Juni 1896.

[3]) Franson nennt die Station Urga „mitten in der Mongolei." Ein Uago finde ich auf den mir zugänglichen Karten nicht; es ist vielleicht falsche Schreib-

Missionare sind in Ningsiafu (Kansuh) an der Grenze der Mongolei stationiert, auch von Kalgan und Uangjefu wird die Mongolei in Angriff genommen. Eine Anzahl der Stationen hat Franson in Begleitung des visitierenden Gen.-Sup. Lelacheur 1894 selbst besucht und dabei mit den von ihm vorbereiteten Missionaren Konferenzen gehalten. An den größeren Orten sind besondere Stationen, wo die Missionarinnen wohnen, die auch durch Hausbesuche bei den Frauen wirken. Jährliche Konferenzen in Kueihuacheng führen die Missionare aus ihren zerstreuten Wohnplätzen zur gemeinschaftlichen Erbauung und Beratung über die Missionsangelegenheiten zusammen. Die Stationen die der letzte Report aufzählt, sind: Kueihuacheng (2 Stat.), Pehsietsi, Pehriboshao' (Paoriho), Rishihkiatsi, Totocheng, Tsinghuihotsi, Tatai, Paoteo (2 Stat.), Saritsing, Salatsi, Fenchen (2 Stat.), Ningsiafu, Wangufu, Kingkipsi, Pingloh, Thenmoh, Uago (Urga ?). Statistische Angaben fehlen, die Zahl der Bekehrten wird auf mindestens 50 geschätzt, eingeborene Helfer werden mehrfach mit Anerkennung erwähnt, Schulen sind vorhanden; bei ihrer Wichtigkeit wird in einem Bericht ihre Vermehrung als wünschenswert bezeichnet. Über die Verwüstungen, die das Opium in diesen Gegenden anrichtet, wird öfter geklagt, selbst die Kinder werden in das Opiumverderben hineingezogen.

Die jüngste Arbeit in China ist die Begründung einer Mission in Tibet. Dieses Land hat seiner Verschlossenheit wegen die Augen der Missionsfreunde ganz besonders auf sich gezogen, namentlich seit Annie Taylor so kühne Versuche zur Öffnung des Landes gemacht hat. Während andre von Indien her in Tibet einzudringen suchen, hat die I. M. A. von Osten her einen Angriff unternommen. Die Missionare Simpson und Christie haben nach längerem Aufenthalt in Peking zum Studium der tibetanischen Sprache sich 1895 aufgemacht und in Taocheo (Kansuh), 2250 engl. Meilen von Shanghai, an der Grenze von Tibet sich niedergelassen, in einem Gebiet, das die Tibetaner schon als zu der Tibetprovinz Amdoa gehörig ansehen, und von wo aus viel Handel mit Tibet getrieben wird. Christliche Predigt ist in dieses 8—9000 Fuß hohe Bergland noch nicht gedrungen, das Opium aber ruiniert selbst die Kinder an der Mutterbrust. Der Buddhismus herrscht uneingeschränkt, man hofft ihn zerstören zu können, wie das große Erdbeben 1894 in Lhassa das heilige Buddhistenkloster zerstört hat.

weise. Nach Kros B. 96, Nr. 11 ist Urga in der nördlichen Mongolei Sitz des norwegischen Freimissionars S. O. Nästegaard, während Larsson hiernach in Kalgan ist.

6. Japan. Hier hatte die I. M. A. 1891 2 Stationen, in Kobe und ein Erziehungshaus für Mädchen, welches bald in andere Hände überlassen wurde, um die Kräfte mehr zur Evangelisation zu verwenden. Als der Generalsekretär Simpson 1893 auf seiner Visitationsreise nach Japan kam, wurde ein mehr planmäßiges Vorgehen vereinbart. Die bisher noch unbesetzte an der Nordküste gelegene Provinz Ivami und Umgegend wurde zum Arbeitsplatz ersehen und beschlossen, mit Rücksicht auf das starke Nationalbewußtsein der Japaner die Arbeit hauptsächlich mit eingeborenen Gehilfen zu betreiben, weshalb einige der Arbeiter nach Amerika zurückkehrten. Die Leitung liegt in den Händen des Sup. Rev. Gulick, dem neuerdings der Schwede Lindström zur Seite getreten ist; 17 eingeborne Evangelisten (3 davon mit ihren Frauen) wirken auf den Stationen Myoshi, Shobara (Prov. Bingo), Omari (Prov. Ivami) und Himeji (Prov. Aki); auch in Tokio arbeitet ein Evangelist. Die Vermehrung der Zahl der eingeborenen Gehilfen, für deren Freudigkeit und Standhaftigkeit es nicht an Proben fehlt,[1]) wird als nötig bezeichnet, ebenso eine größere litterarische Thätigkeit. Die Stimmung im Volk ist schwierig, die Regierung nicht feindlich. Im letzten Jahre sind 5 Japaner getauft, Gulick hat viele Predigtreisen in Ivami und Bingo unternommen. Die Arbeit ist noch zu jung, als daß man große Wirkungen erwarten könnte.

III. Amerika.

7. In Westindien sind auf der Insel Haiti verschiedene männliche und weibliche Arbeiter, die mehrfach gewechselt haben, an mehreren Orten thätig gewesen, in Kap Haiti, San Domingo, Port au Prince, San Pedro. Die Arbeit an der unter traurigen sittlichen Verhältnissen lebenden und bis zu den „Tiefen des Heidentums“ sinkenden Bevölkerung — namentlich weiblichen — wird als „auswärtige“ Mission eigentlich nicht angesehen. Am stetigsten scheint die Arbeit in San Domingo betrieben zu sein, wo eine Kapelle erworben ist; in Port au Prince sind etwa 50 Seelen gesammelt. Auf diesen beiden Stationen wirken 5 (darunter 3 weibliche) Missionare.

8. Brasilien. In Jahu (Prov. San Paolo) hat Missionar Hovells 1894 eine Anstalt gegründet, um Evangelisten auszubilden (Biblico Instituto Carolina Greer), und sie mit 11 Zöglingen eröffnet, sie soll mit Hilfe einer Farm erhalten werden. Auch eine Schule für Kinder

[1]) (Lindströms Bericht in Missionsbudet 1895/21).

war beabsichtigt. Er hat auch in der Umgegend gepredigt, 19 Personen getauft, eine Gemeinde (presbyt.) organisiert und Reisen ins Innere gemacht, an dem nach Norden fließenden San Franzisko entlang, mit der Absicht dort eine Reihe von Stationen zu gründen, um unter den Indianern zu missionieren, auch eine Station in der Prov. Goyaz ist geplant. Die neueren politischen Umwälzungen in Brasilien haben evangelische Arbeit in den Städten erst möglich gemacht, früher wäre es unmöglich gewesen, Lokale zu Versammlungen zu erhalten. Der jetzige Präsident soll dem Protestantismus günstig gesinnt sein, zwei Töchter von ihm sind in einer Methodistenschule erzogen.

9. Venezuela. Zwei Missionarinnen, von denen die eine in Port of Spain (Insel Trinidad) unter Katholiken gearbeitet hat, sind 1895 nach Caraccas gesandt, um in diesem von dem Evangelium unberührten Lande zu wirken, Verstärkungen sollen folgen, um auch am Orinoko die Arbeit aufzunehmen.

Von einer im Report von 1893 berichteten Thätigkeit eines Rev. Bright und Frau, die in Trugillo bei Lima litterarisch und evangelistisch wirken und zu den Stämmen der Eingeborenen vordringen wollten, ist in den späteren Berichten keine Rede mehr.

Der in Sitka (Alaska) arbeitende unabhängige Missionar Smith und Frau steht nur in loser Verbindung mit der I. M. A., so daß Aleska als Missionsgebiet der I. M. A. nicht angesehen werden kann.

IV. Europa.

10. In Bulgarien wirken in Philippopolis 2 Frauen (eine davon geborene Bulgarin) erzieherisch und evangelisatorisch, doch gilt diese Arbeit nicht als eigentliche Missionsarbeit.

Missionsrundschau.

Von G. Kurze.

Amerika.

In Grönland wurde im Jahre 1895 die dänische Mission sowohl wie die der Brüdergemeine durch den Untergang zweier Schiffe, die den Verkehr zwischen der nordischen Kolonie und dem dänischen Mutterlande vermittelten, schwer heimgesucht. Am Charfreitag 1895 sank der Dampfer „Hvidbjörn“, von Eisschollen zerdrückt, mit dem gesamten Jahresproviant und der Post für die Missionsstationen, an der felsigen Küste Grönlands; glücklicherweise ging kein Menschenleben verloren, auch die an Bord befindliche Braut des Missionar Hinz, Hansine Fogdal, deren Seelenstärke während der furchtbaren Katastrophe von den dänischen Seeleuten in der Kopenhagener Presse rühmend hervorgehoben wurde, rettete ihr Leben. Die

Missionare hofften nun sehnsüchtig auf die Ankunft eines Ersatzschiffes. Aber als dasselbe, die „Ceres“, in den Hafen von Julianehaab am 19. August 1895 einfuhr, rannte es durch die Ungeschicklichkeit des eingebornen Lootsen auf eine Klippe auf und scheiterte. Es stand nunmehr zu befürchten, daß der letzte Winter für die Missionsgeschwister eine Hungerzeit werden würde. Wie aber die inzwischen eingegangenen Nachrichten besagen, ist dies, Gott sei Dank, nicht der Fall gewesen, denn es gab noch etwas Vorrat von früherher auf den einzelnen Stationen, und dann hatte auch ein Teil der Ladung der „Ceres“, wenngleich beschädigt, noch geborgen werden können.

Über die Rätlichkeit einer Konzentrierung der gesamten Missionsthätigkeit unter den Grönländer Eskimo in der Hand des dänischen Kirchenregimentes sind die Ansichten der Missionare der Brüdergemeine geteilt. Wie ein sehr instruktiver Artikel über Grönland im „Missions-Blatt der Brüdergemeine“ (1895, 261 f.) hervorhebt, deuten allerhand Anzeichen darauf hin, daß manche Vertreter der dänischen Kirche, wie des dänischen Handels, den Abzug der Herrnhuter Missionare nicht ungern sehen würden. In neuerer Zeit ist eine Thatsache ans Licht gekommen, welche die deutschen Missionare besonders tief bekümmert. Eine sich auf mehrere Jahrzehnte erstreckende wissenschaftliche Untersuchung, deren Zuverlässigkeit unanfechtbar ist, hat nämlich ergeben, daß die Zahl der in der Pflege der dänischen Kirche stehenden Grönländer (etwa 8300) im Zunehmen, die Zahl der zu den Herrnhuterstationen gehörenden Eingeborenen (etwas über 1600) hingegen in der Abnahme begriffen ist. Es wäre Unrecht, die Brüdergemeine dafür verantwortlich machen zu wollen. Jene Thatsache findet vielmehr eine ausreichende Erklärung darin, daß die Grönländer im Bereiche der dänischen Missionsstationen zum weitaus größten Teile Mischlinge sind, hervorgegangen aus Heiraten dänischer Unterkaufleute, Handwerker und Arbeiter mit Grönländerinnen, während die Eingebornen auf den Stationen der Brüdergemeine sich als die echten, unvermischten Grönländer darstellen. Jene haben auf den dänischen Kolonieen ein auskömmliches und sicheres Brot, erfreuen sich besserer Wohnungen und einer geregelten Lebensweise; ihre Ehen sind kinderreicher; ihre Kinder lebensfähiger und kräftiger. Die unvermischten Grönländer dagegen, die auf eine weitgefährlichere Weise ihren unsicheren Lebensunterhalt erwerben und sich mit viel dürftigeren Wohnungen begnügen müssen, kommen wirtschaftlich nicht vorwärts und müssen ihre geringere Kinderzahl unter schwierigeren Verhältnissen aufziehen; auch sind letztere durch die Gewöhnung an gewisse europäische Nahrungs- und Genußmittel gesundheitlich und wirtschaftlich heruntergekommen. Als charakteristisches Beispiel für diese Schwäche erwähnen wir, daß auf einer grönländischen Außenstation nach Angabe des Missionars die dortigen 18 erwerbsfähigen Hausväter mit ihren Familien in einem Jahre 1200—1600 Pfund Kaffee und 1000—1200 Pfund Kandiszucker verbrauchen.

Man muß übrigens der dänischen Kolonialregierung die Anerkennung zollen, daß sie in wahrhaft väterlicher Weise ihren Pflichten gegenüber der Eskimobevölkerung nachkommt; letztere zahlt keine Steuern, empfängt ärztliche Behandlung und Arzneimittel unentgeltlich, wird in Notzeiten vor dem Hungertode geschützt nnd genießt sonst noch mancherlei Vergünstigungen seitens der Behörden. Auch ist den Eskimo durch die von der Regierung vorgenommene Einsetzung sogenannter Parsissok (Dorf-

schulzen) Gelegenheit gegeben, Wünsche, Vorschläge und etwaige Beschwerden zur Kenntnis der Oberbeamten zu bringen. Leider scheint die für das wirtschaftliche und körperliche Gedeihen der Grönländer so wichtige Seehundsjagd immer geringere Erträge zu liefern, und hat es ausnahmsweise einmal eine günstige Saison gegeben, so tauschen die Eingeborenen für das ihnen zuträglichste Nahrungsmittel fremde Kolonialwaren ein. Am günstigsten in bezug auf wirtschaftliche Selbständigkeit und christliches Verhalten steht noch die Missionsgemeinde Umanak da, wo die Jagd auf Füchse und Renntiere, sowie der Fischfang den einzelnen genügenden Unterhalt gewährt; in jedem Hause der Gemeinde wird täglich ein Abschnitt des N. T. nach einem vom Stationsmissionar ausgegebenen Bibelzettel gelesen. In Lichtenfels, welches zwei Jahre lang allein von dem treuen Stationsgehilfen Stefanus verwaltet wurde, fand Missionar Zucher bei seinem Einzuge im Sommer 1894 alles in guter Ordnung; unerschrocken hatte Stefanus vorhandene Schäden in der Gemeinde gerügt und abgestellt und sich während einer Influenzaepidemie als ein barmherziger Samariter seiner kranken Landsleute angenommen. Im vorigen Sommer hat übrigens ein Wechsel in der Leitung der Herrnhuter Grönland-Mission stattgefunden. Der bisherige Präses Kögel ist nach 29jähriger aufopferungsvoller Arbeit unter den Eskimo nach Deutschland zurückgekehrt, sein Nachfolger ward Missionar Riedel in Friedrichsthal (Missions-Bl. der Brüderg. 1895, 189, 220, 229, 237, 261, 353; 1896, 48. Jahresbericht 1894/95, 5; 1895/96, 9. Journal de l'Unité des Frères 1895, 44, 168, 241, 272; 1896, 55, 156, 279).

Die Eskimomission, welche Peck und Parker,[1]) zwei Sendboten der Ch. M. F. auf Blacklead Island im Cumberland-Sund hoch droben im arktischen Teile von Britisch-Nordamerika im Sommer 1894 begonnen hatten, scheint sich gleich von vornherein recht günstig zu entwickeln. Die Eskimo sind sehr empfänglich für die christliche Unterweisung; auch hier erweist die Predigt von Christi Leiden und Sterben ihre herzbezwingende Kraft. Ein Eingeborner rief mitten im Gottesdienst aus: „Hatte Jesus nicht große Liebe? O, welche Liebe!" Bereits können 40 Eskimo im Katechismus lesen; viele haben sich die 10 Gebote, das Vaterunser und eine Anzahl Sprüche eingeprägt. Das originelle, aus Walfischrippen und Seehundsfellen hergestellte Stationskirchlein fiel im Februar v. J. der Freßgier der halbverhungerten Eskimohunde zur Beute; der Schaden wurde aber schnell wieder gut gemacht. Die Strapazen, welche die Missionare in jenem eisigen Winkel auszuhalten haben, sind freilich ganz gewaltige. Nur dadurch, daß sie wie die Eingebornen von Seehundspeck und dem Fleische erlegter Eisbären leben, ermöglichen sie es, den Eskimo auf ihren oft ausgedehnten Wanderzügen zu folgen. Eine sehr gefährliche Reise unternahm Peck nach der Frobisher Bai, um in der Niederlassung Signuia einen Monat hindurch den Eingeborenen das Evangelium zu predigen. In diesem Sommer ist Peck zur Erholung nach England zurückgekehrt, gleichzeitig aber hat die Ch. M. S. einen Ersatzmann auf den fernen Posten gesandt (Annual Rep. 1895, 391. Ch M. Int. 1895, 907. Miss Leaves 1895. 134, 271).

Ein Teil der Brüdergemeine-Station in Labrador ist im „Schiffsjahr"

---

[1]) Parker ist leider auf einer Bootreise im Sommer vorigen Jahres ertrunken.
G. K.

1894/95 schwer von einer typhusähnlichen Epidemie heimgesucht worden, welche offenbar durch die von der Chicagoer und St. Franciscoer Ausstellung zurückgekehrten Eskimo ins Land eingeschleppt worden war. Es hatten sich seiner Zeit trotz der Abmahnungen der Missionare 51 heidnische und 7 christliche Eskimo für die Ausstellung anwerben lassen; die meisten kamen sehr enttäuscht und ernüchtert von ihrer Reise wieder zurück. Einer der Zurückgekehrten, Zacharias Naemi, der früher den Missionaren durch seine Starrköpfigkeit viel Verdruß gemacht hatte, erklärte offen: „Es ist doch nirgends besser auf Erden, als bei den Lehrern!“ Leider war seine 12jährige Tochter in Chicago ein Opfer amerikanischer Wüstlinge geworden. Am schlimmsten hauste die Seuche in Nain, einer Gemeinde mit regerem kirchlichen Leben und opferwilligem Interesse für die Ausbreitung des Reiches Gottes (Epiphaniaskollekte 149 M.) Bis zum Sommer 1895 waren 90 Eskimo, der fünfte Teil der ganzen Gemeinde, darunter auch 3 Nationalgehilfen und 2 Gehilfinnen, dem Typhus erlegen. Verschlimmert wurde die Not durch Mangel an genügender Nahrung. Es war wie ein Wunder, daß die Missionsgeschwister ihr schweres Amt als Tröster und Krankenpfleger unbehindert versehen konnten. Ohne die Hilfe der Mission wäre, menschlich geredet, die Einwohnerschaft Nains ganz ausgestorben. Als die Kunde von dem in Nain herrschenden Elende noch Okak gelangte, sammelte die dortige Eskimogemeinde an einem Tage 1000 M., die von zwei Eingeborenen ohne Vergütung den Notleidenden schleunigst überbracht wurden. Ein solcher Edelmut war den Missionaren bei ihren Pflegebefohlenen bisher noch nie entgegengetreten. Okak selber wurde übrigens auch von Seuchen heimgesucht, tröstlich war bei allem Leid die Glaubensfreudigkeit, mit der die meisten, die der Krankheit unterlagen, sich zu einer seligen Heimfahrt anschickten. Augenscheinlich hat die Trübsal einen sehr günstigen Einfluß auf das geistliche Leben der Missionsgemeinde ausgeübt. Auch in Hoffenthal kamen 1894/95 ziemlich viel Sterbefälle an Influenza und Typhus vor, sehr nahe ging den Missionaren der Heimgang des hochgeschätzten Nationalhelfers Daniel, der durch 35 Jahre hindurch sein Amt mit großer Treue versehen hatte. Je größer die Krankheitsnöte waren, um so dankbarer begrüßten die Missionsgeschwister die Ankunft des Dr. Grenfell von der Hochseefischer-Mission, der im Sommer v. J. mit seinem kleinen Dampfer „Sir Donald“ die Labradorküste wieder einmal besuchte und mit seiner ärztlichen Kunst manchem Leidenden Hilfe brachte. Für die nördlichste Labrador-Station Rama, deren kleine Christengemeinde für die Unterweisung ihres Missionars sehr empfänglich ist und nach Kräften unter den heidnischen Eskimo im Norden für das Evangelium Propaganda macht, brachte das Schiffsjahr 1894/95 Hungersnot und in deren Gefolge mancherlei Krankheit. Im Winter herrschten furchtbare Schneestürme und im Frühsommer traten so grelle Temperaturveränderungen ein, daß auch abgehärtete Naturen unterlagen. Da die Lage Ramas eine so unwirtliche ist und die Nahrungsquellen für die Eskimo in der nächsten Umgebung nur spärlich fließen, so dürfte der von den Missionaren schon länger ventilierte Plan, die Station weiter nordwärts, vielleicht an die fischreiche Nachvakbai, zu verlegen, wohl bald zur Ausführung gelangen. Auch ist es ein Lieblingswunsch der Herrnhuter Missionare, später einmal dem um die Ungavabucht an der Nordküste wohnenden Eskimostamme mit der Botschaft von Christo nachzugehen. Nach Süden hin steht die Anlage einer neuen Station

nun unmittelbar bevor, und zwar wird sich dieselbe nicht, wie ursprünglich geplant (vgl. die „Missionsrundschau", A. M.-Z. 1895, 462), in Nilik, sondern südlich davon in der Makkovikbucht erheben, wohin in diesem Sommer die Brüdergemeine eine in Schlesien gezimmerte zerlegbare Kirche und Missionarswohnung auf dem zu diesem Behufe gecharterten Transportschiffe „Asträa" entsandt hat. Der Oberagent der Hudsonsbaigesellschaft, Wilson, hatte die Aufmerksamkeit der Missionare auf die in der Nähe von Rigolet — einem Handelsposten am Eingange zu dem großen Hamiltonbusen — in kirchlicher Verwahrlosung lebenden Eskimo hingelenkt. Die in Akkearraluk wohnenden Eingeborenen nahmen die im Frühjahr 1895 zu ihnen kommenden Missionare und deren Predigt mit Freuden auf, vielleicht entsteht hier früher oder später einmal der südlichste Vorposten der Labradormission (Missionsbl. d. Br. 1895, 267, 280, 293, 323, 345, 388; 1896, 257. Jahresbericht 1894/95, 7; 1895/96, 9. Journal de l'Unité des Frères 1895, 11, 46, 79; 1896, 25, 112, 151).

Bischof Newnham unternahm im Sommerhalbjahr 1895 eine 2000 Meilen lange Wanderung durch den westlichen Teil seiner ausgedehnten Moosonee-Diöcese bis hinauf nach Fort Churchill, wo Missionar Lofthause von der Ch. M. F. in furchtbarer Einöde Indianern und Eskimo unermüdlich das Evangelium predigt. Ein ihm neuerdings beigegebener Laiengehilfe Buckland hat sich auf einem Walfänger eingeschifft, um zu den Eskimo an der Repulsebai — auf der Nordseite der Hudsonsbai — vorzubringen. (Ch. M. Int. 1895, 55, 383, 535, 904, 919. Annual Rep. 1895/96. 385. Miss Leaves 1895, 156, 207, 233; 1896, 87, 112, 155).

In der Diöcese Rupertsland ist auf der Missionsstation St. Peter ein Indianerhospital entstanden, dem der Marinearzt Dr. Rolston und seine Frau ohne Entschädigung ihre volle Kraft widmen. Leider haben sich in unbrüderlicher Weise neuerdings dort Baptisten eingedrängt, die mit ihrem Predigtthema: „Ohne Untertauchen kein Selig werden" Verwirrung in die von der Ch. M. F. gesammelte Indianergemeinde tragen. Auf der Station Scanterbury hatte der Erzbischof Machray die Freude 44 Indianer konfirmieren zu können, darunter einen alten Zauberer. Eine schwache Greisin fuhr mit eigener Hand ihren kranken Gatten auf einem Schlitten zur Kirche, um an der Feier teilnehmen zu können. In Fort Alexander behauptete Missionar Thomas bisher glücklich das Feld gegenüber der in der Nachbarschaft thätigen, kampflustigen römischen Mission. Aus der Mission Rainy Lake kommen Klagen über die traurigen Folgen, welche der durch die Nähe der Unionsgrenze ermöglichte Spirituosenschmuggel nach sich zieht. Eine kindliche Gottesfreudigkeit beseelt die Indianer auf der neugegründeten Station Valley River, wo einzelne auf die Ankündigung des bevorstehenden Einzuges des Missionars hin ausriefen: „Ich will sein Bruder, sein Vater sein!" (A. R. 1895/96, 382. M. L. 1895, 138).

Das zur Heranbildung begabter Indianerjünglinge bestimmte „Emmanuel College" in Prince Albert — Saskatchewan-Diöcese — stiftet noch immer vielen Segen. Einer der reichbegabtesten Zöglinge ging im v. J. heim. Als sein letztes Stündlein gekommen war, las er aus seiner englischen Bibel die Stelle aus dem Römerbriefe Kap. 8, V. 35—39: „Wer will uns scheiden von der Liebe

Gottes? u. s. w." laut vor und wiederholte sie dann in Kri, seiner Muttersprache, bis seine Stimme und das Augenlicht erlosch. Auf der Indianerreserve in Battleford haben sich einzelne christliche Indianer leider zur Teilnahme an den heidnischen „Sonnentanz" verleiten lassen, an dessen Wiederaufleben zumeist die krankhafte Neugier der Touristen schuld ist. Ein Lichtblick war's dagegen, daß Bischof Pinkham dort die Tochter eines heidnischen Häuptlings und Medizinmannes, eines bis dahin erbitterten Gegner des Evangeliums, mit dessen Zustimmung taufen und einem christlichen Indianer antrauen durfte. (A. R. 1895/96, 394. M. L. 1896, 16, 62, 109).

Von der Missionsstation „Kleiner Slavesee" — Athabasca-Diöcese — berichtet Missionar Holmes über eine Erweckung in seiner Heimstätte für Indianerkinder; nach der anhaltenden Wirkung zu urteilen, die die Bewegung auf Leben und Wandel der dortigen Jugend ausübt, scheint es sich um mehr als um ein Strohfeuer zu handeln. Eine Biberindianerin marschierte mit einem Säugling im Arm, 40 Stunden weit zu Holmes, um ihm zwei Kinder für das Institut zu übergeben, sie hatte von andern gehört, „daß der Missionar und seine Frau die Kinder lieb hätten und sie zu einem guten Wandel anhielten". (A. R. 1895/96, 396. M. L. 1895, 252; 1896, 37, 60, 132).

In der Mackenzie-Diöcese ist ein kleiner, bisher nominell römisch-katholischer Indianerstamm in Hay River zur evangelischen Kirche übergetreten und hat sich einen Missionar der Ch. M. F. erbeten. Vorher hatte sich dort trotz der Bitten der Indianer nie ein katholischer Priester sehen lassen, nun aber erschien mit einem Male im Juli v. J. der Bischof selbst, aber er vermochte den Entschluß der Indianer nicht rückgängig zu machen. Eine erfreuliche Ausdehnung nimmt die Arbeit der Ch. M. F. unter den Eskimostämmen an der Küste des nördlichen Eismeeres an. Bischof Reeve besuchte zusammen mit den Missionaren Stringer nnd Whittaker die Eskimoniederlassungen auf der Ostseite der Mündung des Mackenzie-Stromes und auf der Herschelinsel. Letztere, noch innerhalb kanadischen Gebietes gelegen, dient der amerikanischen Walfängerflotte als Sammelplatz; es sind zu Zeiten 15—20 Schiffe und gegen 500 Mann von der Besatzung hier stationiert. Unter den Matrosen und Walfängern sind Portugiesen, Japaner, Hawaiier, viele Eskimo aus Alaska und auch einige Eingeborene von der Nordküste Sibiriens. Die Schiffskapitäne übergaben Stringer zur Gründung einer Station auf Herschel 2400 M. und verpflichteten sich, unter die Indianer und Eskimo der Umgegend keinen Branntwein mehr zu verteilen. Mit dem empfangenen Geschenk, zu welchem ein armer hawaiischer Matrose sein ganzes Bargeld, 1 M., beigesteuert hatte, erwarb Stringer ein zur Kapelle und Missionarswohnung ausersehenes Gebäude. Wie sehr sich einzelne Eskimo nach der Predigt von Christo sehnen, geht aus der Bitte hervor, die einer derselben an Stringer richtete: „Ich hoffe, du kannst uns alle bald unterweisen. Eile und lerne unsere Sprache gut, daß wir alles verstehen. Wir möchten sonst bald sterben und sind doch nicht darauf vorbereitet. Schnell, schnell! (A. R. 1894/95, 315; 1895/96, 399. Int. 1895, 857, 859. M. L. 1895, 154, 201; 1896, 64, 111).

Bischof Bompas, welcher von der Hauptstation Buxton am oberen Yukon aus seine weitausgedehnte Selkirk-Diöcese verwaltet, berichtet von großen Um-

wälzungen, die infolge des Einstürmens zahlreicher weißer Goldgräber das wirtschaftliche Leben der Indianer erfahren hat. An Stelle von Mangel und Armut ist Überfluß und Wohlleben getreten. Infolge des leichten Verdienstes werfen manche Indianer hunderte von Dollars für Delikatessen und Luxusartikel hinaus; die Jugend ahmt nur zu leicht das gottlose und liederliche Treiben der eingewanderten Weißen nach. Doch ist immer noch ein Häuflein treuer Indianerchristen vorhanden, die der Versuchung tapfer widerstehen. Das Weiterbestehen der nördlichsten Station in der Diöcese, Rampartphouse, ist zweifelhaft geworden, weil der größte Teil der bisher am Porkupinefluß wohnenden Indianer dem Handel mit den Goldgräbern zu Liebe nach dem Yukon verzogen ist. (Int. 1895, 56, 602, 704. A. R. 1895/96, 399. M. L. 1895, 130; 1896, 39, 136).

In der Diöcese Britisch-Columbia, welche die Vancouverinsel umfaßt, fäng, die vor wenig Jahren auf der Missionsstation Alertbai gegründete Industrieschule ant sich in hoffnungsvoller Weise zu entwickeln. Im übrigen ist das Wachstum der Indianergemeinden im vergangenen Jahre nur ein mäßiges gewesen. Es wurden auf der Hauptstation und den verschiedenen Außenposten der Insel Vancouver im ganzen nur 19 Erwachsene getauft. Ein reges kirchliches Leben herrschte in den kleinen chinesischen Christengemeinden, welche Anglikaner und Methodisten in Viktoria, der Hauptstadt von Vancouver, und in Nanaimo gesammelt haben. Von Alertbai aus treibt Missionar Hall neuerdings eine vielversprechende Missionsarbeit unter einem Indianerstamme auf der gegenüberliegenden Küste, also bereits innerhalb der Diöcese Neu-Westminster, deren Indianermissionen sonst unter der Pflege der Propag. Soc. und der Kanadischen Methodisten stehen. Erstere Gesellschaft konsolidiert ihre Arbeit immer mehr unter den Fraserfluß-Indianern (A. R. 1895/96, 408. M. L. 1896, 18. Prop. S. A. R. 1895, 168, 174. New Westminster Churchmans Gazette 1895, 73; 1896, 14, 27. Mission Field 1895, 4, 26, 146, 262, 272, 313, 466).

Reich an Kämpfen und Siegen ist die Missionsarbeit unter den Indianerstämmen der Diöcese Caledonia, welche mit der nördlichen Hälfte der Provinz Britisch-Kolumbia zusammenfällt. Durch die Indianergemeinde Metlakahtla ging im v. J. ein frischer Zug; es schlossen sich auf Anregung Dr. Arbaghs hin 30 erweckte Indianer zusammen und bildeten einen Verein von Laiengehilfen der dem Missionar in der Wiedergewinnung gefallener Christen und in der Kräftigung des Gemeindelebens gute Dienste leistete. Die meisten Indianerfrauen kommen wöchentlich zu einer Bibelstunde zusammen, die von der Missionslehrerin West geleitet wird, und zeigen großen Eifer im Gebet und in der Fürbitte. Als die Römerstelle (Kap. 12, V. 6) „Also sind wir viele ein Leib von Christo; aber untereinander ist einer des andern Glied“ zur Behandlung kam, schloß eine Indianerfrau ihr Gebet mit den Worten: „O Herr, ich wollte lieber dein kleiner Finger, als von dir getrennt sein!“ Einen eifrigen Evangelisten gewann die Mission durch die Taufe eines chinesischen Dieners, welcher während des Sommers 1895 unter seinen Landsleuten in der Inverneß „Cannery“ (Fischkonservenfabrik) eindringliches Zeugnis von Jesu Christo ablegte. Im Herbst ist er nach China zurückgekehrt, da er nicht wünschte, daß seine alte Mutter als Heidin sterben sollte. Da die 5 Canneries in der Diöcese den Indianern während des Sommers wohl guten Verdienst, aber

gleichzeitig auch viel Versuchung zu Trunksucht, Spiel und Gotteslästerung bieten, so ziehen jetzt die Missionare mit ihren Pflegebefohlenen im Sommer auf diese Außenposten und können so manchen vor schwerem Fall bewahren. Missionar Collison hielt im Fischereilager am Naasflusse bei Kincolith am Schlusse der Fischereisaison ein von hunderten von christlichen und heidnischen Indianern besuchtes Dankfest ab, welches einen nachhaltigen Eindruck auf die eingeborene Bevölkerung hinterließ. Auf der Station Kikatla erwies sich die bisherige Kirche für die wachsende Gemeinde als zu klein; so wurde denn im November v. J. der Grund zu einer neuen gelegt, bei welcher Feier der alte Häuptling Scheuksch eine von tiefster Demut und inniger Dankbarkeit zeugende Ansprache hielt. Als die Männer der Gemeinde an der Küste der Vancouvers Insel, wo sie auf die wertvolle Seeotter Jagd gemacht hatten, brachten sie das erste erbeutete Seeotterfell — im Werte von 800 M. — als Dankopfer und Beitrag zum Kirchenbau. In Ayansh hat Missionar Mc. Cullagh 125 Christen gesammelt; 12 Männer aus der Gemeinde arbeiten unter ihren heidnischen Landsleuten als Laienprediger und 15 Frauen haben einen Verein gebildet, der sich der Krankenpflege und der Arbeit zum Besten der Mission (z. B. durch Anfertigen von Mokkasins, die zum Besten des Kirchenbaufonds vom Missionar verkauft werden) widmet. Als die männlichen Gemeindeglieder die vom Missionar gewünschte Anlage einer Verbindungsstraße zwischen dem Missionshause und der Kirche unter allerlei Ausreden von einem Termin auf den andern hinausschoben, stellten jene 15 Frauen zur Beschämung der Männer freiwillig die Straße und zwar in musterhafter Weise her. Seit 3 Jahren betreibt die Gemeinde eine unermüdliche Propaganda für das Christentum unter den heidnischen Nischgäs. In Hazelton hat die Bewegung zu Gunsten des Evangeliums im v. J. zugenommen; es wurden allein am 1. August 1895 33 Indianer getauft; unter den Übergetretenen ist auch eine angesehene Häuptlingsfamilie der Kitikschan. In dem benachbarten Giatwangak, wo am Weihnachtsfest v. J. eine neue Kirche eingeweiht wurde, mehrte sich die Gemeinde um 15 erwachsene Indianer. Der ganzen Diöcese steht möglicherweise bald eine große Umwälzung bevor, die auch für die Mission in gutem und bösen Sinne bedeutungsvoll werden wird. Es besteht nämlich in einflußreichen Kreisen der Dominion von Kanada der Plan den bisher in Vancouver als pacifischen Endpunkte mündenden internationalen Verkehr der Kanada Pacificbahn durch eine nordwestwärts gerichtete Zweiglinie nach Port Simpson abzulenken, von wo aus die Fahrtlinie der Dampfer nach Japan und China um 400 Meilen kürzer ist (Ch. M. Int. 1895, 56, 603, 774, 919. A. R. 1895/96, 402. M. L. 1895, 187, 234, 277; 1896, 160. Prop. S. A. R. 1895, 170. Mission Field 1895, 185, 262.

Über die großen Umwandlungen, die **Alaska**, das nördlichste Territorium der **Vereinigten Staaten**, in den letzten Jahrzehnten erfahren hat, informiert in vortrefflicher Weise ein Vortrag („Alaska as it was and is: 1865—1895"), den W. H. Dall, der beste Kenner des Landes, am 6. Dezember v. J. in der Philosophischen Gesellschaft zu Washington gehalten hat. Während früher Wal- und Seeotterfang, sowie die Jagd auf Pelztiere, den Reichtum des Landes bildeten, sind die ersten beiden Erwerbsquellen jetzt völlig erschöpft und die dritte im Niedergange begriffen; auch der gegenwärtig noch schwunghaft betriebene Lachsfang dürfte in-

folge der unvernünftigen Raubfischerei langsam aber sicher versagen. Dagegen hat die Ausbeutung der Wälder und der reichen Mineralschätze noch eine große Zukunft vor sich, ebenso die Anlage von Schafzüchtereien auf den Küsteninseln. Daneben wird die Alaskaküste, als das amerikanische Norwegen, um ihrer prächtigen Naturscenerie willen, immer mehr das Reiseziel amerikanischer Touristen werden. Jetzt schon hat der Zuzug von amerikanischen Goldgräbern nach dem oberen Yukon einen ungeahnten Umfang angenommen; so ist dort gleichsam über Nacht, nach Art der amerikanischen Minenstädte eine Ortschaft, Circle City, mit gegen 2000 Einwohnern erstanden, welche Hotels, Theater, Leihbibliothek und eine Menge Trink- und Spielsalons aufzuweisen hat. Diese Goldgräberstadt liegt hart an der Grenze von Alaska und Kanada in der Nähe der Ch. M. S. Station Buxton und zieht leider sehr viele Indianer des leichten Verdienstes wegen in ihren Bannkreis. Da sich die Eskimo- und Indianerbevölkerung Alaskas von den Erträgnissen der Jagd und Fischerei nicht mehr genügend ernähren kann, so ist es von großer Wichtigkeit, daß der Generalschulinspektor Dr. Jackson seine Versuche, das Renntier in Alaska einzubürgern, mit unermüdlichem Eifer fortsetzt. Die Regierung hat neuerdings auf seinen Antrag für das nächste Jahr 48000 M. zur Förderung des Unternehmens bestimmt. Es sollen von zwei großen Zuchtstationen aus — die eine Port Clarence im Norden ist schon im Gange; die andere kommt an den Kuskokwimfluß — kleine Herden von 100—200 Stück unter der Pflege von darauf eingelernten Eingeborenen den verschiedenen Missions- und Handelsposten im Territorium zugeteilt werden, so daß in Zukunft die Eskimo und Indianer als Viehzüchter und Frachtfahrer zwischen den Goldbergwerken und der Küste ihren sicheren Unterhalt haben können. Bis jetzt sind die Versuche erfolgreich gewesen (Independent 1896, 1005).

Die uns Deutsche besonders interessierende Missionsarbeit der Brüdergemeine in Alaska ist den neuesten Nachrichten zufolge, welche der „Moravian" bringt, in erfreulichem Wachstum begriffen. In der Nähe von Bethel und Ongavigamute sind neue Außenstationen angelegt worden. Von ersterer Station aus haben die Brüder im Laufe des v. J. nicht weniger als 11 größere Predigtreisen unternommen. Der eingeborene Missionsgehilfe Kawagalig bereiste im Herbst 1894 das ganze Gebiet am Unterlauf des Kuskokwim bis zur Niederlassung Quinhagamiut und es gelang ihm, eine Anzahl Eskimo, welche ein griechisch-katholischer Priester zu sich hinüber gelockt hatte, zur Erkenntnis ihres Irrtums und zur Rückkehr in den Schoß der evangelischen Kirche zu bewegen. Man kann wohl sagen, daß jetzt fast alle Eskimodörfer zwischen Bethel und Ongavigamute unter dem Einflusse der Mission stehen und an den Segnungen des Evangeliums teilnehmen. In sechs großen Dörfern ist der sonst so hartnäckig festgehaltene heidnische Maskentanz abgeschafft worden; auch soll fortan die „Potlatsch" genannte Sitte, wonach jemand durch übertriebene Verteilung von Geschenken unter seinen Landsleuten sich ein besonderes Ansehen zu erwerben sucht, in Wegfall kommen, da sie zur Verarmung der Betreffenden führt. Die beiden Eskimojünglinge, welche zur weiteren Ausbildung einige Jahre in den Vereinigten Staaten gelebt hatten, bewähren sich bis jetzt recht gut als Gehilfen der Missionare. Erfreulich ist es, daß die neueste Verstärkung der Mission aus einem studierten Arzt, Dr. Romig,

und einer Diakonisse, seiner Gattin, besteht; haben doch die Brüder gerade durch ihre bereitwillig gewährte Hilfe in Krankheitsnöten sich das Vertrauen der Eskimo erworben. Auch auf der Station Karmel hält sich die Christengemeinde treulich zu Kirche und Schule; letztere wurde von 28 Zöglingen besucht, während in der Sonntagsschule sich 62 Eskimo, darunter 25 Erwachsene einfanden. Auf zwei Missionsreisen hat der Stationsmissionar Schöchert den Eskimo an den Ufern des Nuschagak-Flusses und der gleichnamigen Seenkette das Evangelium gepredigt (Jahresbericht 1894/1895, 8; 1895/1896, 11. **Journal de l'Unité des Frères** 1896, 149. **Illustr. Ch. World** 1896, **July**, 6).

Die amerikanische Protestantisch-Bischöfliche Kirche hat für ihre Alaska-Mission einen eigenen Bischof abgeordnet, Rowe, welcher in diesem Frühjahr von der rasch aufblühenden Küstenstadt Juneau im südlichen Alaska aus eine an Beschwerden reiche Überland-Reise zu den Goldgräbern am oberen Yukon angetreten hat. Die nördlichste Missionsstation dieser Kirche ist Point Hope am arktischen Ozean in einem überaus rauhen Klima. Nur während zweier Monate im Jahr wird die oberste Erdschicht frei von Schnee und Eis. Fünf einsame Jahre hat der Missionsarzt Dr. Driggs unter der dortigen dünngesäeten Eskimobevölkerung ausgehalten und 40 Eingeborene auf der Stationsschule gesammelt. Auch hat er längere Reisen ins Innere gemacht und freundliche Aufnahme bei den Eskimo gefunden. Gegenwärtig ist an seine Stelle Missionar Edson getreten.

Am Yukonstrom unterhalten die amerikanischen Episkopalen jetzt die Stationen Anvik (am Unterlaufe) und St. James (am Mittellaufe); letztere Station ist von der **Church M. S.** abgetreten worden. Daher erklärt sich's auch, daß die Amerikaner in ihrem Missionsgebiete bereits über 1000 Christen zählen. Im v. Herbste ist für die Yukon-Mission ein eigener Dampfer, „Nordlicht", angekauft worden. In diesem Jahre hat Bischof Rowe auch auf Douglas Island in Südalaska einen Missionsarzt stationiert (**Spirit of Missions** 1895, 1, 140, 378, 398, 470, 534; 1896, 222, 268. **Ill. Ch. W.** 1896, **July**, 6).

Die größte Anzahl von Missionsstationen unterhalten in Alaska die Presbyterianer; es ist eine Kette, die vom äußersten Norden bis herab zur Südgrenze des Territoriums reicht. Point Barrow, die nördlichste Missionsniederlassung in Alaka, wird allen Schwierigkeiten zum Trotz, welche die Natur in den Weg legt, aufrecht erhalten. Drei Jahre allein, von 1891—94, hat es gedauert, ehe man durch den die Küste abschließenden Eisgürtel vordringen und das Baumaterial zu einem soliden Missionshause landen konnte. Im vorigen Sommer gelang es dem Regierungsdampfer wieder einmal nicht zu der Station vorzubringen, sodaß der Missionar Stevenson, welcher ungefähr 50 Eskimo christlichen Schulunterricht erteilt, auf zwei Jahre von jedem Verkehr mit der civilisierten Welt abgeschlossen ist. Auf der nächsten Station nach Süden zu, St. Lawrence Island in der Behringssee, welche ebenfalls nur einmal im Jahre verproviantiert wird, fand seitens der Eingeborenen ein förmlicher Ansturm auf die Missionsschule statt, sodaß sich der Missionar Gamble aus pädagogischen Gründen genötigt sah, die Zulassung auf die Kinder und jungen Leute zu beschränken. In Haines, das schon bedeutend südlicher liegt, ist das Schulhaus, welches zugleich als Kapelle dient, zu klein, um bei den Gottesdiensten alle Andächtigen zu fassen; es muß auf 300 Sitzplätze er-

weitert werden. Bescheidener sind die Erfolge in Hoonah, wo zwei Missionslehrerinnen auf einsamem Posten unter den Indianern treulich ausharren. In der aufstrebenden Stadt Juneau — in ihrer Nachbarschaft sind die berühmten Treadwell- und Mexikominen mit 600 Arbeitern —, welche an Bedeutung die Hauptstadt Sitka bereits überflügelt hat, haben die Presbyterianer zwei Gemeinden, eine für die Weißen und eine ältere für die Indianerbevölkerung; die Fortschritte in letzterer sind ermutigend. Das Centrum der presbyterianischen Alaskamission ist Sitka, wo die eingeborene Gemeinde über 600 kommunionberechtigte Christen zählt; infolge einer Erweckung, welche durch die Indianerbevölkerung der Umgegend geht, nimmt die hauptstädtische Gemeinde stetig zu. Die große, für die Indianerjugend beider Geschlechter berechnete Industrieschule, welche von Professor Shull und 13 Lehrern und Lehrerinnen geleitet wird, hat leider im v. J. wegen ungenügender Dotierung seitens der heimatlichen Kirche 50 ihrer Zöglinge entlassen müssen; einige dieser entlassenen Schülerinnen wurden zum großen Schmerze der Missionare von ihren Angehörigen an Fremde, eine an einen Chinesen, als Konkubinen verkauft. Fort Wrangell, die älteste Missionsstation in Alaska, fristet nur ein bescheidenes Dasein, ebenso der südlichste Posten Jackson; auf beiden haben wegen Geldmangel die bisher dort bestehenden Kostschulen aufgelöst werden müssen (Alaska News 1896, 3, 21; Northern Light 1896, 5; Ill. Chr. W. 1896, August, 4).

Für die American Missionary Association, welche einen Missionar für die Eskimo am Prinz Wales-Kap (Behringsstraße) unterhält, war das vorige Jahr in mehrfacher Hinsicht das erfolgreichste; die Missionsschule wurde durchschnittlich von 108 Eskimo besucht. Der amerikanische „Schwedische Missionsbund“ hat die Zahl seiner Stationen um eine vermehrt; zu Golvin Bai, Unalaklik — Hauptstation mit starkbesuchter Schule und einer kleinen Christenschar — und Yakutat ist Kaugekosook am Norton Sund hinzugekommen. Eine nicht unbedeutende Arbeit treiben zwei von der Frauenmissionsgesellschaft der amerikanischen Bischöflichen Methodistenkirche ausgesandte Lehrerinnen in Unalaschka. Missionar Tuck, welcher mit ihnen zusammen dem dortigen Missionskinderheim vorstand, hat inzwischen die Leitung der Regierungsschule in Unalaschka übernommen. Die Baptistische Frauenmissionsgesellschaft der Union unterhält 4 Missionsarbeiter auf Wood Island und hat neuerdings unter der Aleuten- und Kreolenjugend schöne Erfolge erzielt.

Die römisch-katholische Kirche hat offenbar große Pläne mit Alaska vor; denn sie unterhielt dort 10 Jesuitenpatres, 6 Laienbrüder und 12 Schwestern von der St. Annenkongregation, welche sich auf Juneau, wo sie Kirche, Schule und Hospital unterhalten, und auf 5 Stationen am Unterlaufe des Yukon verteilen. Ihre Erfolge entsprechen bis jetzt noch nicht den aufgewandten Mitteln und Kräften.

Die russische orthodoxe Mission mit ihren zahlreichen Stationen in Südalaska und je einem Posten am Nuschagak, Yukon und in St. Michael, scheint bis jetzt aus dem Zustande der Stagnation noch nicht herausgekommen zu sein (Pacific Mail 1896, 117; Ill. Ch. W., 1896, July, 6).

Über die Indianermissionen in der Union können wir diesmal mit wenig Worten hinweggehen, da weder auf gesetzgeberischem Gebiete, noch in der von den verschiedenen Kirchen betriebenen Missionsarbeit wichtige Veränderungen seit der letzten Rundschau vorgekommen sind. Was die eigentliche Missionsarbeit anlangt,

so geht es, besonders in den Nordweststaaten auf der ganzen Linie langsam vorwärts. Leider wird der bevorstehende Präsidentenwechsel auch wieder im Indianerdepartement ein neues Personal im Gefolge haben. Einen glücklichen Griff hat hat offenbar Fr. Hailman, der Superintendent des Indianer-Unterrichtswesens, mit der Einführung von jährlichen Konferenzen gethan, auf deren Missionare und staatlich angestellte Lehrer an Indianerschulen in gemeinsamer Beratung ihre Erfahrungen austauschen und auf die Hebung des Jugendunterrichtes unter den einzelnen Indianerstämmen hinarbeiten. Solche Konferenzen fanden im v. Sommer in Sioux City (Jowa) und dies Jahr in St. Paul (Minnesota), Lawrence (Kansas) und St. Francisco statt (Spirit of M. 1896, 333; Sioux City I. 1895, 215; Word Carrier 1895, 21, 29; 1896, 5, 8).

Mit großem Eifer haben sich auch im letzten Jahre die amerikanischen Presbyterianer, Methodisten und Kongregationalisten der Missionsarbeit unter den in die Union eingewanderten Chinesen und Japaner angenommen. In S. Francisco leben ungefähr 20000 Chinesen, von denen 5000 Geschäftsleute, 4000 Dienstboten und 5000 Fabrikarbeiter sein mögen; 2500 Seelen zählen die Frauen und Kinder, während der Rest als Spieler und Hochstapler eine dunkle Existenz führen. Außer S. Francisco, wo allein die Presbyterianer ein Missionspersonal von 7 Weißen und 4 Chinesen unterhalten und ungefähr 300 erwachsene Gemeindeglieder gesammelt haben, zählt man in den Pacifikstaaten noch die folgenden chinesischen Missionsposten: Oakland, Alameda, Los Angeles, Santa Barbara, Stockton, San Rafael, Santa Rosa, Napa, Portland, Astoria, Pendleton, Spokane, Seattle und Olympia. In New-York übt der chinesische Geistliche Huie Kin einen sehr guten Einfluß auf seine Landsleute aus; seine Sonntagsschüler erhalten eine Schule in ihrer chinesischen Heimat. Ein sehr reges christliches Leben herrscht im japanischen Jünglingsverein in S. Francisco, für dessen Mitglieder die Presbyterianische Mission ein eigenes, 24 Seiten starkes Monatsblatt in japanischer Sprache herausgiebt. Gleichzeitig läßt dort ein christlicher Japaner unter dem Beirat der Mission eine rasch in Aufnahme gekommene Tageszeitung für seine Landsleute erscheinen (Pacific Mail 1886, 110; A. R. Presbyt. Ch. 1895, 76).

In Westindien herrschte im v. J. infolge des beispiellosen Fallens der Zuckerpreise und einer lange anhaltenden Dürre ein großer Notstand, der auf der Insel St. Kitts im Februar v. J. sogar zu einem Aufstand der Plantagenarbeiter Anlaß gab. Glücklicherweise beteiligten sich an letzterem nur ganz vereinzelte schwarze Christen der dort thätigen Herrnhuter-Mission. Weniger als die Arbeit an den Negergemeinden wurde die Mission unter den indischen und chinesischen Kulis in Mitleidenschaft gezogen. Besonders auf Trinidad, Barbadoes, und St. Lucia erzielten die verschiedenen Missionen der Schotten und der Kanadischen Presbyterianer schöne Erfolge. Auch die Brüdergemeine konnte auf der erstgenannten Insel ihre Arbeit auf eine neue Station ausdehnen (West Ind. Watchman 1896, 4; A. R. C. Presb. 1895, 47; Missions-Bl. d. B. 1895, 29, 68, 197; 1896, 249; Jahresbericht 1894/95, 11; 1895/96, 5).

Die centralamerikanische Republik Nicaragua hat nach ihrer Beschlagnahme der Moskito-Reserve der Missionsarbeit der Brüdergemeine bisher keine ernstlichen Hindernisse in den Weg gelegt; freilich sind die seitdem eingeführten

sehr hohen Zölle und Abgaben sehr drückend und verteuern den Missionsbetrieb wesentlich. Die Gemeinde im Hauptorte Bluefields hat die unruhige Zeit ohne Schaden für ihr inneres Leben glücklich überwunden und hält sich treuer als früher zur Kirche. Als zu Weihnachten und in der Fastenzeit die Regierung zweifelhafte Volksbelustigungen veranstaltete, nahm fast niemand aus der Gemeinde daran teil, dagegen waren die Gottesdienste in dieser Zeit sehr gut besucht. Der höheren Schule in Bluefields ist mit Rücksicht auf den dort erteilten Religionsunterricht die staatliche Subvention entzogen worden. Neuerdings macht sich unter den Sumu-Indianern in der Nähe von Sharon und Quamwatla eine Bewegung zum Christentum geltend. In Takura ist eine neue Station entstanden; besonders im Norden von Sandybai und am Wanksfluß scheinen sich die Pforten zu neuer, hoffnungsvoller Missionsarbeit aufzuthun (Missions-Bl. d. B. 1895, 8, 27, 91, 97, 162, 364; 1896, 129; Jahresbericht 1894/95, 13; 1895/96, 12).

In den letzten Jahren hat sich in Texas eine „Centralamerikanische Missionsgesellschaft“ gebildet, welche mit Unterstützung von dem bekannten Missionsfreunde Arthington in Leeds durch mehrere Sendboten die Lage der verschiedenen Indianerstämme besonders in Costarica hat untersuchen lassen. Auch hat im v. J. ein gewisser W. Arthur in Philadelphia eine „Centralamerikanische Industriemission“ ins Leben gerufen. Sobald diese Missionsversuche sich etwas mehr konsolidiert haben, gedenken wir eingehender darüber zu berichten (Almindelig Kirketidende 1896, 147).

Aus Britisch-Guyana kommen immer noch Klagen über den wirtschaftlichen Niedergang der Kolonie, worunter natürlich auch die an den Indianern und eingewanderten Kulis betriebene Missionsarbeit zu leiden hat. Der anglikanische Bischof Swaley hat im vorigen und in diesem Jahre mehrere Missionsreisen auf den Flüssen ins Innere gemacht, um mit den fürs Evangelium sehr empfänglichen Indianern in näherer Berührung zu bleiben. Leider fehlen ihm die nötigen Kräfte und Mittel, um alle wünschenswerten Posten zu besetzen. So harren z. B. die Indianer in Upicari an der brasilianischen Grenze noch immer vergeblich auf einen Missionar. In Orealla, einer Musterstation am Corentyne, ist der Katechist Farrier, ein äußerst tüchtiger Mann, im Flusse verunglückt, so daß die Station nun verwaist dasteht. Durch den Grenzkonflikt mit Venezuela sind die Missionsstationen an Nordwesten der Kolonie zum Glück in ihrer Arbeit nicht gestört worden (Argosy 1896, 47; Guiana Dioc. Chr. 1895, 93; A. R. Prop. Soc. 1895, 184; Mission Field 1896, 321).

Die Suriname-Mission der Brüdergemeine ist im J. 1895 durch den Heimgang von 3 Missionaren und einer Missionsfrau schwer betroffen worden; auch Missionar Kersten war dem Tode nahe. Andere Missionsgeschwister mußten wegen Kränklichkeit das Fieberland zeitweise verlassen und in der Heimat Erholung suchen. Dafür haben die Brüder aber auch manche Freude und Aufmunterung erleben dürfen. Ein solch erfreuliches Ereignis war die Taufe des Häuptlings Apensa an der oberen Paramacca; die Feier scheint einen tiefen Eindruck auf seine Stammesgenossen gemacht zu haben. Missionar Kersten hat von seiner Station Albina aus die Marowyne hinauf eine ausgedehnte Reise tief ins Innere bis nach Drietabbetje, dem Hauptsitze des Häuptlings Ossesi, unternehmen können. Wahr-

scheinlich dürfte dort eine Schule entstehen, von der aus ein heilsamer Einfluß auf die Djukaneger ausgeübt werden wird. Eine besonders rücksichtslose Propaganda treibt gegenwärtig die katholische Kirche unter den Negerchristen der Brüdergemeine; zum Glück ist aber wenigstens dem römischen Bischof sein schlauer Plan, die gesamte Aussätzigenpflege in seinen Händen — natürlich auf Kosten des Staatssäckels — zu monopolisieren, in letzter Stunde vereitelt worden. Neuerdings hat sich die Brüdergemeine auch der bis dahin verwahrlosten Kulis angenommen, denen sie durch 2 bekehrte Landsleute das Evangelium predigen läßt. Leider bleiben noch immer die zahlreich eingewanderten Javaner unversorgt (Missions-Bl. d. B. 1895, 69; 1896, 65, 97, 150, 179, 207, 278; Jahresbericht 1894/95, 14; 1895/96, 13).

Den Sendboten der Südamerikanischen Missionsgesellschaft, welche unter den Lengua-Indianern im Chaco-Gebiete von Paraguay arbeiten, gelingt es von Jahr zu Jahr mehr, sich das Vertrauen jenes bisher so gefürchteten Stammes zu gewinnen. Ja, Missionar Grubb hat schon auf einer westwärts gerichteten Reise Beziehungen zu den Sowhin- und Toba-Indianern angeknüpft und hofft später auch diese Stämme in den Bereich der Missionsthätigkeit zu ziehen. Die Flußstation ist von Caraya Vuelta, welches den Überschwemmungen zu sehr ausgesetzt war, weiter südwärts nach Riacho Negro verlegt worden; ferner ist im Südwesten eine neue Station Wikthlatinayalwa ins Leben gerufen worden. Die Lengua vertrauen jetzt den Missionaren willig ihre Kinder zur Erziehung an (S. A. Miss. **Mag.** 1895, 103, 137, 152, 161, 180; 1896, 27, 122, 146).

Die Feuerland-Mission der Südamerikanischen M.-G. ist neuerdings in der amerikanischen Presse das Opfer ungerechter Angriffe geworden. Ein New Yorker Zeitungskorrespondent J. R. Spears, der dem Feuerländer-Archipel einen flüchtigen Besuch abstattete, hat in seinen Reiseerinnerungen („The Gold Diggings of Cape Horn," New York 1895) seinen wohlfeilen Spott über die bisherigen Leistungen der Mission ausgegossen und den Missionaren böswilliger Weise die Schuld an dem allmählichen Aussterben des Yahganstammes zugeschrieben. Es sollte uns nicht wundern, wenn seine Auslassungen demnächst von römischer Seite als das „unverdächtige Zeugnis eines protestantischen Reisenden" in majorem ecclesiae gloriam ausgenutzt würden. Wahrscheinlich wird in Zukunft die Mission sich auch mit der Evangelisierung des von den Goldsuchern und Schafzüchtern immer mehr zurückgedrängten Ona-Stammes beschäftigen. (a. a. O. 1895, 113, 135, 143, 159, 193; 1896, 34, 54, 74, 127, 142).

Litteratur-Bericht.

1. **Mirbt:** „Der deutsche Protestantismus und die Heidenmission im 19. Jahrhundert." Gießen, Rickersche Buchhandlung 1896. 11. Folge der Vorträge der theol. Konf. zu Gießen. Es ist mir immer eine Freude, wenn ein Professor der Theologie die Mission zum Gegenstand seiner litterarischen Arbeit macht, weil es ein Zeichen ist, daß endlich diese große Aufgabe der christl. Kirche in den Bereich der akademischen Lehr- und Lernthätigkeit einbezogen zu werden anfängt. Die vorliegende Arbeit des Marburger Kirchenhistorikers ist ihrem Umfang nach allerdings nicht

bedeutend, sie umfaßt nur 39, mit den Anmerkungen 56 Seiten, aber sie ist durch ihre inhaltliche Gediegenheit, ihren Stoff- und Gedankenreichtum, ihre Nüchternheit und Gesundheit im Urteil, ihre Freiheit von doktrinären Abstraktionen und die prägnante Knappheit ihrer Darstellung wertvoller als manche weitschweifige Missionsgeschichte. Von besonderem Werte sind die zahlreichen Anmerkungen, die nicht nur für den umfangreichen Fleiß des Verfassers in der Durchforschung der Quellen-Litteratur beredte Zeugnisse, sondern auch willkommene, wenn auch nicht ganz vollständige Wegweiser für ein selbständiges Missionsstudium sind. Abgesehen von einigen Kleinigkeiten, z. B. daß das Wupperthal in den Norden Deutschlands verlegt wird (S. 5), was wohl nur ein Schreib- oder Druckfehler ist, daß der Westen Deutschlands dem Osten in der Missionsbewegung gefolgt sei (S. 10), daß Neuendettelsau erst seit der deutschen Kolinalära die Heidenmission in ihr Arbeitsprogramm aufgenommen habe (S. 19)[1]), daß die Übersiedlung westindischer Negerchristen nach Westafrika eine besondere Bedeutung unter den neuen Missionswegen beigelegt wird (S. 37), haben wir an dem geschichtlichen Überblick, den der Verfasser giebt, kaum ein Ausstellung zu machen. Sowohl die genetische Darstellung der heimatlichen Entwickelung der deutschen Mission, wie der allerdings sehr summarische Überblick über ihre thatsächliche Leistung für die Ausbreitung des evangelischen Christentums bietet in großen Zügen eine vortreffliche Orientierung. Auch der Einblick in die methodische Seite des deutschen Missionsbetriebs ist bei aller Kürze instruktiv. Wer also eine kurze und gute Orientierung über die Entwickelung der deutschen protestantischen Mission im 19. Jahrhundert sucht, dem sei das vorliegende Schriftchen bestens empfohlen.

2. **Kawerau**: „W a r u m f e h l t e d e r d e u t s c h e n e v a n g e l i s c h e n K i r c h e d e s 16. u n d 17. J a h r h u n d e r t s d a s v o l l e V e r s t ä n d n i s f ü r d i e M i s s i o n s - g e d a n k e n d e r h e i l i g e n S c h r i f t?" Vortrag auf der schlesischen Missions-Konf. Breslau, Korn. 1896. Eine zweite erfreuliche Professorenarbeit, die allerdings wesentlich akademisches Gepräge trägt, weil ihr die unmittelbare Beziehung zur Mission der Gegenwart fehlt, aber von hohem, geschichtlichen Werte ist. Schon die Stellung des Themas deutet an, daß der Verfasser von der Thatsache als Voraussetzung ausgeht, daß nicht bloß die praktische Missionsthat, sondern selbst das volle Verständnis für den Missions g e d a n k e n der alten, namentlich lutherischen Kirche gefehlt hat, und die kurzen Quellen-Beweise, die er dafür beibringt, werden doch endlich die Voreingenommenheit beseitigen, welche noch immer nicht darauf verzichten will, Luther und der alten lutherischen Kirche eigentliche Missionsgedanken unterzulegen. Der Hauptinhalt des Schriftchens beschäftigt sich mit der Darlegung der G r ü n d e für den unleugbaren Thatbestand, daß der Kirche der Reformation der Missionsgedanke gefehlt hat. Wie mir, so genügt es auch Kawerau nicht, diese Gründe allein in der Überfülle der heimatlichen Arbeit, dem Mangel an direkten überseeischen Beziehungen u. s. w. zu finden, sie liegen tiefer: in einer einseitigen und geschichtlich beschränkten Schriftauffassung, in der Eschatologie und besonders in der nachreformatorischen Zeit in der Theorie vom apostolischen Amt und seinem Unterschied vom Predigtamt. Ist auch vieles von dem, was der Verfasser beibringt,

[1]) Vergleiche dagegen A. M.-Z. 1886, 471. 1887, 276. 444.

nicht neu (vergleiche meinen „Abriß" 7—16 und Grössel, Missionsgedanken in der lutherischen Kirche Deutschlands im 17. Jahrhundert A. M.-Z. 1894, 385 ff.), so ist doch alles auf Grund selbständiger Quellenstudien erarbeitet und durch seine ebenso erschöpfende, wie knappe Zusammenstellung geeignet, die betreffende Frage nicht nur übersichtlich, sondern auch abschließend zu erledigen.

3. **Hesse:** „Die Mission auf der Kanzel. Ein missionshomiletisches Hilfs- und Handbuch." 2. gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Calw, Vereinsbuchhdl. 1897 geb. 3 M. Haben wir schon die erste Auflage dieses Buchs wegen der Reichhaltigkeit des Materials, das es für Missionsvorträge der verschiedensten Art darbot, nachdrücklich empfohlen (A. M.-Z. 1888, 593), so wiederholen wir erst recht diese Empfehlung bei der zweiten Auflage, die in der That eine sehr verbesserte und vermehrte ist. Wir haben mit steigender Bewunderung der Fülle des missionshomiletischen wie missionsgeschichtlichen Stoffs das Buch von Anfang bis zu Ende durchgesehen und gestehen, daß uns eine gleich wertvolle Sammlung von trefflichen biblischen Missionsgedanken und missionsgeschichtlichen Einzelzügen noch nicht zu Gesicht gekommen ist. Mit einem staunenswerten Bienenfleiß hat der Verfasser aus der Missionslitteratur aller Zweige das Beste zusammengetragen, was für Missionspredigten als Illustration und für Missionsstunden verwertbar ist. Die zahlreichen Quellennachweise über die ihren Gegenstand fast erschöpfende Allseitigkeit der Missionsthemata sind ein wahrer Schatz für jeden, der in Kirche und Schule über die Mission zu reden hat. Schon die „missionshomiletischen Winke und Wünsche," welche den ersten Abschnitt bilden, sind — trotz einigen Mangels an wissenschaftlicher Präzision — eine wahre Fundgrube praktischer Anweisungen. Und noch mehr gilt das von dem umfangreichen (S. 58—210) zweiten Abschnitt, der „Texte, Themata und Dispositionen" darbietet unter den mannigfaltigsten Gesichtspunkten und für die verschiedensten Gelegenheiten. Der dritte „Gebete" enthaltende Abschnitt liefert wertvolles liturgisches Material, der vierte will durch seinen mit Quellennachweisen versehenen „Datumskalender", der allerdings noch mehr hätte verkürzt werden können, Handreichung thun zu kalendarischen Anknüpfungen für Missionsvorträge. Der fünfte endlich bringt eine in 5 Gruppen gegliederte sehr schätzenswerte „Sammlung von Beispielen und Geschichten", die als Illustrationsmaterial ausgezeichnete Dienste thut. Kurz der Pastor erhält in dieser fleißigen und im ganzen übersichtlich geordneten Arbeit ein wirkliches Hilfsbuch, von dem wir nicht zweifeln, daß es bald weite Verbreitung finden wird. Der Preis für das auch hübsch ausgestattete 446 Seiten starke handliche Buch ist sehr billig.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

Bischof French.[1])

Von P. P. Richter in Werleshausen.

Mehr als vordem sind in unseren Tagen die Augen der Missionsfreunde der Bekehrung der mohamedanischen Völkerwelt zugewandt. Die Lebensbeschreibung eines Mannes, der seine ganze Arbeitskraft zum großen Teil der Mohamedanermission gewidmet hat, wird daher zur Zeit auf ein besonderes Interesse rechnen dürfen, zumal wenn dies ein Mann wie Thomas Valpy French ist, der es unstreitig verdient, unter die bedeutendsten Missionare der Gegenwart gerechnet zu werden.

Selten wird man einem anziehenderen Charakterbilde begegnen, als es uns in seiner Persönlichkeit entgegentritt. Eine reiche geistige Beanlagung, durch eine eiserne Energie und einen unermüdlichen Schaffensdrang fruchtbar gemacht und ausgenutzt, machte ihn, wenn auch nicht zu einem theologischen Gelehrten — denn seine Neigung war mehr der praktischen Arbeit zugewandt — so doch zu einem Mann von vielseitigstem theologischen Wissen, zu einem Kenner der patristischen wie modernen, englischen und ausländischen theol. Litteratur, zu einem Koryphäen in orientalischer Gelehrsamkeit. Doch darin besteht nicht seine hauptsächliche Bedeutung. Was seinem Leben Gepräge und Inhalt gab, war der heilige Eifer, der ihn durchwehte, der ihn mit Leib und Seele Missionar sein ließ, der ihn zu uneingeschränkter Selbstverleugnung befähigte, daß ihm kein Opfer an Vermögen, Kraft, Gesundheit und Lebensglück zu groß erschien, um auf den Altar der Mission gelegt zu werden. Um sein Charakterbild zu vervollständigen, denken wir uns weiter den Schimmer einer herzgewinnenden Freundlichkeit, die Ausstrahlung eines liebewarmen Herzens, über ihn ausgegossen, denken ihn endlich mit einer ungeschminkten, tiefen Demut umkleidet, die ihn stets anerkennend über fremde, bescheiden über eigene Leistungen urteilen ließ. Der Eindruck, den diese wahrhaft apostolische Erscheinung auf ihre Zeitgenossen machte, kann nicht treffender wiedergegeben werden als mit einem Worte, mit dem der berühmte Mohamedaner-Konvertit D. Imaduddin seinen heiligen Wandel beschreibt: „Er war ein besonderer Freund Gottes auf Erden." Nicht minder be-

[1]) Birks, Life and Correspondence of Thomas Valpy French, First Bishop of Lahore. London 1895 2 Bde.

zeichnend für sein Wirken ist die Bemerkung, die ein anderer machte, daß sich einem bei Betrachtung der Wege Frenchs das Gefühl aufdränge: „siehe, das ist Gottes Finger!"

Thomas Valpy French wurde am Neujahrstage 1825 zu Burton am Trent geboren. Sein Vater, ein hervorragender, wenn auch öffentlich nie besonders hervorgetretener englischer Geistlicher, wird als ein Mann von großer Energie und Willensstärke geschildert, Eigenschaften, die er seinem Sohn als Erbteil hinterließ. Die Mutter bildete mit ihrer Gütigkeit und Milde das ergänzende Gegenstück. Schon den Knaben beseelte ein unersättlicher Lerneifer, der ihn auch die Ferien zum Lernen verwenden ließ. Und lernend, sagt sein Biograph von ihm, starb er auch. Ein anderer Zug an ihm war eine tiefinnerliche Frömmigkeit, die ihn überall hin, auch in seine Jugendfreude, auch in die Herrlichkeit der Alpenwelt begleitete.

In seine Studienzeit zu Oxford fielen die Anfänge des Kampfes zwischen Ritualismus und Evangelikalismus. French war von Hause aus an eine freie, evangelische Denkungsart gewöhnt, daher er auch seinen gewiesenen Platz auf Seiten des Evangelikalismus fand, doch nicht so, daß er je ein blinder Parteigänger gewesen wäre. Er hat sich sein Leben lang eine große Unabhängkeit des Urteils bewahrt und nie nach vorgefaßten Parteigrundsätzen, sondern stets nach persönlicher Überzeugung geurteilt. Einseitigere Freunde verkannten ihn deswegen in der Folge nicht selten, und er fand sich in seiner unabhängigen Stellung oft isoliert.

Den ersten stärkeren Impuls, an eine missionarische Wirksamkeit zu denken, empfing French mit seinem vertrauten Freunde Arthur Lea gelegentlich des Besuches des Bischofs Wilberforce. Der jähe Tod dieses Freundes, sowie ein an ihn besonders gerichteter feuriger Appell des Miss. Fox und auch dessen gleichfalls plötzlicher Tod ließen den Vorsatz zur That reifen. Im April 1850 stellte er sich der Church Miss. Soc. zur Verfügung, der sein Angebot gerade zur rechten Zeit wie eine unmittelbare Gabe Gottes kam.

I. In Agra.

In Agra (Nordindien) unterhielt die Ch. M. Soc. seit langem einen vielverzweigten Missionsbetrieb; es war eine kleine städtische Gemeinde vorhanden, dazu eine blühende Dorfkolonie, große Waisenhäuser und Schulen und eine leistungsfähige Druckerpresse. Basaar- und Reisepredigt wurden fleißig gepflegt. French sollte mit einem zugleich mit ihm hinausgesandten akademischen Genossen nicht in die bestehende Arbeit eintreten, sondern etwas ganz Neues ins Leben rufen. Mit den bisherigen Mitteln

hatte man nur die niedersten Kasten der Hindus erreichen können, die höheren erwiesen sich als gänzlich unzugänglich. Um an sie heranzukommen, sollte nun ein college — ähnlich unseren Realschulen — gegründet werden. Da in Indien für den Eintritt in den sehr begehrten Regierungsdienst eine höhere Schulbildung Vorbedingung ist, so erfreuen sich derartige colleges durchweg eines guten Besuches gerade aus den höheren Kasten. Es galt nun, dem schon bestehenden Regierungskollege, das wie alle indischen Regierungsschulen religionslos war, ein christliches gegenüberzustellen.

Über die Vorsätze, mit denen French an die Arbeit ging, schrieb er an einen Freund in der Heimat:

„Ich hoffe, mich mit aller Kraft zuerst daran zu machen, die Sprachen zu lernen, dann unter der Jugend zu arbeiten und mich zu bemühen, ihnen einen Charakter vor Augen zu stellen, den sie, wills's Gott, wertschätzen lernen. Ich werde danach trachten, mit ihnen zu sympathisieren und sie fühlen zu lassen, daß einer gekommen ist, der sie nicht nur unterrichten, sondern ihr Freund sein will, der ihr wahres Wohl auf dem Herzen trägt und fähig ist, einen Schwarzen oder Braunen ebenso gut zu lieben als einen Weißen. So gedenke ich allmählich ihren Geist nach dem Vorbilde zu beeinflussen und umzuformen, welches wir in Christo und seinen Jüngern besitzen."

Mit welcher Energie sich French, ein Sprachgenie ersten Ranges, auf die Sprachen warf, zeige eine kleine Anekdote.

Ein anderer Missionar fragte später einmal French für seine Sprachstudien um Rat; er antwortete ihm: „Sie müssen natürlich mit Urdu den Anfang machen, um sich mit den Dienstboten unterhalten und in Kirche und Schule aushelfen zu können. Darauf wären täglich 6—8 Stunden zu verwenden. Um mit den Dorfleuten sprechen zu können, bedarf es des Pandschabi, wofür 2—3 Stunden anzusetzen wären. Sie sollten endlich auch versuchen, täglich noch 2—3 Stunden für Persisch zu erübrigen, das für die Schulen von unschätzbarem Werte ist. Die übrige Zeit könnte mit Arabisch ausgefüllt werden, um den Koran lesen zu können."

Trotz mancher erschwerender Umstände — French war bisweilen der einzige europäische Lehrer inmitten lauter heidnischer Munschis (Hindu-Lehrer) — konnte im Dezember 1853 das college eröffnet werden und kam allmählich in Gang. Die Frequenz hob sich von Jahr zu Jahr bis auf 330 Schüler. Das wichtigste Unterrichtsfach in den Augen Frenchs war natürlich die Religion. Freilich mußte er sich klar sein, daß gerade dieser Unterricht von den Schülern zunächst nur als eine lästige Beigabe empfunden werden konnte, welche man nur um der zu erreichenden materiellen Vorteile willen wohl oder übel mit in Kauf nehmen mußte. Doch wußte French vermöge seiner frischen, anregenden Weise, die ihm als besondere Gabe eignete, sie auch hierfür bald zu interessieren, wenn dies

auch bei den meisten mehr ein Interesse des Verstandes als des Herzens war. Es pflegte in diesen Stunden recht lebhaft herzugehen, indem besonders einige scharfsinnige Burschen nicht müde wurden, ihre Einwände vorzubringen, wozu sie offenbar nicht selten von ihren heidnischen Priestern instruiert waren.

Positive, in Bekehrungen bestehende Erfolge lieferte das college nur wenige. Es ist für einen Hindu vornehmerer Kaste ein schwerer Schritt, durch die Taufe öffentlich Christum zu bekennen.

Ein Beispiel aus Frenchs Erfahrung hierfür. Er erzählt: „Ein junger Brahmane Randschit war persönlich von der Wahrheit des Christentums überzeugt. Aber augenscheinlich fällt die Furcht, seine Ehre zu verlieren, für seine Entscheidung schwer ins Gewicht, und darüber wird man kaum überrascht sein, da er erzählt, daß er zur höchsten Brahmanenkaste gehöre, und daß jedermann ihm Verehrung erweise. Ich habe mit ihm heute Abend das Taufceremonial durchgenommen, besonders die Gelübde, die er berufen sein wird abzulegen, ich habe ihm auch die Verluste und Opfer vor Augen gestellt, auf die er sich gefaßt machen muß. Alles schien ihm erträglich, bis ich ihm von dem Verlust der Kaste sprach, daß er mit jedermann essen müsse und niemand für unrein achten dürfe. Dagegen bäumte sich sein Brahmanenstolz auf. Er wollte mit niemand zusammen, immer allein essen, aber in seinem Herzen an Christum glauben. Hernach ließ er sich herbei, sich bereit zu erklären mit Europäern zusammen zu essen, aber nicht mit niederen Kastenleuten, auch nicht mit eingeborenen Christen. Zuletzt verstand er sich dazu, mit allen zu essen, welche keine unreine Nahrung, Ratten oder Gewürm, genießen wie die Tschanars. Sein Vater hat ihm die Thür gewiesen und giebt ihm weder Kleider noch Bücher, er solle zu Jesus gehen und sie sich von dem geben lassen."

In anderen Fällen kam die Frucht des in der Jugend genossenen Religionsunterrichts erst in späteren Jahren zur Reife. So erhielt French von einem früheren Schüler noch nach 18 Jahren diesen Brief:

„Hochwürdiger Herr, ich hoffe, Sie werden entschuldigen, wenn ich Sie mit diesen wenigen Zeilen belästige. Ich bin Ihr alter Schüler aus der Bibelklasse und war 1853 nahe daran, mich taufen zu lassen. Aber meine Mutter hinderte es. Jedoch die Unterweisung, die Sie mir in der Schrift gegeben hatten, hat sich meinem Gedächtnis und Gewissen so fest eingeprägt, daß ich das Bewußtsein meiner Schuld nicht beschwichtigen konnte, bis ich mir das Herz faßte, mich ganz Christo zu ergeben. Am 13. Nov. vergangenen Jahres (1872) bin ich getauft. Ich bin Euer Hochwürden sehr ergebner Diener Shobha Ram."

Es läßt sich selbstverständlich nicht statistisch in jedem Falle nachweisen, wie viele Hindus so durch mittelbare Wirksamkeit des college für das Christentum gewonnen sind. Die Hauptbedeutung dieser christlichen höheren Schulen besteht zur Zeit überhaupt nicht in einzelnen Bekehrungen sondern darin, daß sie christliche Weltanschauung in einer unbemerkten und und doch stetigen Weise unter den höheren Schichten der Hindubevölkerung

verbreiten und so den Boden für das positive Christentum zurichten helfen. Während French in späteren Jahren diese Aufgabe des höheren Missionsschulwesens voll und ganz gewürdigt hat, fühlte er sich damals von seiner anscheinend fast fruchtlosen Thätigkeit selbst wenig befriedigt. Es verlangte ihn nach mehr eigentlicher Missionsarbeit. Der Unterricht in den rein weltlichen Lehrfächern lag ihm zu sehr abseits von der eigentlichen Missionsaufgabe und schien ihm zuviel von den besten Kräften des Missionars zu absorbieren. Daher wünschte er sehnsüchtig, es möchte ihm, wenn irgend möglich, für die wissenschaftlichen Lehrfächer zur Unterstützung ein Philologe gesandt werden, oder es möchten nur die jungen Missionare, bis sie sich in Indien eingelebt hätten, im Schuldienst beschäftigt werden, während die älteren und erfahrneren sich wesentlich der eigentlichen Missionsarbeit widmen sollten.

Indessen ob auch nicht gänzlich von seiner Lehrthätigkeit befriedigt, erfüllte French doch mit aller Pflichttreue und Freudigkeit diese seine besondere Aufgabe. Nur die freie Zeit, die diese ihm ließ, glaubte er zu solcher Arbeit verwenden zu dürfen, zu welcher sein Herz ihn trieb. Bald beteiligte er sich an der öffentlichen Basaarpredigt. Eine besondere Freude war es ihm, wenn bei solcher Gelegenheit manche seiner Schüler sich um ihn scharten und, obwohl selbst noch Heiden, dennoch ihren heidnischen Volksgenossen gegenüber seine Partei nahmen. Auch an der berühmten 1854 abgehaltenen Disputation Pfanders mit dem gelehrten Mohamedaner Rahmat Ullah konnte er thätigen Anteil nehmen und durch seine gute Beschlagenheit in den theologischen Wissenschaften Pfander wesentliche Hilfe leisten.

Vor allem benutzte French die Zeit der Schulferien zu ausgedehnten Predigttouren in die nähere und fernere Umgebung Agras. Die Erfahrungen, die er hierbei gesammelt, hat er in einer Reihe bemerkenswerter Ratschläge niedergelegt:

Zu Predigtreisen sollen hauptsächlich die älteren und erfahreneren Missionare ausziehen. Diese Reisen sind bisher meist so gut als erfolglos geblieben, weil sie allzu planlos betrieben wurden. Die Missionare sind auf eigne Faust herumgereist, ohne sich mit einander ins Einvernehmen zu setzen, ohne auf das Bezug zu nehmen, was ein anderer bei früherem Besuch etwa gethan hatte. Ein 2 bis 3tägiges Verweilen an einem Orte kann von keiner nachhaltigen Wirkung sein. Man muß wenigstens 2—3 Monate in einer Stadt verweilen. Möglichst soll der Missionar auch nicht einzeln reisen, sondern zu 2 und 2 oder in kleinen Trupps. Hat man dann durch längere Predigt in einer Stadt Boden gefunden, so ist ein Missionar daselbst bleibend zu stationieren, um das Werk fortzuführen. Die gewonnenen Heidenchristen sind zu thätiger Mitarbeit zu erziehen, es müssen ihnen

Ältesten- und andere Vertrauenposten zugewiesen werden, denn mit dem Verantwortlichkeitsgefühl wird auch ihre Kraft und ihr Eifer erstarken. Auf diese Weise wird mehr Leben in den Missionsbetrieb kommen. Allerdings wird auch heftigere Feindschaft sich erheben, aber das kann gegenüber der gegenwärtigen toten Gleichgültigkeit ja nur als ein Gewinn angesehen werden.[1])

French stand mitten in der vollen Arbeit, da kam plötzlich wie ein Blitz aus blauem Himmel der furchtbare Söldneraufstand des Jahres 1857/58 mit seinen zahllosen Greuelscenen. Agra, eine der bedeutendsten Städte jener Gegend und damals Sitz der Regierung, spielte demgemäß eine wichtige Rolle in diesen Tagen. Da die Stadt selbst auf die Dauer nicht zu halten war, zogen sich die Europäer, Schutz suchend, in das starke Fort zurück. French hielt bis zuletzt auf seinem Posten aus. Ein Augenzeuge schildert uns in anschaulicher Weise seine Unerschrockenheit und Seelenruhe:

„Alle Engländer griffen zu Säbel und Revolver. Der Weg war mit Fuhrwerken bedeckt. Rechts und links eilten die Leute zum verabredeten Rendezvous. Man rannte, als gälte es Leben und Tod. Das Geschrei entstand, die Meuterer drängen bereits über die Brücke in die Stadt. Die Gauner warfen nichts Gutes versprechende Blicke um sich. Außerhalb des colleges alles Alarm, Geschrei und Verwirrung. Drinnen saß ruhig der treffliche Mann, Hunderte von jungen Eingeborenen zu seinen Füßen, an seinen Lippen hängend, welche die schlichten Lehren der Bibel verkündeten. Und so blieb er während des ganzen Aufstandes.“

Endlich nahm auch er seine Zuflucht zum Fort, jedoch nicht für sich allein, sondern mit seinen Christen. Er hatte ihnen Erlaubnis zum Eintritt ausgewirkt. Als ihnen trotzdem der Thorkommandant den Eingang vertrat, erklärte French, daß er für seine Person dann auch auf den Schutz des Fort verzichtete und mit seinen Christen draußen bleiben würde. Endlich setzte er es durch, daß seine Pflegebefohlenen Einlaß fanden. Auch im Fort nahm er bald die Unterrichtsthätigkeit wieder auf; dazu gab es alle Hände voll mit Krankenpflege, Abhaltung von Gottesdiensten und Seelsorge zu thun.

Der Aufstand war niedergeschlagen; man konnte in die Stadt zurückkehren. Angesichts des großen, wüsten Trümmerfeldes, das sich da den Blicken der Zurückkehrenden bot, war es den Missionaren immerhin eine wehmütige Freude, wahrzunehmen, daß man mit dem Missionseigentum glimpflicher umgegangen war als mit anderem. Es galt nun, die zerstreute Herde wieder zu sammeln. Ein Teil der Lehrer, der untreu gewesen war, mußte entlassen werden; die weitaus meisten waren bewährt

---

[1]) Solche Gedanken sind zwar an sich richtig, in der Praxis aber oft nicht durchführbar, wie auch French unter dem Druck der Verhältnisse nicht immer danach handelte. — Die Warnung vor Überschätzung des Wertes flüchtiger Evangelisationsreisen ist jedoch besonders beachtenswert.

gefunden. Von den Schülern fand sich in kurzer Zeit wenigstens ein Drittel wieder zusammen. Ohne über den üblen Lohn, den man mit aller Liebe und Mühe geerntet hatte, verstimmt zu sein, wurde die Arbeit wieder aufgenommen. Frenchs Kraft freilich war nach einer ununterbrochenen, 8jährigen Arbeitszeit erschöpft, er bedurfte, um neue Kräfte zu sammeln, der Erholung, welche ihm ein längerer Aufenthalt in England gewährte.

II. Im Derabschat.

Als French sich im Jahre 1862 der Ch. M. S. wieder zur Verfügung stellte, wurde er mit der Leitung eines neuen Missionsunternehmens im Derabschat, zu welchem der dortige Statthalter Oberst Taylor in der freigebigsten Weise die Mittel zur Verfügung gestellt hatte, beauftragt.

Das Derabschat ist der schmale Landstreifen an der westlichen Grenze des Pandschab zwischen dem rechten Indusufer und der Suleimankette. Die beiden wichtigsten Orte darin sind Dera Ismail Khan und Dera Gazi Khan; auf beiden Plätzen findet ein bedeutender Warenumsatz statt. Denn dorthin kommen alljährlich aus den Engpässen des Suleiman-Gebirges herab die Lohani-Kaufleute aus Afghanistan; sie bringen die Produkte Centralasiens nach dem Pandschab und bis tief hinab nach Indien, dafür nehmen sie indische und englische Waren mit hinein bis in das Herz von Centralasien, bis nach Kandahar, Herat, Bokhara, Khiwa und Kokand. Nicht weniger interessant sind die eigentlichen Bewohner des Derabschat, ihrer Abstammung nach Pathanen oder Afghanen. Die frühere Oberherrschaft des Emirs von Kabul über sie war stets nur eine nominelle gewesen; in Wahrheit war ihr Land ein sicheres Asyl der Gesetzlosigkeit, weder auswärtige noch einheimische Obrigkeit wurde von ihnen anerkannt. Jedes Dorf schützte sich selbst mit einem Lehmwall, wählte sich seinen Herrn und lag in Fehde mit seinen Nachbarn. Jedermann ging bis an die Zähne bewaffnet. Straßenraub war der einträglichste Erwerb, Blutvergießen die gewöhnlichste Beschäftigung. Erst die englische Besitzergreifung führte friedlichere Zustände herbei.

In die Mitte dieser wilden Stämme wurde French jetzt versetzt. Seiner Sicherheit wegen war er auf Anordnung der englischen Behörden auf seinen einsamen Wegen stets von einem Polizisten begleitet. Er kam sich dabei mehr wie ein Gefangener vor, der von seinem Kerkermeister umhergeführt wird; aber seine Vorstellungen bei den Behörden, von der unbequemen Begleitung befreit zn werden, waren vergeblich.

Den Afghanen ein Afghane! das wurde jetzt seine Losung. Den umherschweifenden Nomadenstämmen nachziehend, ward er selbst ein Nomade; rastlos zog er in dem öden, armseligen Lande umher, fast auf alle Bequemlichkeit verzichtend, dem sengendheißen Sonnenbrande ausgesetzt, eine frische Quelle als ein köstliches Labsal begrüßend. Seine unzertrennlichen

Reisebegleiter — den größten Bestandteil seines Gepäcks ausmachend — waren seine geliebten Bücher, mit deren Studium er sich auf eintöniger Wanderung die Zeit verkürzte.

Malerisch versteht er es, uns ein Afghanenlager in der Wildnis zu beschreiben:

„Die Zelte bestanden aus schwarzen Decken und Fellen, kunstlos über Pfähle gespannt. Rund um jedes Zelt war ein Zaun von Schilf oder hohem Grase. Drinnen spielten die Kinder mit ihren Müttern, alle anständig und nett gekleidet, die Mütter meist in lange, schwarze Mäntel mit roten oder grauen Unterkleidern. Äußere Schönheit war nicht viel an ihnen zu sehen, die Gestalt war durch die Kleidung fast verhüllt. Sie schienen furchtloser und ungezwungener als sonst Mohamedanerinnen; nur daß das Gesicht verschleiert war. Die Männer saßen meist in großen Gruppen im Kreise, etliche mit wilden, wettergepeitschten, leidenschaftlichen Mienen, andere und zwar nicht wenige mit stolzem, selbstbewußten Blick, scharfen Verstand sowohl als stahlharte Gesundheit bekundend."

Die Afghanen berechnen die Weisheit eines Mannes nach seines Bartes Länge. French trug ehedem keinen Bart, ihnen zu liebe ließ er sich den Bart stehen, um für seine Worte bereitwilligeres Gehör zu finden. Bald wurde er denn auch von diesen wilden Gesellen als ein Freund aufgenommen.

Einmal sprach er gerade zu einer Gruppe von Afghanen; ein Hindu kam hinzu und tadelte sie, daß sie einem „Feringhi Kafir" — einem Ungläubigen — zuhörten. „Nein", sagten sie, „er spricht zu uns als ein Freund unseres Propheten." — Ein anderer Stamm wünschte, daß er sie nach Korassam begleiten möchte, und wollte einen regelrechten, förmlichen Vertrag mit ihm abschließen. „Ich will es thun," sagte er, „unter der Bedingung, daß ihr mich zu eurem Mullah macht und Gottes Wort aus meinem Munde hören wollt." — „Natürlich wollen wir das; wir wollen dich sogar zu unseren woruna (Brüdern) rechnen." — „Ich will nur euer hanasayah (Nachbar) sein, das genügt mir." — „Nein, du sollst unser Bruder sein."

Oberst Taylor hatte den Missionaren dringend ans Herz gelegt, während der unerträglichen Hitze der heißen Jahreszeit die luftigeren Höhen im Westen aufzusuchen. Halb widerwillig hatte French dieser Mahnung Folge geleistet, nicht um dort unthätig zu sein, sondern um in derselben Weise sein Werk dort fortzusetzen. Noch ehe die heiße Jahreszeit vorüber war, trieb ihn sein Eifer in die ungesunde Ebene zurück. Er hatte seine Kraft überschätzt. Eines Tages wurde er unweit Dera Ismail Khan in einem Dschungel wie tot noch durch ein glückliches Ungefähr aufgefunden. Ein Sonnenstich hatte ihn getroffen. Glücklicherweise war ein Arzt zur Hand. Doch wochenlang schwebte der Patient zwischen Leben und Tod, und als endlich die Gefahr beseitigt war, lautete das ärztliche Urteil: auf

immer fort aus Indien! Es war nur eine kurze, kaum 1 Jahr währende Episode, die French im Derabschat zubrachte. Direkte Missionserfolge kann man billigerweise von einer so kurzen Wirksamkeit nicht erwarten. Doch war auch dies Jahr für ihn nicht fruchtlos. Er hatte die Bekanntschaft neuer und interessanter Stämme gemacht, eine Bekanntschaft, die ihm für seine spätere Wirksamkeit als Leiter der Divinity School und als Bischof von Lahore mannigfach von Nutzen sein sollte. Der Eindruck, den er von ihnen hatte, war nicht ungünstig.

„Sie scheinen für Herzlichkeit, Freundschaft und liebevolle Sympathie zugänglicher als die Mohamedaner Indiens. Sie scheinen nicht jenen Geist bittern Hasses und Widerstrebens auszuatmen wie jene. Die weite Verbreitung des Sufismus, der unter ihnen 12 Sekten zählt, einige mit dem weitgehendsten Skeptizismus, andere mit dem abstrusesten Mystizismus, hat eine freiere Denkungsart unter ihnen angebahnt, welche, obgleich für tiefere Überzeugung nicht günstig, sie doch wenigstens nicht abgeneigt macht zu hören, zu dulden und selbst zu prüfen."

Dr. Mackays Arbeit auf Formosa.

Von P. Strümpfel in Herrengosserstedt.

3. Wie griff Mackay seine Arbeit an?

Von Tamsui aus hatte Mackay im Frühjahr 1872 seine Kollegen Ritchie und Dickson zu Lande längs der Westküste bis nach den nördlichsten Außenposten ihrer Mission begleitet, hatte die Pipohoanchristen kennen gelernt und mit dem Lande sich vertraut gemacht; dann war er allein nach dem Norden zurückgekehrt. Mit zwei Kisten bezog er in Tamsui seine erste Wohnung, einen früheren Pferdestall; der britische Konsul lieh ihm Stuhl und Bett, von einem Chinesen erhielt er eine alte Zinnlampe. Frische Tünche und rote Kattunvorhänge gaben dem Raume wenigstens etwas wohnliches Aussehen. Ohne Lehrer und ohne viel Bücher begann der junge Missionar das Erlernen der Volkssprache. Zu dem, was er schon aufgeschnappt, mußte sein Diener das Weitere hinzufügen. Das Beste lernte er von den Hütejungen draußen im Felde, mit denen er bald gut Freund wurde. Seine Wörtersammlung wuchs erstaunlich. Als der Diener des Fragens und Abhörens müde davonlief, ging Mackay auf die Straße und sprach mit jedem, der ihn anhören wollte; nur Englischredenden wich er grundsätzlich aus. In 5 Monaten konnte er die ersten kurzen Predigten halten und den Kampf mit den Literaten aufnehmen. Auf einen großen Bogen chinesischen Papiers schrieb er die 10 Gebote und

heftete ihn außen an seine Thür. Zweimal wurde das Blatt beschmutzt und abgerissen, zum drittenmal schlug er's an und es blieb.

Da erschien eines Tags im Mai 1872 ein ernster junger Mann zu einem religiösen Gespräch und ließ sich ein Liederbuch mitgeben. Mackay hatte sofort das Gefühl: „Das ist der junge Mann, um den ich gebetet habe." Er hatte nämlich schon vor seiner Ankunft auf Formosa den Herrn gebeten, daß er ihm als ersten Bekehrten einen begabten Jüngling zuführe. In der That kam der Besucher wieder und brachte täglich neue, immer schlagfertigere Literaten mit. Nach stürmischen Debatten gingen den letzteren die Argumente aus und sie liefen davon. Der junge Mann aber kehrte zurück und bekannte jetzt seinen Glauben an die Bibel. Mit Dank und Freude erinnert sich Mackay dieses Augenblicks. Giam Chheng Hoa oder kürzer A Hoa wurde Christ, Prediger, Mackays rechte Hand und ist heute noch die wichtigste Stütze der Mission.

Zunächst war er Diener und Schüler Mackays. Dieser las mit ihm den Volksdialekt in romanischer Schrift und überwand vollends die Schwierigkeiten der Aussprache. Sie sangen, lernten und übten zusammen den ganzen Tag. Auch Geographie und Astronomie trieb Mackay mit seinem Schüler, welcher die Augen aufriß vor Erstaunen über die weite Welt jenseit der chinesischen Mauer und des Großen Oceans. Auf allen Predigtgängen wurde A Hoa mitgenommen. Als sie im Herbste Kelung aufsuchten und auf den Steinstufen eines großen Tempels vor einem spottenden Pöbelhaufen, darunter viele Bekannte A Hoas, ihre Lieder anstimmten, forderte Mackay den jungen Mann zum erstenmale auf, öffentlich zu reden. Erst schwieg er und ließ den Kopf hängen; nachdem aber Mackay einen glaubensfreudigen altschottischen Vers gesungen, ermannte er sich zu einem kurzen, ruhigen Zeugnis.

Gleich seine ersten Bekehrten erzog sich also Mackay zu Predigern. Ohne langes Tasten und Schwanken hatte er sich alsbald für seine eigentümliche, den Verhältnissen angepaßte Arbeitsmethode entschieden: Gründung kleiner Gemeinden an möglichst vielen Orten mit Kapellen unter eingeborner Leitung. Im Februar 1873 wurde A Hoa mit vier anderen getauft und schon im Herbst d. J. stand derselbe als Pastor an der ersten Dorfkapelle und bewährte sich trefflich.

Es war in Gokokhi, 10 engl. Meilen flußaufwärts von Tamsui, wo durch eine erweckte Witwe Neigung zum Christentum entstanden war. Das Oberhaupt des Dorfes nahm den Missionar freundlich auf, schlug das Blatt mit den 10 Geboten an seine Hauswand und erklärte danach künftig leben zu wollen. Während Mackay sich auf einige Zeit dort niederließ und die Thäler und Weiler ringsum predigend durchzog, wurden Steine und Luftziegeln beschafft und obgleich der Präfekt in Bangkah beim englischen Konsul gegen den Bau eines angeblichen Forts und die Einschmuggelung von Gewehren protestierte, auch durch Soldaten die Dorfleute

einzuschüchtern suchte, wurde der Kapellenbau vollendet. Mehr als 150 Personen erklärten, daß sie die Götzen wegwerfen und christlichen Unterricht haben wollten. Es war ihnen etwas Neues, während der Predigt andächtig still zu sitzen, aber bald fanden sie sich darein.

Der unermüdliche Missionar gewann auch an anderen Orten Eingang. Meist reiste er mit chinesischen Christen, seinen „Studenten", zu Fuß oder im Flußboote.[1]) Gefährliche Flußübergänge, unsäglich kotige Landwege, üble Nachtquartiere, Lebensgefahr unter den Wilden, zu alledem die Feindseligkeit der Literaten war die stete Erfahrung auf diesen Reisen. Nur eine eiserne Natur und ein unverdrossener Mut konnte jahrelang solche Anstrengungen ertragen. Viel Freunde erwarb sich Mackay dabei durch die elementarsten ärztlichen Hilfsleistungen. Gegen das „Teufelsfieber", die Malaria, wissen die Buddhisten- und Taoistenpriester nur durch ihre Amulette und Teufelaustreibungen zu helfen, während chinesische Ärzte ihre wunderlichen Mixturen verschreiben. Da wirkt dann eine Dosis Chinin überraschend. Noch wirksamer erwies sich die zahnärztliche Kunst. Infolge des Betelkauens hat das Volk sehr von schlechten Zähnen zu leiden. Nachdem Mackay erst einmal mit Hilfe eines harten Holzes einem armen Soldaten den „Wurmzahn" ausgezogen und dafür Dankesthränen geerntet hatte, wurde er bald mit Hilfe bester New Yorker Instrumente ein Meister auf diesem Gebiete und ein Wohlthäter des Volkes. Auf einem freien Platze, oft auf den Stufen eines Tempels pflegte er mit seinen Begleitern sich aufzustellen und einige Lieder zu singen, dann wurden im Stehen — denn die Chinesen haben starke Nerven — oft Hunderte von Zähnen[2]) ausgezogen und endlich den Versammelten gepredigt.

Während es ihm so gelang, Zuhörer zu sammeln, versäumte er nicht, die angeregten Seelen zu pflegen und zu organisieren. Von Anfang an prägte er den Bekehrten die Missionspflicht als wesentliches Stück des Christenlebens ein, so daß sie eifrige Verbreiter der Wahrheit wurden. Die Gründung der Gemeinden ging deshalb vielfach von den Chinesen selbst aus. Meist folgte Mackay ihrer Einladung und blieb an dem betreffenden Orte monatelang, bis ein fester Kreis gesammelt war, welcher die Götzen wegwarf, den Sonntag feierte, christliche Lieder sang und sich

[1]) Zwischen den Städten Bangkah, Toatiutia und Taipesu — je 3 engl. Ml. von einander im Dreieck gelegen — sind von dem energischen Gouverneur Liu Ming Tschuan breite schöne Straßen angelegt, auf denen täglich ca. 150 Rikschas verkehren; zwischen Kelung und Teckham läuft auch eine Eisenbahn.

[2]) Von 1873 bis jetzt hat Mackay über 21 000 Zähne gezogen, seine Prediger und Studenten außerdem noch halb soviel.

eine Kapelle erbaute. Ein Nationalhelfer übernahm dann die geistliche Pflege unter Oberleitung des Missionars.

Auf diese Weise entstanden schon in den ersten Jahren Gemeinden in den wichtigsten Orten des Tieflandes.

In dem nördlichen Hafenplatze Kelung wurde von einem Viehhändler, der früher als Trommler und Guitarrespieler bei Götzenprozessionen gedient, sogleich nach Mackays Ankunft 1872 aber ein eifriger Besucher der Predigt geworden war, ein Haus gemietet und Mackay zur Weihe eingeladen. Derselbe Mann wurde später Pastor an einer Dorfkapelle im Nordosten, litt fröhlich im französischen Kriege 1884 den Verlust seiner Güter und starb an Malaria, während die Ältesten und Diakonen seiner Gemeinden ihm seinen Lieblingspsalm 121 sangen. — In der geschäftlich regen Stadt Sintiam, 18 Ml. landeinwärts von Tamsui erschien Mackay auf Bitten einiger Hörer gerade zum Götzenfeste. Schon hörte er wie der Pöbel zur Ermordung des fremden Teufels aufforderte, als es ihm noch gelang, durch leibliche Hilfe an mehreren Verunglückten die Herzen umzustimmen. — In Tekchham, einer Stadt von 40000 E., erhob sich anfangs auch Tumult; aber ein Literat, welcher früher von Mackay Arznei empfangen, nahm ihn in Schutz und ermöglichte den Kapellenbau. — Am heißesten war der Kampf um die Hauptfeste chinesischen Götzendienstes und Fremdenhasses, die große Stadt Bangkah, in welcher selbst europäische Handelsfirmen niemals (auch nicht durch chinesische Agenten) ein Geschäft eröffnen konnten. So oft Mackay und A Hoa dort erschienen, wurden sie mißhandelt, beschimpft und mit Apfelsinenschalen oder faulen Eiern beworfen. Wiederholt hatten die drei Geschlechter, welche die Stadt beherrschen, nach den Nachbarorten Leute gesandt, um das Volk gegen die Mission zu erregen. Als nun im Dezember 1877 von der kaum 3 engl Ml. entfernten Dorfkapelle Toaliong-pong aus ein neuer Versuch gemacht wurde, erhob sich ein wilder Aufruhr. Das gemietete Haus mit der Inschrift „Heiliger Jesustempel" wurde bis auf den Grund zerstört und das Leben des furchtlosen Missionars schwebte wiederholt in größter Gefahr. Zum Glücke kam der britische Konsul von Tamsui rechtzeitig zum Schutze herbei. Mackay zeigte dem Mandarinen, der ihn auf den Knieen bat, die Stadt zu verlassen, seine Zange und seine Bibel und erklärte: unbedingt werde er bleiben und fortfahren Zähne auszuziehen und das Evangelium zu predigen. In Kurzem stand auf der alten Stelle ein neues Gebäude.

Das für chinesische Verhältnisse beispiellose Tempo dieser Gemeindegründungen könnte einen Missionsfreund, welcher an die Heidenchristen den Anspruch besonderer geistlicher Kraft und Reife erhebt, mit Mißtrauen erfüllen. In der That waren Mackays junge Christen noch weit entfernt vom Ideal, aber eben nicht anders als die Durchschnittschristen in Deutschland oder Amerika. Sie waren jedoch lernbegierig, opferwillig und hielten in der Verfolgung treu zum Bekenntnis. Im übrigen bedurften sie freilich der Erziehung, zu welcher Geduld gehört. Mackay sorgte dafür durch unermüdliches Besuchen von Ort zu Ort. Er war sich bewußt, nach der

Weisung des Herrn zu verfahren, indem er die Grundlagen einer Volkskirche zu legen suchte, wo sich die Thüren dazu so weit aufthaten.

Dieser Charakter seiner Mission trat besonders zu Tage, als sie sich ihrem ergiebigsten Felde unter den chinesierten Ureinwohnern im Osten zuwandte. Sobald er unter den Chinesen festen Fuß gefaßt hatte, suchte Mackay die Pipohoan in der Ebene Kaptsulan auf. Auch hier war der Anfang mit Kämpfen, Gefahren und Beschwerden verbunden. Viele Tage mußte die Missionstruppe durch die Dörfer ziehen, ohne daß sich irgendwo eine Thüre aufthat. Vor dem „fremden Teufel“ nahmen Weiber und Kinder Reißaus, die Männer hetzten die Wolfshunde auf ihn. In dunkler Nacht verirrte man sich im Reisfelde und mußte einmal unter einem Reisschober, einmal in einer verfallenen Grashütte übernachten, immer in Gefahr, von Wilden überfallen zu werden. Endlich kam eine Einladung von drei Männern aus einem Fischerdorfe. Die Häupter des Ortes waren freundlich, boten Reis und Fisch und riefen am Abend durchs Muschelhorn, die alte Kriegstrompete, ihre Gemeinde zusammen. Ein Brett über zwei Steine gelegt, war die Rednerbühne, davor saßen die Leute reihenweise auf den mitgebrachten Bänkchen. Nun wurde gesungen, gepredigt, gefragt und geantwortet bis gegen Morgen. Schon am anderen Tage gingen die Männer in den Wald nach Bauholz, eine Hütte aus Luftziegeln mit Grasdach wurde errichtet. Darin sammelte sich acht Wochen lang jeden Abend das ganze Dorf; in kurzer Frist hatte die Jugend eine Anzahl Psalmen und Hymnen gelernt, die alten aber brachten ihre Götzenbilder und Ahnentafeln in die niedrige Hütte, wo Mackay auf einer Kiste seine Schlafstätte hatte. Was von den Götzensachen nicht verbrannt wurde, ließ Mackay in sein Museum nach Tamsui schaffen. Dem Namen nach war das Dorf also christlich geworden. Die kühnen Fischer, welche des Morgens aufrecht im Boote stehend unter dem Gesang christlicher Lieder durch die Brandung steuerten, meinten es immerhin aufrichtig. Trotz mancher Schwächen giebt es doch unter diesem armen Volke nicht Wenige, welche im Glauben bis ans Ende treu geblieben und selig entschlafen sind.

Eine Deputation kam von einem Nachbardorfe, um die Neuigkeit zu sehen. Sie hörten 200 Stimmen den Allmächtigen preisen und luden sofort ein, auch zu ihnen zu kommen. Mackay veranstaltete eine Prozession, er mit A Hoa an der Spitze, hinter ihnen je zwei und zwei der Bekehrten, so zogen sie singend auf dem schmalen, gewundenen Wege hin. Mit dem gesungenen und gepredigten Evangelium wurde das Dorf erobert, eine

Kapelle gebaut, ein Prediger eingesetzt und 500 Mann, die ihre Götzen wegwarfen, in die Liste der neuen Gemeinde eingetragen.

In ähnlicher Weise gings allmählich von Dorf zu Dorf, bis schließlich die 20. Kapelle in der Ebene Kaptsulan errichtet werden konnte. Auch in die angrenzenden Thäler, wo die Kolonisation eben begonnen und mit den Wilden im Kampfe lag, und weit nach Süden hin erstreckte sich die Bewegung.

In der Pipohoankolonie Kaleoan, welche durch Ausgewanderte mitten unter den Lamsihoan der Kilai-Ebene entstanden war, hatte ein früherer Koch des Oxford-College in Tamsui eine Missionsthätigkeit begonnen. Seit Jahren hatte Mackay den Wunsch, diesen weitentfernten Ort im Süden aufzusuchen; endlich 1890 konnte er ihn ausführen. In allen 5 Dörfern war schon Gottes Wort bekannt, es hieß aber, der Mandarin der nahen Militärstation habe den Götzendienst als notwendigen Beweis des Gehorsams bezeichnet. Sobald dies Hindernis gehoben war, erklärten sich alle Dörfer einmütig für das Christentum. Ein Götzentempel, welcher 2000 mex. Dollars gekostet, wurde feierlich zur Kapelle geweiht, vorher gingen Knaben von Haus zu Haus mit Körben, um alle Götzensachen, Räucherstäbchen, Fahnen u. s. w. einzusammeln und auf einem Haufen zu verbrennen. Eine Woche lang zog Mackay auf dem vom Mandarin geliehenen Ponny durch die Gegend, predigend, Zähne ziehend, Land und Leute erforschend. Dann kehrte er zurück, in der Hoffnung, die Gemeinde sicher begründet zu haben.

Allerdings wußte er, daß, wenn an einem Orte Hunderte ihre Götzen wegwarfen und eine Kapelle bauten, die Hauptarbeit eben erst begonnen habe. Aber es war doch der Anfang zu einem Gemeindeleben gemacht, worauf in China besonders viel ankommt. Die Gewonnenen zu geistlichem Leben zu erziehen war dann Mackays stetes Bemühen, dazu wanderte er namentlich in den ersten Jahren mit seinen Studenten immer wieder von einer Kapelle zur andern. Kam er da in ein Pipohoandorf, so sang er mit seinen Begleitern ein geistliches Lied; alsbald verließen die Männer ihr Fischernetz, die Frauen ihren Webstuhl, die Kinder ihr Spiel und sangen alle mit; so unter freiem Himmel klangs doppelt schön. Das erste waren dann Krankenbesuche und die übliche ärztliche Praxis. Eine Liste aller Familien und ihres Besitzes wurde weitergeführt und berichtigt; so wußte man jeden Ab- und Zuzug und kannte genau die Leistungsfähigkeit der Station. Mit Ältesten und Diakonen wurde über Sonntagsfeier und Kirchenbesuch, Gemeindebeiträge und Reparaturen beraten; selten kam's vor, daß ein Ältester um Unterstützung bat; meist hatte die Gemeinde schon von selbst Pflaster, Anstrich oder Bedachung erneuert. Klassenweise wurden ferner die Kinder, die jungen Leute, die Frauen in der christlichen Lehre geprüft und neue Lernaufgaben gestellt;

ebenso klassenweise wurde Singstunde gehalten. Im Abendgottesdienste wurde gepredigt und sofort darüber katechisiert, Älteste oder Diakonen gewählt und bestätigt, Kinder und vorher geprüfte Katechumenen getauft, und endlich das heilige Abendmahl gefeiert. War's gerade Sonntag, so waren es der Gottesdienste mehr als sonst, auch Sonntagsschule hielt der Missionar. Um der heidnischen Gäste willen ließ Mackay möglichst auch Gemeindeglieder Zeugnis ablegen: ein ehemaliger Taoistenpriester oder ein Pipohoan aus dem Süden hielten Ansprachen, chinesische Bibelfrauen oder Pipohoanchristinnen sangen abwechselnd ihre Lieder. Für den Prediger der Gemeinde, welcher zugleich Lehrer und Arzt war, war solcher Besuch eine heilsame Anfrischung.

Die eingebornen Prediger sind in Nordformosa das wichtigste Element. Wie wir sahen, war Mackay von Anfang an überzeugt, daß solche Kräfte nötig seien und daß die Chinesen sich dazu eigneten. Sprache, Klima und soziales Leben bieten dem Ausländer viele Hindernisse. Dazu kommt die Geldfrage. Ein Chinese kann unter Lebensbedingungen, die einem Ausländer den Tod brächten, in einem Klima, wo derselbe von Frost und Fieber stets geschüttelt würde, glücklich leben und arbeiten und kostet relativ ein sehr Geringes. Es ist von Interesse, wie Mackay den durchschnittlichen Monatsbedarf eines verheirateten Predigers berechnet: Reis 3, Zukost 4, Feuerung 1,50, Wasserholen und Reinigen 0,65, Barbier 0,30, Kleider, Schuhe, Schirm 0,38, in Summa 9,83 mex. Dollars. Unter diesen Umständen glaubt Mackay die Beiträge der heimischen Kirche am besten auszunützen, wenn er auf einen zahlreichen Stab von Missionaren verzichtet und vielmehr der ohnedies wirksameren Hilfe der Eingebornen sich bedient. Voraussetzung ist allerdings stete Aufsicht und der Einfluß eines Mannes von solcher Autorität und geistigen Kraft, wie sie Mackay eigen ist. Auf möglichst gute, zweckentsprechende Ausbildung legt Mackay das größte Gewicht. Er glaubte aber dazu von vornherein große Gebäude mit reichen Bibliotheken und anderem Zubehör nicht unbedingt nötig zu haben. Ziemlich spät erst baute er das stattliche Oxford-College in Tamsui, früher erzog er seine Studenten im täglichen Umgang daheim und auf Reisen. Sie stiegen mit ihm in die Berge und wateten durch die Flüsse, übernachteten gelegentlich auch im Ochsenstall und fürchteten weder Strapaze noch Gefahr. An jedem Morgen wurde mit einem Liede begonnen; wenn's das Wetter erlaubte, gings dann hinaus in den Schatten von Bambus oder Banianen, hier wurde gelesen, gelernt, abgehört. Auf den Sandsteinfelsen am Strande von Kelung war ein beliebter Schulplatz,

Kochtopf und Reis wurde mitgenommen, oft auch das Kochen gespart und frisch gesammelte Austern aufgebrochen. Gegen Abend wurden Muscheln, Korallen und anderes Seegetier gesucht und Naturkunde getrieben, gelegentlich auch geangelt. Mackay, welcher selbst ein schwärmerischer Naturfreund und gründlicher Kenner der reichen Flora und Fauna, sowie der geologischen Verhältnisse Formosas ist, liebte es sehr, in solchen improvisierten Lektionen mit anschaulicher Lebendigkeit seine Schüler in Kenntnis und Verständnis der Natur einzuführen und vielleicht die Erklärung einer Schriftstelle damit zu verbinden. Während der Wanderung wurden stets einige Proben von Pflanzen, Samen, Insekten, Mineralien aufgehoben und am nächsten Halteplatze untersucht. Mit Freuden beobachtete Mackay, wie unter dem Einfluß des Christentums der schlummernde Natursinn erwachte.

Eines Tags bestieg er mit A Hoa den Quanyin-Berg (1700 F.). Das hohe Gras schnitt ihnen wie Messer die Hände wund, aber der Ausblick von der Höhe entschädigte dafür reichlich. Zu ihren Füßen zog sich das silberne Band des Tamsuiflusses durch die grüne Ebene, über die Stadt und die Palmen am Ufer schweifte der Blick nach dem Meere hin. A Hoa begriff nicht, was sein Meister wollte; einen Berg nur der Aussicht wegen erklettern, erschien ihm wie allen Chinesen eine Narrheit. Jetzt aber, als Mackay den 100. Psalm anstimmte, wurde sein Herz tief ergriffen. Er erlebte „in seiner Seele die Geburtsstunde des Schönen.“ Fortan hatte er Auge und Ohr offen für Gottes Offenbarung in der Schöpfung.

Wenn schon die Naturstudien zur religiösen Förderung dienen mußten, so war doch das Schriftstudium die Hauptsache. Wo auch die Nacht sie überfiel, an jedem Abend gab Mackay seinen Begleitern die Erklärung eines Schriftabschnittes. Sie arbeiteten sich dann ihre Notizen aus für die Wiederholung am nächsten Tage. Von großem Wert erschien es Mackay bei seinen Besuchsreisen von einer Kapelle zur anderen die Studenten in die Arbeitsweise der Mission einzuführen. Vormittags wurde studiert, nachmittags bei Christen und Heiden Besuche gemacht, abends gepredigt. Die Studenten sollten geschickt debattieren, fließend sprechen, erbaulich predigen lernen. In ärztlicher Kunst wurden sie seine Gehilfen; er gab ihnen die Zange zum Ausziehen der Zähne in die Hand und manche lernten sie sehr gewandt handhaben.

Originell und praktisch blieb die Ausbildung der Studenten auch später, als sie infolge der größeren Anzahl Anstaltscharakter annehmen mußte. Als Mackay 1880 zum erstenmale in Kanada auf Urlaub weilte, überreichten ihm die dortigen Freunde zur Abschiedsgabe 6215 Doll., davon baute er in Tamsui das stattliche Gebäude, welches er nach seiner Heimat-

gegend Oxford-College benannte. Es hat Raum für 50 Zöglinge und 2 verheiratete Lehrer, enthält einen Saal, 2 Lehrzimmer, Museum, Bibliothek, Badezimmer und Küche. Täglich von 1—5 Uhr hält Mackay Vorlesungen und Übungen. Die Zöglinge schreiben viel nach, regelmäßig wird repetiert und gedrillt. Kein wichtiger Gegenstand europäischer Bildung (Mathematik, Naturkunde, Geschichte und Geographie) wird vernachlässigt. Die Bibel ist das große Textbuch für Alles, auch für Realien (Geschichte, Geographie, Naturkunde der Bibel). Die Hauptsache aber ist die biblische Glaubenslehre mit Beweisstellen und apologetischen Gesichtspunkten. Der kleine schottische Katechismus wird auswendig gelernt.

Charakteristisch für Mackays frische und originelle Art sind die Abendstunden im College, an denen auch die Frauen und Kinder aus der Mädchenschule und andere Zuhörer, im ganzen über 100 Personen teilnehmen. Sie sind so beliebt, daß nur ernste Krankheit einen jungen Mann zurück hält, oft erscheinen sie klappernd von Fieber und in Decken gehüllt. Mit Gesang und Gebet eines Zöglings wird begonnen, dann müssen erst die Kinder, dann die Frauen lesen, hersagen und Fragen beantworten; dazwischen wird wieder gesungen und zwar mit solcher Lust, daß schon oft fremde Besucher aller Nationen sich daran erfreut haben. Orgeln giebt's in Nordformosa nicht, aber an dem Ständer auf der Plattform hängen 24 Plakate von weißem Kattun, auf welche ein Zögling sehr nett die Melodieen geschrieben hat. Mit dem Stock zeigt einer die Noten an, stehend und mit der Rechten den Takt schlagend, übt nun eine Abteilung nach der andern. Es folgen Schriftlektionen, Geschichte, Geographie u. dergl. Endlich treten die Studenten auf die Plattform zu Fünfminuten-Ansprachen, welche sogleich von den Kameraden nach Gegenstand, Ausdruck und Haltung rezensiert werden. Zitternd tritt der Neuling auf, aber monatelange Übung verleiht ihm schließlich Zutrauen und Geschick. Zwischenein ergreift auch öfter Mackay das Wort, um 20—30 Min. über irgend ein, nicht immer biblisches Thema zu sprechen. Ist diese Stunde, halb Drill, halb Gottesdienst, vorüber, so bleiben die Zöglinge oft noch beisammen, debattieren oder hören einen mit Nebelbildern illustrierten Vortrag. An diesen Abenden ist Mackay ganz in seinem Element, sie mannigfaltig zu gestalten, sodaß kaum zwei Abende im Jahre sich gleichen und für Eintönigkeit oder Stumpfsinn kein Raum bleibt, ist sein Bemühen. Dafür folgt ihm aber auch jung und alt mit strahlenden Augen und begeistert klingen die Lieder in die Nacht hinaus. Die eingebornen Prediger hängen an ihm mit Liebe und Verehrung.

Auch für das weibliche Geschlecht glaubt Mackay die Hilfe der Ladies entbehren zu können. Er schildert lebhaft, wie die rotwangig ankommende Lady nach wenig Jahren bleich, vom Fieber entkräftet, kaum die Sprache bemeistert hat und auf den Seehafen beschränkt bleibt. Sie kann gar nicht daran denken, über die Berge zu wandern, um mit den Bibelfrauen in der Kaptsulan-Ebene zu arbeiten. Kein Arzt würde es verantworten, die Wege sind unpassierbar, chinesische Anstands- und Umgangsformen

hemmen die Europäerin. Mackay suchte deshalb von Anfang an Chinesinnen, besonders ältere Witwen, zu Bibelfrauen zu gewinnen. Solch eine Großmutter mit grauem Haar ist an sich schon eine Respektsperson; sie kennt die Nöte ihrer Schwestern, weiß Bescheid über das Binden der Füße und jeden einheimischen Brauch und kann am besten lehren und trösten. Jetzt werden meist von Dorfpredigern geeignete Frauen ausgesucht und nach Tamsui zur Ausbildung gebracht. Hier treten sie in die einfach und praktisch eingerichtete Mädchenschule, welche 1883 dicht neben Oxford-College erbaut ist. Da die Pipohoan bei dem harten Kampf ums Dasein ihre Mädchen selten entbehren können, sind es meist Töchter selbständiger Bauern, Handwerker und Kaufleute, welche hier erzogen werden. Chinesischer Sitte entspricht es, die Töchter einer älteren Frau zu zeitweiliger Pflege anzuvertrauen; oft bringen die Bibelfrauen Kinder von Verwandten mit, oft wird auch die Familie eines Studenten, während er im College weilt, in der Anstalt untergebracht. So ist hier das weibliche Geschlecht in allen Altersstufen vertreten. Zwei Matronen und ein verheirateter Prediger führen die Aufsicht. Englisch und chinesische Schrift ist ausgeschlossen; man liest die Volkssprache in romanischen Lettern. Die Frauen lernen, hören auch Vorträge im College und lehren ihrerseits die Kinder. Lesen, Schreiben, Singen, Biblische Geschichte, Katechismus, Stricken und Schneidern sind die weislich beschränkten Unterrichtsfächer. Nach allseitiger Vorbereitung werden die Bibelfrauen nach den Stationen ausgesandt und wirken dort in reichem Segen. Welche Hilfe Mackay in dieser Hinsicht von seiner Frau empfangen, darüber enthalten seine Erinnerungen begreiflicherweise keine Angabe; nach dem Zeugnis anderer hat sie ihm unschätzbare Dienste geleistet.

4. Was hat Mackay erreicht?

Daß Mackays Werk, original und volkstümlich wie es sich darstellt, auf solidem Grunde ruht und trotz Massenbekehrung doch nichts Ungesundes und Oberflächliches an sich hat, hat sich besonders in dem Sturme gezeigt, welcher 1884 während des französischen Krieges über die Mission hereinbrach.

Gleich nach dem Bombardement von Kelung (5. Aug.) fiel der Pöbel über die Christen her, welche als geheime Verbündete des Feindes galten. Mehrere Kapellen wurden zerstört, die Christen gefoltert oder getötet, ihre Häuser ausgeplündert oder in Brand gesteckt.[1])

---

[1]) Über den Kirchentrümmern zu Toaliongpong errichtete man eine Säule mit der Inschrift: „Hier liegt Mackay, der schwarzbärtige Teufel. Sein Werk ist aus.“ S. Grundemann a. a. O. S. 270.

In Sintiam weigerte sich ein altes Ehepaar, den Christenglauben zu verleugnen und wurde im Flusse ertränkt. Viele Familien lagen hungernd im Versteck und wagten nur nachts sich etwas Nahrung auf den Feldern zu suchen. Die meisten blieben standhaft ihrem Glauben treu. Mackay, welcher schon die Beschießung von Kelung in der Nähe erlebt, weigerte sich auch während der Beschießung von Tamsui auf dem englischen Kriegsschiffe Zuflucht zu suchen; seine Christen, welche sonst mit ihm alle Gefahr geteilt, wollte er auch jetzt nicht verlassen. Während ringsum die Geschosse barsten und Steine und Dachsplitter umherflogen, ging er in der Gewißheit göttlichen Schutzes mit A Hoa vor dem Hause auf und ab, seine Kinder steckten im Keller. Allerdings brach auch seine starke Natur in dieser Zeit zusammen; eine heftige Gehirnentzündung warf ihn nieder, schon gab der Arzt jede Hoffnung auf, als es endlich gelang, von einem Schiffe Eis zu bekommen; nach dessen Anwendung verfiel der Kranke in einen 36 stündigen Schlaf, aus dem er gerettet erwachte. Sein damaliger Kollege Jamieson kränkelte von jener Zeit an und erholte sich nie wieder. In der folgenden Woche reisten beide Missionarsfamilien (Mackay und Jamieson) nach Hongkong, aber schon nach 8 Tagen sehen wir Mackay wieder unterwegs. Er kreuzte zwischen Tamsui, Amoy und den Pescadoresinseln; endlich gelang es ihm, Pässe zu erhalten, mit Lebensgefahr und ungeheuren Strapazen die Stellungen der französischen und chinesischen Truppen zu durchdringen und mit A Hoa und Japsun die Gemeinden in der Ebene Kaptsulan aufzusuchen. Auch hier war kein Abfall vorgekommen. „Die Mission ist vertilgt!“ jubelten die Heiden, als die Franzosen abdampften; aber gerade diese kritische Zeit diente nur zu ihrer Befestigung. Mackay reichte dem Gouverneur Liu Ming Tschuan eine Verlustliste ein, worauf dieser ohne Nachweis und ohne Bericht nach Peking sofort 10000 mex. Doll. Entschädigung zahlte. Von dieser Summe beschloß Mackay lieber 6 große solide Gebäude als doppelt so viele leichterer Art zu errichten. Er lieferte selbst die Entwürfe und fertigte den Handwerkern, die solche Bauten noch nie ausgeführt hatten, Modelle aus Rüben und Lehm. In 12 Wochen standen 3 Kirchen in Sintiam, Bangkah und Sek-khau fertig, aus Sandstein mit 70—80 F. hohen Türmen. Zwar waren letztere ganz gegen das Fungschui und das Volk war zeitweise erregt, aber der aufgeklärte Gouverneur Liu nahm auf die Beschwerden der Leute von Bangkah keine Rücksicht; er war längst nicht gut auf sie zu sprechen. An jedem Turme ließ Mackay das Wahrzeichen der schottischen Kirche anbringen, den brennenden Dornbusch mit der Umschrift:

nec tamen consumebatur. Auch die übrigen Kapellen wurden bald repariert; die Verteilung von Arznei, der Unterricht der Studenten, die tägliche Predigt ging weiter wie früher, ja an 5 neuen Orten konnten noch in demselben Jahre Gemeinden entstehen.

Noch weniger scheint die Mission zehn Jahre später in dem japanischen Kriege gelitten zu haben, obgleich Mackay auf seiner zweiten Urlaubsreise in Kanada weilte und das Werk allein auf dem jungen Rev. Gauld und dem bewährten A Hoa ruhte. Während sonst die Sterblichkeit auf der Insel in dieser Zeit groß war, blieb doch die ganze Reihe der eingebornen Prediger unversehrt. Mackay ist voll froher Hoffnung für die Zukunft. Er schreibt: „Die Kirche Christi ist jetzt ein realer Faktor und eine positive Macht im geistigen und sittlichen Leben von Nordformosa."

Die Vermehrung der Kapellen erfolgt zwar sehr schnell, aber doch in ziemlich gleichmäßigem Tempo (1884 : 40, 1889 : 50, 1895 : 60). Dasselbe gilt von der Zahl der Christen (1889 : 2719, 1895 : 4371 Getaufte). Unter den Christen sind 1895 1027 männl., 711 weibl., im ganzen 1738 Kommunikanten.

Nach wie vor ist Mackay der alleinige Führer und Organisator der Arbeit. Jüngere Kräfte haben ihm bisher nur vorübergehend zur Seite gestanden: 1875—77 Dr. Fraser, kehrte nach dem Tode seiner Frau heim, ist jetzt P. von Leith, Ontario; 1878—82 Rev. Junor, vertrat während Mackays Urlaub 1881, mußte wegen Fiebers zurück, ist Stadtmissionar in New York; 1883—91 Rev. Jamieson, kränkelte viel, bis er starb; seit 1892 steht Rev. William Gauld in der Arbeit; Ende 1895 ist Mackay zu ihm zurückgekehrt. Rev. Gauld bestätigt das günstige Urteil über die eingebornen Prediger, namentlich den hervorragend tüchtigen und mit der Gabe der Leitung ausgerüsteten A Hoa. „Er kennt sein Volk vom Gouverneur bis zum zerlumpten, opiumrauchenden Bettler, auf alle hat er Einfluß. Seine Dienste in der Mission sind unschätzbar; hoffentlich dürfen wir uns noch viele Jahre seines Einflusses und seines Rates erfreuen." Er ist nicht mehr Gemeindepastor, sondern in der Oberleitung thätig; 20 Doll. monatlich ist sein Gehalt. A Hoa und Tan He, der langjährige treue Pastor von Sintiam, sind die einzigen Ordinierten. Mackay vollzog die Ordination in dem stürmischen Jahre 1884, seither hat er eine Wiederholung dieses Aktes nicht für nötig gehalten. Außer den in der Oberleitung und im Schulwesen zu Tamsui Beschäftigten zählt die Mission 60 Prediger, welche an Kapellen angestellt sind. Ihren be-

scheidenen Gehalt zahlt die Mission. Obgleich Mackay eine self supporting Mission als Ideal vorschwebt, so ist er doch nüchtern genug, nicht zu viel zu verlangen. Wohl prägt er den Christen die Pflicht des Gebens ein, aber in Heidenländern ist nun einmal die Bekehrung oft mit Boykott und Beraubung verbunden, und in vielen Gemeinden ist keine einzige, selbst nach inländischen Begriffen wohlhabende Familie. Die Summe der jährl. Beiträge ist immerhin erfreulich, 1895 : 2640 Doll. Vier Gemeinden erhalten sich ganz selbst.

An vielen Orten stehen stattliche Kirchengebäude. Die Dankeskirchen des Jahres 1884 sind schon erwähnt. Als schönsten Bau bezeichnet M. die 500 S. fassende, mit hohem Turm geschmückte, steinerne Kirche zu Toatiutia. Am 18. Okt. 1891 spendete er hier das heilige Mahl an 130 Personen.[1]) Den Vorzug der lieblichsten Lage behält die Kirche zu Sintiam, in welcher der treue Rev. Tan He Gottes Wort predigt. Auf einer Höhe, um die der Fluß sich windet, liegt sie äußerst malerisch zwischen Bergen und üppiger Tropenvegetation und leuchtet mit ihrem schönen Turme weit ins Land. Tan He wird übrigens von seiner Gemeinde selbst unterhalten und empfängt außerdem noch viel Beiträge für die Armen und für die Mission. Er ist auch ein guter Baumeister. In dem Pipohoandorfe Sinsia, an einem klaren Bergflusse, hat er eine steinerne „Burns chapel“ erbaut, ohne den Kostenanschlag zu überschreiten. Eine „Mackay church“ findet sich in dem südlichsten Dorfe der Kaptsulan-Ebene, Lamhongo an der So-Bay. Mackay mußte es dulden, daß der Bau den Namen seines Vaters empfing. Oft wenn er darin predigte, rollten seinen Hörern die Thränen übers Gesicht, so leid that es ihnen, daß sie anfangs unfreundlich gewesen waren. Zuweilen muß die Kirche auch Frauen und Kindern als Zufluchtsort vor den Wilden dienen.

Weitere Nachricht über einzelne Gemeinden zu geben, ist nicht möglich. Sie verteilen sich über ganz Nordformosa. Auch nach den kleinen Inseln Steep Island und Agincourt (100 engl. Ml. nordöstl. von Kelung) hat Mackay Gottes Wort gebracht und ist von den armen Fischern mit Freude aufgenommen worden. Die Wilden im Gebirge hat er zwar oft aufgesucht und ihnen gepredigt, aber zur Gemeindebildung ist es bei ihnen nicht gekommen. Das würde eine besondere Mission erfordern; Mackay hat aber den Grundsatz den göttlichen Fingerzeigen Schritt für Schritt zu folgen und keine Kraft an die Arbeit im fieberreichen Urwalde zu verwenden, solange ihm sonst noch Thüren genug sich aufthun. Die fortschreitende Kolonisation wird auch dorthin neue Wege bahnen. Als ergiebigster Boden erweist sich immer mehr die Pipohoanbevölkerung. Unter

[1]) Nicht weit von der schnell wachsenden Handelsstadt überspannt jetzt eine 1464 F. lange Eisenbahnbrücke den Tamsuifluß, vermutlich wird der Ort in Zukunft eine große Bedeutung gewinnen.

den 50 Zöglingen des Oxford-College sind nur etwa ein Dutzend Chinesen, welche allerdings die Pi̊pohoan an Begabung und Fleiß weit übertreffen. Wie sehr die Mission aber im ganzen Lande eingewurzelt ist, beweist der Umschwung der Stimmung. Die Zeiten, in denen das Volk durch Maueranschläge aufgehetzt, der Verkehr mit dem Missionar verboten, Mackay insultiert oder wie 1879 in effigie auf Götzenfesten verbrannt wurde, sind vorüber.

Noch 1879 war bei einer heidnischen Prozession in Bangkah ein fanatischer Haufe über Mackay und seine Begleiter hergefallen; seine Frau hätte fast durch den Stoß mit einer Fackel ein Auge verloren. Im J. 1893 sandten dagegen die Häupter der Stadt eine mit Seide ausgeschlagene Sänfte und 8 Musikbanden, um Mackay in feierlichem Zuge durch die Straßen zu führen. Fahnen und Feuerwerk fehlte nicht, 5 Beamte schritten voraus, vor dem Missionar wurden 3 „Ehrenschirme“ mit großer Trobbel getragen, den Beschluß machten 6 Reiter, 26 Sänften und 300 Fußsoldaten. An der Landungsstelle des Dampfers hielt der Zug, die Christen sangen, 2 Musikbanden stiegen aber mit aufs Schiff, um die Reisenden bis vor ihr Haus in Tamsui zu geleiten.

Zuletzt noch ein Blick in Mackays Hauptquartier zu Tamsui![1]) Vom Meere aus erblickt man hinter den chinesischen Forts und Zollhäusern zur Linken eine 200 F. ansteigende steile Höhe, an deren Vorderseite in dem wetterfesten Bau des alten Holländerforts das britische Konsulat sich niedergelassen hat. Auf dem Gipfel leuchten aus dem Grün zwei rote Gebäude in eigentümlichem halbchinesischem Stil: Oxford-College und Mädchenschule. Daneben liegen unter Bäumen versteckt zwei weiß getünchte, einstöckige Bungalows mit Ziegeldach, die Wohnungen Mackays und seines Kollegen. Lange immergrüne Banianenalleeen zu beiden Seiten der 10 F. breiten mit Korallenkies bestreuten Wege und eine rings um das ganze Grundstück laufende Hecke, welche ab und zu mit purpurroten Blüten bedeckt ist, dazwischen 104 Oleanderbüsche, erhöhen die Schönheit des Platzes. Wenn Mackay in Tamsui weilt, verbringt er den Abend am liebsten unter der schattigen Wölbung der Bäume lustwandelnd, meditierend, seine Studenten unterrichtend. Nachdrücklich betont er, daß auch solche Anlagen zur Mission gehören; Ordnung und Schönheit lasse Gott uns schauen in seiner Schöpfung, wir sollen ihm auch darin nachzufolgen suchen. Die

---

[1]) Tamsui ist der Name des Bezirks, von den Europäern auf die Stadt übertragen, die chin. Hobe heißt. Als Vertragshafen, in welchem Ausländer Grundbesitz erwerben durften, gewann die Stadt einige Bedeutung, im übrigen ist sie ein verräuchertes Nest mit dem rührigen Treiben aller chin. Städte. Einwohner 6148 oder mit Zurechnung der von der Stadt abhängigen 4 Dörfer 10233 S.

Kapelle mit der Wohnung des chinesischen Predigers liegt ziemlich entfernt mitten in der Stadt, welche von dem Missionsgrundstücke durch ein tiefes Flußthal getrennt ist. Unmittelbar neben die Kapelle wurde 1880 das (nach einem kanadischen Geber benannte) Mackay-Hospital gebaut, in welchem die früher von Mackay in einem Zimmer geübte Heilkunst ihr Heim gefunden hat. Der Platz ist dazu wie geschaffen: auf der einen Seite die Hauptstraße, auf den drei anderen ein Wasserlauf, der allen Unrat sofort wegführt. Die Leitung hat der jeweilige Arzt der Fremdenkolonie, jetzt Dr. Angear. Im J. 1894 zählte man 3156 neue und 6580 alte Patienten. Dieselben kommen oft weit aus dem Innern. Viele finden hier den Weg zum Glauben, der indirekte Einfluß ist gar nicht abzuschätzen.

Mit den europäischen und amerikanischen Kaufleuten, Konsuln, Zollbeamten, Ärzten und wer sonst nach Nordformosa kam, stand Mackay stets in freundlichem Verkehr. Sie besuchten gern sein reichhaltiges, natur- und völkerkundliches Museum, hörten im College zu, begleiteten ihn auf interessanten Touren ins Innere und er war stets teilnehmend und hilfreich für alle. Sie wissen auch, was sie ihm verdanken. Daß sie in ganz Nordformosa gute Aufnahme finden und der Zuruf „fremder Teufel“ kaum mehr gehört wird, ist wesentlich die Frucht der Mission. In einer schmeichelhaften Adresse sprach ihm die ganze Fremdenkolonie zu Tamsui, als er 1893 nach Kanada abreiste, Dank und Verehrung aus.

Wir schließen mit einem Zeugnis des deutschen Naturforschers Dr. Warburg (welchen auch Grundemann a. a. O. öfters erwähnt). Als dieser mit Mackay durch die Ebene Kaptsulan zog und in den vollen Kapellen die Eingebornen predigen hörte, sagte er eines Tags zu Mackay: „Dergleichen habe ich früher nicht gekannt. Wenn die Leute in Hamburg das sähen, würden sie gern Missionsbeiträge geben, und wenn skeptische Gelehrte so wie ich mit einem Missionar reisten und Zeugen dessen würden, was ich in dieser Ebene erlebt habe, so würden sie eine andere Stellung einnehmen gegen die Herolde des Kreuzes.“

Die modernen Allianz-Missionen.

Von P. Berlin.

Dieser Überblick über die Missionsarbeit der I. M. A. läßt ihre **Eigentümlichkeiten** erkennen, ihr schnelles Wachsen und ihre weitausschauenden Pläne. Die Zahl ihrer Missionare beläuft sich (mit Einschluß der zu baldiger

Aussendung bereitstehenden) auf 265, ihre Einnahmen sind von 5000 Doll. im ersten Jahre auf 109215 Doll. (im Jahre 1894/95) gestiegen, — in der That ein amerikanisches Wachstum! Ihre Missionsarbeit wendet sich an Heiden, wie an Mohamedaner, an Römischkatholische wie an die Juden von New York — ihre „Konstitution" weist ihr nicht bloß die Heidenmission zu, sondern „die Predigt des Evangeliums in Nordamerika, die Verbreitung von evangelischen heimischen und ausländischen Missionen mit besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse von unbesetzten und versäumten Gebieten." Ihre Missionsfelder erstrecken sich auf alle Erdteile, bis auf Australien, und auch dieses ist wenigstens Gegenstand ihrer Pläne gewesen, indem man die Karolineninseln zu besetzen gedachte. Andere Pläne betrafen die malayischen Inseln und Hinterindien, wohin Missionar Lelacheur schon eine Untersuchungsreise nebst Sprachstudien gemacht hatte, Deutsch-Ostafrika und das Sululand, Nord- und Südindien u. s. w. Die schnell auftauchenden und manchmal wieder schnell verschwindenden Pläne, das Aufgeben von eingenommenen Gebieten bringt eine gewisse Unruhe in die Arbeit hinein. Beides, das Arbeiten in weitem Umfange und das Planen in noch weiterem, hängt zusammen mit dem Missionsziel der I. M. A. und das ist die Evangelisierung der Welt in möglichst kurzer Zeit, womöglich in dieser Generation. Es handelt sich darum, nach Matth. 24, 14 das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker zu predigen, damit das Ende kommen kann. Auf das Ende, auf die Wiederkunft Christi und das tausendjährige Reich sind die Augen der Allianzchristen mit besonderem Eifer gerichtet, und man möchte fast sagen: die Mission wird hier nicht sowohl um der Heiden willen getrieben, als vielmehr um des Kommens Christi willen. Gewiß beklagt man die Not der Heiden, das Opiumverderben in China, die Sklaverei und die Grausamkeiten in Afrika, die Kinderwitwen und die verkehrten Bußübungen in Indien, aber immer wieder tritt es hervor, in den Jahresberichten wie in den Briefen der Missionare, daß ihr Herz lebt in dem Gedanken an „die gesegnete Hoffnung auf unsres Herrn Wiederkunft," an die Stunde der Morgendämmerung des tausendjährigen Reiches, der Hochzeit des Lammes, und das Wort von der Predigt des Evangeliums vom Reich in aller Welt gilt als „die große Missionslosung." Sonst ist das Wort Matth. 28: „Gehet hin und lehret alle Völker" u. s. w. das Losungswort der Mission, die Grundlage, auf der sie ruht, die Anweisung, nach der sie arbeitet, die Verheißung, von der sie zehrt. Von diesem Worte (so scheint es mir) macht die I. M. A. wenig oder gar

keinen Gebrauch; das zeigt, daß ihr Missionseifer aus einer anderen Quelle stammt. Es ist ein Zeugnis für das Christentum als eine missionierende Religion, daß es nicht bloß einen Missionsantrieb kennt, etwa die herzliche Liebe zu den Heiden, die ohne die Kunde von dem Heiland verloren gehen müssen, oder den aus dem Glauben geborenen Gehorsam gegen die große „Marschordre" des himmlischen Königs, oder das innige Verlangen, Ihm zu dienen, der sein Leben für uns gelassen hat, oder das Bestreben, die Güter christlicher Gesittung denen mitzuteilen, die sie noch nicht haben, oder den Drang nach Erweiterung des eigenen kirchlichen Machtbereiches, Antriebe, die ja in der bisherigen Missionsgeschichte wirksam gewesen sind. In der Mission der I. M. A. und der ihr verwandten Kreise z. B. China Inl. Miss., tritt der eschatologische Gesichtspunkt so scharf als der alles beherrschende hervor, wie es sonst noch nie geschehen ist. Gewiß darf das eschatologische Moment nicht zurücktreten, aber wie nach dem Zeugnis der Kirchengeschichte das einseitige Betonen der eschatologischen Gedanken der h. Schrift leicht schwärmerische Erscheinungen hervorgerufen und die christliche Entwickelung in einer ungesunden Weise beeinflußt hat, so liegt auch hier die Gefahr vor, daß die christliche Heidenmission durch das einseitige Vorherrschen der eschatologischen Gedanken in ungesunde Bahnen gelenkt wird. Schon die Berechnungen, die man in Amerika über die mögliche Zeitdauer der Evangelisation der Welt aufgestellt hat, die auch den Kreisen der I. M. A. nicht fremd sind,[1]) erweisen sich als ein Zeichen mangelnder Nüchternheit, man vergißt das Wort Christi: „es gebühret euch nicht zu wissen Zeit oder Stunde, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat." Die Hast des modernen Lebens, speziell des amerikanischen Geschäftslebens, wird hier in das Gebiet der Mission hineingetragen.

Man muß das Missionsziel der I. M. A. festhalten, um ihre Missionsweise zu verstehen. Soll die Welt evangelisiert werden, so muß man namentlich diejenigen Gebiete ins Auge fassen, welche bisher von anderen Missionen nicht berührt sind, wo also noch kein „Zeugnis" abgelegt worden ist. Das hat sich die I. M. A. laut Art. II. ihrer Konstitution zur Aufgabe gesetzt, und das ist mit Rücksicht auf die in manchen Gebieten leicht eintretende Konkurrenz in der Mission ein gewiß zu billigender Gedanke. Dazu bedarf es ferner einer möglichst großen Schar

[1]) Unter ihren Flugschriften findet sich eine mit dem Titel: „Kann die Welt in 10 Jahren evangelisiert werden?

von Missionaren, und um diese zu gewinnen, darf man an ihre Ausbildung nicht zu hohe Anforderungen stellen. Die I. M. A. will den Wert eines völlig ausgebildeten geistlichen Standes nicht unterschätzen, aber sie erkennt auch den Wert einer anderen Klasse von Arbeitern an, nämlich von „einfachen, geheiligten Männern und Frauen von vielleicht nur mäßiger Ausbildung (moderate education), die aber erfüllt sind mit dem h. Geiste, entzündet von heiligem Eifer und Selbstverleugnung, die von ihrer innerlichen Berufung zu dieser speziellen Arbeit überzeugt sind" und dann durch einen kurzen (d. h. etwa 1—2 Semester dauernden) Kursus spezielle Unterweisung für ihre besondere Thätigkeit empfangen. Solche, die „keinen vollständigen theologischen Kursus durchmachen" können, die Gott aber erfolgreich zu seinem Werke benutzen kann, will sie aufsuchen und zur Missionswirksamkeit befähigen. Den Hauptton aber legt sie immer auf die geistliche Befähigung der Kandidaten, auf die „Taufe des h. Geistes"; sie müssen schon begonnen haben, Seelen zum Heiland zu führen. Eine der ersten Fragen an einen Missionskandidaten soll sein: „wie viele haben Sie schon zum Heiland geführt, seitdem Sie selbst bekehrt sind?" und als die beste Vorbereitung auf die Heidenmission gilt die geistliche Thätigkeit daheim. Doch scheint es, als sei man allmählich in den Anforderungen an die berufliche Ausbildung der Kandidaten strenger geworden. So heißt es im Report. 1893 S. 13: „mehr und mehr überzeugt sich der Board von der Notwendigkeit einer möglichst gründlichen und sorgfältigen Ausbildung" (training), und das Verfahren mit den schwedischen Kandidaten bestätigt das; wenn man aber die Gegenstände überschaut, welche im Training College behandelt werden,[1]) und dazu bedenkt, daß das alles in einem Winter- und allenfalls noch in einem kürzeren Sommersemester durchgemacht werden soll, so wird bei allem Lerneifer eines Missionskandidaten doch kaum eine gründliche Ausbildung herauskommen können.

Die starke Heranziehung des weiblichen Elementes in den Missionsdienst und zwar in den eigentlichen Missionsdienst, erklärt sich wohl teils aus den in Amerika herrschenden, von den unsrigen abweichenden Verhältnissen, teils aus dem Bestreben, auch dem weiblichen Geschlechte in den fremden Ländern nahe zu kommen, was den Männern ja vielfach nicht möglich ist, und aus dem Gedanken, daß der Einfluß christlicher

[1]) Biblical exposition, biblical theology, christian evidences, church history, familiar science, christian life and work, homiletics and the principles of preaching, Logic, english grammar, rhetoric elocation, History, Geographie and principles of foreign missions, sowie alte und neue Sprachen.

Mütter die Arbeit an dem jungen Geschlechte bedeutend erleichtern muß. Ebenso soll die frühzeitige und ausgiebige Verwendung eingeborner Hilfskräfte einer beschleunigten Evangelisierung dienen. Es sieht geradezu aus, als ob die ganze Missionsarbeit nicht auf Bildung christlicher Gemeinden, sondern auf die Gewinnung von Evangelisten abgesehen wäre. Dem entspricht es auch, daß man darauf verzichtet, umständlich eingerichtete (elaborate) und teure Missionsstationen zu gründen, oder erzieherische und andere Einrichtungen zu treffen; das Evangelium schnell zu verkündigen und vorwärts zu bringen, das ist die Hauptsache, es handelt sich um ein „pioneer and aggressive work". Gemeinden zu gründen, kirchliche und andere Einrichtungen vorzunehmen, Organisationen zu schaffen, das überläßt man anderen.[1]) Man kennt und treibt auch Stationsarbeit — die Praxis muß ja manchmal die kühnen Theorien verbessern, — aber Reisepredigt, agressive, evangelistic work, ist und bleibt die Hauptsache. Um das in möglichst großem Umfange thun zu können, ist natürlich Sparsamkeit sehr notwendig. Man giebt den Missionaren soviel, wie sie nach den Landesverhältnissen zum Unterhalt gebrauchen, in Indien etwa 250 Doll., in Afrika etwa 300, ebensoviel in Centralchina, in dem billigeren Nordchina 200 u. s. w.; je weniger die einzelnen gebrauchen, desto größer kann die Zahl der Ausgesendeten werden, und es wird geradezu als eine „Ermutigung" auf dem ökonomischen Gebiete bezeichnet, daß man dahinter kam, mit den zuerst angenommenen 500 Doll. pro Missionar zu hoch gegriffen zu haben und mit der Hälfte oder etwas mehr auskommen zu können. Mit der äußersten Sparsamkeit wird die Verwaltung in Amerika geführt; die ganze Arbeit daheim geschieht unentgeltlich, die Miete für ein Geschäftszimmer und das Gehalt für einen Buchhalter sind die einzigen Ausgaben, welche die Verwaltung erfordert, so daß die eingehenden Beiträge fast unverkürzt auf die Missionsfelder gesandt werden können. Dividiert man z. B. die Ausgaben des letzten Jahres (1894/95) durch die Zahl der Missionare inkl. Kandidaten, so ergiebt sich auf den einzelnen Missionar nur der Betrag von 1766 M., eine Summe, die weit zurückbleibt hinter denjenigen, die sich z. B. bei den deutschen Missionsgesellschaften ergeben, wenn man ebenso rechnet; Berlin I kommt hierbei auf 3775 M. zu stehen, und die anderen Gesellschaften (ausgenommen die Brüdergemeine) noch höher.[2])

---

[1]) Oder hält es garnicht für nötig.

[2]) Diese Rechnung ist aber sehr irreführend.

Man kann die Missionsweise der I. M. A. nicht betrachten, ohne auf ein besonderes Missionsmittel zu achten, das sie anwendet, das ist die Heilung von Krankheit durch gläubiges Gebet. Zu dem „vierfältigen Evangelium" gehört auch das Evangelium von dem heilenden Heilande. Zunächst handelt es sich um das persönliche Verhalten der Missionare in den Krankheitsfällen, die sie treffen. Da heißt es aus Anlaß einiger Todesfälle im Kongogebiete (Rep. 1892, S. 28 f.): „Wir lassen unseren Missionaren volle Freiheit, Medizin zu nehmen oder nicht, je nach ihrem Gewissen, und in diesen Fällen haben sie dem Rate nachgegeben und die möglichst beste Behandlung gefunden, doch ohne Erfolg.[1]) Der Board muß ausdrücklich seine feste Überzeugung aussprechen:

„Daß es viel Gefahr für unsere jungen Missionare in Afrika giebt, wenn sie sich unnötigen Gefahren aussetzen, durch übermäßige Arbeit, oder dadurch, daß sie sich unvorsichtig der Hitze der Mittagssonne und den andern Gefahren des schrecklichen Klimas aussetzen. Aber wir glauben doch, daß es mit Vorsicht und göttlichem Segen keinen Grund giebt, warum das Leben unserer Missionare nicht sollte verhältnismäßig sicher sein. Manche Glieder des Board können nicht umhin zu hoffen, daß der Tag nahe ist, wo diese lieben Arbeiter imstande sind, ohne Zweifel oder Frage in einfachem Glauben an Gott zu stehen und seine übernatürliche Kraft geeignet zu finden, sie vor den Gefahren des afrikanischen Klimas zu bewahren, wie sie es an manchem in diesem Lande gezeigt hat."

Der Standpunkt, die Entscheidung dem Gewissen des einzelnen Missionars zu überlassen, wird von der Missionsleitung festgehalten (Rep. 1895, S. 88.), aber man gewinnt aus den Berichten doch den Eindruck, daß die „göttliche Heilung" gewissermaßen als Dogma angenommen ist. Sie kommt nun aber nicht bloß für die Missionare in Betracht, sie wird auch bei den Heiden angewendet, und wenn Olivia Blomberg in Nordchina hier eine blinde Frau durch ihr Gebet sehend macht, dort einer gelähmten wieder zum Gehen verhilft, wenn in Indien die Mädchen des Waisenhauses an den Pocken erkranken und „unter den wachsamen Augen der amtlichen, medizinischen Autoritäten durch einfachen Glauben an Gott" wiederhergestellt werden, so muß dies ja für das

[1]) Der eine dieser Fälle wird beleuchtet durch den Bericht eines erfahrenen schwed. Kongomissionars (Miss. Förb. 1893, S. 72): „Sie war wie alle die andern voll von Glaubensheilungsideen. Sie hielt an ihrer Idee fest und nahm 9 Tage hindurch keine Medizin, obwohl sie seit 15 Tagen verstopft war. Am neunten Tage entschloß sie sich, Medizin zu nehmen, aber es war zu spät." Man kann sich doch des Gedankens nicht erwehren, daß hier rechtzeitig angewandte Mittel das Leben der Missionarin erhalten hätten, zumal da ihre Konstitution sie für das Kongoklima geeignet erscheinen ließ.

Missionswerk seine Bedeutung haben. Franson spricht einmal von 10 bekehrten Heiden, deren Bekehrung sich zurückführen lasse auf Heilungen durch das Gebet von Missionarinnen, und sagt (Sann. V. 94. No. 36, bil.).

„Ich habe auf meinen Reisen durch Heidenländer vielfach Gelegenheit gehabt, den Einfluß sowohl der Anwendung von Heilmitteln, als auch des Gebetes zu Gott nach Jak. 5 zu beobachten. Beide Weisen wendet Gott zum Segen an, indem die Leute Hilfe empfangen und dadurch zu Freunden der Missionare gemacht werden. Über keins von beiden läßt sich etwas übles sagen. Was aber den Einfluß auf die Heiden zum Seelenheil angeht, kann man ruhig sagen, daß eine Glaubensheilung weit mehr hilft als 10 Heilungen durch menschliche Kunst. Im ersteren Falle bewundert man die Kunst der Ausländer, im andern Falle ihren Gott."

Danach kann man wohl die Gebetsheilungen geradezu als ein Missionsmittel der I. M. A. ansehen.

Bei der Betrachtung der Thätigkeit der I. M. A. tritt uns die Verschiedenheit zwischen ihr und den älteren Missionen entgegen, aber es giebt auch Berührungen wenigstens mit einer derselben — das ist die China-Inland-Mission, die allerdings vielfach neue Wege gegangen ist. Sie ist jetzt in den kontinentalen Missionskreisen bekannter geworden, auch die Allg.-Miss.-Z. hat durch mehrere ausführliche Aufsätze (Jahrg. 1894 u. 95) dazu beigetragen. Die China-Inland-Mission ruht auf allgemein-evangelischer Grundlage und nimmt Mitarbeiter ohne Rücksicht auf ihr Sonderbekenntnis an. Die I. M. A. steht auf demselben Standpunkt.

„Ihr Ziel soll allgemein sein, ihr Charakter und Geist ist katholisch und nicht sektirerisch, und sie wird sich bemühen, Christen aller evangelischen Denominationen zu ihrem Werke zu vereinigen" (Art. 5 der Konstitution). „Die Allianz sendet Arbeiter beiderlei Geschlechts aus, Laien wie Geistliche, ohne Rücksicht auf ihr Sonderbekenntnis" (Art. 11).

Die Gleichgiltigkeit gegen das Sonderbekenntnis soll aber nicht Gleichgiltigkeit gegen die christliche Wahrheit sein, vielmehr hat die I. M. A. ein bestimmtes Glaubensbekenntnis, dessen Anerkennung sie von ihren Vorstehern, Missionaren und Mitgliedern verlangt:

„Ich glaube an Gott den Vater, Gott den Sohn und Gott den H. Geist, an die wörtliche Inspiration der h. Schriften als ursprünglich gegebener, an die stellvertretende Sühne des Herrn Jesu Christi, an die ewige Erlösung aller die an ihn glauben, und an die ewige Bestrafung aller, die ihn verwerfen." (Art. 3.)

Bei hervortretenden fundamentalen Veränderungen ihres Glaubensstandes müssen die Missionare das Band lösen, das sie mit der I. M. A. verbindet. Dieser Standpunkt macht die Verzichtleistung auf einheitliche kirchliche Organisation auf dem Missionsfelde notwendig, wie bei der

Ch. I. M., aber während diese sich vor den dadurch entstehenden praktischen Schwierigkeiten dadurch sichert, daß sie den verschiedenen kirchlichen Richtungen räumlich verschiedene Gebiete zuweist, giebt die Konstitution der I. M. A. (Art. 13,1) dem einzelnen Missionar die Freiheit, die Form der Kirchenleitung selbständig zu bestimmen, sowie er es für schriftgemäß befindet, doch muß die einmal festgesetzte Organisation von seinem Nachfolger beibehalten werden, eine Änderung darin darf nur mit Zustimmung der Leitung eintreten.

Die Ch. I. M. stellt die geistliche Befähigung der Missionare höher als die intellektuelle. Daß die I. M. A. hierin völlig auf ihrer Seite steht, hat sich zur Genüge ergeben. Auch die Ausbildung der Missionare auf dem Missionsfelde geschieht nach dem Vorbilde der Ch. I. M. Die Missionskandidaten sollen während der ersten 3 Jahre als Junioren angesehen werden und diese Zeit dem Studium, besonders dem Sprachstudium widmen. Haben sie dann die verschiedenen Prüfungen bestanden, so werden sie als Senioren anerkannt. Die Probezeit kann unter Umständen verlängert werden, Kandidaten, die sich als untauglich erweisen, werden zurückgeschickt und müssen die auf ihre Ausbildung verwandten Mittel ersetzen. Die Junioren werden in der Regel der Aufsicht der Senioren unterstellt und haben diese, soweit es angeht, bei ihrer Arbeit zu unterstützen. Für die einzelnen Missionsgebiete ernennt der Board Superintendenten; bei den größeren Gebieten, wie China haben die einzelnen Abteilungen Lokalsuperintendenten, über denen der Generalsuperintendent steht. Der Superintendent hat die Leitung der Mission auf seinem Gebiete und wird in wichtigeren Dingen von den Senioren beraten, er ist verantwortlich für die richtige Verwendung der Missionsgelder und hat die sprachlichen Prüfungen der Junioren zu leiten. Für die geistliche Versorgung der Missionare wird durch jährliche Konferenzen reichlich gesorgt. Ihre Arbeitsfelder sollen ihnen nicht ohne ihre Zustimmung überwiesen werden, aber es wird auch von ihnen erwartet, daß sie zu jeder Selbstverleugnung bereit sind und der Leitung ihres Vorgesetzten sich fügen.

Auch in Bezug auf die Geldangelegenheiten finden wir Berührung mit den Grundsätzen der Ch. I. M., namentlich in Bezug auf die Unterhaltung der Missionare. Die Allianz giebt ihnen (Art. 12) kein festes Gehalt und erwartet, daß sie im Glauben an die Hilfe des Herrn ihr Werk thun, sie unterstützt sie aber nach Maßgabe der verfügbaren Mittel. Während jedoch Hudson Taylor das direkte Bitten um

Geld bei Menschen verwirft und sich selbst wie seinen Missionaren zur Pflicht macht, alle ihre Bitten an Gott zu richten, ist von einer solchen Zurückhaltung bei der I. M. A. keine Rede. Sie hebt nachdrücklich das Mißverhältnis zwischen den Aufwendungen für den heimischen Kirchendienst und für die Heidenmission hervor, um zu erhöhten Leistungen für letztere anzuregen; sie giebt auf die Frage: Was können wir thun? auch die Antwort: ihr könnt geben, und rechnet Seiten lang vor, was man mit einer wöchentlichen Gabe von 4—5 Doll., was man mit Gaben von 1—5000 Doll. ausrichten kann, und sie legt es wieder und wieder denjenigen, welche nicht selbst zu den Heiden ausgehen können, ans Herz, durch ihre Gaben Stellvertreter zu unterhalten, die für sie auf dem Missionsfelde wirken, damit sie durch diese an der Missionsarbeit Anteil haben.

Nehmen wir endlich dazu, daß — wie bereits oben hervorgehoben — die I. M. A. wie die Ch. I. M. das „Zeugnis" nach Matth. 24,14 scharf und einseitig betont, so können wir sagen, daß die I. M. A. in den Spuren der Ch. I. M. wandelt, und es zeigt sich, daß diese diesseits und jenseits des Oceans bereits Schule gemacht hat.

II. Die Skandinavische Allianzmission.

Neben der Internationalen Allianzmission besteht in Amerika eine „Skandinavische Allianzmission", ihr im Namen und im Geiste ähnlich, aber doch von ihr geschieden, unabhängig in ihrer Entstehung, selbständig in ihrer Organisation und Leitung. Teils der Ähnlichkeit des Namens wegen, teils weil der Leiter der letzteren auch in die Entwickelung der ersteren eingegriffen und eine Zeitlang in ihrem Interesse gearbeitet hat, sind beide leicht zu verwechseln, und es ist nicht immer leicht, sie auseinanderzuhalten. Meine Vermutung, daß die skandinavische sich mit der Simpsonschen Allianz „völlig vereinigt zu haben scheint", (Allgem. M.-Z. 1893, S. 544), ist irrtümlich gewesen; es ist auch nicht richtig, wenn die skandinavische als ein „Zweig" der I. M. A. bezeichnet wird[1]) und die 1893 nach China gegangenen 45 Missionare der Skandinavischen Allianzmission zugerechnet werden.[2]) Der Begründer der Skandin. All. Miss. ist der schwedisch-amerikanische Evangelist F. Franson, ein Mann, der als Evangelist wie als Missionsvorsteher in drei Weltteilen eine ungemeine Thätigkeit entfaltet hat, reich an Anregungen, kühn im Planen,

[1]) Wie in Dansk Miss.-Bl. 1893, S. 362 geschieht.

[2]) So in „Nordens Missionärer" S. 21.

unermüdlich im Wirken, aber auch geeignet, Widerspruch hervorzurufen, den einen ein Gegenstand der Bewunderung, den andern ein Schwärmer. Nachdem er in Westdeutschland die Anregung zur Gründung der „Deutschen China-Allianz-Mission" gegeben hatte,[1]) ging er nach Amerika und gründete dort die „Skandinavische Allianzmission", die in den skandinavischen Gemeinden dort (hauptsächlich in dem Gebiete westlich und südlich von den großen Seeen) ihren Boden und in Chicago ihren Mittelpunkt gefunden hat. Die Auswanderung aus Skandinavien nach Nordamerika ist groß gewesen, namentlich aus dem so wie so schon volkarmen Schweden. Man schätzt die Zahl der Schweden in Amerika (einschl. der dort geborenen) auf über 725 000, der Norweger auf fast 600 000, der Dänen auf über 200 000; in der Stadt Chicago allein giebt es 60 000 Schweden. Die Ausgewanderten haben sich in Amerika kirchlich verschieden eingerichtet, und die kirchliche Zersplitterung in Schweden hat ihr Ebenbild in Amerika gefunden. Die kirchlich gerichteten Kreise haben sich zu der Augustana-Synode zusammengeschlossen, die ihr Seminar in Rock Island hat, die freikirchlichen zu dem Schwedischen Missionsbunde in Amerika, der seinen Sitz in Chicago hat und auch Heidenmission an den Indianern, in Alaska und in China treibt; andere, denen der Missionsbund noch zu „kirchlich" ist, leben als freie Gemeinden, soweit sie sich nicht den Kongregationalisten, Methodisten oder Baptisten angeschlossen haben. Aber wie die zu weit gehende Sonderung das Bedürfnis nach Vereinigung hervorruft, so ist auch hier das Bestreben hervorgetreten, die getrennten wieder zu nähern und zu verbinden, und besonders Franson tritt eifrig für einen Zusammenschluß ein, aber die leitenden Kreise des Missionsbundes verhalten sich ablehnend, doch scheint eine Annäherung sich vorzubereiten. In den freien Gemeinden finden wir nun die Träger der skandin. Allianzmission. Ein besonderes Organ in der Presse hat diese Mission nicht, doch stehen die in schwedischer Sprache herausgegebenen Wochenblätter Chicago-Bladet und Österns-Veckoblad in Boston in Verbindung mit ihr. Jahresberichte giebt die Mission nicht aus, es ist daher schwer, ihr zu folgen. Eine Hauptquelle für sie sind die Briefe, welche Franson von seiner Visitationsreise geschrieben hat; sie sind in dem Stockholmer Blatt Sanningsvittnet erschienen, der Barmer China-Bote (Organ der deutschen All. Miss.) hat sie im 3. und 4. Jahrgang deutsch gebracht.[2])

---

[1]) cf. Deutsche China Allianz-Mission. Barmen 1892. 78 S.

[2]) Sie sollen auch als Broschüre herausgegeben werden.

I. Afrika.

1. Im Swazilande arbeiten auf Jtsemba (bei Bulunga) nnd einer anderen Station 2 männliche und 4 weibliche Missionare. Näheres ist mir nicht bekannt geworden.

2. In Ostafrika sind am Tana zwei Stationen. Hier arbeitet (in der Nähe der Neukirchener Missionare) Miss. Hebenström, der 1869 bis 1880 im Dienste der schwedischen Vaterlandsstiftung am Roten Meere gestanden und dann, vom Ostgotländischen Ansgarverein unterhalten, Kulesa am Tana gegründet hat. Diese Station wurde 1890 vom Sultan von Witu verbranut, und H. kehrte nach Schweden zurück. Später ging er nach Amerika und schloß sich Franson an. Die Sk. A. M. ermöglichte ihm 1893 die Rückkehr nach Afrika und zwar mit 10 amerik. Schweden, darunter auch Frauen. Seinen Plan, an den Kenia zu gehen, mußte er aufgeben, und so entschloß er sich, unter den Pokomo zu arbeiten und Kulesa wieder aufzubauen. Der Mangel an Mitteln erschwerte und verzögerte den Bau, ebenso Krankheiten, denen eine der Missionarinnen erlag (1894), sowie die Unsicherheit der Verhältnisse am Tana. Doch wurde endlich ein Wohnhaus mit 5 Zimmern fertig, die Bewässerung geordnet, die Station äußerlich in besseren Stand gesetzt uub eine hübsche Kirche gebaut; 20—30 nahmen am Sonntagsgottesdienste teil. Zwei Tagereisen oberhalb hat Miss. Alme auf einem verhältnismäßig hoch gelegenen Platze die Station Makere gebaut. Die Tanamission hat noch immer mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, 5 Missionare sind nach Amerika zurückgegangen, 3 nach Indien in den Dienst der. I. M. A., so daß jetzt nur noch H. mit seiner Frau und 2 Miss. dort ist, noch viel von Krankheiten heimgesucht. Ob es möglich ist, von hier aus zu den Galla vorzubringen, muß abgewartet werden; Miss. Palmquist ist mit der Gallasprache beschäftigt.[1])

II. Asien.

3. Indien. Kurz vor Ostern 1894 langte Franson in Indien an, nahm zuerst an einem dreitägigen camp-meeting in der Nähe von Bombay teil, das Sup. Fuller von der I. M. A. abhielt und das als eine „Erweckungsversammlung unter Heiden" sein Entzücken erregte, besuchte dann die Mission der Ev. Vaterl. Stiftung in Saugor und die schnell entwickelte Santalsmission von Börresen und Skrefswud, sowie den schwedischen Miss. Corneliusson, der in Jamtara mit den englischen Baptisten wirkt,

[1]) Ergänzt durch Mitteilungen aus Neukirchen.

und langte dann in Darbschiling am Fuße des östlichen Himalaya an, wo er seine 1892 ausgesandten Missionare unter Leitung des Miss. Fredericson antraf. Sie hatten nach Tibet vordringen sollen, aber an der Grenze Halt machen müssen und nun in Ghoom, Jore Dungalow und Darbschiling sich niedergelassen. In jedem Orte hatten sie Lokale für Versammlungen und Schule, und Fr. hatte seine Freude an dem munteren und reinen Gesange der Bergkinder, die soviel lebhafter waren, als die Kinder in der Ebene und alle freiwillig kamen. Er sah in ihnen schon die zukünftigen Evangelisten, wenn er sonst auch kein Freund der Schularbeit in der Mission ist, weil sie die Bekehrung der Kinder nicht genügend ins Auge faßt. In einem kleinen, für 18 Rupies gekauften Raume versammelten sich etwa 50 Erwachsene, um Gottes Wort zu hören, zum Teil durch die Kinder herangezogen, zum Teil durch Gebetsheilungen gewonnen, der Grund zur ersten Christengemeinde dort.[1]) Die Lamas leisten der Mission Widerstand; ein Japaner, der zum Studium des Buddhismus sich dort gerade aufhielt, agitierte auf ihr Betreiben gegen das Evangelium und hob dabei hervor, daß der Buddhismus in Europa und Amerika vordringe. Franson hielt mit den Missionaren einen 14tägigen Bibelkursus, der gleichzeitig ihrer sprachlichen Weiterbildung diente. Ein kleines Gesangbuch, von den Missionaren der Brüdergemeinde korrigiert, und einige Traktate und Bibelauszüge sind der Anfang einer tibetanischen christlichen Litteratur, zu deren Vermehrung Franson durch 8 Traktate und eine Streitschrift gegen den Buddhismus beitrug.[2]) Die Eröffnung der aus Frl. Annie Taylors Thätigkeit bekannten Stadt Yatung für den Handel sollte womöglich dazu helfen, die Bibel als Handelsware nach Tibet zu bringen und so einem Missionar den Eingang in das verschlossene Land zu verschaffen. Tibet möglichst von allen Seiten zu umgeben, um ihm mit der Predigt des Evangeliums zu nahen, war Fransons Ziel. Dazu unternahm er mit zwei Brüdern und einem eingeborenen Evangelisten von Darbschiling aus die lange Reise nach Massuri, einem beliebten Erholungsorte in den Vorbergen des Himalaya, wo sich auch viele Missionare

---

[1]) Von dem Wirken der schottischen Missionare in Darbschiling erwähnt Fr. nichts.

[2]) Diese Schrift ist auch zur Verbreitung in Japan und China englisch übersetzt und gedruckt worden (The religion of Thibet and the true religion); die Übersetzung ins Tibetanische ist mit Hilfe von Extraunterstützungen 1896 gedruckt und auf dem Markte in Kalimpong in 225 Ex. verkauft worden, ein Versuch, das Evangelium schriftlich in das noch immer verschlossene Land zu bringen.

fanden (auch der aus der amerikanischen Studentenbewegung bekannte Wilder), um von hier aus nach Nilang (an der Grenze von Tibet) im Staate Garwahl vorzubringen. Die Expedition verlief glücklich, und da man bei Nilang das nomadisierende Jadvolk antraf, das bald diesseits, bald jenseits der tibetanischen Grenze sich aufhält, und außerdem fand, daß der Zugang zu dem Handelsorte Polim-Sambong (2 Tagereisen jenseits der Grenze) offen war, so erbot sich hier eine gute Gelegenheit, durch die Jadleute mit Tibet Beziehungen anzuknüpfen, weshalb denn die Arbeit unter diesen gleich begonnen wurde. Einen eingeborenen Evangelisten für Garwahl verschaffte ein presbyterianischer Prediger, und so war die Mission dort mit 2 schwedischen Missionaren und einem eingeborenen Evangelisten besetzt. Auf der Rückreise nach Ghoom besuchte Franson verschiedene Missionsstationen, auch den ehemaligen Goßnerschen Miss. Ullmann, einen Veteranen der indischen Mission und fruchtbaren Schriftsteller in Hindustani, († 1896) und ging dann nach Sikkim, wo inzwischen zwei skand. Schwestern so erfolgreich gearbeitet hatten, daß er 10 Heiden taufen konnte, die die Anregung zum Glauben aus Gebetsheilungen empfangen hatten. Einer von ihnen, der durch seine Kenntnis der verschiedenen Tibetdialekte von besonderem Nutzen werden konnte, erhielt eingehendere Unterweisung, um als Evangelist im nördlichen Sikkim dienen zu können. Weitere Bekehrungen wurden erwaret, und ein neues Feld der Thätigkeit eröffnet in dem tibetredenden Baksa Duar an der südlichen Grenze des noch verschlossenen Bhutan, wo das Tibetanische Schriftsprache ist. Frederickson machte die vorbereitenden Schritte, und Franson führte 2 Schwestern durch Kusch Behar, wo er eine freundliche Aufnahme bei dem Vertreter des Fürsten, einem Schotten, fand, der ihn mit fürstlichen Elefanten zur Weiterreise versah, hin nach Baksa Duar, eine Reise, die in den Augen der Engländer für Frauen ein Wagestück war. Dann nahm Franson von Indien Abschied.

Seitdem ist die Arbeit im Himalaya vorwärtsgegangen. Einer der nach Nilang gegangenen Brüder, Miss. Gustafsson, hat in Baltistan, einem von Mohamedanern bewohnten, vom Evangelium noch unerreichten Gebirgslande zwischen Indus und Karakorumgebirge eine Station eröffnet. Er wirkt in Shigar, predigt, singt Sankeylieder, die er ins Tibetanische übersetzt hat, und hat mit Dr. Neve von Srinagar eine Reise durch das Shayok-Thal unternommen (Alm. Kirket. 1896 No. 15). Auf den übrigen Stationen reist und predigt man und hält Versammlungen. Viele lauschen dem Worte der Wahrheit und sagen, daß sie an Jesus glauben, aber scheuen sich vor dem entscheidenden Schritte der Taufe. Die Frauen werden

von den Männern, die Kinder von den Eltern gehindert. Einzelne sind ja freilich gewonnen. Tibet ist noch verschlossen, eine monatliche Zeitung soll darum Pionierdienste thun helfen. Druckarbeiten und Übersetzungen sind gemacht, aber es bedarf noch allerlei Bauten und Einrichtungen, um die Arbeit richtig zu treiben, und dazu fehlt es an Mitteln. Verstärkungen sind angekommen, aber der Tod hat auch Opfer gefordert. Auf den 7 Stationen (Ghoom, 2 in Sikkim, Baksa Duar, Kusch Behar, Nilang, Baltistan) arbeiten 3 männliche und 8 weibliche Missionare.

4. China. Nach China ist die Hauptstärke der Sk. A. M. gegangen, und zwar haben ihre Missionare, nachdem sie zuerst im Süden Chinas auf Stationen der China-Inland-Mission gearbeitet, sich nun im Norden gesammelt, wo sie in West-Shensi und Ost-Kansuh sich festgesetzt haben. Auch in die Mongolei ist ein Posten vorgeschoben worden, doch wird der von Franson einmal ausgesprochene Gedanke, eine Kette von Stationen am Rande der Wüste Gobi zu gründen, um dem schwedischen Missionsbunde in Kaschgar die Hand zu reichen, wohl noch auf seine Ausführung warten müssen. Die Sk. A. M. steht in Verbindung mit der China-Inland-Mission und benutzt deren Sprachschulen und Verkehrsmittel (wogegen die I. M. A. trotz freundlicher Stellung zur Ch. I. M. sich nicht in nähere Verbindung mit ihr begeben hat.) Es ist jedoch neuerdings fraglich geworden, ob diese Verbindung wird aufrecht erhalten bleiben können, da Hudson Taylor und Franson über die Organisation der Arbeit verschiedener Meinung sind.

Begleiten wir nun Franson auf seiner weiteren Reise. Seine Zwischenstationen übergehend, sehen wir ihn in Kanton etwas verweilen, wo er die von den Skandinaviern von Qualen und Alf nebst einigen eingeborenen Gehilfen getriebene „Amerikanisch-skandinavische Freimission in Südchina" besucht, eine Mission, die jetzt in einer gewissen Personalverbindung mit der Sk. A. M. steht, seitdem ihr Sekretär deren Komité beigetreten ist; sie sucht namentlich durch amerikanische Chinesen zu wirken, hat aber auch mit allerlei Schwierigkeiten zu kämpfen, sowohl was Personen wie Mittel angeht. Von Kanton aus besucht er die Missionare der I. M. A. in Macao und hält mit ihnen einen Kursus über die Offenbarung Johannis. In Shanghai brachte ihn die Anfang 1895 stattfindende Quartalskonferenz der Ch. I. M. mit H. Taylor, Stevenson, Orr Ewing und anderen leitenden Männern derselben zusammen. Dann begann die Landreise, in chinesischer Tracht, welche ihn durch die Prov. Tschekiang, wo er auf den Stationen der deutschen Allianzmission Tschutschau und Tschangschan freudige Aufnahme fand, nach Üschan (Prov. Kiangsi) führte, wo eine fünftägige internationale Konferenz abgehalten wurde, an deren Schluß Franson ein skandinavisches Missionspaar traute. An vielen Orten traf er skandinavische Landsleute, auch finnische Schwestern im Dienste der Ch. I. M. Die nach Norden ziehenden skandinavischen Missionare

sammelten sich allmählich, um an der Konferenz in Wuhu teilzunehmen, zu der Franson eingeladen war. Etwa 15 skandin. und ebensoviel amerikanische Mitglieder der I. M. A. waren zugegen, abends wurden chinesische Versammlungen gehalten, eine gemeinsame Abendmahlsfeier beschloß die Festwoche, die ein Theilnehmer „ein wahres Pfingsten“ nennt. Nun ging es in Begleitung des Sup. Lelacheur über Shanghai, Tientsin, Peking und Kalgan nach Norden, in der Zeit, als der Angriff der Japaner auf Tientsin erwartet wurde. In einem der Türme der chinesischen Mauer wurde eine Gebetsversammlung gehalten und dann ging es nach Kueihua-cheng (April 1895), wo Franson seine Aussendlinge von 1893 begrüßte. Er besuchte eine Anzahl ihrer Stationen und freute sich, daß ihr Ergehen die üblen Gerüchte über sie widerlegte. Vom Norden reiste er nach dem südlichen Shensi, unterwegs Stationen der Ch. I. M. und der „Schwedischen Mission in China“ (Ünncheng in Shansi) berührend. In Singan sammelten sich um ihn 50 skandin. Missionare (davon 8 der eben genannten, mit der Sk. A. M. in gutem Verhältnis stehenden Mission angehörig) zu einer gesegneten Konferenz. Singan, bekannt durch das Nestorianische Monument, hat etwa eine Mill. Einwohner und liegt auf einer ungefähr 2000 Fuß hohen, von einem Nebenfluß des Hoangho durchströmten, äußerst fruchtbaren Ebene. Die Stadt war lange berüchtigt durch ihre Feindschaft gegen die Ausländer; dem Missionar Holmen († 1894) gelang es aber, durch Unerschrockenheit und kluges Auftreten die Stadt für das Evangelium zu öffnen; bald konnten die Brüder hier sogar eine Konferenz halten, und Franson war es vergönnt, hier die 3 Erstlinge zu taufen.

In Singan hat die Sk. A. M. nun zwei Stationen, eine vor, eine in der Stadt; eine Anzahl Stationen befinden sich in der Ebene und erstrecken sich bis in die Provinz Kansuh hinein, (Pingliang, Kiencheo). Auch das Bergland von Kansuh ist in Angriff genommen und in Kuüsu ein Stützpunkt gefunden. Die Arbeit wird nach dem von der Konferenz in Singan festgesetzten Plan in folgender Weise getrieben. Straßen-predigt in jeder neu aufgenommenen Stadt, damit möglichst alle Einwohner mit dem Evangelium bekannt werden; Sonntagsschulen für die Kinder mit dem Ziele, die geförderteren zu Lehrern für die anderen zu gewinnen; Ausbildung von sich selbst unterhaltenden Bibelmännern und -Frauen, welche den Heiden aus der Bibel vorlesen und durch besondere Vorbereitung tüchtig gemacht werden, Sonntags auf den Dörfern zu predigen; Opiumasyle und Gebet für Kranke; Zeltversammlungen für Märkte u. s. w.; Pflege des Gesanges; Belebung der Versammlungen für die Erwachsenen durch Besprechung und Unterweisung statt bloßer Predigt; Anstellung besonderer Evangelisten aus den Missionaren, welche die Reisepredigt übernehmen, da diese andere Gaben erfordert als die langsame Stationsarbeit. Auf etlichen Stationen hat man auch Schulen eingerichtet, wo die Kinder „von Jesus lernen und singen.“ Nicht ganz

in Übereinstimmung mit Fransons Urteil über den Wert der Schulen versprechen sich die Missionare von Schulen, namentlich wenn die Kinder auf der Station bleiben, großen Erfolg. Die Sk. A. M. hat jetzt 16 Stationen, deren Namen ich nicht mit Sicherheit angeben kann, da aus den Berichten nicht immer hervorgeht, ob es sich um feste Stationen oder um besuchte Orte handelt. Pincheo und Muhtasi (Schwesternstation) in Shensi werden genannt. Ausgegangen nach China sind 69, davon sind 6 gestorben, 8 wegen Krankheit oder aus anderen Gründen zurückgekehrt, 2 zur I. M. A. 1 zum Missionsbunde übergetreten, so daß 52 im Dienst geblieben sind.[1]) Auf der Jahreskonferenz in Singan (April 1896) konnte von der Eröffnung von 4 neuen Stationen und von 4 Taufen berichtet werden, die Zahl der „Interessierten" soll ziemlich groß sein. Die Erfahrung hat gelehrt, mit der Taufe vorsichtig zu sein. Eine Erweiterung der Thätigkeit steht in sofern bevor, als eine Druckerei in Singan eingerichtet werden soll.[2])

Missionsrundschau.

Von G. Kurze.

Australien und Ozeanien.

Festland Australien. Fast wie ein Märchen klingt's, daß man im Herbst 1895 am Unterlaufe des Murray in der Kolonie Neusüdwales in einer seit 50 Jahren von Weißen besiedelten Gegend einen Stamm Papua entdeckt hat, von dessen Existenz bisher niemand etwas wußte. In einem sogenannten Mallee Scrub, dem dornigen, schwer durchdringlichen australischen Buschwalde, hatten sie völlig unbekleidet und in großer Dürftigkeit wie die Tiere des Feldes gehaust, bis endlich ein civilisierter halbblütiger Papua auf ihre Spuren kam. Die wohlwollende Regierung beabsichtigte den Neuentdeckten geeignetes Reserveland in der Nähe von Wentworth an der Einmündung des Darling in den Murray anzuweisen (Missions-Bl. der Brüdergem. 1896, 282). Die Berichte der „N. S. W. Aborigines Protection Association" über die Papua-Missionsstationen Cumeroogunga, Warangesda, Brewarinna und La Perouse lauten fortdauernd günstig. Im April d. J. beschloß die Gesellschaft ihre Thätigkeit auf die nördlichen Küstenstrecken der Kolonie und

---

[1]) Eine Schwester arbeitet in Shanghai unter den Seeleuten.

[2]) Eine Übersicht aus dem August 1896 giebt folgende Zahlen: Umfang des besetzten Gebietes 31500 engl. Quadratmeilen mit 2 Mill. Einw., 40 Missionare, 16 Stationen, getauft seit Juni 95 13; 10 Opiumasyle, etwa 100 geheilte Patienten, 6 Schulen mit 40—50 Kindern, 9 Straßenkapellen, 12 eingeb. Evangelisten. — Die Druckerei in Singan giebt eine periodische Zeitschrift heraus.

zwar auf das Gebiet der Flüsse Hastings und Macleay auszudehnen, wo sich in der Nähe von Kempsey 300 Schwarze befinden (Austr. Christ. World 1895, 497, VI; 1896, 526,2). Dem anglikanischen Geistlichen C. Lumsden war es vergönnt am oberen Darling oder Barwon-Flusse in der Umgebung von Walgett 5 Papua taufen zu können (Ebenda 1896, 531,7.)

Auch in der Missionsarbeit an den in Neusüdwales wohnenden Chinesen, die zur Zeit nur noch von Presbyterianern und Anglikanern betrieben wird, hat es nicht an Erfolgen gefehlt. So taufte der Presbyterianermissionar Yong Wai in Sydney im September 1895 und im Mai 1896 zehn seiner heidnischen Landsleute. Beim Jahresfeste der anglikanischen Chinesenmission, das im Oktober 1895 in Sydney gefeiert wurde, fanden sich nicht weniger als 600 Chinesen ein. Besonders eifrig wird der Botany- und Waterloo-Bezirk durch die chinesischen Missionsgehilfen Tack Fan und Soo Hoo Tan bearbeitet. In Narranbera konnten die Anglikaner eine kleine Ernte von 9 Täuflingen einheimsen. Die Wesleyaner haben leider wegen Mangel an Mitteln nach 1½jährigem Betriebe ihre Sydneyer Chinesenmission wieder aufgegeben. Das von ihnen gesammelte kleine Häuflein christlicher Chinesen konstituierte sich aber am 23. Januar d. J. als selbständige Gemeinde unter dem chinesischen Katechisten David Sching und brachte alsbald 1160 Mk. für Kirche und Schule auf (Ebenda 1895, 496,4; 501,4; 1896, 515,8; 530,14; 536,7).

Unter zahlreicher Beteiligung der Vertreter verschiedener evangelischer Kirchen feierten im Sommer d. J. die australischen Kongregationalisten das Jubiläum der Londoner Missionsgesellschaft; besonderen Eindruck machte bei dem Feste die sympathische Ansprache des anglikanischen Primas von Sydney (Australasian Independent 1896, 155). Die Kongregationalisten-Gemeinden Australiens hoffen durch Sammlungen in den einzelnen Kolonieen einen Jubiläumsfonds von 200 000 M. aufzubringen. Die allgemeine Teilnahme seitens weiterer evangelischer Kreise an der Feier dürfte zugleich als ein Protest des anständigen Teiles der Bevölkerung gegen die grundlosen Verdächtigungen aufzufassen sein, welche der katholische Kardinal Moran in Sydney gelegentlich eines Vortrages gegen die evangelischen Missionen, speziell gegen die in der Südsee, ausgestreut hat. Er hat sich unter anderm nicht gescheut, vor der Öffentlichkeit in jenem Vortrage (Illustr. Cath. Missions 1896, 72 f.) folgendes von den evangelischen Südseemissionaren zu behaupten: „Zu Zeiten gehen uns Berichte zu über Handelsgeschäfte in Verbindung mit der Missionsthätigkeit und über Männer, welche Reichtümer (nicht immer in ehrenhafter Weise) aufhäufen und den Sommer oder Herbst ihres Lebens in Bequemlichkeit und Überfluß in Australien verbringen . . . . . Wir haben von Missionsschiffen gehört, deren Ladeverzeichnis in der That eine geistige Fracht aufwies, das Wort „geistig“ allerdings mehr im Sinne von Fässern voll Branntwein, Wein und Rum verstanden als im Hinblick auf die Zahl der Bibeln. Ein Sydneyer Blatt vom 27. März 1880 enthält folgendes Verzeichnis der Güter, welche das Missionsschiff „John Williams“ geladen hatte, als es von dem Hafen von Sydney aus seine Fahrt antrat: „Eine Kiste Wein, 1 Kiste Portwein, 2 Kisten Ale und Stout, 1 Kiste Branntwein, 5 Kisten Wein, 65 Fässer Stout, 25 Kisten Madeira, 25 Kisten Whiskey, 65 Kisten Bier.“ Nun ist es allgemein bekannt, daß diese sonderbare Zeitungsnotiz auf einem in der Druckerei vorgekommenen Versehen

beruht, indem durch eine Verschiebung im Satz der betreffenden Spalte das Lademanifest eines gewöhnlichen Handelsschiffes irrtümlich hinter den Namen des „John Williams" zu stehen kam. Zum Überfluß machte die Congregational Union" von Neusüdwales auch noch durch die Presse den Kardinal auf die Grundlosigkeit seiner gegen die Londoner Missionsgesellschaft geschleuderten Anklage aufmerksam und bat ihn um eine Berichtigung in den katholischen Blättern, die den Vortrag veröffentlicht hatten. Aber vergeblich; der höchste Würdeträger der katholischen Kirche im fünften Erdteile setzte sich über die Pflichten des 8. Gebotes mit der jesuitischen Ausrede hinweg, daß nur die Londoner Direktion der Missionsgesellschaft ein Recht habe, sich der Kontroverse anzunehmen. Daß Bescheidenheit nicht gerade die starke Seite der katholischen Kirche ist, zeigte sich recht deutlich wieder auf dem letzten Plenary Concil in Sydney, wo Kardinal Moran und Erzbischof Carr nicht Worte genug finden konnten, um die großen, „sprungweisen" Fortschritte der katholischen Kirche[1]) in Australien gegenüber dem Protestantismus rühmend hervorzuheben. Glücklicherweise ließen sich angesehene Statistiker durch derartige rhetorische Behauptungen nicht verblüffen, sondern wiesen aus den offiziellen Listen des Regierungscensus überzeugend nach, daß, während die Katholiken 1871 24,2% von der Gesamtbevölkerung der australischen Kolonieen, ausmachten, ihre Zahl 1891 auf 22,1% zurückgegangen war; in einzelnen Kolonieen mit geringer Einwanderung waren die Verluste noch auffallender, z. B. in Tasmania, wo der Prozentsatz der katholischen Bevölkerung im gleichen Zeitraume sich von 22,2% auf 17,5% erniedrigte (Melbourne Spectator 1896, 49, 291. Austr. Ch. W. 1895, 502,3; Freeman's Journal 1896, 108).

Wie der Missionsveteran Hagenauer, der noch immer neben seinem Missionarsberufe das Ehrenamt eines Generalinspektors und Sekretärs des „Aborigines' Protection Board" für die Kolonie Viktoria bekleidet, berichtet, hat die Arbeit an den kleinen Häuflein Papua auf den beiden Stationen der Brüdergemeine Ebenezer und Ramahyuk ihren ungestörten und gesegneten Fortgang. Von großem Interesse ist die Bemerkung Hagenauers, daß dort gegenwärtig anstatt der chronisch gewordenen Abnahme eher ein kleiner Zuwachs in der Seelenzahl der Papuabevölkerung zu verzeichnen ist. Ein schmerzlicher Verlust für die Station Ramahyuk war der im v. J. erfolgte frühe Heimgang der Vorsteherin des dortigen Waisenhauses, der Papuachristin Bessie Cameron; sie war eine der begabtesten Vertreterinnen ihres Geschlechtes, die ohne die Schranken edler Weiblichkeit zu überschreiten, in Wort und Schrift ihre außergewöhnlichen Geistesgaben zu Gunsten der Christianisierung ihres Volkes verwertete (Missions-Bl. d. Brüd. 1896, 283. Jahresbericht 1895/96, 22).

Besondere Hervorhebung beansprucht diesmal die eifriger als je betriebene Missionsarbeit der evangelischen Kirche unter den Chinesen Viktorias; fast jede der in diese Arbeit eingetretenen Denominationen sah ihre Chinesengemeinden durch Hinzutritt von Neugetauften wachsen; so tauften die Wesleyaner, welche zu Ostern d. J.

---

[1]) NB. nicht der Mission. Bekanntlich verwirrt die römische Missionsstatistik grundsätzlich die eingewanderte katholische Bevölkerung mit dem Ergebnis der Heidenmissions-Arbeit. D. H.

bei Bendigo eine neue Chinesenkirche einweihten, im v. J. 22 „Söhne des himmlischen Reiches“, während Missionar Mc. Clean, der Vertreter der Disciples (Church of Christ), zu Anfang d. J. 5 Chinesen das Taufsakrament spenden konnte. Die Seele der Wesleyanischen Mission ist der feingebildete Geistliche Moy Ling, welcher auf seine Landsleute einen sehr segensreichen Einfluß ausübt. Als er in diesem Sommer von einer dreimonatlichen Evangelisationsreise aus Westaustralien nach Melbourne zurückkehrte, veranstalteten ihm zu Ehren am 5. August d. J. 600 zum größten Teil heidnische Chinesen einen Theeabend, auf dem sie ihm eine ansehnliche Summe für die Mission zur Verfügung stellten. Auch die Presbyterianer hatten die Freude, am 21. Juni d. J. in Warnambool eine neue Chinesenkirche einweihen zu können. Am meisten Anhänger dürfte wohl die anglikanische Chinesenmission zählen. Der Superintendent Cheok Hong Cheong, dem in seiner Arbeit noch 5 Katechisten und 70 bis 80 weiße Hilfskräfte zur Verfügung stehen, schätzte die Zahl seiner chinesischen Gemeindeglieder im Juli 1895 auf 500 Seelen. In ein neues Stadium ist diese Mission durch die Eröffnung eines mit einer Kapelle verbundenen Missionsinstitutes in Melbourne getreten, in welchem bereits 40 Taufbewerber Unterweisung empfangen (Austr. Chr. W. 1896, 514,8 Auckland Church Gazette 1895, 171; 1896, 37. Melb. Spectator 1896, 400, 532, 592. Melb. Presbyterian Monthly 1896, 286).

Eine eingehende Beschreibung der Port Macleay-Mission in Südaustralien bringt die „Australian Christian World“ (1896, 524,3). Auf der unter Aufsicht der „Aborigines Friends' Association“ stehenden Reserve von 4235 Ackern wohnen 212 Papua, die teils durch die Bearbeitung des Bodens, teils beim Schafscheren und Wollewaschen ihren Unterhalt verdienen. Die 32 Häuser der Station, sowie Kapelle, Schule und Werkstätten sind sämtlich von den Papua selbst erbaut worden; sogar eine Schuhfabrik wird von ihnen betrieben. Sie halten sich treu zur evangelischen Kirche. In Hermannsburg, der im Innern des Kontinentes gelegenen halbverfallenen deutschen Missionsstation, liegen Kirche und Schule in Trümmern; dafür haben die in den Riß eingetretenen Missionare der südaustralischen Immanuelsynode doch wenigstens ein Häuflein von 24 Schwarzen wieder im Taufunterricht. Das Reserveland der Station Bethesda ist von der Regierung den Arbeitern der eben genannten Synode mit Rücksicht auf die von ihnen bewiesene Treue und Fürsorge auf weitere 21 Jahre überlassen worden; die Zahl der Stationschristen beträgt 60—80; außerdem sind noch 10 Taufbewerber unter dem Dieri-Stamme; im vorigen Jahre hatten die Missionare die Freude, das Neue Testament nach 2½jähriger Übersetzungsarbeit in der Sprache der Papua druckfertig zu sehen (Neuendettelsauer Kirchl. Mitteil. 1896, 4,39).

H. Hale, ein Sohn des verstorbenen Bischofs von Brisbane, des Freundes der Papua, gedenkt in Westaustralien und zwar in der Diözese Perth eine neue Missionsstation für die Schwarzen zu errichten; die Regierung ist gewillt, zu diesem Zwecke 10000 Acker Reserveland anzuweisen (Austr. Ch. W. 1896, 527,7). Der bisher ziemlich vernachlässigten Chinesen Westaustraliens, von denen allein 600 in der Hauptstadt Perth und deren nächster Umgebung wohnen, nehmen sich jetzt die Wesleyaner an. Pastor Rouse hatte den bekannten chinesischen Missionar Moy Ling von Melbourne nach Perth eingeladen, welchem es auf einer am

13. Mai d. J. abgehaltenen großen Missionsversammlung gelang, den Grund zu einer Mission unter seinen Landsleuten zu legen. Er selbst blieb ein Vierteljahr in Westaustralien, und als er endlich wieder nach Melbourne zurückkehren mußte, trat ein anderer chinesischer Missionar Soong Auong in die zu schönen Hoffnungen berechtigende Arbeit ein (Melb Spectator 1896, 383, 582. West Austr. Morning Herald, 14. V. 1896.)

Auf den Papua-Missionsstationen Queenslands geht die Arbeit ihren stillen, aber nicht ungesegneten Gang weiter. Ein Reporter vom „Brisbane Courier" besuchte im Juni d. J. die Station Myora, auf welcher 93 Schwarze unter der Pflege der Missionare Tyson und Smith lebten, und nahm einen guten Eindruck von den Erfolgen der Missionsarbeit mit hinweg. Die Regierung wird daher die Station voraussichtlich auch noch weiter unterhalten (Austr. Ch. W. 1895, 490,3; 498,5; 512,8; 529,8; 1896, 535 3). Die von Missionar E. Gribble jun. nach dem Tode seines Vaters fortgeführte Yarraburra-Mission unter den Papua des Bellenden-Ker-Gebirges wurde im J. 1895 durch den Generalsekretär Bice der Australisch-Anglikanischen Missionsgesellschaft gelegentlich seiner Rückreise aus Neuguinea und kurz danach von dem Kanonikus Stone-Wigg inspiziert. Beide waren erstaunt, welche Fortschritte die von außen her kärglich unterstützte Mission während der 3 Jahre ihres Bestehens gemacht hatte. Die um die Station vereinigten Papua haben über 20 Acker Buschwald ausgerodet und Kaffee-, Reis-, Tabak- und Maispflanzungen angelegt; in diesem Jahre hoffte die kleine Ansiedelung schon ein Teil der gewonnenen Bodenerzeugnisse zu exportieren (Ebenda 1895, 498,4; 500,4; 503,15). In Mari Yamba, der von der Deutsch-Skandinavischen Lutherischen Synode unterhaltenen Station, macht sich die Wanderlust der Papua in einer die Missionsarbeit sehr beeinträchtigenden Weise noch immer bemerkbar; doch konnten auch hier am vorjährigen Osterfest zwei Schwarze getauft werden (Neuend. K. Mitt. 1895, 86). Von der Doppelstation Elim-Hope-Valley der südaustralischen Immanuelsynode senden die Neuendettelsauer Brüder die frohe Kunde, daß am Pfingstfest v. J. 5 Papuamädchen durch die Taufe in die Gemeinde aufgenommen worden sind; auch der Erstling, Maria Delego, bewährt sich in einem christlichen Wandel. Dagegen haben die Missionare den Schmerz erleben müssen, daß Pobaigo, ihr erster und begabtester Schüler, in der Nähe von Cooktown dem Trunk zum Opfer gefallen ist. Daß auch der wohlgesinnte Teil der Queensländer Kolonisten, die aufopferungsvolle Arbeit der deutschen Glaubensboten wenigstens nach der kulturellen Seite hin zu schätzen weiß, beweist der folgende Auszug aus dem „Cooktown Independent" (27. VI. 1896): „Die Kap Bedford-Missionsstation besteht nun ein Jahrzehnt und hat große Erfolge gezeitigt, indem sie für die Eingeborenen gesorgt und sie zivilisiert hat, die ohne ihre Hilfe verhungert wären. Mr. Schwarz hat sein Bestes gethan, sich ihrer anzunehmen, obgleich die Regierung ihn nicht unterstützt" (Austr. Ch. W. 1896, 539,8. Neuend. K. Mitt. 1895, 54, 65, 84).

Auf der Presbyterianer Missionsstation Mapoon haben die Sendboten der Brüdergemeine Geschwister Hey und die Witwe des so schnell dahingerafften Missionar Ward, nachdem sie sich auf einem längeren Urlaube im Süden einigermaßen erholt hatten, ihre schwierige Arbeit unter den Papuastämmen der Ostküste des Karpentaria-Golfes im August v. J. wieder aufgenommen. Auf zwei südwärts gerichteten

Reisen, die der Vorbereitung einer zweiten Station galten, entdeckte Hey zwei neue Flüsse, deren einen Gouverneur Douglas von Thursday-Island dem Missionar zu Ehren Hey River (den andern Missionsfluß) benannte, und hatte die Genugthuung, daß ihm auch die fremden Papuastämme Vertrauen entgegenbrachten. Mitte April d. J. ist mit den Geschwistern Brown eine längst ersehnte Verstärkung des Missionspersonals in Mapoon eingetroffen. Man erwartete dort im Sommer 1896 unter andern den Regierungsbeamten Meston, der mit 6 Papua vom Bataviafluß aus die Kap York-Halbinsel durchkreuzen, die Verhältnisse der Eingeborenen studieren und sich hauptsächlich darüber informieren wollte, ob es wünschenswert sei, weitere Papuastationen ins Leben zu rufen. Wohlthuend berührt das anerkennende Urteil, welches jüngst der Polizeiinspektor Fitzgerald — früher Gegner der Mission — in einem Berichte an seine Oberbehörde über die Arbeit der Herrnhuter Missionare abgegeben hat. Es heißt da: „Auf Grund persönlicher Beobachtung der Verwaltung der Missionsstation Mapoon kann ich mit vielem Vergnügen feststellen, daß dieselbe nach meiner Ansicht ein vollkommener Erfolg ist — ein Ergebnis, das gesunder Menschenverstand, Mut und ein gutes Gemüt bei den Wilden erzielt hat. Das war eine gänzlich neue Erfahrung für mich, wenn ich diese Station mit andern vergleiche. Ich halte dafür, daß das Gedeihen der Station ein sehr günstiges Licht auf diejenigen wirft, welche mit ihrem Bestande stehen und fallen, und daß sie die Unterstützung eines jeden Menschenfreundes in Nord-Queensland verdient. Ebenso bin ich völlig überzeugt, daß unter so guter Verwaltung der Fortschritt der Civilisation weiter gehen wird, ohne dazu die Hilfe von Polizei zu beanspruchen . . . . . Die bereits erzielten Resultate übertreffen alles, was ich in meiner Erfahrung unter den Eingeborenen seit mehr als 30 Jahren erlebt habe. Ich empfehle hiermit, daß die Station mit einem guten Boot und mit 400 wollenen Decken jährlich von der Regierung versorgt werde. Ich schätze mich glücklich, daß es mir vergönnt war, die von Herrn und Frau Hey und Frau Ward nach einem so ausgezeichneten System geleitete Station kennen zu lernen." (Missions-Bl. d. Br. 1895, 357; 1896, 32, 161, 303. Jahresbericht 1895/96, 22. Austr. Christenbote 1896, 61, 87. Melb. Presbyt. M. 1896, 141, 216, 242, 293).

Die Zahl der auf den Queensländer Zuckerplantagen beschäftigten melanesischen Kanaka ist in den letzten beiden Jahren wesentlich gestiegen und zwar auf nahezu 9000 Seelen; je 2400 davon entfallen auf die Bezirke Bundaberg und Mackay und etwas über 4000 auf die Nachbarschaft von Burdekin, Herbert, Johnson und Isis River. Ein besonderes Interesse an der Missionsarbeit unter diesen Plantagenarbeitern nimmt natürlich die melanesische Mission, deren Bischof Wilson 1895 Queensland einen Besuch abstattete, um sich über die Lage der Kanaka zu unterrichten. Leider hat die genannte Mission schon überreichliche Arbeit auf den heimatlichen Inseln der Melanesier, so daß sie die in Queensland befindlichen Kanaka der Fürsorge der kolonialen Geistlichkeit überlassen muß; jedoch hat der Bischof zu Anfang d. J. den Missionar Williams nach Queensland entsandt, um sich einige Jahre ausschließlich den Plantagenarbeitern zu widmen (Southern Cross Log 1896, 6, 3; 12, 10 Austr. Chr. W. 1896, 534,7). Einer der eifrigsten anglikanischen Geistlichen, welche im Nebenamte unter den melanesischen Einwanderern missionieren, A. Clayton in Bundaberg, ist leider im Dezember v. J. plötzlich gestorben. Seine

Witwe und Tochter setzen einstweilen die Arbeit in der Schule fort. Die von der Frau des anglikanischen Pfarrers Robinson geleitete Marion-Missionsschule für Kanaka ist jetzt nach Mackay verlegt worden und erfreut sich eines großen Zulaufes, von Seite der Melanesier. Anfang November v. J. konnte der Bischof von Nord-Queensland 12 Zöglinge der Anstalt konfirmieren (Net 1895, 102, 124; 1896, 119. Annual Rep. P. S. 1895, 147. Austr. Ch. W. 1895, 502,4). Auf Einladung von drei christlich gesinnten Plantagenbesitzern hat der presbyterianische Missionar J. Walker in Miolere auf dem Nordufer des Pioneerflusses unter den dort beschäftigten Kanaka eine Missionsschule ins Leben gerufen (Mackay Chron. 10. XII. 1895. Austr. Ch. W. 1895, 503,7). Vorher, im November 1895, konnte Walker zusammen mit seinem Kollegen Mc. Intyre in Walkerston ein Kirchschulgebäude einweihen, welches von 400 Kanaka besucht wird, unter denen sich 17 Täuflinge und 34 Kommunikanten befinden. Diese Plantagenarbeiter haben nicht nur zum Bau tüchtig beigesteuert, sondern auch für die Mission noch ein besonderes Opfer von 300 M. aufgebracht (Austr. Ch. W. 1895, 504,6; 1896, 529,2). Unter den Kanaka am Isis River arbeitet der Missionar J. Thompson, ein Sendling der Church of Christ; einige seiner Täuflinge haben nach ihrer Rückkehr auf das für die Mission bisher fast unzugängliche Malaita angefangen, unter ihren heidnischen Landsleuten Schule zu halten (Austr. Ch.W. 1896, 514,8).

Während die chinesische Einwanderung in Queensland infolge der hohen Kopfsteuer ganz zum Stillstand gekommen ist, nimmt die Zahl der Japaner in Nord-Queensland, besonders auf Thursday Island, in auffälliger Weise zu. Eine wohlthätige Wirkung werden hoffentlich die verschärften Strafbestimmungen ausüben, mit denen jetzt die Queensländer Gerichte gegen die Händler vorgehen, welche an Kanaka, Papua und Halbblütige Spirituosen verkaufen. Je nach dem einzelnen Falle haben die Schuldigen eine Geldstrafe von 400—1000 M. zu zahlen (Austr. Ch. W. 1895, 503,5; 508,5). Übrigens gehen jetzt auch die Plantagenbesitzer, z. B. die um Bundaberg, energisch gegen jene gewissenlosen Branntweinhändler vor.

In Neuseeland ist der Veteran unter den dortigen anglikanischen Maori-Missionaren, J. Matthews, am 3. November 1895 im hohen Alter von 83 Jahren heimgegangen. Im J. 1831 war er nach Neuseeland ausgezogen und hat von 1833 bis zu seinem Tode von Kaitaia aus unermüdlich unter den Maori in der Aucklander Diözese gearbeitet, ohne je wieder in seine englische Heimat zurückzukehren. Der neue Aufschwung, den die Maori-Mission in den letzten Jahren genommen hat, hält erfreulicher Weise an. Der neugewählte Maori-König Mahuta ist dem Christentum freundlich gesinnt und hat in seinem „Regierungsblatte" eine Proklamation erlassen, in welcher er seinen Unterthanen alle unnötige Sonntagsarbeit untersagt; auch ist es sein ausdrücklicher Wunsch, daß in den öffentlichen Schulen Religionsunterricht erteilt wird. Auf einer nach Kawhia einberufenen großen Versammlung der verschiedenen Maori-Stämme sprach es der König offen aus: „Die Maori-Tohungas, die Zauberei und das Tapu müssen nun ein Ende haben. Tawhiao (der Vater Mahutas), der Schirmherr aller dieser Dinge ist tot; laßt seine Maori-Gebräuche und abergläubischen Sitten mit ihm begraben sein. Niemand schaue rückwärts nach diesen Dingen; vielmehr richtet die Augen vorwärts in die

Zukunft, auf das, was zum Frieden und zur Wohlfahrt dient. Es war ein neues Jahr und ein neuer Tag, an welchem ich euer König wurde, und es ist mein Verlangen, daß ihr einen neuen Anlauf nehmet." Und zu den drei anwesenden evangelischen Maori-Geistlichen sich wendend, schloß er mit den Worten: „Höret mich, ihr meine Geistlichen! Ihr drei und ich machen zusammen vier, wir sind alle gleich, alle eins. Wir sind von dem Tage des Herrn überschattet. Er ist nicht nur für euch da, sondern auch für mich, ja für mich und ich will ihn heilig, heilig, heilig halten als einen einzig und allein der Anbetung geweihten Tag." In der Waiapu-Diözese haben die bisherigen Anhänger des verstorbenen Lügenpropheten Te Kooti in mehreren Dörfern angefangen, den evangelischen Gottesdienst zu besuchen, und das Arbeiten und Reisen am Sonntag aufgegeben. Ebenso berichtet der Missionar O. Williams aus der Wellingtoner Diözese, daß sich im Bezirke Wairarapa alle Hauhaus und Anhänger Te Kootis, sowie eine Anzahl Mormonen der evangelischen Kirche wieder angeschlossen haben. Besondere Erfolge erzielen unter den Hauhau im Waikato-Bezirke die beiden Maori-Geistlichen Hapimana und Tautau. Ihnen war es zu verdanken, daß am 6. Juli 1895 der Archidiakon Clarke die bisherige Hauhau-Kapelle bei Whatiwhatihoe zu einem evangelischen Gotteshause weihen konnte. Leider legen der so hoffnungsvollen Arbeit unter den Maoris manche Kolonisten durch ihren unkirchlichen Lebenswandel Hindernisse in den Weg. So beschwerten sich auf der im April d. J. in Otorohonga abgehaltenen Maorisynode die eingeborenen Synodalen beim Bischof von Auckland über die Weißen in Raglan und Kawhia, die an den Sonntagen durch Wettrennen und Kartenspiel in unmittelbarer Nähe der Kirchen den eingeborenen Christen schweres Ärgernis gaben. Die Presbyterianer, die bisher nur zwei Missionare, einen am Nordufer des Tauposees, den andern in Parawanui, unter den Maori stationiert hatten, fühlen sich durch das Vorbild der Anglikaner angespornt, sich dieses Zweiges der Missionsthätigkeit energischer als bisher anzunehmen (Annual Rep. Ch. M. S. 1895/96. 377. Austr. Ch. W. 1895, 490,6; 1896, 511,3. Auckland Church Gazette 1895, 142, 222; 1896, 55, 83. Dunedin Chr. Outlook 1896, 47.) Wenn die jüngste Zählung vom — J. 1896 — sich bei der Nachprüfung als richtig ausweist, so verringert sich leider die Seelenzahl der Maori-Bevölkerung immer mehr. Im J. 1891 zählte man 41 993 Eingeborene; jetzt sind es ihrer nur noch 39 805.

Für die Missionsthätigkeit der verschiedenen evangelischen Kirchen unter den Chinesen Neuseelands ist der vorübergehende Aufenthalt des Missionar Nicoll, eines erfahrenen Arbeiters der China Inland Mission, auf der Doppelinsel von Bedeutung gewesen; der Genannte hatte nämlich seinen einjährigen Urlaub zur Reisepredigt unter den Chinesen Neuseelands benutzt. Er gab vor seiner Rückreise nach China den Missionsfreunden den Rat, die Missionsbestrebungen der einzelnen Denominationen zu einer „Vereinigten Mission unter den Chinesen Neuseelands" zu verschmelzen, wie es bereits von der Neuseeländer „Christian Endeavor Union" versucht worden ist, und die Oberleitung dieser Mission dem presbyterianischen Missionar Don zu übertragen, der schon längere Zeit mit großem Geschick von Dunedin aus unter den Chinesen der Kolonie gearbeitet hat. Besonderes Entgegenkommen hat Don in der jüngsten Zeit bei den in den Goldbergwerken von Otago

und Tuapaka beschäftigten Chinesen gefunden, welche von ihrem Arbeitsverdienste 3000 M. zu den Unkosten der Mission beisteuerten. Außer Don arbeiten im Dienste der Presbyterianerkirche noch die chinesischen Geistlichen Lue in Auckland und Chang Luke in Wellington an ihren Landsleuten. Im Frühjahr 1896 machte Cheong, der Superintendent der anglikanischen Chinesenmission in Viktoria, eine siebenwöchentliche Predigtreise durch Neuseeland, die nicht ohne Frucht gewesen zu sein scheint. Auf Bitten der Canterbury-„Chr. E. Union“ haben die Wesleyaner Viktorias vor kurzem ihren Katechisten Sheok Kee nach Neuseeland geschickt, um unter den 2000 über die Westküste der Südinsel zerstreuten Chinesen das Evangelium zu predigen. Lobenswert, wenn auch zunächst von geringer Tragweite sind die Bestrebungen der evangelischen Jünglingsvereine in Dunedin, Masterton, Ashburton, Invercargill und Christchurch, sich der in ihrer Mitte lebenden chinesischen Fremdlinge anzunehmen (Dun. Chr. Outlook 1896, 14, 47, 182, 192, 194, 203. Melbourne Spectator 1896. 572).

Einen interessanten Bericht über die kirchlichen Verhältnisse auf den zu Neuseeland gehörenden abgelegenen Chatham-Inseln bringt „Mission Field“ (1896, 324—337) aus der Feder des anglikanischen Missionar Woodthorpe, welcher in den beiden letzten Jahren je ein Vierteljahr predigend und missionierend die Inseln durchzog. Die Bevölkerung setzt sich aus 250 Europäern, 185 Maori und 45 Moriori zusammen. Bisher waren die Eingeborenen eingefleischte Anhänger des Neuseeländer Lügenpropheten Te Whiti, die sich ängstlich christlichen Einflüssen verschlossen. Aber infolge von Woodthorpes Thätigkeit scheint sich ein Umschwung in der Gesinnung der Eingeborenen anzubahnen; wenigstens haben sie den Missionar und seine Botschaft freundlich aufgenommen. Einer der alten Goßnerschen Missionare, die dort von 1842—1856 wirkten, namens Engst lebt noch als allgemein verehrter Patriarch in der Inselgruppe und arbeitet in seiner nächsten Umgebung eifrig für das Reich Gottes.

Litteratur-Bericht.

1. **Kurze**: „John Williams, der Missionar der Südsee und die Londoner Südseemission von D. Besser 4. Auflage. Durchgesehen und bis auf die Gegenwart fortgeführt.“ Berlin, Buchhdl. der evang. M.-G. 1896. Elegant geb. 3 M. Es war ein glücklicher Gedanke die vergriffene vortreffliche Biographie des bekannten Pioniers der Südseemission, John Williams, von Besser nicht nur in neuer durchgesehener Auflage, sondern ergänzt durch die Geschichte der Weiterentwickelung der genannten Mission herauszugeben. In der Wahl des Bearbeiters hat die Verlagshandlung den besten Griff gethan, da kaum ein anderer deutschere Missionskenner gerade über die Südseemission so gründlich orientiert ist wie Kurze. Seine Fortführung der Londoner Südsee-Missionsgeschichte bis auf die Gegenwart, die auch als Separatausgabe unter dem Titel: „Eine Rundfahrt durch die Londoner Südseemission mit dem Missionsdampfer John Williams“ (geb. 1,20 M.) erschienen ist, giebt eine durch ihre Vollständigkeit und Korrektheit ebenso zuverlässige, wie durch ihre Anschaulichkeit und Lebhaftigkeit fesselnde Übersicht, die dem Buche besondern Wert verleiht.

2. **Gelderblom:** „Eine Reichspflicht evangelischer Christen. Eine Gewissensmahnung.“ Petersburg. Laschinsky. 1895. S. 48. Das ist eine eindringende Flugschrift, die ursprünglich von dem Verfasser für seine deutsche Gemeinde in Petersburg verfaßt, auch in Deutschland weite Verbreitung verdient. Nach der einleitenden beweglichen Frage: was thun wir für die Heidenmission? behandelt der Petersburger Pastor in 4, durch sehr präzise Unterabteilungen übersichtlich gegliederten Hauptabschnitten folgende Gegenstände: 1. Unsre Missionspflicht: a) was die Schrift darüber sagt; b) was das christliche Gewissen dazu sagt. 2. Was ist in der Heidenmision bisher geschehen? a) die Urkirche; b) Kirche des Mittelalters; c) die Missionsepoche der Gegenwart. 3. Was können wir für die Heidenmission thun? a) die Missionsgabe; b) die Missionswerbung; c) die Missionsfürbitte. 4. Vorschläge für die Missionsarbeit unserer Gemeinde. Diese Vorschläge laufen darauf aus, eine bestimmte Station der gesegneten rheinischen Batakken-Mission besonders zu unterstützen. Das alles ist warm, konkret und sachkundig durchgeführt, nur die Statistik nicht immer der neuesten Zeit angehörig und bezüglich der Ziffern, die sie über die numerische Stärke der christlichen Konfessionen bringt, irrig. Es giebt noch nicht 200 Millionen evangelische, und mehr als 195 Millionen römisch-katholische Christen. Pastor Schneller in Köln hat diesen trefflichen Traktat in seinem „Kalender für die evangelische Gemeinde in Köln für 1897“ (50 Pfg.) abgedruckt, aber praktischer Weise den 4. Abschnitt dahin geändert: Wie sollen wir Kölner mitwirken am Werke der Heidenmission? Beiläufig bemerkt empfehlen wir für große Städte den Vorgang Schnellers in Köln sehr zur Nachfolge, nämlich daß sie auch jährlich einen so hübschen Gemeinde-Kalender herausgeben und in demselben immer einen größeren Missionsartikel aufnehmen möchten.

3. **Grundemann**: „Wang-Ki-tong und Tsü-Liang oder unechtes und echtes Glück in China.“ N. XII. der Dornen und Ähren vom Missionsfelde. Berlin, Buchhandlung der evang. M.-G. 1896. 10 Pf. Zuerst schildert der Verfasser an der Person eines wohlhabenden Kaufmanns und seiner Familiengenossen Erlebnissen, worin der heidnische Chinese hauptsächlich sein Glück findet und was ihn unglücklich macht, und zwar in der Form einer Erzählung, die zugleich einen Blick in die Sitten wie in den Aberglauben der Chinesen thun läßt. Diesem Bilde aus dem chinesischen Heidentum stellt er dann die Gestalt eines einfachen christlichen Chinesen mit seiner Familie gegenüber, der durch die „neue Lehre“ aus einem tiefen Lasterleben errettet und allmählich zu dem echten Glück geführt worden ist. Und in diese ganz und gar nicht methodistische Bekehrungsgeschichte verflicht er Einblicke in den chinesischen Missionsbetrieb. Die gesamte Darstellung ist nicht nur volkstümlich, sondern auch nüchtern, ebensofern von übertreibender Schwarz- wie Schönfärberei. Doch sind die Hauptpersonen fingiert. Sie sind Typen der Durchschnittschinesen, sowohl der heidnischen wie der christlichen. Es ist ein Lieblingsgedanke des kundigen Verfassers, in volkstümlichen Missionsschriften durch typische Gestalten das heidnische wie das christliche Leben in der Weise zu veranschaulichen, daß er der Wirklichkeit entnommene charakteristische Einzelzüge auf sie überträgt. Die Lebensbilder, die er zeichnet, sind durch und durch wahr, aber die Personen, auf die er die Einzelzüge überträgt, sind Erzeugnisse seiner Phantasie. Man kann

über diese Methode missionsgeschichtlicher Volksschriftstellerei mit ihm rechten, da sie bei aller Realität der Einzelzüge doch nicht die wirkliche Geschichte einer Einzelpersönlichkeit giebt und kann solche Lebensbilder vorziehen, die die Biographie wirklich lebender Menschen sind, mag dieselbe das Heidentum und die Missionserfahrung auch einseitiger veranschaulichen. Jedenfalls aber wird man ihm das Zeugnis geben müssen, daß er die Aufgabe, die er sich gestellt, mit viel Geschick gelöst und ein licht- und lebensvolles Gemälde geliefert hat, dem der Sachkenner das Zeugnis geben muß: es entspricht der Wahrheit.

4. **Spring**: „Selbsterlebtes in Ostafrika.“ Illustriert von Hellgrewe und mit 2 nach Kiepert und den Angaben des Verfassers gestochenen Übersichtskarten. Dresden, Köhler 1896. Angesichts der Flut von tagebuchartigen Erzählungen der persönlichen Erlebnisse unserer „Afrikaner“ fragt man sich bei jeder neuen Erscheinung, Cui bono? Es wird nachgerade langweilig, fast immer dieselben Beschreibungen, nur in mäßig veränderter Koloritvariation wieder zu lesen. Es dürfte jetzt die Zeit gekommen sein, wo die afrikanischen Kolonialwallfahrer ihrer Schreibseligkeit ein wenig Zügel anlegen, wenn sie nicht etwas Neues von wirklichem Belang zu berichten haben. Die Lektüre des vorliegenden Buches ist gewiß sehr interessant für alle diejenigen, die sich für den Herrn Verfasser persönlich interessieren, aber für den Kundigen, der neue Belehrung sucht, bietet es wenig. Selbst die beiden Kapitel, welche die Kämpfe um Tabora beschreiben, wiederholen nur Bekanntes.

Warneck.

Georg Stosch,
Pastor am Elisabeth-Krankenhaus zu Berlin.

Im fernen Indien.

Preis 2,80 M., eleg. geb. 3,60 M.

Zahlreiche ausführliche, durchweg anerkennende Urteile der Presse.

Im Laufe des Sommers wird erscheinen:

Prof. D. Warneck — Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen.

3. völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Berlin W. — Martin Warneck, Verlagsbuchhandlung.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

Bischof French.

Von P. P. Richter in Werleshausen.

III. Die Divinity School.

Hatte jener Arzt im Derabschat French auch jedes fernere Verweilen in Indien untersagt, auf die Dauer litt es ihn nicht in der Heimat. Seine Gedanken beschäftigten sich unermüdlich mit dem Heil Indiens, und so zog es ihn endlich auch selbst wieder hinaus. Er erhielt von seiner Missionsgesellschaft den Auftrag, eine Divinity School (theol. Seminar) für das Pandschab zu gründen.

Von Anfang an war es Frenchs Grundsatz gewesen, die Massen Indiens müssen durch ihre eigenen bekehrten Landsleute dem Christentum zugeführt werden. Daher ist es die allerwichtigste Arbeit eines Missionars, eingeborene Prediger und Lehrer auszubilden. Schon als Leiter des college zu Agra hatte er aus den gefördertsten, christlichen Schülern zu solchem Zwecke eine besondere Katechistenklasse gebildet. Auf seinen Predigtreisen schaute er beständig nach Leuten aus, welche wohl geeignet sein möchten, „Propheten oder Apostel" für ihr Volk zu werden, und nichts Sehnlicheres wünschte er sich als „einen Timotheus oder Epaphras" zum Reisebegleiter. Zur Dotierung von Pfarrstellen für eingeborene Geistliche gründete er 1858 den Native Pastorate Fund. Als ihm 1888 bei Niederlegung der bischöflichen Würde von den eingeborenen Geistlichen und Lehrern eine Ehrengabe überreicht wurde, wußte er dafür keine bessere Verwendung, als daß er sie jenem Fonds zufließen ließ. Dem Zwecke, eingeborene Geistliche heranzubilden, sollte auch die Divinity School dienen. Die leitenden Grundsätze dazu hatte er in einer Denkschrift auf folgende Weise formuliert:

Wir bedürfen in Indien ein höheres System theologischer Ausbildung für unsere fortgeschrittneren Bekehrten mit dem besonderen Absehen ihrer Vorbereitung für das geistliche Amt. Das gegenwärtig zur Hand befindliche Material, ob auch nicht eben groß, wird zum Ausbau der indischen Volkskirche noch nicht genug ausgenutzt.

Die Frage ist mit der allgemeineren eng verbunden, wie wir mit Gottes Hilfe dafür Fürsorge treffen können, daß die indische Volkskirche ihre Wurzeln tiefer schlage und ihre Zweige weiter ausbreite, und daß ihr Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber noch ungeborenen Geschlechtern gestärkt werde.

Die Geschichte der ersten christlichen Kirchen zeigt uns, wie man es in jenen Tagen stets als eine der ersten und wichtigsten Aufgaben ansah, daß geeignete

Centren geschaffen wurden, welche die Lichtpunkte für die Ausstrahlung des Lichts rings umher abgeben sollten. Hier widmete sich eine kleine Gemeinschaft von Lehrern der Aufgabe, die vorzüglichsten und fähigsten Bekehrten tiefer in der christlichen Wahrheit zu unterweisen, damit sie hernach Lehrer und Prediger ihres Volkes werden möchten. Die Heranbildung solcher Männer wurde nicht dem Spiel des Zufalls überlassen, dergestalt daß sich gelegentlich auch sonst schon durch reichliche Arbeit genug in Anspruch genommene Missionare in ihren Mußestunden damit beschäftigten. Vielmehr widmeten die erfahrensten und reifsten Veteranen dieser Arbeit ganz ausschließlich ihre volle Kraft.

Ein ähnliches Institut wird in Nordindien, einem uralten Sitze der Gelehrsamkeit, der Wiege einer tiefsinnigen Religionsphilosophie, besonders am Platze sein.

Man ist sogar den Bekehrten dort eine solche theologische Schule schuldig, wo sie Gelegenheit haben, sich mit der christlichen Wahrheit vertrauter bekannt zu machen. Denn auch die hinduistischen und mohammedanischen Religionsgemeinschaften unterhalten dort zum Nutzen ihrer Anhänger solche Schulen.

Die zu gründende Anstalt soll jedoch nicht eine Schule sein, wo neben litterarischen und wissenschaftlichen Fächern auch eine theologische Disziplin bestände, sondern ein Institut, einzig und allein der Theologie gewidmet, anderen Wissenschaften nur in soweit, als sie mit jener verwandt sind und in Beziehung stehen.

Für eine solche Schule wird der möglichste Gebrauch der Landessprachen wesentlich sein. Jedenfalls muß neben jedem in englischer Sprache abgehaltenen Kursus ein Parallelkursus in der Landessprache hergehen. Ein mohammedanischer Bekehrter, der im Vorurteil und Widerwillen gegen das Englische aufgewachsen ist, soll durch seine Unkenntnis dieser Sprache nicht unfähig gemacht sein, seinen vollen Lehrgang in der Theologie bis zu dem gesteckten Ziele durchzumachen. Auch ist die Erteilung des Unterrichts in den Landessprachen unter dem Gesichtspunkte wünschenswert, daß man, falls die eingeborenen Geistlichen durch das Medium der englischen Sprache unterrichtet werden, damit noch keineswegs die Garantie hat, daß sie nun auch imstande sein werden, die christlichen Gedanken in den Landessprachen korrekt und präzise mit Verwendung der geeigneten Worte ihren Volksgenossen darzubieten.

Überhaupt muß man sich ja hüten, den Zöglingen eine zu ausländische Dressur zu geben. Das Wachstum der indischen Volkskirche muß, soll es gesund und kräftig sein, frei und spontan sein; man darf ihm nicht durch zu starres Binden an englische Formen Fesseln anlegen.

Ein weiteres Moment, das bei Gründung solcher Schulen in Betracht zu ziehen ist, ist dies: Sollte es wohl dem Haushaltungsplane Gottes entsprechen, daß die ganze unerschöpfliche Hindulitteratur als wertlos für die Ausbreitung des Christentums ganz und gar beiseite geschoben wird? Dürfte sie nicht vielmehr in den Dienst des Christentums genommen werden? Hat in der ersten christlichen Kirche die weniger reiche Fülle des Griechischen der Theologie manche gute Dienste geleistet, wird dann das Sanskrit mit seinen Feinheiten und Fähigkeiten dazu nicht ebenso geeignet sein? Durch intime Bekanntschaft mit der indischen wie mohammedanischen Litteratur wird man befähigt werden, die feineren Schattierungen und Nüancierungen theologischer Gedanken schärfer zum Ausdruck zu bringen. Besonders wird solche Kenntnis bei Revisionen von Bibelübersetzungen von Nutzen sein.

Um diesen seinen Lieblingsplan in die Wirklichkeit umzusetzen, ging French 1869 wieder nach Indien hinaus. An Ort und Stelle angelangt, galt es zunächst, das Terrain zu rekognoszieren, die nötigen Beziehungen anzuknüpfen, für die möglichste Verbreitung seiner Ideen zu sorgen, Zweifel an ihrer Durchführbarkeit zu überwinden.

In dieser Zeit bereiste er so ziemlich das ganze Pandschab und lernte seine bunte Völkerwelt so recht von Grund aus kennen. Die Mohammedaner mit $11^1/_2$ Millionen bilden die Majorität derselben; doch spielen auch die Sikhs, $1^3/_4$ Millionen — vor der englischen Besitzergreifung die führende Bevölkerungsklasse — eine bedeutende Rolle, während die Hindus, obwohl $9^1/_2$ Millionen stark, hier mehr zurücktreten.

Zu den interessantesten Episoden von Frenchs damaliger Wirksamkeit gehört eine von ihm in Gemeinschaft mit Missionar Ridley unternommene Missionstour in der nordwestlichen Ecke des Pandschab um Peschawar herum. Dorf für Dorf wurde aufgesucht, mit Vorliebe faßte man bei der Ortsmoschee Fuß. Hier kam es dann meist mit den Mullahs zu kleineren Religionsgesprächen; bei dem sichtlichen Bestreben derselben, den Gegner mit einem wahren Wortschwall zu überschütten und so mundtot zu machen, mußte French die Maßnahme fordern, daß jeder Redner immer nur 5 Minuten das Wort haben sollte, worauf er es an seinen Widerpart abgeben mußte. Hören wir, wie er selbst die Erlebnisse eines solchen Tages beschreibt:

Der Mullah war außerordentlich gefällig und hörte mit seinem Volke zu. Die Versammlung war sehr groß, und es herrschte eine Aufmerksamkeit für die Hauptwahrheiten des Christentums, welche mich sehr ermutigte und stärkte. Ich drang mit aller Macht in den alten Mullah, daß er seinem Volke das große Heil nicht vorenthalten möchte. Ich bat ihn, daß er mir eine Ecke in der Moschee einräumte, wo ich das Alte und Neue Testament vorlesen wollte, er sollte in einer anderen den Koran lesen, um zu sehen, wer die meisten Hörer anziehen würde. Aber aus Furcht vor seinen fanatischen Nachbarn wies er erschrocken den Vorschlag zurück. Ich sagte: „Fürchte dich nicht vor denen, die den Leib töten, aber hernach können sie dir nichts mehr anthun.“ — Zwischen 6 bis 7 Uhr Spaziergang und Predigt. Mit großer Freude die Botschaft verkündet. Ich kann jenen Mann nicht vergessen, der hinter mir drein lief, mir ein Evangelium St. Marci aus der Hand riß und damit davon rannte. Der Thamadar des Platzes bat um ein Neues Testament in Urdu; ich gab ihm das einzige, welches ich hatte. Ein anderer bat um ein persisches Neues Testament, welches ich ihm zu senden hoffe. Ein alter Fakir besuchte mich am Abend, andere hatten es morgens gethan. Es sind himmlische Tage auf Erden. Zum Schluß eine kleine Versammlung von Afghanenkindern, welchen ich das Evangelium in seiner Schlichtheit darzulegen suchte. Sie wollten immerzu sitzen und zuhören; eins wünschte mich nach Lahore zu begleiten.

80706B

Zwei Monate lang, Tag um Tag, verkündigte er so in jener Gegend das Evangelium. Danach übernahm er zur Ausfüllung einer Vakanz einen anderen, ereignisreichen Aufenthalt in Multan. Die Einwohner dieser Stadt waren besonders fanatisch, sie schienen alle ihre Kraft daran setzen zu wollen, das Licht Gottes vom Eindringen abzuhalten. Ein Sturm des Aufruhrs erhob sich, als ein mohammedanischer Jüngling sich bekehrte und getauft wurde. Die Bevölkerung sah diese Taufe als eine ihrer Stadt zugefügte Schmach an und suchte daher mit Versprechungen und Drohungen, mit Gewalt und List den Jüngling wieder zum Abfall zu bringen. Er war in Multan seines Lebens nicht mehr sicher und wurde nach Amritsar gesandt, um dort seine weitere Ausbildung zu erhalten.

Endlich kam auch der Plan der Divinity School zur Ausführung. Ein Hindu bot in Lahore ein großes geeignetes Grundstück zum Kauf an; kurz entschlossen, ehe ihm die Katholiken zuvorkamen, welche daraus gern ein Kloster gemacht hätten, kaufte French es an. Mit Bezug auf das festungsartige Aussehen des ganzen Gebäudekomplexes bemerkte er wohl: „eine Festung ist für einen christlichen Soldaten angemessener als ein Palast.“ Er liebte es nie, daß Missionsgebäude zu prächtig aussahen. Am 22. November 1870 fand die Eröffnungsfeier der neuen Divinity School statt. Vier, dann 7 Schüler bildeten den Grundstock, am Ende des ersten Jahres war die Zahl auf 10, am Ende des zweiten auf 13, am Ende des dritten fast auf 20 gestiegen. Es lag French nicht so sehr an einer großen Zahl von Studenten als an ihrer guten Beschaffenheit. Auch war er durchaus nicht etwa darauf aus, daß nun jeder talentvolle eingeborene Christ Geistlicher werden müsse, er war vielmehr der Meinung, daß er auch als Laie unter seinen Volksgenossen zur Ausbreitung des Christentums von großem Segen sein könnte.

In der Schule waren bald die verschiedensten Nationalitäten vertreten: Afghanen, Radschputanen, Perser, Pandschabis und Kaschmiris. Ihrer Religion nach waren die meisten Mohammedaner gewesen, einige Hindus, einer wenigstens auch ein Sikh. So verschiedene Elemente auf engem Raum zu brüderlicher Gemeinschaft zu vereinigen und zusammen zu halten, war gewiß keine leichte Sache. Aber mit Hilfe der von ihm schon in Agra bewiesenen persönlichen Anziehungskraft löste French auch diese Schwierigkeit auf das glücklichste. Das Vorbild seines lauteren Charakters, seiner Freundlichkeit und Milde, seiner unermüdlichen Treue und Selbstverleugnung verfehlten nicht auf die Studenten einen veredelnden Einfluß auszuüben.

Die Lehrgegenstände waren Kirchengeschichte, Weltgeschichte, Dogmatik, Symbolik, Liturgik, Hebräisch mit Exegese des Alten Testaments, Griechisch mit Exegese des Neuen und Vorlesungen über indische und mohammedanische Religionssysteme. Viel Mühe verwandte er auf die Vorbereitung zu jeder einzelnen Vorlesung. Die Werke europäischer Theologen — für Dogmatik besonders Dorner — wurden gern von ihm zu Grunde gelegt; aber dann alles in verständlichem, klaren Urdu auszudrücken, erforderte große Anstrengung des Gehirns und Sammeln von technischen Ausdrücken aus arabischen und persischen Textbüchern, der Sufitischen Litteratur, den Vedanta u. s. w.

Ein wichtiges Stück in seiner Lehrthätigkeit bildeten die schriftstellerischen Arbeiten. Auf seinen vielfachen Reisen wurde er wieder und wieder Zeuge von der überaus weiten Verbreitung der berühmten Streitschrift Pfanders gegen die Mohammedaner „Mizan ul Haqq" (Wage der Wahrheit) und von dem Segen, den sie fort und fort stiftete. Daher wünschte er:

„Möchten doch unsere Missionare dem Wert des Gehirns und der Feder etwas größere Beachtung schenken als den Mitteln, die Wahrheit tief in den Fels des menschlichen Herzens einzuprägen, wo das gesprochene Wort oft von der glatten Oberfläche abgleitet."

Er selbst ist fortgesetzt schriftstellerisch thätig gewesen. Seine erste Abhandlung „Sri Yesu Christ Charite Darpan" (Charakterspiegel Jesu Christi) stammt noch aus den Tagen von Agra. Vornehmlich warf er sich auf Übersetzungsarbeiten; er übertrug Teile der heil. Schrift in das Puschtu (Sprache der Afghanen) sowie viele theologische Abhandlungen, besonders solche seines Freundes Prof. Westcott, in das Urdu zum Gebrauch für seine Studenten. Bis in die letzten Lebenstage hinein beschäftigte er sich noch mit einer Übersetzung von Hilarius' Werk über die Trinität, — dasjenige christliche Lehrstück, das den meisten Widerspruch bei den Mohammedanern erregt, und das er eben bei niemand klarer dargestellt fand als bei Hilarius.

Der Zweck der Divinity School war nicht, theologische Gelehrte, sondern Geistliche und Lehrer für das Volk heranzuziehen. Die praktische Theologie spielte darum die wichtigste Rolle. Die Studenten wurden zur Abfassung und zum Halten von Predigten angehalten; vor allem aber wurden sie von den Missionaren zur Basaar- und Reisepredigt mitgenommen. Lahore zeichnete sich in einer Beziehung vorteilhaft vor Agra aus. Dort hatte tote Gleichgültigkeit gegen die Verkündigung des Evangeliums ge-

herrscht, keine leidenschaftliche Erregung hatte sich dagegen erhoben. In Lahore entbrannte bald der heftigste Widerstand. Fort und fort spielten sich die lebhaftesten Auseinandersetzungen und leidenschaftliche Kontroversen in den Basaaren ab.

Einmal ergriff ein fanatischer Mohammedaner zur Gegenpredigt das Wort; nicht lange, so folgte ihm ein Hindu, eitel darauf, sich selbst zu hören; schließlich stand noch ein Brahmoist (Anhänger des Brahmosomadsch) auf. Und nun machten die drei: Mohammedaner, Hindu und Brahmoist, gemeinschaftliche Sache und predigten von derselben Plattform zu demselben Publikum.

Solcher vielseitigen und anstrengenden Thätigkeit war Frenchs durch den Sonnenstich geschwächte Gesundheit doch nicht gewachsen. Kaum ein Jahr verging, ohne daß schwere Krankheit ihn darnieder warf. Trotzdem hielt er zähe auf seinem Posten aus, denn die Schule war sein liebes Kind, und er war entschlossen, sie wenigstens glücklich durch die Gefahren der Kindheit hindurchzuleiten. Hier eine charakteristische Probe solcher Denkungsart:

Auf einer mit Missionar Bateman unternommenen Predigttour wurde er in einsamer Gegend am Tschenab von einem tödlichen Fieber überfallen. Dennoch drang er, da die Ferien zu Ende gingen, in Bateman, daß dieser allein nach Lahore zurückkehrte und ihn in Stich ließe, „denn lieber wollte er die äußerste Gefahr laufen, als daß die Studenten denken sollten, es gäbe irgend etwas Wichtigeres als ihre Studien."

Teils zur Erholung, vor allem aber zu Evangelisationszwecken unternahm er in der heißen Jahreszeit 1871 mit Missionar Clark eine nicht gefahrlose Tour nach dem fanatisch mohammedanischen Kaschmir. Er mußte da bald erfahren, daß das Heidentum noch keineswegs so altersschwach und gichtbrüchig ist, wie es wohl manchmal geschildert wird. Tag um Tag kam es in Srinagar zu den heftigsten Streitreden, zu wilden Ausbrüchen des Hasses. Wie findig die fanatischen Moslems waren, um seine Predigten zu stören! Da schüttete man Staubmassen von dem Dach des Hauses hinab, wo er predigte. Bald schwirrten Schmutz und Mauerstücke um ihn herum, ungelöschter Kalk wurde nach ihm geworfen. Er mußte hinter einem Pfeiler treten, um den Würfen zu entgehen. Um ihn zu übertäuben, klatschte man in Hände, knallte mit Peitschen, erfüllte die Luft mit Geschrei. Man ließ sich von ihm Bücher geben, zerriß sie und warf sie ihm höhnisch wieder vor die Füße. So ging es manche Tage. Wehmütig schrieb er bei der Rückkehr in sein Tagebuch:

O daß doch Kaschmir zu seiner weltberühmten Schönheit und Lieblichkeit die Schönheit des Herrn, unseres Gottes, hinzufügte! Daß zu den Blumen von tausenderlei Gestalt und Farbe, welche seine Seen, Wiesen und Berglehnen über-

kleiden, und zu seinem verschwenderischen Reichtum an Früchten auch jene Blumen und Früchte aus dem Himmelsgarten hinzukommen möchten, die Früchte des Lebens und der Gottseligkeit, welche zum Ruhme des großen Gärtners blühen und reifen möchten, dessen wahren Weinstock Kaschmir noch nicht kennt, und ohne dessen Bekanntschaft es nimmer Frieden finden kann!

Es ist erklärlich, daß solche „Erholungsreisen" dem unermüdlichen Manne keine Erholung bringen konnten; so sah er sich, um nicht gänzlich zusammen zu brechen, nach langem, heißen Widerstreben Anfang 1873 aufs neue zur Heimkehr nach England genötigt.

IV. In der Heimat.

Das zeitweise, unfreiwillige Verweilen in der Heimat bedeutete für French keineswegs ein völliges Ausspannen aus der Arbeit. Sobald sich die Gelegenheit bot, übernahm er, sei es in Vertretung, sei es selbständig, ein heimisches Pfarramt, und mancher Orten hat er seine Segensspuren zurückgelassen. Zu der parochialen Arbeit gesellte sich die, welcher sein Herz nun einmal gehörte: die Missionsarbeit. So setzte er auch in der Heimat seine Missionsstudien fort, beschäftigte sich mit sprachlichen Arbeiten, revidierte die von ihm herausgegebenen Schriften, benutzte die Gelegenheit, medizinische Studien zu treiben, welche er auf dem Missionsfelde später zu verwerten gedachte. Auch jener oben mitgeteilte Entwurf zu der Divinity School war eine wertvolle Frucht seiner heimischen Muße.

Unermüdlich ließ er sich bereit finden auf Missionsfesten als Redner aufzutreten. Er konnte dann wohl mit warmen Worten von den Arbeiten anderer Missionare reden, aber was die Zuhörer natürlich am liebsten gehört hätten, von seiner eigenen, segensreichen Arbeit zu erzählen, stellte er in seiner Bescheidenheit hintenan. Besonders suchte er bei solcher Gelegenheit auch in den Herzen anderer das Feuer der Missionsliebe anzufachen, das in seinem brannte. Seine liebsten späteren Arbeitsgenossen in Indien, Missionar Gordon und Knott, hat er selbst in der Heimat für die Mission angeworben. Ein Pfarramt in Oxford übernahm er hauptsächlich um deswillen, um dort in akademischen Kreisen das Interesse für die Mission zu fördern.

Rührend geradezu ist es, wenn der schon betagte Mann nach des Tages Last und Hitze noch spät abends sich aufmachte, um 2 jüngeren Freunden, die beide als Missionare hinausgehen wollten, bei ihren Missionsstudien zu helfen. Da saßen denn die drei in stiller Nacht beim Lampenschein, und French führte sie in die Geheimnisse des Sanskrit ein, bis die Mitternachtsstunde sie auseinander trieb.

Mit dem Rat der Erfahrung unterstützte der gereifte Missionsveteran endlich auch die Gründung der Cambridge-Delhi-Mission und stellte ihren

jungen Mitgliedern das hohe Ideal eines rechten Missionars vor Augen, wie Indien sie bedarf, und wie sie es sich demnach zum Vorbild würden nehmen müssen.

V. Als Bischof von Lahore.

Auch auf dem Missionsfelde sollte Frenchs Wirksamkeit noch nicht zu Ende sein, es wartete seiner daselbst noch größere Ehre. Im Jahre 1877 wurden von der allzugroßen Diözese Kalkutta die Provinzen Pandschab und Sindh abgetrennt und daraus das neue Bistum Lahore gebildet. Auf keinen geeigneteren Mann hätte die Wahl zum ersten Bischof dieses Sitzes fallen können als auf French. Daher wurde auch seine Ernennung daheim wie draußen mit großer Freude begrüßt. Er selbst nahm die Ernennung mit der ihm eigenen Demut an, knüpfte seine Annahme aber an eine Bedingung, die ihm sehr am Herzen lag, nämlich, daß er auch als Bischof seine besondere Sorge der Mission zuwenden dürfe.

Es würde schwierig sein, eine erschöpfende Schilderung seines Episkopates im einzelnen zu geben; ein Nachruf, den ihm die Pundab Missions News widmeten, möge zur Charakterisierung desselben im allgemeinen dienen:

Die Zeiten waren schwierig: weltlicher Sinn, Unglaube und Eigennutz gingen unter den Europäern im Schwange. Die eingeborene Bevölkerung befand sich in einem Übergangsstadium aus der alten Existenzweise in eine gänzlich neue, moderne. Diesen Verhältnissen sah sich French mit einer nur 91 Glieder zählenden Geistlichkeit — 21 Kaplänen und 70 Missionaren — gegenübergestellt.

Allen bekannt sind seine Arbeiten und sein Wandel. Mit unermüdlicher Geduld und dem festen Entschluß, für Christi Sache zu leben und zu sterben, hat er Jahr um Jahr fast jeden Distrikt des Pandschab und Sindh durchzogen, überall predigend, in Englisch und den Nationalsprachen, Sonntags und Wochentags, auf den Kanzeln der Kirchen, auf den Straßen und Basaaren, Konfirmationen vollziehend und von Haus zu Haus Besuche machend. Seine Gastfreundschaft und weitherzige Freigebigkeit sind sprichwörtlich geworden. Seine Demut, Freundlichkeit, Selbstverleugnung und Liebe sind für alle, die seinen Wandel sahen, Predigten gewesen wie seine Worte für die, welche ihn hörten. Sein Mut im Zurückweisen der Sünde und seine Festigkeit in Ausübung der Kirchenzucht in Fällen offenen Lasters Großen wie Kleinen gegenüber, sind wiederholt bekannt geworden. In allen Stücken, in seinem Lehren, seinem Wandel, seinen Zielen, seinem Glauben, seinen Leiden hat er sich bemüht, sich als einen rechten Bischof darzustellen, wie in früheren Zeiten als einen rechten Missionar.

Das hohe Ziel, welches ihm vorschwebte, war die Einigung des Westens mit dem fernen Osten zu gemeinsamer Anbetung des allein wahren Gottes. Daher war der Grundzug seiner Thätigkeit, die anglikanische

Kirche, in seiner Diözese durch etwa 30000 Europäer und Eurasier vertreten, und die indische Kirche, vertreten durch die Missionsgemeinden, unter seinem Bischofsstab zu einer einheitlichen Kirche zu verschmelzen. Dies Bestreben leuchtet durch seine verschiedensten bischöflichen Maßnahmen hindurch: Er suchte nach tüchtigen Regierungskaplänen, aber die waren ihm die liebsten, die den Geist H. Martyns besaßen, d. h. die zugleich neben ihrer amtlichen Thätigkeit ein Herz für die Mission hatten.

Er baute die herrliche Kathedrale von Lahore zunächst für die anglikanischen Christen, hatte aber dabei zugleich sein Absehen auf die Heidenchristen. Ihretwegen schuf er einen Prachtbau. Denn er meinte, gegenüber den prachtvollen Tempeln der Hindus und den Moscheen der Moslems dürfe die Hauptkirche des Landes kein armseliges Gebäude sein, damit die Eingebornen nicht von da aus einen falschen Schluß auf die christliche Kirche selbst machten. Bei der Ausschmückung der Kathedrale wurde auf die Mohammedaner besondere Rücksicht genommen, indem solcher bildnerischer Schmuck vermieden wurde, in welchem diese nur zu leicht Abgötterei wittern möchten. Ein Flügel der Kathedrale wurde den Heidenchristen zu spezieller Benutzung eingeräumt.

In demselben Einigungsbestreben rief er eine gemeinsame Synode ins Leben, auf welcher Kapläne und Missionare, europäische und indische Laien friedlich zusammenarbeiteten; und zwar war es ihm besonders wichtig, daß die Laienschaft zur Genüge vertreten war. Von dieser gemeinsamen Arbeit hoffte er viel für die allmähliche Verschmelzung beider Kirchengemeinschaften. Gern hätte er es auch gesehen, wenn ihm aus der heidenchristlichen Gemeinde ein Suffraganbischof beigesellt worden wäre.

Die Anschauungen Frenchs über den Ausbau der indischen Volkskirche im besonderen charakterisieren am besten zwei Auslassungen seiner eigenen Feder, die nach den entgegengesetzten Seiten hin die Grenzlinien bezeichnen, in denen sich seiner Meinung nach die Entwickelung der jungen Kirche zu vollziehen hat. Die erste Auslassung richtet sich gegen die völlig schrankenlose, allzu selbständige Entwickelung der jungen Kirche. Er sagt:

Durch die indische Christenheit geht eine Strömung, die eine ganz neue Nationalkirche, gänzlich unabhängig von den geschichtlich gewordenen Glaubensbekenntnissen und Lehrausprägungen der europäischen Kirchen, allein auf der breiten Basis der Liebe, möglichst ohne dogmatische Lehrfixierungen schaffen möchte. Man meint so den Spaltungen und Denominationen der alten Christenheit zu entgehen. Als ob das nicht vielmehr der beste Weg wäre, unfehlbar darein verwickelt zu werden! Denn die alten Streitfragen werden sich sicher wieder erheben. Und wenn die Resultate früherer Diskussionen und früherer Formulierungen einfach als Makulatur beiseite

geworfen werden, was für eine beklagenswerte Menge an Zeit und Geduld, was für eine trostlose Wiederholung jener ermüdenden Kämpfe würde jeden Augenblick wieder Platz greifen!

Die andere Auslassung führt aus, wie die Abhängigkeit von der europäischen Mutterkirche bis zu einem gewissen Grade für die Entwickelung der jungen Kirche nur heilsam sein kann:

Es wird mein Lieblingswunsch und Plan sein, in die Kirche von Indien als integrierende Bestandteile alles das einzuführen, was in dem christlichen Glauben für alle Menschen gemeinsame Bedeutung hat, ebenso alles, was in unserer alten Kirche von England, in ihrer Verwaltung, ihrem Ceremoniell, ihrer Lehre wahrhaft katholisch ist. Wo es ohne Schaden geschehen kann, werde ich nicht unterlassen, ihr einige jener Besonderheiten aufzuprägen, für welche, als Produkte östlicher Denkweise, die orientalischen Kirchen eine Vorliebe haben. Man muß indessen auch erwarten, daß Indien selbst bezüglich des Wachstums seiner eigenen Kirche mit drein zu reden hat und es nicht zufrieden sein wird, daß ihr irgend ein fremder Stempel, ob westlicher oder östlicher, aufgedrückt wird.

In den Rahmen der episkopalen Wirksamkeit Frenchs gehört endlich seine Mitarbeit an der neuen Pundab University und an dem Volkserziehungswesen.

Er hatte im Universitätssenat den Antrag gestellt, daß eine Vorlesung über allgemeine Ethik gehalten würde, und hatte sich erboten, für Herstellung eines Kompendiums derselben Sorge zu tragen, in welchem die besten Ausführungen der alten Klassiker des Landes zur Darstellung kommen sollten, wie auch sie schon Wegweiser zu Gott sind. Die spezifisch christlichen Lehren, von denen in dieser allgemeinen Ethik abzusehen sein würde, gedachte er in einem zweiten besonderen Teile zu behandeln. Merkwürdigerweise fand dieser Vorschlag bei heidnischen Mitgliedern Zustimmung. Ein Brahmoist, ein gescheuter Mann, antwortete auf Frenchs Hinweis auf den zweiten Teil, die christliche Ethik, der nur für christliche Schulen bestimmt sein würde: „O nein, wir werden auch den gebrauchen." — „Aber derselbe führt ja zu Christus hin und handelt von seiner Gemeinschaft und Nachfolge. Das werden Sie nicht annehmen können?" — „O, wir sind ganz darauf vorbereitet," antwortete der Brahmoist, und das that er in Gegenwart der Hindus und Sikhs und — was wichtiger ist — der Europäer, welchen so von einem Nichtchristen ein Zeugnis gegeben wurde, das sie wohl nicht abgelegt hätten. In der That scheiterte der Plan hernach an der übertriebenen Ängstlichkeit und dem zu großen Zartfühl der Europäer gegenüber dem religiösen Empfinden der Inder.

In Sachen der Volkserziehung schwärmte French nicht für das unter den dortigen Engländern vielfach beliebte Bestreben, daß nun auf einmal so unvorbereitet eine Massenerziehung des ganzen Volkes ins Werk gesetzt würde. Wenigstens müsse doch vorher für genügendes Unterrichtsmaterial gesorgt sein, damit man dem Volke zum mindesten gesunde Nahrung bieten könne, ein Punkt, in welchem noch sehr viel zu wünschen übrig sei.

Zehn Jahre lang ertrug French die Last der bischöflichen Würde mit ihren vielen und großen Aufgaben. Dann aber fühlte er, daß die schwierige Arbeit über seine Kräfte ging. Wie er die Ehre nicht gesucht, hielt er sie auch nicht ehrgeizig fest, sondern legte sie 1888 in kräftigere Hände nieder. Nichtsdestoweniger dachte er nicht daran, sich nun gänzlich zur Ruhe zu setzen; auch den letzten Rest seiner Kraft wollte er zur Ehre Gottes opfern. So nahm er noch einmal den schlichten Beruf eines Missionars wieder auf.

Die modernen Allianz-Missionen.

Von P. Berlin.

5. Japan. Hierher kamen 16 oder 18 Boten der Sk. A. M. Ende 1891, weitere Aussendungen sind mir nicht bekannt geworden. Eine Japan-Alliance-Mission in Amerika hat einen Missionar, den Dänen Birkelund nebst Frau dorthin geschickt, der mit den Schweden zusammen arbeitet. Franson ist zweimal in Japan gewesen, das erstemal Ende 1894, das zweitemal im folgenden Jahre, nachdem er von Nordchina über Wutschang zurückgekehrt war. Er fand 1894 an der Bucht von Tokio 12 Stationen mit 30 Nebenstationen vor, ca. 700 Kinder in den Sonntagsschulen, 14 eingeb. Gehilfen und etwa 60 Getaufte, und schloß daraus, daß die Mission auf rechtem Wege und über das Experimentieren hinaus war. Nach einem vierzehntägigen Bibelkursus unternahm er mit einem Teile der Missionare eine Untersuchungsreise in die gebirgige Provinz Hida; die günstige Aufnahme in der Hauptstadt Takayama veranlaßte ihn, diese bisher noch unberührte Provinz für die Evangelisation zu bestimmen. Bei seiner zweiten Anwesenheit konnte er schon von den Erstlingen dieser Arbeit hören. Auf der Allianzmissionskonferenz in Funabashi wurde ein „Sommerfeldzug mit Zeltversammlungen" in Hida beschlossen. Die Zahl der Missionare ist auf 10, die der eingeborenen Gehilfen auf 8[1]) heruntergegangen, die Zahl der Stationen auch etwas (da einige der an der Bucht von Tokio gelegenen Stationen wegen der Nähe anderer Missionen eingezogen sind), hat sich aber nun wieder auf 9 mit 27 Nebenstationen gehoben. 13 Erwachsene wurden 1895 getauft, die Zahl der unter der Pflege der Mission stehenden Gemeindeglieder

---

[1]) Vielleicht hängt diese Abnahme damit zusammen, daß Fr. und seine Missionare sich mehr von ihrer, als von der Arbeit eingeborener Gehilfen versprechen. Die L. M. A. steht hier anders.

betrug 54, wozu noch etwa ebensoviel Getaufte kommen, die auf andern Plätzen zerstreut wohnen. In 19 Sonntagsschulen werden 810 Kinder unterwiesen, in einer Tagesschule erhalten 16 Kinder Unterricht. Eine Kapelle in Tokio, die erste der Sk. A. M., von einem christlichen japanischen Baumeister gebaut, ist vor der Einweihung durch die große Überschwemmung im Herbst 1896 beschädigt, nun aber wohl schon eingeweiht worden.

Wenden wir uns nach diesem Überblick über die Missionsfelder der Sk. A. M. zu ihren Grundsätzen und ihrer heimatlichen Organisation, so tritt uns viel Ähnlichkeit mit der I. M. A. entgegen.

Wie diese hat sie ihre Augen auf die Wiederkunft Christi gerichtet, die der Gegenstand ihrer Arbeit und ihres Gebetes ist; wie diese pflegt sie die Evangelisation durch die Reisepredigt und benutzt die Gebetsheilungen als ein Mittel, die Augen der Heiden für die Macht des Christengottes aufzuthun; wie diese nimmt sie auch Missionare aus allen evangelischen Bekenntnissen an, denen für die kirchliche Ordnung in ihren Missionsgemeinden Freiheit gelassen wird; wie diese benutzt sie die weibliche Missionsarbeit in reichlichem Maße; wie diese befleißigt sie sich der äußersten Sparsamkeit. Ihre Mittel sind bedeutend geringer als die der I. M. A. Für ihre 84 Arbeiter standen ihr pro 1895 inkl. Bestand 20 310 Doll. zur Verfügung, wovon 17 937 verbraucht wurden, das macht pro Missionar 908 M., ein Betrag, der die Frage nahe legt: wie ist es möglich, mit so geringen Mitteln ein so ausgedehntes Werk zu treiben, selbst wenn der Betrag noch dadurch etwas vergrößert wird, daß den Missionaren direkte Gaben aus der Heimat zugehen, ohne Vermittelung des Komités. Wie auch die Missionare von dem Geist der Sparsamkeit durchdrungen sind, zeigt sich z. B., wenn auf einer Konferenz in China darüber verhandelt wird, ob es recht und praktisch sei, Diener und Träger auf der Reise bei sich zu haben, und nur die unabweisbare Notwendigkeit zur Bejahung dieser Frage treibt.

Ein tiefgreifender Unterschied besteht aber zwischen den beiden Allianzmissionen, nämlich in Bezug auf die Leitung und zwar auf dem Missionsfelde wie daheim. Während die I. M. A. als leitende Stelle einen Board besitzt, der von der Jahresversammlung der Gesellschaft gewählt wird und ihr einen Geschäftsbericht vorlegt, und draußen die Leitung der einzelnen Gebiete Superintendenten überträgt, huldigt die Sk. A. M. dem Grundsatz, daß die Mission Sache der Gemeinden ist. Die einzelne Lokalgemeinde sendet den Missionar aus und sorgt für seinen Unterhalt,[1]) sie giebt ihm seine Anweisungen und erhält von ihm

---

[1]) In der Praxis scheint das nicht immer so glatt zu gehen; ein Missionar hat neuerdings sogar wegen Mangel an Unterhalt sein Missionsfeld in China verlassen müssen.

Bericht über sein Thun. Der Missionar hat auf dem Missionsfelde volle Freiheit des Handelns, er kann die von ihm gesammelte Gemeinde organisieren, wie er es für schriftgemäß hält oder wie er es in der Heimatsgemeinde vorgefunden hat; man erwartet nur von ihm, daß er in Verbindung und Übereinstimmung mit den andern Missionaren draußen bleibt, wozu die Quartals- und Jahreskonferenzen die Möglichkeit geben, auf denen über die gemeinsamen Angelegenheiten Beschluß gefaßt wird, ohne daß jedoch die Konferenz den einzelnen Missionar in seiner Arbeitsweise und Gemeindeorganisation zu kontrollieren hat. Superintendenten auf dem Missionsfelde sieht Franson als hinderlich für das freie Handeln der Missionare an. Damit aber doch ein einheitliches Handeln von der Heimat aus möglich wird, besteht ein Centralkomité von 5 Personen,[1]) welches mit dem Missionsvorsteher Franson die aussendenden Gemeinden wie die Missionare auf dem Arbeitsfelde zu beraten bestimmt ist; es thut die Dienste eines „Telephonmädchens, dessen Aufgabe es ist, zwei Personen mit einander verkehren zu lassen". Die Gemeinden senden ihre Gaben an ihre Missionare durch Vermittelung des Komités, das es sich überhaupt angelegen sein läßt, Mittel für die Mission zu sammeln. Das Komité hat also keine „Macht"; soweit aber sein „Rat" von Gemeinden und Missionaren angenommen wird, leitet es thatsächlich die Mission — gewiß der wünschenswerte Zustand der Dinge, da sonst gar leicht Zersplitterung, Planlosigkeit, Willkür das Missionswerk schädigen würden. Eine bestimmte Leitung ist, namentlich für eine ausgebreitete und in die Weite strebende Mission unentbehrlich. Die Lokalgemeinde hat kaum die Fähigkeit, die Bedürfnisse, die Vorgänge, die Schwierigkeiten auf einem Missionsgebiete zu würdigen, und so sehr auch der Gedanke einer Gemeindemission das Missionsinteresse anzuspornen geeignet ist, so wenig kann doch die Einzelgemeinde eine wirkliche Leitung handhaben; für diese bedarf es einer sachkundigen Hand. Franson will diese Lokalgemeinde-Mission biblisch rechtfertigen und beruft sich auf Ap.-Gesch. 13, 1—3, 14, 26. 27. Aber sollte dieser Vorgang wirklich die „Gemeindemission" als die biblische Missionsweise bezeugen? Das N. T. macht jeden Christen zum Zeugen Christi, und eine nicht geringe Anzahl Gemeinden ist durch das Zeugnis einzelner Christen entstanden (Ap.-Gesch. 8, 4. 5 ff. 11, 19); es kennt die Apostel als die vom Heiland in erster Linie berufenen Träger der

[1]) Nach einem kürzlich gefaßten Beschlusse soll es aus 6 Personen bestehen, von denen je 2 jährlich ausscheiden. Durch schriftliche Abstimmung der Bevollmächtigten der angeschlossenen Lokalgemeinden erfolgt die Neu- bezw. Wiederwahl.

Missionsarbeit, und was Paulus anbetrifft, so kann man ihn doch nur auf seiner ersten Missionsreise als einen Missionar der antiochenischen Gemeinde ansehen. Schon der Aufbruch zur zweiten Missionsreise geht aus seiner eignen Entschließung hervor (Ap.-Gesch. 15, 36), und Anweisung wie Unterhalt hat Paulus von der antiochenischen Gemeinde jedenfalls nicht erhalten (Ap.-Gesch. 16, 6—10; 18, 3; 20, 33 f.). Was Ap.-Gesch. 13 von Antiochien berichtet wird, scheint mir mehr in das Kapitel zu gehören, welches von der Leitung der Kirche durch den h. Geist handelt, als in das, welches Anweisungen zum Betriebe der Mission giebt. — Das Prinzip der „Gemeindemission" reicht auch für die Bedürfnisse der Mission nicht aus und bedarf einer Ergänzung. Die Unterhaltung der einzelnen Missionare ist ja nicht das einzige Erfordernis auf dem Missionsfelde, es entstehen Kosten für gemeinsame Aufgaben, Opiumasyle, Druckereien, Ausbildungsanstalten für eingeborene Gehilfen — wird eine einzelne Gemeinde Kosten für Einrichtungen tragen können, die vielen zu gute kommen? Franson kennt auch noch andre Quellen der Einnahmen, er regt eine Opferwoche an, von deren Ertrag er Mittel zum Aufbau von 15 Stationen in China erhofft, er stellt überhaupt hohe Anforderungen an die Opferwilligkeit: „am besten wäre es, ein Zehntel des Einkommens für die Mission daheim und ein Zehntel für die Heidenmission zu geben"; einzelne seiner Missionare werden durch persönliche Beiträge einzelner Freunde unterhalten.

Über die Ausbildung der Missionare der Sk. A. M. habe ich keine Kunde. Fransons Vorgehen in Schweden bei der Gewinnung von Arbeitern für die I. M. A. beweist, daß er womöglich noch mehr als diese die geistliche Ausrüstung gegen die unterrichtliche betont. Auf seiner großen Reise hat er wiederholt Paare von Missionaren getraut, scheint aber das Unverheiratetsein bei ihnen vorzuziehen, wenigstens fordert er auf, besonders für die verheirateten Missionarinnen zu beten, daß sie es nicht vergessen, sich fortwährend als Missionare anzusehen und zu beweisen, und nicht bloß als Missionarsfrauen; er scheint dabei an 1. Kor. 7, 34 zu denken. Die Verheiratung der Missionare ist nach dreijährigem Aufenthalt auf dem Missionsfelde zugelassen. Ob es ratsam sei, gleich nach diesem Zeitpunkte zu heiraten, darüber waren die Meinungen auf einer Missionskonferenz in Yschan geteilt, doch waren die meisten für Verheiratung, ohne darin einen Schaden für die Mission zu sehen. Die Ordnungen welche die Ch. I. M. für das Verhalten der Missionare aufgestellt hat, scheinen im wesentlichen auch in dieser Mission Anwendung zu finden.

III. Die deutsche China-Allianz-Mission

ist infolge eines Aufrufes von H. Taylor i J. 1890 in Barmen entstanden, unter Mitwirkung von Franson, der damals dort einen Bibelkursus hielt. Sie ist unabhängig von der I. M. A. und der Sk. A. M. und wird von einem Komité geleitet, dessen 5 Mitglieder teils der Landeskirche, teils der sog. „Versammlung", teils der „freien Gemeinde", teils den Baptisten angehören, und steht in Verbindung mit der Ch. I. M. Wie die beiden großen Allianzmissionen lebt sie in der Erwartung der baldigen Wiederkunft Christi, und wie diese legt sie bei der Aussendung ihrer Boten den Schwerpunkt nicht auf „Gelehrsamkeit", sondern darauf, „daß jemand wirklich mit unserm Herrn Jesu wandelt und die Fähigkeit hat, seine Stimme zu hören, auch von ihm in der Heimat schon als Werkzeug zur Bekehrung von Seelen gebraucht worden ist" (Deutsche Ch. A. M., S. 13). Ihre Sendlinge gehen gewöhnlich zuerst nach London, um in dem Missionshause der Ch. I. M. ausgebildet und auf ihre Tüchtigkeit geprüft zu werden. Im Herbst 1890 reisten die ersten drei (1 Bruder, 2 Schwestern) nach China ab, andere folgten ihnen, so daß jetzt 13 (7 Brüder und 6 Schwestern) in China sind. Sie arbeiteten nach Beendigung der Sprachstudien auf Stationen der Ch. I. M.; 1896 wurde ihnen der Bezirk Tschutschau im südwestl. Teile der Prov. Tschekiang, eine gebirgige und gesunde Gegend, als Arbeitsgebiet angewiesen und die bisher von englischen Missionaren besetzte Station im Hauptorte Tschutschau überlassen. Hier haben sie 4 Stationen (Longtschüen, Üinho, Siaomei und Tschutschau), arbeiten unter Männern und Frauen, nehmen sich der Opiumsklaven an, predigen und reisen und haben im ganzen in Frieden wirken können; nur sind die Br. Manz und Klein im Sommer 1896 in Sungyang, wo sie ein Haus gemietet hatten, Verfolgungen ausgesetzt gewesen. Ihr Evangelist und einige ihrer Anhänger wurden gemißhandelt, Klein verwundet und Manz geschlagen, so daß sie nach Tschutschau zurückkehren mußten. Doch dachten sie im November wieder dorthin zu gehen und sich festzusetzen, sie sind also nicht entmutigt worden. In Siaomei haben sie 1896 die Erstlinge, 2 Männer und 1 Frau, taufen können; eigentümlich berührt es, dabei zu lesen, (China-Bote 5. Jahrg. Nr. 3), daß der Missionar seinen Evangelisten taufte, wonach also auch ungetaufte Leute als Evangelisten verwendet zu werden scheinen. Auch in Longtschüen sind die Erstlinge getauft. Die Einnahmen aus Beiträgen beliefen sich 1896 auf 11423,43 M., wovon etwa 3500 M. aus der Schweiz beigesteuert sind. Die Arbeit der Ch. A. M. hat durch den Erwerb eines eignen Hauses in Barmen einen

festen Stützpunkt bekommen. Auch litterarisch ist sie thätig, um das Missionsinteresse und das christliche Leben in der Heimat anzuregen; eine größere Arbeit ist die gegenwärtig herausgegebene deutsche Übersetzung von The Story of the China-Inland-Mission, von der Band I erschienen ist. Ihr Organ ist der „China-Bote".[1])

IV. Die Allianzmissionen in der öffentlichen Kritik.

Es ist bereits früher darauf hingewiesen worden, daß das Unternehmen der Allianzmissionen, besonders die Aussendung der „Fransonschen Missionare" Bedenken hervorgerufen hat und in Fachzeitschriften wie sonst in der Presse erörtert worden ist. Es sei gestattet, darauf noch etwas einzugehen.

Da ist es zuerst die Qualifikation der Missionare, um die es sich handelt. Sind Missionare von der Vorbildung, wie die Allianzmissionare sie haben, geeignet, die Sache des Evangeliums mit Erfolg zu treiben und zwar in Kulturländern wie China und Japan? Denn die Mission auf diesen beiden Gebieten hat die Aufmerksamkeit besonders auf sich gezogen, die andern Gebiete sind zu wenig bekannt. Hier widersprechen sich die Behauptungen. Franson selbst wie seine Missionare machen sich oft geradezu lustig über die Vorwürfe, die man ihrer geringeren Bildung macht, und über die übertriebenen Vorstellungen, die viele über die „Bildung" der Chinesen hegen. Leute, die eine Sonnenfinsternis dadurch erklären, daß ein großer Frosch die Sonne auffrißt, oder die fragen, ob die Missionare aus dem Lande kommen, wo die Menschen so große Ohren haben, daß sie in dem einen schlafen und mit dem andern sich zudecken, u. s. w., haben — sagen sie — eine so „altmodische Bildung," daß ihr gegenüber ihre bemängelte Bildung mehr als ausreichend erscheine. Was dagegen eingewandt worden ist, daß diejenigen, welche in einem Volke missionieren wollen, nicht bloß die unkundigen Massen an Bildung überragen müssen, sondern auch die Gebildeten, wird sich wohl nicht zurückweisen lassen, denn zur Überwindung eines Volkes gehört doch nicht bloß, daß in den unteren Schichten christliches Leben sich regt, sondern auch, daß die geistig führenden Kreise dem Evangelium sich unterwerfen.[2]) Die älteren Chinamissionare fordern

---

[1]) In ihrem Verlage sind auch die früher erwähnten Reisebriefe von Franson erschienen unter dem Titel: F. Fransons Reise um die Welt 1892—95. 111 S. 75 Pf.

[2]) Der bedenklichste Mangel der unzureichenden Bildung eines Missionars besteht in der Unfähigkeit, sich in ein fremdes Volksbewußtsein zu versetzen. D. H.

eine sorgfältige Ausbildung von den nach China gehenden Missionaren. Auch solche, die Fransons Eifer würdigen, ohne ihm sonst in allem zuzustimmen, erkennen den Wert der Bildung für den Missionar an und sähen nichts lieber, als daß „gebildete, gottesfürchtige Männer sich als Missionare nach China begeben möchten. Aber diese bleiben gewöhnlich zurück, wo es sich um Heidenmission handelt, und darum müssen andere in des Herren Namen ausziehen." China ist ein großes Schlachtfeld, auf dem allerlei Kämpfer ihre Kraft zeigen und Siege gewinnen können. Da werden auch die Allianzmissionare, wenn sie sich an die tieferen Schichten, an die Masse des Volkes wenden, wenn sie dem unsinnigen Aberglauben die einfache biblische Wahrheit entgegenhalten, wohl an ihrem Teile mitkämpfen können. Man redet von dem Missionieren von oben nach unten und von unten nach oben. Das erstere verschafft schnellere Siege, aber das zweite hat die Bibel (Cor. 1, 26. Math. 11, 25) und die Erfahrung für sich und wird immer eine gründlichere Missionsarbeit liefern. Unter Umständen werden beide Wege gleichzeitig beschritten werden müssen; namentlich wenn es sich um die geistige Überwindung eines Volkes handelt, wird man auch die Arbeit an den geistig hochstehenden Klassen nicht versäumen dürfen. Für diese Seite der Arbeit werden die Allianzmissionare sich natürlich nicht eignen, aber es wird doch auch für sie Arbeit übrig bleiben. Franson beruft sich mit Freude auf das Zeugnis, das Dr. W. N. Whitney, Mitglied der amerikanischen Legation in Japan, für die skandinavischen Missionare in Japan ablegt (Saun. V. 1895 N. 7, bil.). Darin heißt es:

„Sie sind besonders passend für gewisse Zweige der Missionsthätigkeit, welche für andere auszuführen, schwierig sind, und ich habe viele Japaner ihre Bewunderung für die Missionare selbst wie für ihre Methode aussprechen hören. Sie erheben keinen andern Anspruch, als demütige Nachfolger Jesu zu sein, bereit für ihn zu leben und zu sterben, wenn sie nur Sünder gewinnen können, und ich glaube, daß die einfache Weise, auf welche sie das Evangelium dem armen Volke darstellen, viele von den Besuchern ihrer Versammlungen auf die Seite des Herrn führen wird."

Das dürfte auch für China zutreffen.

Wir sind damit von der theoretischen Erörterung schon auf den Boden der Thatsachen gekommen. Jetzt, nachdem mehrere Jahre seit der ersten Aussendung der Allianzmissionare vergangen sind, entsteht die Frage: Wie haben sich die Ausgesandten im Laufe der Jahre entwickelt und bewährt? Wie ist vor allen Dingen ihre sprachliche Ausbildung ausgefallen? Welche Aufnahme haben sie in China gefunden? Sind die

Befürchtungen, mit welchen ihre Aussendung begleitet wurde, wirklich eingetroffen? Was haben sie bisher geleistet und welche Mängel haben sich etwa an ihnen ergeben? Das sind Fragen, die aus der Entfernung nicht leicht zu beantworten sind; es möge versucht werden, aus dem vorliegenden Material Beiträge zu einer Beantwortung zu geben. Was die Sprachfrage betrifft, so sei die Thatsache angeführt, daß Franson auf seiner Reise vom Norden nach Singan sich eines der 1893 ausgesandten Brüder als Dolmetschers bedienen konnte, unterwegs sowohl wie bei den auf der Reise gehaltenen Versammlungen. Daß einzelne der Allianzmissionare sich auf das Mongolische und Tibetanische geworfen haben, daß Miss. Gustafson in Baltistan Sankeylieder in die Landessprache übertragen hat und schon im August 1895 in derselben predigen konnte, bezeugt doch wohl, daß unter ihnen wenigstens eine Anzahl von sprachlich begabten Leuten vorhanden ist.[1]) In Bezug auf die Befürchtungen bei der Aussendung vieler Missionen ist zu bemerken, daß das Tempo der Aussendung langsamer geworden ist; in dieser Beziehung haben also die Vorstellungen gefruchtet, welche teils auf die politischen Verhältnisse in China hinwiesen, teils auf die Unmöglichkeit, einer größeren Menge von Neulingen durch die älteren Missionare und auf den vorhandenen Ausbildungsanstalten die erforderliche Vorbereitung zu gewähren. Im Norden von China ist es verhältnismäßig ruhig hergegangen, während anderwärts Mord und Plünderung die Missionen getroffen hat. Einzelne Allianz-Missionare haben wohl den Haß der Chinesen gegen die Ausländer erfahren, einer von der Sk. A. M. ist auch einmal schon tot gesagt worden, hat sich aber aus den Händen seiner Widersacher retten können, aber andrerseits wird auch wiederholt von freundlicher Gesinnung des Volkes wie der Mandarinen berichtet. Man kann also wohl nicht sagen, daß die Sache der Mission in China durch die Allianzmissionen Schaden gelitten habe. Wenn eine schwedische Zeitung gegen den „verkehrten Eifer“ geeifert hat, der trotz der Warnungen der Konsuln in China, trotz der Warnung des Ministeriums fortfährt, „den neuen Glaubenszeugen mit der Glorie des Märtyrers und der Krone der Seligkeit zu winken“, während man doch für Glaubenseifer und Hingebung in den heimischen Notständen ein weites und dankbares Feld habe, so ist dies der alte Grund gegen die Heidenmission, daß das Hemd näher als der

---

[1]) Wir fürchten, daß Franson die sprachlichen Leistungen seiner Sendboten überschätzt. D. H.

Rock sei, der dann auch von der missionsfreundlichen Presse gebührend zurückgewiesen ist. Die Leistungen und Mängel der Allianzmissionare angehend, sei hier das Urteil Hudson Taylors über die der Ch. I. M. angeschlossenen Missionare der Sk. A. M. angeführt:

„Einige, welche ungeeignet erschienen, wurden wieder in die Heimat gesandt, 2 oder 3 sind gestorben. Die andern sind nützliche Mitarbeiter in unserer Mission, und unter ordentlicher Leitung ist niemand von ihnen in Schwierigkeiten oder Gefahren gekommen. So nahm ein Experiment, das ein großes Risiko in sich trug, einen glücklichen Ausgang."

Gleichwohl war Taylor nicht geneigt, ein solches Experiment zu wiederholen. Er riet von der weiteren Aussendung einer größeren Anzahl solcher Missionare ab und erklärte mehr grundlegendes und vorbereitendes Studium für notwendig zu einem nützlichen und erfolgreichen Wirken. Ist es nicht eine Bestätigung für dieses Urteil, wenn kürzlich ein Missionar der Sk. A. M. nach Amerika zurückkehrte, um sich dort durch weiteres Studium zur Missionsarbeit noch besser zu rüsten?

Noch ein anderes Zeugnis dafür, daß die Missionskreise, die der Allianz nahestehen, selbst es fühlen, wie ihre Arbeit der Ergänzung bedarf, giebt der der freien Kantonmission angehörige Missionar Elf, wenn er berichtet: „Ein geschickter Lehrer würde hier draußen zu großem Nutzen und Segen sein. Es ist einer notwendig, der wirklich Liebe für die Kinder hat und versteht, Schulen einzurichten. Wir haben jetzt mehrere junge Knaben, welche in manchen Dingen besseren Unterricht bedürfen, als wir ihnen geben können. Er müßte also eine Art höhere Schule haben und gleichzeitig die Aufsicht über die niederen Knabenschulen führen."

So ergeben sich aus dem Wachstum der Arbeit Bedürfnisse, an die man zuerst nicht gedacht hat, und auch die Allianzmissionen werden vielleicht im Laufe der Arbeit zu der Erkenntnis kommen, daß sie auch höher gebildeter Arbeiter bedürfen, wie die Ch. I. M. solche hat.

Ein zweiter Gegenstand der Erörterungen ist die Frauenmission gewesen. Ein englischer Reisender, Littledale (ein Katholik), hat eine Beschreibung von den „armen enthusiastischen Schweden" an der Grenze der Mongolei gemacht, welche viel Aufsehen erweckt und, wie es scheint, auch zu diplomatischen Schritten der schwedischen Regierung Anlaß gegeben hat. Seine Darstellung war wohl etwas übertrieben.[1]) Die I. M. A., um deren Missionarinnen in Kueihuacheng es sich handelt, hat für ihre unverheirateten Missionarinnen besondere Häuser eingerichtet und läßt sie nicht mit unverheirateten Männern in einem Hause wohnen;

[1]) Sie ist mir nicht zu Gesicht gekommen; Franson nimmt einmal auf sie Bezug.

sie haben aber gewöhnlich einen chinesischen Evangelisten in ihrer Nähe und auch die Brüder sind leicht zu erreichen, wenn besondere Umstände deren schnelles Eintreten nötig machen sollten. Doch ist mir von Verfolgungen, denen die Missionarinnen ausgesetzt gewesen wären, nichts bekannt geworden, und die Evangelisationsreisen, welche die Schwestern nur von einem eingebornen Evangelisten begleitet, wochenlang machen, sind ein Zeugnis dafür, daß sie von Furcht nichts wissen und einen Grund zur Besorgnis nicht sehen. Ob es freilich richtig ist, daß die Schwestern so mit ihrer Guitarre durchs Land ziehen, das ist eine andere Frage, und so sehr man ihren Mut bewundern muß, oder den Mut der Schwestern, die im Himalayagebirge allen Gefahren des Weges trotzen, so bleibt doch diese weibliche Pionierarbeit in der Mission für uns Deutsche etwas befremdliches, und wir sehen gerade diese Arbeit als Sache der Männer an; für die Frau bleibt andere Missionsarbeit genug übrig.

Ein dritter Punkt, den man mehr oder weniger an den Allianzmissionen beanstandet, ist die Kärglichkeit der ihnen zu Gebote stehenden Mittel. Die Missionare in Nordchina haben deswegen allerlei Gerüchte über sich müssen ergehen lassen, aber sie haben dieselben bekämpft. So hat eine Konferenz von 40 skand. Arbeitern der I. M. A. in Kueihuacheng im Mai 1894 seine Erklärung veröffentlicht, um der schwedischen Regierung wie den Missionsfreunden in der Heimat den wirklichen Sachverhalt kund zu thun, gegenüber den in der Presse cirkulierenden falschen Gerüchten, worin es heißt: „Was zuvörderst die Angabe betrifft, daß wir infolge unzureichender Mittel Mangel an genügender und gesunder Nahrung leiden, so steht das nicht mit der Wirklichkeit in Übereinstimmung. Den Unterhalt, den wir von unsern amerikanischen Freunden empfangen, ist bisher völlig ausreichend gewesen, sowohl für uns selbst, für Miete von Häusern, oft sogar mit eignem Garten, als auch für die Besoldung von Lehrern und Evangelisten.“ Franson berichtet, daß Sup. Lelacheur beim Anblick der schwedischen Missionare ausgerufen habe: „Ihr seht wahrhaftig nicht aus, als ob ihr hier oben gehungert hättet, wie die Leute hier und da von euch ausgesprengt haben,“ und spricht auch seine Freude über die wohlgebauten und zweckmäßig eingerichteten Stationsgebäude aus, die Wohn-, Schulzimmer und meist zwei Versammlungslokale enthalten, ein größeres für das Volk und ein kleineres für die Erweckten. Wiederholt finden sich Äußerungen in den Berichten, wonach der Unterhalt ausreicht, ja, die Missionare am Kongo haben von ihrem Unterhalt (je etwa 300 Dollar) noch 1000 Dollar erübrigt, die sie zur Beförderung der Mission verwenden wollten. Auf der anderen Seite aber, wenn man liest, wie Franson 21, also den vierten Teil seiner Missionare vorrechnet, für deren Unterhalt noch nichts oder nur wenig eingegangen ist, für die das Centralkomitee aus den ohne bestimmte Zweckangabe eingekommenen Beiträgen den Unterhalt hat bestreiten müssen, und wie er auf die Möglichkeit hinweist, daß diese geringen Hilfsquellen versiegen, oder wenn man etwas von Hedenströms Nöten bei der Errichtung der Station Kulesa hört, oder wenn man erfährt,

wie Klara Hall in Kueihuacheng sich nach Schweden wendet, um Mittel zur Errichtung eines Heims für Mädchen, die dem Opiumverderben entrissen werden sollen, zu bekommen, weil ihre Mittel dazu nicht ausreichen, oder wenn man Missionar Fredericksons Stationspläne und seine Berechnungen liest, wie teuer sich auf die Dauer die Miete gegen den Erwerb eines Grundstücks stellt, so kommt man doch zu der Überzeugung, daß in der Mission nicht zu sparsam gewirtschaftet werden darf, und man fragt sich, ob es geraten ist, die Mission bei geringen Mitteln in so großem Umfange zu betreiben, und ob es nicht richtiger ist, den Umfang zu beschränken, um auf engerem Gebiete mehr verwenden zu können. Die I. A. M. sendet jetzt neue Arbeiter nur so weit aus, als es unbedingt nötig ist, um Lücken zu füllen oder Unterstützung zu gewähren, und begnügt sich, das schnell gewachsene nur zu erhalten. Langsames und im allgemeinen regelmäßiges Wachsen ist aber doch für die Mission ratsamer, als ein mit tropischer Schnelligkeit gewachsenes Werk mühsam aufrecht zu erhalten.

Endlich noch ein Wort über die Missionsweise der Allianzmissionen. Es herrscht darin das erweckliche Moment vor, so sehr, daß man den Eindruck gewinnt, als ob das Lehrhafte dabei zu kurz komme, und die Befürchtung entsteht, ob der Glaube der Bekehrten auch gegründet genug sein werde, um auf die Dauer, auch unter ungünstigen Verhältnissen standzuhalten. Die Reisepredigt wird mit großem Nachdruck betrieben. Vielleicht gelingt es ihr an einem Orte, etwa unter dem Eindruck einer Gebetsheilung, eine Anzahl Heiden zu gewinnen, die dann einen Bibelkursus durchmachen und nun ihren Missionar wieder scheiden sehen. Was wird aus ihnen? In eiuem Bericht aus Japan heißt es:

„Die getauften Gläubigen, welche unter der Aufsicht unserer Mission stehen, sind nur 54, aber die Anzahl derer, welche durch unsere Bemühungen von Beginn an erlöst sind, geht gewiß bis auf 100. Es ist nämlich so, daß die Thätigkeit an vielen verschiedenen Plätzen betrieben worden ist, bald von dem einen, bald von dem andern unter uns. Diese Plätze sind dann wieder aufgegeben, aber auf fast jedem Platze sind ein oder mehrere Christen zurückgeblieben. Hieraus folgt, daß es viele Christen in Japan giebt, welche unter uns bekehrt sind, aber von denen wir vorläufig weiter nichts wissen."

Wenn die Reiseevangelisation so betrieben wird, muß man doch wohl sehr bedenklich dagegen werden. Das heißt, Gläubige gewinnen, aber sie nicht pflegen, pflanzen, aber nicht begießen, und über das „Gehet hin" zu vergessen: „Weide meine Schafe." Reisepredigt ist notwendig, aber hinter dem Schnitter muß der gehen, der die Garben bindet und aufmandelt. Solche vereinzelten Christen fallen leicht wieder ab, sie können ja gar nicht tiefe Wurzeln haben. Die Glaubensheilungen als regelmäßiges Missionsmittel zu verwenden, erweckt auch Bedenken. Das

Hauptmissionsmittel ist und bleibt das Wort. Der Herr hat bei den Seinen das Wort bekräftigt durch mitfolgende Zeichen, aber die Apostelgeschichte berichtet doch eigentlich nur wenige Fälle, in denen Krankenheilungen für die Aufnahme des Wortes fördernd gewirkt haben (Ap.-Gesch. 3, 7 ff.; 4, 4; 5, 14 ff.; 8, 33 ff.), und das Wort: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder seht, so glaubet ihr nicht," bleibt auch bestehen. Der Heiland sucht für den Glauben einen Grund von größerer Tragkraft zu legen, als der Eindruck eines wunderbaren Ereignisses ist, und zwar durch die Verkündigung des Wortes, und der große Heidenapostel stellt das Wort über jede außerordentliche Erscheinung (Röm. 10, 17. 1. Cor. 1, 17 ff.; 2, 1 ff., wo δύναμις jedenfalls nicht von Wundern zu verstehen ist, 12, 28; 14, 3—5. 19). Wenn der Herr hier und da durch außerordentliche Ereignisse einen Sünder aufschreckt, einen Schwankenden zur Entscheidung, einen Spötter zum Ernste bringt, so kann dies ja unzweifelhaft einen großen Segen haben, aber es ist ein anderes, die außerordentlichen Dinge zu nehmen, wenn sie gegeben werden, als auf sie auszugehen und sie zu suchen. In manchen Fällen mag auch die Sache gar nicht so außerordentlich hergehen. So wird einmal von einem Kranken erzählt, für den man betete und den man dann auch mit Nahrung und Pflege versorgte; er genas — da liegt es nahe anzunehmen, daß die leibliche Pflege hier das ihrige gethan hat. Und wenn nun die Heilung ausbleibt? Haben dann die Heiden nicht Ursache, „den Gott der Ausländer" gering zu schätzen? und wird damit nicht dem sonst sich vielleicht regenden Glauben ein Riegel vorgeschoben? Auch die Erwartung auf die baldige Wiederkunft Christi, die von der ganzen Richtung so sicher angenommen wird, kann leicht mit den Thatsachen in Konflikt kommen. Werden die Heidenchristen, wenn ihnen die Wiederkunft Christi sozusagen zum Hauptstück des Christentums gemacht wird, solchen Konflikt überwinden, ohne an ihrem Glauben Schaden zu leiden? Aber nicht bloß die Heidenchristen kommen hier in Betracht, auch die heimatlichen Missionskreise sind dabei beteiligt. Das Jahrhundert geht bald zu Ende, und die Evangelisierung der Welt, die man seit etwa 20 Jahren so viel besprochen und für bis zum Ende des Jahrhunderts durchführbar gehalten hat, ist noch lange nicht vollbracht. Es geht nicht so im Geschwindschritt, wie man sich das wohl in den kühnen Berechnungen gedacht hat; es geht nur langsam vorwärts. Diese Lehre werden die Allianzkreise aus ihrer eigenen Mission gewinnen müssen. Die Berichte ihrer Missionare machen manchmal den Eindruck, als ob die heimatlichen Missionsfreunde einem

Missionsoptimismus huldigen, der vor den harten Thatsachen nicht bestehen kann, als ob sie meinen, der Missionar brauche nur das Evangelium zu bringen, so eilen die Heiden herbei und saugen heilsverlangend ihm die Worte von den Lippen, um als Gläubige, als Erlöste in ihr Haus zurückzukehren. Die Missionare bezeugen es ihnen, daß es in Wirklichkeit ganz anders steht.

„Es ist — so schrieb eine Missionarin kürzlich — gar nicht viel Bildung notwendig, um diesen oft armen, zerlumpten und schmutzigen Menschen (den Frauen in Nordchina) immer wieder und wieder die alte und niemals erschöpfte Geschichte von Jesus zu erzählen, der um unsertwillen Mensch wurde und für uns litt und starb. Und wenn man sich müde geredet hat, so wird einem der tröstliche Aufschluß gegeben, daß sie alles vergessen haben! So muß man wieder von vorn anfangen. Geduld ist nötig, aber vor allem Liebe, Liebe zu Jesus und zu den Chinesen.“

So geht es im kleinen langsam — und geht auch im großen mit der „Evangelisation“ langsam. Muß nicht diese Erkenntnis allmählich durchdringen und eine Umwälzung in dem ganzen Gedankenkreise dieser Christen hervorbringen? Das kann vielleicht zum Unglauben führen (II. Petri 3, 4), aber vielleicht auch zu einer heilsamen Ernüchterung, die dazu hilft, aus den Missionsgedanken wie aus der Missionsarbeit das zu entfernen, was ungesund ist, um dann ein neues zu pflügen. Allerdings sieht die I. M. A. ihr Werk als erprobt an und meint, ihre Prinzipien seien erwiesen als „schriftgemäß, ausführbar und dauernd,“ und Franson urteilt, daß seine Mission in der Hauptsache eine Bahn eingeschlagen hat, welche nicht verlassen werden darf; aber die Verhältnisse sind stärker als die Theorieen der Menschen und können korrigieren, was Menschen versehen haben, auch wenn diese in bester Meinung und im aufrichtigsten Eifer waren. Die I. M. A. fordert mit feurigen Worten zu einem „Missionskreuzzug“ auf und erinnert an die Begeisterung, welche die Ritterschaft Europas einst getrieben hat, nach Osten zu ziehen: diese Erinnerung ist vielleicht bedeutsam. Es war ein großes Ziel, das die christliche Welt sich damals gesetzt hatte, aber sie mußte sich überzeugen, daß es unerreichbar war, und sie stand ab, ihm weiter nachzujagen. Auch die Weltevangelisation ist ein großes Ziel, aber ist es in der Weise und mit den Mitteln der Allianzmissionen zu erreichen? Die Weisheit muß oft warnen, den Eingebungen der Begeisterung zu folgen, und muß raten, Ziele zu wählen, zu deren Erreichung Mittel und Kräfte zu Gebote stehen. Auch für die Mission wird das Wort seine Wahrheit haben: „Ein Geduldiger ist besser als ein Starker.“

Augustin: de catechizandis rudibus.

Die älteste Anweisung zum Missionsunterricht.

Von J. Haller, früherem Lehrer am Basler Missionshaus.

Augustin unter den Missionsschriftstellern — für manchen vielleicht eine neue verwunderliche Behauptung. Und doch hat der große Afrikaner und er allein in der ganzen alten Kirche ein Anrecht auf den Ehrennamen eines Missionstheoretikers. Die Schrift, welche ihm diesen Ruhm sichert, trägt den bekannten Titel: de catechizandis rudibus. Wir sind es freilich gewöhnt, schon wegen des Ausdrucks catechizandis das Büchlein zu suchen in einem Verzeichnis der katechetischen Litteratur der alten Kirche; und in der That versäumen auch kleine Handbücher oder Leitfäden der Katechetik kaum, auf dieses treffliche Schriftchen aufmerksam zu machen. Aber in Wirklichkeit handelt es überhaupt nicht von dem christlich kirchlichen Unterricht der heranwachsenden Jugend; die rudes sind nicht Kinder, sondern es sind Erwachsene, welche um Aufnahme in die christliche Gemeinschaft bitten; unmündig sind sie nicht dem Alter nach, sondern in Bezug auf christliche Kenntnisse und christliches Verständnis. Der Unterricht ist also nicht Jugendunterricht, sondern Missionsunterricht. Der Katechet ist nicht ein Schullehrer, sondern der kirchliche Amtsträger, der zugleich die Funktionen eines Missionars verrichtet. Kurz: der Lebenskreis, in welchem man sich versetzt fühlt, ist mehr der des Missionars, als der des Lehrers.[1])

Eine genauere Besprechung dieser Schrift dürfte sich schon aus zwei Gründen empfehlen: einmal gewährt sie uns einen Einblick in das ganze altkirchliche Missionskatechumenat, dessen Erfolge dem nachdenkenden Betrachter der Missionsgeschichte noch heute Bewunderung abnötigen. Sodann stammt sie aus der Feder eines Mannes, der trotz vieler katholischen Anschauungen und Grundsätze mehr Evangelisches sich bewahrt hat als die Mehrheit seiner Zeitgenossen, eines Mannes von so viel Geist, daß auch seine kleinste Schrift der Beachtung wert erscheint.

Da eine allgemeine genauere Bekanntschaft mit dem Schriftchen nicht wohl vorausgesetzt werden darf, schicke ich einige einleitende Worte voraus über Anlaß und Inhalt desselben.

Ungesucht trat der Anlaß zur Abfassung an Augustin heran. Zu einem seiner Diakonen, Deogratias, kamen viele Leute, um sich in den

---

[1]) Der Wert und die Brauchbarkeit der Grundsätze Augustins für den Religionsunterricht der Jugend soll damit durchaus nicht bestritten werden.

Anfängen des Christentums unterweisen zu lassen. Er stand im Ruf hervorragender Befähigung zum Katechumenenunterricht; er besaß die Gabe, seine Lehrvorträge anziehend zu gestalten und den Zuhörern den christlichen Glauben verständlich zu machen. Aber Deogratias hatte den Wunsch, noch Tüchtigeres zu leisten, da er selbst manchmal unbefriedigt von seinen Leistungen unter einem gemütlichen Druck stand und auch seine Katechumenen unbefriedigt wähnte. Außerdem war er über einzelne Punkte des Lehrverfahrens im unklaren. In seiner Demut und seinem Lerneifer wandte sich der Diakon an die reiche Erfahrung, welche der Großmeister Augustin in eigener Praxis gesammelt hat.

Augustin geht auf den Wunsch des Diakonen ein. Er betrachtet dessen Erfüllung als Liebespflicht gegen Deogratias, ja noch mehr als Liebes- und Dankespflicht gegen die Kirche; sie ist ja die Mutter unser aller. Er giebt sich der Hoffnung hin, daß durch seine Mühwaltung manchem seiner Mitknechte die Arbeit erleichtert werden möchte, für welche es an ernstem Eifer nicht fehle.

Das Schriftchen de catechizandis rudibus erweist sich also seiner Entstehung nach als eine Gelegenheitsschrift, zugleich aber als durchaus praktische Schrift: durch die Schwierigkeiten der Praxis veranlaßt, auf Grund der Erfahrungen der Praxis abgefaßt.

Beides ergiebt sich auch aus einer Übersicht über den Inhalt der Schrift.

Zezschwitz bringt den Gedankengang unter folgende Überschriften: 1. Anlaß der Schrift. 2. Gefahr der Unzufriedenheit mit der eigenen Leistung. 3. Disposition der Vorbemerkungen. 4. Gesetze für die erzählende Darstellung. 5. Gebot der Liebe als praktisches Ziel, vermittelt durch die Liebesthat Gottes in Christo. 6. Verschiedene innere Herzensstellung der Katechumenen und verschiedener Ausgangspunkt, den demgemäß der Vortrag zu nehmen hat. 7. Einrichtung des Epilogs, welcher der Erzählung zu folgen hat. 8. Verfahren mit solchen, welche nicht eigentlich mehr als rudes zu betrachten sind. 9. Verfahren bei solchen, die ihre Bildung in den Rhetorenschulen empfangen haben. 10. Mittel, sich die Freudigkeit, deren der Katechet bedarf, zu jeder auch der ungelegenen Stunde zu sichern. 11. Behandlung des Zuhörers, wenn sein Verhalten uns in der Freudigkeit zu stören droht. 12. Störender Einfluß äußerer Abhaltungen und niederbeugender Erfahrungen. 13. Einfluß des Kreises, für den man arbeitet oder vor dem man spricht.

Diese Übersicht beweist den Mangel an streng systematischer Ordnung, läßt aber auch den Reichtum der Gedanken ahnen. Augustin begnügt sich indes nicht damit, eine Anzahl theoretischer Belehrungen und prinzipieller Aufstellungen darzubieten, er giebt auch zwei ausgeführte Katechesen,

Musterlektionen. Ich versuche den Inhalt der Schrift unter drei Gesichtspunkten zu ordnen: I. Die Behandlung der Katechumenen. II. Die Freudigkeit des Lehrers. III. Der Lehrstoff und seine Behandlung.

I. Die Behandlung der Bewerber.

Um Mißverständnisse zu vermeiden, schicke ich noch voraus, daß rudes solche Menschen sind, welche bisher als Heiden gelebt und sich nun um Aufnahme in die christliche Kirche beworben haben. Sie haben die Katechumenatsstufen, welche in der altchristlichen Kirche bestanden, noch nicht durchgemacht. Sie wollen und sollen erst „Katechumenen" im engeren Sinn werden. Noch viel weniger sind sie eigentliche Taufbewerber; denn zwischen die Aufnahme in den weiten Kreis der Kirche (christianum facere aliquem) und dem eigentlichen Taufunterricht für die sogenannten competentes fällt ordnungsmäßig ein Zeitraum von mindestens zwei Jahren. Es handelt sich also bei den rudes um den ersten vorbereitenden Unterricht. Ausgangspunkt ist die Bereitwilligkeit und das Begehren eines Heiden, Christ zu werden; Zielpunkt des vorbereitenden Unterrichts ist das Begehren des Bewerbers, in der Kirche Ruhe und Friede für seine Seele zu finden.

1. Die Behandlung der Bewerber bei der Anmeldung zum Unterricht erfordert von seiten des Lehrers bezw. Missionars[1]) seelsorgerlichen Blick und pastorale Weisheit. Ist doch die innere Herzensstellung der Bewerber eine gar verschiedene.

Die einen, und zwar die meisten sind irgendwie von Gott ergriffen. Nur sehr selten mag es vorkommen, daß einer den Entschluß, Christ zu werden, ausspricht, ohne daß ihn ein Gefühl der Furcht vor Gott dazu triebe. Ein besonderer Fall ist der, daß Gott selbst durch einen besonderen Fingerzeig, durch eine mahnende oder erschütternde Sprache, etwa durch wunderbare Erlebnisse, durch Träume oder Gesichte in einem Heiden den Entschluß geweckt hat, Christ zu werden. Einem solchen Mann hat der Katechet die Treue Gottes, welche den Verlorenen nachgeht vor Augen zu stellen. Aber es wäre nicht gut, wollte man bei dem außerordentlichen Anlaß lange verweilen. Vielmehr gilt es auf den klaren und sicheren Boden der göttlichen Offenbarung zu lenken. Die heilige Schrift lehrt uns, nicht nach

---

[1]) Am liebsten würde ich statt Lehrer, Katechet und dergl. den Namen Missionar substituiren, um fortwährend darauf hinzuweisen, daß es sich um Missionsverhältnisse handelt. Wenn ich trotzdem die andern Titel beibehalte, so geschieht es einzig im Interesse der historischen Treue.

sichtbaren Wunderzeichen suchen, sondern auf das Unsichtbare voll Hoffnung blicken; nicht schlafend und träumend, sondern wachend soll man sich unterweisen lassen. Jene Erschütterungen läßt Augustin also wohl als Anlaß und Vorbereitung zum Glauben gelten, aber nicht als Grundlage, auf welchen der Glaube dauernd stehen könnte.

Andere Bewerber sind Heuchler. Ihnen handelt es sich nicht ums Christ-sein, sondern ums Christ-scheinen. Vorteil erwarten sie in äußerer Hinsicht, einem andern zu Gefallen wollen sie übertreten, einer drohenden Gefahr, feindlichen Nachstellungen, suchen sie zu entgehen.[1])

Die nächste Aufgabe des Missionars ist also, daß er sich Klarheit und Gewißheit über die Motive und über den gesamten Herzenszustand des Petenten zu verschaffen sucht. Er mag sich dabei an zuverlässige christliche Personen wenden, welche den Bewerber kennen, oder, wenn solche Vertrauensmänner nicht vorhanden sind, an den Bewerber selbst. Wer nun von einem unreinen Motiv geleitet wird, wird immer etwas vorzulügen haben und zwar meist ein an sich anerkennenswertes Motiv. Nun hat der Lehrer die Aufgabe, an diese unwahre Rede anzuknüpfen. Es gilt nicht in erster Linie, den Lügner von seinem Unrecht zu überführen, sondern seinen löblichen Entschluß anzuerkennen. Dadurch sucht man in ihm Lust zu dem Vorsatz zu erwecken, das zu sein, was er anfangs nur scheinen wollte. Lautet freilich bei persönlicher Rücksprache mit dem Bewerber die Antwort derartig, daß die rechte Gesinnung nicht einmal vorgelogen wird, so mag man ihn mit zarten und gewinnenden Worten zurechtweisen, weil ihm die rechte Belehrung und Erkenntnis noch fehlt; und man muß ihm die Wahrheit zeigen, auf welche die christliche Lehre abzielt. Er soll den rechten Willen gewinnen, den er vorher durch eigene Schuld oder aus Unwissenheit noch nicht hatte. So kann durch die weise und vorsichtige Behandlung eines Bewerbers der Wille, wenn er zuvor nicht vorhanden war, geweckt oder wenn er nur im Verborgenen schlummerte, zum Durchbruch gebracht werden. — Wie milde urteilt Augustin über solche Heuchler, weil er die entsittlichende Wirkungen des Heidentums in Betracht zieht. Wie weist er allem schroffen und polternden und ungerecht urteilenden Eifern die Thüre! Es ist, als empfinge er die unredlichen Petenten mit

[1]) Wer erinnerte sich nicht bei dieser Schilderung Augustins an manche Indier, welche sich in der Hungersnot durch den Übertritt zum Christentum die tägliche Reisportion sichern wollen, oder an manche Chinesen, die für die gerade anhängigen Prozesse Vorteile von der Unterstützung des Missionars erwarten?

dem Entschuldigungs- und Hoffnungswort: Ihr gedenkt es böse zu machen, Gott aber gedenkt es gut zu machen.[1])

2. Sind die Bewerber im einzelnen geprüft, so werden sie zu einem vorbereitenden kurzen Unterricht zugelassen. Die Behandlung der Katechumenen im Unterricht selbst ist wesentlich bedingt durch die äußeren Verhältnisse einerseits, durch das Verhalten der Katechumenen andrerseits.

Augustin kennt die Mannigfaltigkeit der Verhältnisse im Leben. Das eine Mal sind alle Anwesenden zu unterrichten; ein ander Mal gilt der Unterricht nur einem einzelnen, aber eine Anzahl von Zuhörern oder auch Kritikern aus der Gemeinde ist anwesend; ein drittes Mal lauscht die ganze versammelte Gemeinde mit gespannter Aufmerksamkeit. Je nach der Situation wird sich der Unterricht verschieden gestalten. Weiter wird der Vortrag des Lehrers beeinflußt durch die Rücksicht auf die Größe und die Zusammensetzung der Katechumenenschar: ob es wenige sind oder viel, ob Gelehrte oder Ungelehrte, ob Gebildete oder Geistigschwache, ob Bürger oder Fremde, ob Privatleute oder Staatsbeamte, ob Männer oder Weiber, ob reine Heiden oder Sektenmitglieder. Je nach der Mischung der Elemente wird der Lehrer von verschiedenen Gefühlen durchdrungen sein; unwillkürlich wird sich seine Stimmung nach der Zusammensetzung der Versammlung modifizieren, und danach wiederum hat sich Ausgangspunkt, Fortgang und Zielpunkt der Unterweisung zu richten.

So verschiedenartig nun aber die Verhältnisse sein mögen, so muß doch die Behandlung der Bewerber in allen Fällen getragen sein von einem Grundgefühl: von der Liebe. Liebe gebührt allen. Liebe weiß die Stimme zu wandeln. Dieselbe Liebe wird sich bei den einen erweisen in Leben zeugender Kraft, bei andern in herablassender Schwachheit; die einen fördert sie mit sorgendem Eifer, bei andern fürchtet sie sich, Anstoß

---

[1]) Ähnliche Verhältnisse und ähnliche Grundsätze lernen wir auch aus Cyrill von Jerusalem kennen, der in seiner einleitenden Katechese sagt: „Möglich auch, daß du unter einem andern Vorwand kommst. Denn es ist auch möglich, daß ein Mann eine Frau sich erbitten will und daß er deshalb kommt. Und dasselbe läßt sich auch von den Frauen sagen. Oft will ein Sklave seinem Herrn und ein Freund seinem Freund zu Gefallen sein. Ich ergreife die Lockspeise der Angel und nehme dich auf, der du zwar in schlechter Absicht gekommen bist, aber in guter Hoffnung, daß du des Heils teilhaftig werden sollst. Vielleicht wußtest du nicht, welches Netz dich aufnehme. Du bist in die Netze der Kirche gegangen, laß dich lebendig fangen, fliehe nicht. Denn mit der Angel fängt dich Jesus, nicht um dich zu töten, sondern um dich lebendig zu machen, nachdem du getötet bist.“

zu geben; zu diesen läßt sie sich herab, zu jenen hebt sie sich empor; diesen tritt sie entgegen mit der Stimme freundlicher Lockung, jenen mit dem Ton ernster Mahnung; keinem feindlich, allen wie eine Mutter.[1]) — Fern von aller schablonenhaften Behandlung weiß Augustin die Einheitlichkeit des Prinzips der Liebe trefflich zu verbinden mit dem allgemeinen pädagogischen Grundsatz der individuellen Behandlung.

Sehen wir zu, wie Augustin den Gedanken der individuellen liebevollen Behandlung im einzelnen durchführt. Die Liebe ist imstande, die vielen Schwierigkeiten zu heben, welche dem Lehrer entgegentreten.

Eine erste Schwierigkeit ergiebt sich aus dem mangelhaften Verständnis, das der Katechumene dem dargebotenen Stoff entgegen bringt. Die Erfahrung davon macht den Lehrer leicht verdrossen; er möchte am liebsten schweigen. Aber die Liebe treibt zum Reden. Es gilt herabzusteigen zum Verständnis der Schwachen, auf die Stufe des langsamen Buchstabierens. In wahrhaft Paulinischer Weise, welche das Einzelne und Geringe mit den höchsten Gesichtspunkten begründet, verweist Augustin auf das Vorbild Christi: er hat uns ein Vorbild gelassen, daß wir sollen nachfolgen seinen Fußstapfen. Wie unendlich groß ist der Abstand zwischen seiner Gottgleichheit und seiner Knechtsgestalt! wie unendlich seine Herablassung! wie ist Er den Schwachen ein Schwacher geworden, auf daß er die Schwachen gewinne. Die Kraft zu solcher Selbsterniedrigung ist die Liebe. Leistet schon die natürliche Liebe von Vater und Mutter ein Herabsteigen zur kindlichen Stufe des Verständnisses, wie viel mehr die selbstlose geistliche Liebe, von der Paulus sagt: „die Liebe Christi dringet uns also; reden wir überschwänglich, so thun wir es Gott; sind wir mäßig darin, so sind wir es euch." Je mehr sie sich auf die untersten Stufen herabläßt, desto mehr zeigt sie ihre innersten Tiefen: von denen, zu deren Schwachheit sie sich hernieder neigt, sucht sie nichts, als daß sie selig werden.[2])

Eine zweite Schwierigkeit im Unterricht entspringt aus der scheinbaren oder wirklichen Unempfänglichkeit des Zuhörers. Der Katechumene steht teilnahmlos da. Sein Benehmen mag verschiedene Gründe haben. Es ist allgemeine Schüchternheit, natürliche Ängstlichkeit; es kann aber auch eine Scheu vor dem Heiligen sein, welche ihn hindert, seine Empfindungen auszudrücken und seine Eindrücke auszusprechen. Da gilt es alle Mittel anzuwenden, um ihm eine Äußerung zu entlocken. Freundliches Zureden, brüderliche Vertraulichkeit wird die Schüchtern-

---

[1]) Auch Cyrill nimmt bei seinen Katechesen für die eigentlichen Taufbewerber Rücksicht auf die Geistig-schwächeren. Er schiebt deshalb zwischen die vorbereitenden Katechesen über Taufe, Buße, Sündenvergebung und die Katechesen über das Apostolikum eine Übersichtskatechese ein, in welcher er die Hauptpunkte der christlichen Lehre behandelt. Er verlangt für diese „milchartige Einleitung" die Geduld der Geistig-fähigeren.

[2]) Auch Chrysostomus bezeichnet das συγκαταβαίνειν als oberstes Prinzip aller Pädagogik.

heit überwinden. Ein anderer glaubt einen Widerspruch entdeckt zu haben zwischen den Mitteilungen des Lehrers und dem, was er sonst vom Christentum gehört hat. Da darf sich der Lehrer die Mühe nicht verdrießen lassen, eingehend und ausführlich die Schwierigkeit zu besprechen. Noch andere sind überhaupt für höhere Gedanken unzugänglich; sie sind geistig träge oder stumpf. Da begnüge man sich mit den notwendigsten Mitteilungen über die eine allgemeine Kirche, über die mancherlei drohenden Versuchungen, über den Wandel der Christen, und man weise ernstlich hin auf das künftige Gericht. Mag Augustin für die Auswahl der zu besprechenden Punkte nicht den evangelischen Maßstab angewandt haben, sondern den katholischen, so hat er doch jedenfalls Recht mit dem Rat, bei geistig schwachen Bewerbern das Maß der Kenntnisse auf das Notwendigste zu beschränken, noch mehr aber mit der Mahnung, solche Katechumenen in erbarmender Liebe zu tragen, mehr für sie zu Gott als mit ihnen von Gott zu reden.

Eine dritte Schwierigkeit bietet dem Lehrer die sich allmählich einstellende Erschlaffung der Katechumenen. Häufig geschieht es, daß ein Katechumene anfangs mit Lust und Liebe gelauscht hat, nachher aber kein Zeichen von Interesse mehr giebt, sondern gähnend den Mund aufreißt. Beruht die Interesselosigkeit auf geistiger Abspannung, so sucht man die Teilnahme wieder wachzurufen: man wendet sich an die Person des Zuhörers, er mag es merken, daß der Katechet ein besonderes Auge auf ihn hat; aber man hüte sich vor verletzender Schroffheit; ein freundlicher zutraulicher Ton wirkt mehr. Hat die Unaufmerksamkeit in der Beschäftigung mit weltlichen Gedanken ihren Grund, so rede man in ernster oder heiterer Weise mit dem Katechumenen. Aber auch in körperlicher Ermüdung kann der Grund der Zerstreutheit liegen; Bauern sind es nicht gewöhnt lange ruhig zu stehen. „Ich rede aus Erfahrung.“ Darum empfiehlt Augustin die italische Sitte zur Einführung in Nordafrika: man weise nicht nur dem Lehrer, sondern wo es geht, auch den Hörern Sitzplätze an, damit nicht einer durch Ermüdung in der Andacht gestört oder gar zum Forgehen gezwungen werde. Die Liebe achtet auch auf Kleinigkeiten, die Liebe ist in Äußerlichkeiten nachsichtig.

Eine vierte Schwierigkeit hat der Missionar im Verkehr mit zweifelhaften fragwürdigen Bewerbern. Es kann dem Lehrer der entsetzliche Gedanke kommen, der Täufling möchte gar ein Kind der Hölle sein, wie ja so manche in der Kirche wandeln. Aber die Liebe muß über die Furcht siegen. Sie soll dazu anfeuern, daß man den Pflegling mit allem Ernst warnt vor dem Umgang mit solchen Menschen, welche nur dem Namen nach Christen sind; er soll sich nicht durch den gottlosen Schwarm verleiten lassen zu Sünde und Leichtsinn, aber er soll es auch nicht verschmähen, mit Sündern in einer Kirche zusammenzuleben. Gerade bei solchen Warnungen wird die Rede die nötige Wärme nicht vermissen lassen; die vorhandene Betrübnis und Sorge des Herzens ist der Zunder; die innere Bewegung geht auf den Zuhörer über, ihm zum Segen.

Wir werden anzuerkennen haben, daß Augustin bei der Besprechung des Katechumenenunterrichts den Grundsatz der individuell behandelnden Liebe in trefflicher Weise auf verschiedene Fälle des praktischen Lebens anzuwenden weiß. Dieselbe pädagogische Weisheit tritt uns aber besonders in einem weiteren speziellen Abschnitt entgegen:

3. Die Behandlung von litterarisch und rhetorisch Gebildeten. Zwischen beiden Gruppen scheidet Augustin scharf.

Litterarisch gebildet nennt er solche Heidenchristen, welche sich gründlich mit allerlei edlen Wissenschaften beschäftigt haben. Sie fallen eigentlich nicht unter den Begriff der rudes. Wenn sie sich zum Übertritt anmelden, so sind sie mit der christlichen Wahrheit meist schon bekannt: sie kennen einen guten Teil der christlichen Litteratur und haben sich wohl auch mit andern schon über das Christentum auseinandergesetzt. Die Frage: wie ist mit solchen Petenten zu verfahren, wird heutzutage bei manchen indischen Brahmanen und bei manchen chinesischen Graduierten dieselbe sein. Welche Antwort giebt Augustin? Was solchen Petenten bekannt ist, darf nur in Kürze durchgegangen werden; mehr andeutend als ausführend verfährt man. Die Stoffauswahl für den Unterricht muß mit besonderer Vorsicht getroffen werden. Bei allen Besprechungen über Glaube und Sitte und drohende Versuchungen sei das Ziel das Gebot der Liebe. Hinsichtlich des Lehrtons hat sich der Katechet zu hüten vor einer unpassenden Hervorkehrung seiner Autorität; nur wo es gilt, den Gebildeten vor Irrgängen zu warnen, darf der Ton des Lehrers stärker hervortreten. Besondere Aufmerksamkeit ist der christlichen Litteratur zuzuwenden, welche dem Petenten schon bekannt ist. Der Katechet soll sich in sorgfältiger Auseinandersetzung über den Wert der gelesenen Schriften verbreiten. Ist ein Buch von einem Ketzer geschrieben und hat der Katechumene, ohne es zu wissen, etwas dem Glauben Schädliches und der rechten Lehre Zuwiderlaufendes sich angeeignet, so muß er gründlich belehrt werden; das Zeugnis der gesamten Kirche in seiner großartigen Übereinstimmung und das Urteil vieler gelehrter Männer sind dem Katechumenen vorzutragen. Auch die etwaige falsche Auffassung von Schriftstellen muß berichtigt werden, selbst wenn sie von orthodoxen Vätern vertreten wird. Ist es dagegen ein tüchtiges Buch von einem anerkannt rechtgläubigen Verfasser, welches den Bewerber auf den rechten Weg gebracht hat, so mag man das mit Freuden anerkennen. Dann aber gilt es namentlich die heiligen Schriften zu rühmen, die in ihrer Einfachheit neben ihrer wunderbaren Erhabenheit einen besonderen Vorzug haben.

Den letzteren Rat giebt Augustin auch für die Behandlung von rhetorisch Gebildeten. Es sind Leute, welche man nicht zu den Ungebildeten rechnen kann. Aber der Besuch der heidnischen Rhetorenschule hat ihnen doch keine gründliche Bildung gegeben; über die wichtigsten und tiefsten Lebensfragen haben sie nicht nachgedacht. Sie haften am Äußer-

lichen. Bisher haben sie stolz herab gesehen auf andere, welche sich in der Rede kleine Verstöße haben zu Schulden kommen lassen: ungenaue Aussprache, mangelhafte Betonung, unebene oder plumpe Satzkonstruktionen. Dagegen haben sie es nicht schwer genommen mit sittlichen Verstößen. Solche Menschen sind an Christeneinfalt zu gewöhnen. Sie sollen lernen, daß eine geübte Zunge überhaupt nicht verglichen werden darf mit einem reinen Herzen. Dahin soll es kommen, daß sie lieber die Wahrheit hören wollen als schöne blendende Worte. Lernen sie solche Einfalt, dann werden sie nicht von einem Verstoß des Vorstehers oder Vorlesers in der Kirche sich gestört fühlen: keine Sprache dringt zu Gottes Ohr als die Sprache des Herzens. Vorzüglich aber muß man sie anleiten zum Hören der heiligen Schrift. Sie sollten keinen Ekel mehr empfinden über ihrer schlichten Ausdrucksweise. Den Inhalt mögen sie recht verstehen lernen. Dazu aber empfiehlt Augustin als Kind seiner Zeit die Einführung in die allegorische Auslegungsmethode als bestes Mittel: diese Methode entfernt die Hülle von den Sachen; sie übt gerade auf rhetorisch Gebildete einen besonderen Reiz, sie schärft den Wahrheitssinn, sie vertreibt die spröde Gleichgiltigkeit, sie bewirkt auch bei Äußerlichkeiten einen tieferen Eindruck; das ist der Nutzen des Geheimnisvollen. — Wohl hat Augustin mit der Empfehlung der allegorisierenden Schriftauslegung nicht das Richtige getroffen; aber daß die Grundgedanken über die Behandlung von halbgebildeten Heiden zutreffend sind, wird jeder Missionar bestätigen, der nähere Bekanntschaft mit den aufgeblasenen englisch redenden Eingeborenen Indiens oder mit den Bücherlesern Chinas gemacht hat.

II. Die Freudigkeit des Lehrers.

Schon aus dem was wir über die rechte Art der Behandlung der Katechumenen je nach ihrer Eigenart gehört haben, ergiebt sich, welche zwei Eigenschaften Augustin vom Katecheten verlangt: Liebe und Weisheit; und zwar so, daß die Weisheit die aus der Liebe entspringende Katechetentugend darstellt. Aus der Liebe entwickelt sich aber auch eine weitere Kardinaltugend eines Katecheten: Die Freudigkeit.

Sie versteht Augustin in ihrer vollen Bedeutung. Je mehr es dem Lehrer gelingt mit Freudigkeit zu unterrichten, desto mehr Reiz [1]) wird sein Vortrag haben. Die Freude wirkt ein auf den Fluß der Rede. Darum die Grundregel: gaudens quisque catechizet! In feinsinniger Weise wendet Augustin das Paulinische Wort: „einen fröhlichen Geber hat

[1]) Interesse würden die Pädagogen aus Herbarts Schule sagen.

Gott lieb" (2. Cor. 9, 7) auf den Katechumenenunterricht an. Gilt dieses Wort, wo es sich um äußere Gaben handelt, wie viel mehr in geistlichen Dingen! Also nicht eine treffliche didaktische Methode, nicht die Vorzüglichkeit in Auswahl und Anordnung des Stoffs geben den Ausschlag; Augustin weiß den Wert dieser Faktoren wohl zu schätzen; das sehen wir aus seiner ganzen Schrift. Aber die Bürgschaft für den guten Erfolg des Katechumenenunterrichts liegt abgesehen von dem Hauptfaktor des göttlichen Segens in der Persönlichkeit des Katecheten, in seiner Berufsfreudigkeit.

Augustin hat aber Erfahrung genug, um zu wissen, daß die Mahnung gaudens quisque catechizet leicht zu geben ist. Aber um zu jeder Stunde diese Freudigkeit zu besitzen, dazu bedarf es der Barmherzigkeit, die nur Gott hat, der sie fordert. Die göttliche Barmherzigkeit allein ist es, welche Lust und Liebe zur Arbeit weckt und erhält. Die Gebets-gemeinschaft mit dem Vater der Barmherzigkeit darf nicht unterbrochen werden, wenn ein Lehrer sich die Freudigkeit erhalten will.

Augustin geht nun genauer ein auf die Gefahren, welche der Freudigkeit des Lehrers drohen. Aus Gottes Rat gilt es die Mittel zu suchen, damit jeder Bann gelöst werde, daß der Geist des Lehrers in Jubel erglühe, daß er sein Werk treibe mit still seliger Freude.

Sehen wir auf das Einzelne.

1. Am ausführlichsten behandelt Augustin die erste Gefahr, welche der Freudigkeit droht: die Empfindung des Katecheten, er sei unfähig, klar zu reden. Uns selbst will unsere Rede manchmal nicht gefallen. Wir sind uns klar über einen Gedanken in unserem Innern, ehe wir ihn aussprechen; aber das gewünschte Ziel erreichen wir nicht, daß unser Zuhörer unsere Gedanken ganz erfaßt. Die Gedanken überströmen unsere Seele mit plötzlichem Licht; aber der mündliche Ausdruck geht langsam; die Gedanken selbst schwinden wieder. Und gerade in heiligem Eifer für die Wohlfahrt unserer Zuhörer begegnet er häufig, daß wir für die Gedanken, welche uns vor der Seele stehen, nicht den richtigen Ausdruck finden. Der Mißerfolg macht unsern Vortrag matt und stumpf.

Den Grund der Unfähigkeit sucht Augustin zum Teil wenigstens in der einfachen Thatsache, daß Wort und Sache streng genommen inadäquat, inkommensurabel seien. Das Wort für „Zorn" z. B. lautet im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen ganz verschieden; die Laute haben nichts zu thun mit der Sache, etwa mit dem Gebahren des Zornigen. Ferner erkennen wir überhaupt in diesem irdischen Leben nichts anders als in Rätseln und im Spiegel (1. Cor. 13, 12). Darum bleibt auch unserer Lehrthätigkeit der Charakter der Unvollkommenheit. Aber die Redlichen kommen doch Tag für Tag voran von einer Stufe der Klarheit zur andern; mehr und mehr kommen sie zum Schauen des Lichts ohne Umwölkung des Himmels und ohne Unterbrechung der Nacht: zum Schauen des Lichts, das kein Auge gesehen hat und das in keines Menschen Herz gekommen ist.

Neben der natürlichen Erklärung der Unfähigkeit klar zu reden warnt Augustin, der Katechet möge nicht allzusehr auf seine eigene Empfindung vertrauen. Der Eindruck der Ärmlichkeit des Vortrags muß nicht notwendig auch bei dem Zuhörer vorhanden sein. Er findet die Ansprache nicht so frostig, wie sie dem Lehrer selbst erscheint. Die Befriedigung der Höhrer bietet eine Bürgschaft dafür, daß die Arbeit nicht vergeblich war.

Die Hauptsache ist endlich, daß der Lehrer sachlich nicht von der Wahrheit abirrt, mögen auch die Worte und Ausdrücke dann und wann nicht ganz tadellos und nicht ganz angemessen sein. Die Worte sollen ja der Sache dienen. Ausschlaggebend ist nicht die Form, sondern der Inhalt.

Aber wie nun, wenn trotz der Einfachheit des katechetischen Stoffs sachliche Ungenauigkeiten oder Irrtümer vorkommen? Nimm einen solchen Irrtum als eine Prüfung von Gott an, so lautet der Rat Augustins; laß dich in sanftmütigem, demütigen Geist zurechtweisen. Verteidige nicht deinen Irrtum, damit du nicht in noch schlimmere Irrtümer geratest. Bleibt der Irrtum den Hörern verborgen, so mag man die Sache auf sich beruhen lassen; es bringt keinen Schaden. Entdeckt der Katechet selbst den Irrtum, so wird er ihn besonders schmerzen, wenn die Zuhörer an dem Gesagten Freude gehabt haben. Er muß dafür Sorge tragen, daß die Irregeleiteten wenigstens nach und nach eines Besseren belehrt werden. Denn der Irrtum stammt aus uns, nicht aus Gott. Giebt es aber Leute, die sich über den Irrtum des Katecheten freuen, so sollen sie bei diesem Anlaß lernen, Geduld und Barmherzigkeit üben. Was ist abscheulicher und sträflicher, als — ganz nach des Teufels Art — über die Sünde eines andern frohlocken? (Schluß folgt.)

Missionsrundschau.

Von G. Kurze.

Australien und Ozeanien. II.

Neuguinea. Noch immer ist es eine Geduldsarbeit, welche die Sendboten der Utrechter Missionsgesellschaft unter den Papua in Niederländisch-Neuguinea treiben. Die Gesamtzahl der eingeborenen Christen auf den 5 Stationen Bethel (Mansinam), Rhoon, Doreh, Andag und Windessie betrug im J. 1895 229, die der Schulkinder 237. Ein Freudentag war für die Missionare von Hasselt — Vater und Sohn; der letztere ist vor 2 Jahren zur Unterstützung seines Vaters hinausgezogen — in Bethel das Pfingstfest 1895, an welchem 5 Erwachsene getauft, 3 konfirmiert und 2 Brautpaare getraut wurden. Auch in Andag und Doreh ließen sich einige Papua taufen. Der niederländische Resident, welcher im Herbst 1895 den Missionsstationen einen flüchtigen Besuch abstattete, sprach sich recht befriedigt über die in den Schulen erzielten Erfolge aus. Leider haben die Missionare in ihren Briefen immer aufs neue von heidnischen Gräueln zu berichten, die in unmittelbarer Nähe der Stationen ungescheut betrieben werden. Das eine Mal gelang es dem Missionar, ein von der eigenen Mutter lebendig begrabenes Kind vom Tode zu erretten (Verlag Utr. Zend. 1895, 7. Berichten 1895, 162, 168, 170, 178, 183, 188, 199, 202; 1896, 3, 11, 40, 66, 72, 74, 145, 153, 169, 180).

Die an Trübsalen so reiche **Rheinische** Mission in **Deutsch-Neuguinea** hat wieder ein Jahr voller Prüfungen und Sorgen hinter sich. Einer ihrer Sendboten, Missionar Barkemeyer auf Karkar (Dampier-Insel), verlor am 2. August infolge einer unglücklichen Entladung seines eigenen Gewehres sein Leben. Dann sahen sich die Missionare Dassel und Helmich infolge des plötzlichen Ausbruches eines allgemein für erloschen gehaltenen Vulkanes im Hintergrunde der Station Karkar, sowie infolge einer die Inselbevölkerung dahinraffenden Pockenepidemie, dazu gezwungen, die an und für sich schon schwer zugängliche Dampier-Insel als Missionsplatz vorläufig ganz aufzugeben. Auf den andern beiden Stationen Bogadjim und Siar hatten die Missionsgeschwister wieder viel unter Krankheitsnöten zu seufzen, so daß ein Teil des Missionspersonals, darunter auch der Missionsarzt Dr. Frobenius, zur Erholung in die Heimat zurückkehren mußte. Zwei Missionare suchten zu gleichem Zwecke die Berglandschaften Javas auf, wohin ja von Kaiser Wilhelmsland direkte Postdampferverbindung besteht. Einen Teil der Schuld an der Erkrankung der Missionare trug wohl die Überanstrengung derselben bei dem in Bogadjim und Siar stattfindenden Bau neuer Missionshäuser und bei dem besonders schwierigen Abbruch der Dampier-Station. Um in Zukunft die Missionare von diesen im Tropenlande so schädlichen Arbeiten zu entlasten, sollen die notwendigen Häuser fortan schon fertig von Java bezogen werden; auch hat man im August v. J. einen Zimmermann nach Neuguinea gesandt, der sich der Bauarbeiten anzunehmen hat. Bei allem Leid haben die Missionare doch wenigstens die Freude, daß die Eingeborenen ihnen im reichen Maße Vertrauen entgegenbringen. Auch in den Geist der leider sehr zersplitterten Sprachen bringen die Missionare immer tiefer ein; so ist es z. B. Missionar Hoffmann in Bodgadjim gelungen aus dem Munde seiner Schüler eine Reihe sehr interessanter Volkserzählungen zu Papier zu bringen. An Stelle der aufgegebenen Station ist östlich von Bodjadjim in Bongu im Juli v. J. von Missionar Hanke eine neue gegründet worden, leider wieder in einem fremdsprachigen Gebiete. Eine von Missionar Dassel nach der Rai-Gegend (südlich von Konstantinhafen) geplante Untersuchungsreise ist bis jetzt noch nicht zur Ausführung gekommen. In Bogadjim kam es im vorigen Sommer zu einem blutigen Kampf unter den Eingeborenen, bei dem die Missionare als Männer des Friedens reichliche Gelegenheiten zu Samariterdiensten fanden. Für eine spätere Entwickelung der Rheinischen Mission in der Richtung auf das Binnenland wird vielleicht die so erfolgreich abgelaufene wissenschaftliche Expedition Dr. Lauterbachs, Dr. Kerstings und Tappenbecks, welche im Hinterlande des von der Rheinischen Mission besetzten Küstengebietes im Sommer v. J. eine weite, dichtbevölkerte und von einem schiffbaren Flusse bewässerte Ebene entdeckten, nachmals von großer Bedeutung werden.

Die Mission in Kaiser-Wilhelmsland war bisher von einer **römisch-katholischen Konkurrenzmission** glücklich verschont geblieben. Dies hat nun ein Ende genommen; denn im vorigen Sommer hat der Postdampfer 4 Patres und 8 Laienbrüder von derselben Kongregation, die in der Togokolonie arbeitet, gelandet. Wie verlautet gedenken sich die Neuankömmlinge zunächst auf den Inseln Bilibili und Jabob niederzulassen, so daß sich also die katholische Mission wie ein Keil zwischen das Rheinische Arbeitsgebiet einschieben würde. Und das geschieht in dem

großen Kaiser-Wilhelmsland, wo noch hunderte von Meilen unberührten Missionsgebietes, weit entfernt von jeder evangelischen Mission, den Katholiken zur Verfügung stehen!

Für den ferneren Betrieb der Rheinischen Neuguinea-Mission macht übrigens Missionar Kunze den beachtenswerten Vorschlag, in teilweiser Anlehnung an das Beispiel der melanesischen Mission einen Missionskutter mit Petroleummotor anzuschaffen, mit denselben die Küsten und Inseln abzufahren und Schüler zu sammeln, die in einem Institut in gemeinsamer — vielleicht malaiischer Sprache — zu unterrichten wären. Man könnte dann auch eher hoffen, des Babels der verschiedenen winzig kleinen Sprachgebiete Herr zu werden (Jahresbericht 1895, 71. Berichte der Rh. M.-G. 1895, 297, 304, 313, 379; 1896, 49, 52, 169, 182, 250, 299, 315, 334. Barmer Missionsblatt 1896, 34, 90).

Die Neuendettelsauer Mission im Kaiser-Wilhelmsland, die bisher im Vergleich zur Rheinischen von Todesnöten gnädig verschont geblieben war, hat nun auch schon den zweiten Todesfall zu beklagen; am 25. November 1895 starb Frau Missionar Vetter, die erst 1¾ Jahre in Neuguinea auf der Station Simbang geweilt hatte, am Malariafieber. Noch immer kämpft diese Mission auf ihren 3 Stationen Simbang, Tami-Inseln (Wonam) und Sattelberg mit den Schwierigkeiten, die jeder Pionierarbeit im wilden Heidenlande anhaften. Hier ist es besonders das Zaubereiunwesen, Blutrache, Trägheit, abnorme Kindersterblichkeit und nicht zuletzt die Sprachverschiedenheit im Missionsgebiete, welche sich der Missionsarbeit erschwerend in den Weg stellen. Im Frühjahr 1895 verbreitete ein Erdbeben mit nachfolgender Flutwelle, welche das neue teure Stationsboot in Simbang zertrümmerte, Furcht und Schrecken unter der eingeborenen Bevölkerung; dann suchte eine Pockenepidemie die Küste heim und raffte den zehnten Teil des Jabimstammes hinweg, welcher in einer Stärke von 1000 Seelen eine schmale, 50 Meilen lange Küstenstrecke bewohnt. Auf den Tami-Inseln, die nur von 170 Eingeborenen bewohnt werden — außerdem giebt es noch ca. 150 Tamiesen am Huongolf — bringen die Erwachsenen der Predigt des Wortes Gottes zur Zeit offenbare Verachtung entgegen. Mit den Jahren haben die Missionare interessante Einblicke in die religiösen und gesellschaftlichen Anschauungen der verschiedenen Stämme innerhalb ihres Bereiches gewonnen. Im Mittelpunkte des religiösen Lebens steht der Balumdienst und die Beschneidungsfeierlichkeit; letztere nahm gerade im vergangenen Jahre die Aufmerksamkeit der Eingeborenen fast ausschließlich in Anspruch. Es stellt sich jetzt immer mehr heraus, daß Jabim, Tamiesen und andere benachbarte Küsten- und Inselstämme in sprachlicher und volklicher Beziehung mit einander verwandt sind. Um die Gesundheitsstation Sattelberg wohnen in einem Umkreis von etwa 4 Stunden Durchmesser 2—3000 Kai, auf die dann im Westen und Norden verwandte Stämme folgen; die Kai haben eine reichere Sprache und mehr Energie als die Küstenstämme, im Sommer v. J. konnte Flierl, der Stationsmissionar von Sattelberg und Pionier der evangelischen Mission in Kaiser-Wilhelmsland, durch mutiges Dazwischentreten den Ausbruch eines Krieges unter den umwohnenden Stämmen verhindern. Unter direkter Einwirkung der Missionare stehen jetzt in Simbang 15—20 Schüler; außerdem arbeiten auf der Station zeitweilig 25—30 junge Burschen, die die auf der Station eingeprägten christlichen Gesänge so leicht nicht vergessen, wie sich die Missionare

Hoh und Pfalzer auf Missionsreisen längs der Südküste öfters überzeugen konnten. So wird doch wenigstens im Stillen ein Same ausgestreut, der zu seiner Zeit auch Frucht bringen wird. Ende August 1895 machte Missionar Hoh eine Erholungsreise in den Bismarck-Archipel, auf welcher er der Gast der beiden Wesleyaner Missionare in Kabakada und Raluana war und günstige Eindrücke von dem Stande der dortigen evangelischen Gemeinden mit hinwegnahm (Neuendettelsauer K. Mitt. 1895, 66, 72, 73, 81, 89; 1896, 7, 14, 17, 23, 25, 33, 53, 57, 65, 78, 81, 89).

Die anglikanische Mission in Britisch-Neuguinea scheint nun die Anfangsschwierigkeiten glücklich überwunden zu haben; am Osterfeste vorigen Jahres konnten die beiden Erstlinge in Dogura getauft werden, denen hoffentlich noch manche von den 20 Katechumenen folgen werden. Auch ist jetzt endlich das Missionspersonal verstärkt worden, und zwar auf 10 weiße und 8 farbige Missionare; ein Teil der europäischen Missionare ist freilich erst noch auf der Hinausreise begriffen. Auf der im Herbst v. J. in Sydney abgehaltenen anglikanischen Generalsynode hat man übrigens durch Garantie der nötigen Geldsumme auf 5 Jahre den Anstoß zur Gründung eines besonderen anglikanischen Bistums für Neuguinea gegeben. Möchte die Wahl auf einen Geistesverwandten der Pattesons und Selwyns fallen! (Austr. C. W. 520,7; 548,5; 551,3; 554,7; 558,7. Miss. Review 1896, 56. Mission Field 1896, 353).

Die Wesleyaner haben in gewohnter energischer Weise ihre Missionsarbeit unter den Eingeborenen auf dem Ostende Neuguineas und den vorgelagerten englischen Inselgruppen fortgesetzt; sogar auf ihrem erst 1891 in Angriff genommenen jüngsten Missionsfelde, den verschrieenen Trobriand-Inseln, haben sie in Kiriwina und Bakuta bereits 1800 Eingeborene in den Hörbereich des Wortes Gottes gebracht. Wir fügen im folgenden die neueste Wesleyanische Statistik vom 1. Januar 1896 bei: 5 weiße Missionare — darunter 1 Laie, — 4 weiße Diakonissen, 1 eingeborener Katechist, 29 Südseelehrer (aus Samoa und Witi), 21 Stationen, 50 Filiale, 138 eingeborene Kirchenglieder, 112 Probeglieder, 174 Taufbewerber, 1030 Schüler, 8810 Kirchenbesucher (Austr. C. W. 510,5. Melb. Spectator 1896, 612, 632, 654, 674).

Die Londoner Neuguinea-Mission wird in diesem Jahre voraussichtlich von dem Direktor der Gesellschaft, Dr. Wardlaw Thompson, inspiziert werden. Es scheint uns das kein überflüssiges Werk zu sein, besonders wenn in Zukunft eine straffere Centralisation der Arbeit von oben her angeordnet wird, was allerdings ganz gegen die Grundsätze der Independenten verstößt. Es könnte noch mehr in der Londoner Neuguinea-Mission, die einige sehr tüchtige Männer besitzt, geleistet werden, wenn eine erfahrene, geistesmächtige Persönlichkeit draußen auf dem Missionsgebiete den einzelnen Arbeitern die rechte Stelle anwiese. Man erkennt den Mangel an Oberleitung schon an der lückenhaften Statistik, welche die Jahresberichte der Londoner Missionsgesellschaft enthalten. Das „No Returns“ ist für gewisse Missionsbezirke förmlich stereotyp geworden!

Die Lage im westlichen Teile der Londoner Neuguineamission, im Mündungsgebiete und in der Nachbarschaft des Fly-Flusses, war im J. 1895 eine wenig ermutigende, weil es an der Aufsicht eines europäischen Missionars fehlte. Der eigentliche Superintendent Chalmers war wegen seines Gesundheitszustandes nach

England beurlaubt und sein Kollege Walker überwachte in Neuseeland den Bau des Missionsschooners „Olive Branch“. Etwas besser lauteten die Nachrichten aus dem sogenannten Centralbezirke mit den Stationen Jokea und Delena. In Port Moresby, dem Sitz der Kolonialregierung, haben in den letzten 5 Jahren ebenso viele Missionare mit einander gewechselt; dies ist natürlich der Arbeit nicht förderlich gewesen. Zu großen Hoffnungen dagegen berechtigt das Aufblühen des von Missionar Lawes in Batorata bei Kapakapa neugegründeten Missionsinstitutes, das nach der Aussage des Gouverneurs als eine vortreffliche Eingangspforte ins Innere dienen kann. Am günstigsten hat sich die Mission unter Pearses Leitung im Kerepunu-Bezirk entwickelt, welcher 515 Kirchenglieder zählt. Bei der am 28. Dezember 1895 stattfindenden Einweihung der von der eingeborenen Gemeinde auf eigene Kosten hergestellten stattlichen Dorfkirche (66′ lang, 33′ breit) in Bulaa ergab die auf eigenen Betrieb des christlichen Dorfhäuptlings angestellte Festkollekte die Summe von 834 M. in Geld, Gummi, Schildpatt und ethnographischen Kuriositäten (Austr. C. W. 516,8; 532,3; 539, 3; 553, 8,16; 558,1. Austr. Indep. 1896, 17, 96, 118. Melb. Spectator 1896, 491, 955. Chronicle 1895, 332; 1896, 23, 60, 166. A. R. L. M. S. 1896, 172).

Die katholische Neuguineamission unter Bischof Navarre die sich auf das Gebiet des St. Joseph-Flusses bisher beschränkt hat und mit einem überaus zahlreichen Personale arbeitet, bezifferte am 15. August 1895 die Zahl ihrer Christen auf 1617, die der Schulkinder auf 580 und die der Katechumenen auf 3031 (Monatshefte U. L. F. v, h. H. J. 1896, 286).

Im Bismarck-Archipel wird die Wesleyanische Mission von der katholischen Gegenmission auf Leben und Tod bekämpft. Der Bischof Couppé, dem 7 Priester, 17 Laienbrüder und 21 Schwestern der Kongregation „U. L. F. vom heiligen Herzen Jesu“ und sehr reiche Geldmittel zur Verfügung stehen, hat es offenbar darauf angelegt, die evangelische Mission aus den bisher innegehabten Bezirken auf der Gazelle-Halbinsel in Neupommern zu verdrängen. Wie wir in der vorigen Rundschau (A. M.-Z. 1896, 547 f.) erwähnten, hatte der Landeshauptmann die katholischen Missionare — unseres Erachtens im Widerstreit mit den jetzt allgemein anerkannten Grundsätzen der Gewissensfreiheit — rücksichtlich ihrer Missionswirksamkeit auf bestimmte Bezirke beschränkt, in der gutgemeinten Absicht, dadurch etwaigen konfessionellen Reibungen mit den Wesleyanern vorzubeugen. Dank seinen energischen Protesten bei den obersten Spitzen der Kolonialverwaltung in Berlin und der ihm gewährten parlamentarischen Unterstützung seitens des Centrums erwartete Bischof Couppé im Sommer v. J. bestimmt die Aufhebung jener Verordnung und damit die völlige Freiheit, die katholischen Missionsstationen in die bisher evangelischen Missionsbezirke vorzuschieben. In der Zwischenzeit hat es der Bischof in pfiffiger Weise verstanden, jenes Verbot zu umgehen, ohne direkt gegen die Verordnung des Landeshauptmanns zu handeln. Da die katholischen Missionare von ihren Stationen aus nicht in das Wesleyanische Missionsgebiet eindringen durften, halfen sie sich damit, daß sie durch Unterhändler auf lautere und unlautere Weise die im Wesleyanischen Arbeitsgebiete ansässigen Eingeborenen aus mehrstündiger Entfernung auf ihre Stationen locken ließen, um sie hier auf die Taufe vorzubereiten. Tag für Tag kamen so große Scharen nach Vuna Pope (vor

mals Kininigunan), Blawolo und Malagunan, die dann nach Abschluß ihrer oft sehr summarischen Unterweisung in ihrer Heimat sich als katholische Gemeinden konstituirten und als solche nun unablässig die Kolonialverwaltung um Zulassung der katholischen Ordensgeistlichkeit für ihren Bezirk petitionieren mußten. An die Spitze dieser jungen Christengemeinden hatten die Patres irgend einen eingeborenen Christen aus der betreffenden Gegend gestellt. Ja in dem Dorfe Korere „verschmähten es die Eingeborenen — wie Bischof Couppé in einem Briefe vom 24. Juni 1896 schreibt — nicht, in Ermangelung eines anderen einen kleinen 7—8jährigen aus Blawolo gebürtigen Knaben als Katecheten aufzustellen. Derselbe war einige Zeit in unserm Waisenhaus zu Kininigunan, ist sehr geweckt, kann lesen und schreiben und kennt den Katechismus von A bis Z, sodaß sich manche junge Katholiken in Europa vor ihm schämen müßten. Bei all dem besitzt er begreiflicherweise aber auch den leichten Sinn seines Alters und so kommt es vor, daß er sich ans Meeresufer begiebt und sich mit Muschel- und Fischfang unterhält, indessen die Erwachsenen in der Kirche sitzen und geduldig, aber vergeblich auf ihn zum Unterricht warten."

Nach der eigenen Angabe des Bischofs sind während der Zeit vom 1. August 1895 bis dahin 1896 auf den katholischen Missionsstationen (zu den vorgenannten drei Stationen ist noch das mehrere Stunden landeinwärts gelegene Takabur oder Villa Maria als jüngster Missionsposten hinzugekommen) 1700 Taufen (davon 90% an Erwachsenen) gespendet worden. Als Spekulation auf die Zukunft hat Bischof Couppé überall im Wesleyanischen Missionsgebiete durch Vermittelung mehrerer katholischer Händler und Pflanzer umfangreiche Grundstücksankäufe gemacht, und ein paar Patres waren schon im voraus von ihm dazu bestimmt, unmittelbar nach Aufhebung der angefochtenen Regierungsverordnung in Karawia und Unakamkabi neue Missionsstationen mitten unter evangelischer Bevölkerung ins Leben zu rufen. Leider finden sich auch Evangelische, welche die katholischen Patres im Kampfe gegen ihre Glaubensgenossen unterstützen. So schreibt der Bischof (Vuma Pope, 20. Mai 1895): „Herr Parkinson hatte sich mir als Begleiter angeboten. Wie Sie wissen, ist er, obwohl Protestant, ein ergebener Freund unserer Mission, der unserm Unternehmen zu Gunsten der Waisenkinder, volle Bewunderung zollt. Seine freundlichen Beziehungen zu uns wurden nur noch enger geknüpft, als er im vergangenen Jahre unseren Missionshäusern zu Rom und Salzburg einen Besuch abstattete. Als einer der ältesten Kolonisten kennt er besser als irgend jemand den Archipel, welchen er in allen Richtungen durchkreuzt hat." Dieser „Protestant" Parkinson hat den Bischof begleitet, als er auf der Missionsjacht „Maria" eine Kreuzfahrt behufs Aufkaufes von Kindern (à 40 M.) unternahm. Leider hat die Kolonialbehörde, das vollständig gerechtfertigte Verbot des Kinderkaufes durch die katholische Mission, wodurch ein förmlicher Sklavenhandel begünstigt wird, wieder aufgehoben; Bischof Couppé, schreibt inbezug darauf: „Gott sei Dank, wurden unsere Klagen an höchster Stelle vernommen, und sind nun alle diese Hindernisse beseitigt!"

Da das Vorgehen der römischen Missionare im Bismarck-Archipel so recht

charakteristisch für die katholische Missionsmethode überhaupt ist, so gedenken wir im folgenden noch etwas ausführlicher darauf einzugehen und zwar belegen wir unser Urteil absichtlich nur mit Citaten aus den Briefen des Bischofs und seiner Patres, um auch den bloßen Schein konfessioneller Befangenheit zu meiden. Was zunächst die Wahrheitsliebe des Missionsbischofs anlangt, so fällt ein eigentümliches Licht auf dieselbe, wenn er sich über die evangelische Wesleyaner-Mission im Archipel, die jetzt mindestens 3000 Christen zählt, folgendermaßen äußert: „Nach der einstimmigen Aussage der Weißen haben diese Missionare noch kein einziges nennenswertes Resultat erzielt. Am besten haben sie die Kollekten los, die sie bei ihren armen Schäflein veranstalten, sowie den Handel mit Kopra und Schildpatt. Bis jetzt hat die Landesverwaltung über diesen skandalösen Handel hinweggesehen, für welchen doch eigentlich Taxen bezahlt werden sollten." Weiß Bischof Couppé wirklich nicht, daß die evangelischen Eingeborenen ihre mit großer Freigebigkeit gespendeten Missionsgaben wegen Mangels an barem Gelde zumeist in Tropenprodukten entrichten und letztere dann naturgemäß von der Missionskasse in Sydney erst zu Gelde gemacht werden müssen? Die katholische Mission freilich mit ihren unkontrollierbaren reichen Mitteln hat es nicht nötig, ihre jungen Christen zur Selbsterhaltung in Kirche und Schule zu erziehen. Anstatt sie zur Opferwilligkeit anzuhalten, kann sie sich vielmehr nach Bischof Couppés eigener Erklärung folgenden Luxus gestatten: „Allen Jünglingen, welche sich bis zu ihrer Volljährigkeit in unsern Anstalten wohlverhalten, schenken wir an ihrem Hochzeitstage ein Haus aus australischem Eisenholze und mit einem Zinkdache, eine junge Kuh, verschiedene Hausgeräte und die unerläßlichsten Ackergeräte und Schreinerwerkzeuge. Dies kommt der Mission auf drei- bis vierhundert Mark für jedes Ehepaar zu stehen. .... Es liegt darin für sie eine Anziehungskraft, eine Gewähr ihrer Beharrlichkeit."

Nicht ohne ein gewisses Interesse ist die Charakteristik, welche der Missionar Pater Fromm von den neugetauften Katholiken entwirft: „Unsere Christen führen im großen Ganzen ein würdiges Leben; damit sei nicht gesagt, daß sie vollkommen sind. Das Gebet des Herzens kennen sie noch nicht, sie müssen sich mit einer gewohnten Gebetsformel behelfen; sie würden sogar in das Heidentum zurückfallen, wenn wir sie, was Gott verhüten wolle, verlassen müßten; auch hängen sie sehr zäh an gewissen abergläubischen Gebräuchen, welche sich nicht auf einmal ausmerzen lassen. Nur langsam kann der christliche, der übernatürliche Geist durchdringen. Doch muß ich ihnen das Zeugnis geben, daß sie thun, was sie können. Alle kommen treulich ihren religiösen Pflichten nach; sie verrichten ihr Morgen- und Abendgebet, wohnen am Sonntage der heiligen Messe bei, gehen sonder Ausnahme alle zwei Monate zu den heiligen Sakramenten und selbst öfters, wenn es ihnen der Missionar erlaubt. Die Beobachtung des Fasten- und Abstinenzgebotes fällt ihnen nicht schwer, da sie am Tage nur eine Mahlzeit halten und zwar des Abends gegen Sonnenuntergang; überdies genießen viele ihr Lebtag lang kein Fleisch. Unter den jungen Leuten zähle ich meine bravsten Schäflein; viele sind recht fromm, alle aber mir sehr zu-

gethan und sehr gehorsam. . . . Gläubiges Vertrauen, kindliche Unterwürfigkeit ist der besondere Charakterzug unserer Christen. Gerne und willig fügen sie sich in unsere Anordnungen; der Missionar hat gesprochen, hat befohlen, also muß man gehorchen. Indes ist der Gehorsam nicht immer leicht, sondern oft sehr schwer; ich erwähne nur einige Häuptlinge, welche die Vielweiberei aufgegeben haben, so hart es ihnen fiel; sie thaten es mit Thränen in den Augen; aber der Missionar hat es gewollt, darum gehorchten sie."

Einen Rückschluß auf die Qualität der jungen eingeborenen Christen gestattet auch die überaus rasche Bekehrungsmethode, deren sich die Patres rühmen dürfen; so schreibt Pater Bley betreffs der Taufe eines zum Tode verurteilten Eingeborenen: „Nur eine Viertelstunde war mir noch vor der Hinrichtung für ihn gelassen, und es glückte mir nur noch eben, ihm, der noch keine Idee von Gott, Himmel und Hölle hatte, die notwendigsten Wahrheiten beizubringen und ihn zum Glauben, zur Reue und Taufe zu bewegen."

Mit welcher Rücksichtslosigkeit die katholischen Missionare die evangelische Missionsarbeit ignorieren, zeigte sich so recht bei der Gründung ihrer Filialstation Takubar, welche 25 Minuten von Vuna Pope entfernt liegt. Ganz unbefangen schreibt Bischof Couppé inbezug darauf: „Der Mittelpunkt dieser kleinen Bevölkerung heißt Takubar; allein gerade dort befindet sich schon seit langem eine wesleyanische Station. Die Mehrzahl der Einwohner besucht sie und ließ sich nach der der Sekte eigentümlichen Art die Haare schneiden. Dies sind gerade keine günstigen Verhältnisse für uns. . . . Desungeachtet wollten wir einen Versuch machen, um diese Seelen der Häresie zu entreißen und sie für Jesum Christum zu gewinnen. Wir kauften demnach von Herrn Mouton in Takubar selbst, in nächster Nähe der Wesleyanischen Station, zwei Hektar Land, bauten darauf ein gediegenes Haus von europäischem Material, das die Strohhütte des Teachers in Schatten stellt; ferner führen wir augenblicklich eine Kirche auf aus australischem Eisenholze. Das Haus wird bereits bewohnt von einem jungen Ehepaar, das in unsern Waisenhäusern erzogen worden; es soll die Station bewachen, und Br. Felix, der die Sprache der Eingeborenen vollkommen beherrscht, wird das Amt eines Katechisten übernehmen. . . . Möge das göttliche Herz Jesu unsere Mühen segnen und jene Seelen an sich ziehen, welche ihm Satan streitig machen will!"

Zum Schluß noch eine Probe der Tonart, welche die katholischen Missionare im Bismarck-Archipel ihrer obersten weltlichen Behörde, dem Landeshauptmann, gegenüber anschlagen, wenn dieselbe ihnen nicht zu Willen ist. Da schreibt Pater F. Weber aus Vuna Pope unterm 18. August 1895 in die Heimat: „Für heute erlaube ich mir Ew. Hochwürden unter anderm die Gründung der neuen Station Takabur (Villa Maria) zu erzählen. Von jeher ists bekannt, daß Satan die Worte Gottes durch List und Gewalt befehdet, daher darf man sich nicht wundern, wenn er auch bei der Gründung dieser Station zu Felde zog. Dieser höllische Anführer schaute, wie ein gewandter General durchs Fernrohr in die weite dunkle Zukunft und erblickte in der Ferne ein kleines Licht, es war dieses die katholische Mission. Ha! dachte der Schlauberger, dieses kleine Licht, falls es sich verbreitet, könnte mich wohl

in meiner Finsternis entdecken; ich will es erlöschen oder wenigstens jeden Nährstoff ihm nehmen. Als Mittel zu diesem Zwecke glaubte er mit bestem Erfolge die Regierung verwenden zu können. Richtig, der damalige Landeshauptmann, Herr Schmiele, als Erzfreimaurer, sollte ein sehr fähiges Werkzeug in den Händen des höllischen Baumeisters sein. Alles, was diesem Regenten zu Befehle stand, bot er auf, um die katholische Mission zu zwingen, Neupommern zu verlassen und sich auf irgend einer anderen Insel niederzulassen. Da ihm dies nicht gelang, so trachtete er, so viel wie möglich die Mission in der Ausübung ihrer Thätigkeit zu lähmen; hierin erzielte sein niederträchtiger Haß den äußersten Punkt. Wie Ew. Hochwürden bereits wissen, kamen nun die Distrikte zustande. Der Wesleyanischen Mission wurde der dichtbevölkerte nördliche Teil und der unsrigen der öde östliche Teil der Gazellehalbinsel angewiesen. Hiermit noch nicht genug. Jetzt waren ihm unsere blühenden Erziehungsanstalten ein Dorn im Auge. Auch diesen wollte er den Todesstreich versetzen dadurch, daß er es der Mission unmöglich machte, noch andere Kinder anzukaufen. . . .“ (Monatshefte U. L. F. v. h. Herzen Jesu 1895, 294, 324, 358, 1896, 38, 56, 68, 107, 119, 138, 215, 277, 292, 301).

Trotz des tödlichen Hasses, mit welchem die katholische Gegenmission die Arbeit der Wesleyanischen Missionare bekämpft, entwickeln sich die evangelischen Missionsgemeinden im Bismarck-Archipel in erfreulicher Weise. So konnte z. B. im Frühjahr v. J. Missionar Chambers von einer Erweckung in seinem Bezirke Raluana berichten; 500 eingeborene Christen fanden sich damals zu einem besonderen Gottesdienste in Takabara zusammen; am 19. März v. J. feierten 1000 Christen auf Matupi ein gesegnetes Fest; in der Folge — am 24. März — konnten die Missionare Chambers und Crump in Raluana 160 Eingeborene taufen und 35 neue Abendmahlsberechtigte aufnehmen. Eine ähnliche Erweckung machte sich, wie Missionar Crump schreibt, im Herbste v. J. in dessen Bezirke Kabakada geltend; unter anderen bekehrte sich in Bunavalila der berüchtigte alte Zauberer Quarie. Mit zitternden Lippen und unter Thränen bekannte er vor dem Missionar und der versammelten Menge: „Wie viele Menschen liegen im Grabe als Opfer meiner Giftmischerei! Und nun fürchte ich mich vor dem, der die Macht hat, Seele und Leib in der Hölle zu verderben. Heute will ich ein Ende machen. Ich kenne das Evangelium und ich will ihm folgen. Mein Leben ist nahezu abgelaufen; aber ich setze mein Vertrauen auf Gott, daß er mir um seines lieben Sohnes Jesu Christi willen das ewige Leben schenken werde.“

Auch in dem ungastlichen Neumecklenburg machen die dort stationierten 12 eingeborenen Missionsgehilfen erfreuliche Fortschritte. Sehr praktisch finden wir es, daß die Neusüdwales-Konferenz der Wesleyaner die Entsendung des deutschen Missionars H. Fellmann in den Bismarck-Archipel beschlossen hat; der Genannte dürfte mit seiner Gattin jetzt bereits auf seinem Arbeitsfelde angelangt sein. Wir wünschen ihm zu seinem Eintritt in die Arbeit Gottes reichsten Segen! Hoffentlich erhält er noch eine Anzahl Nachfolger; denn bei der numerischen Überlegenheit der katholischen Missionare und ihrem sichtlichen Bestreben, der evangelischen Mission soviel Hindernisse als möglich in den Weg zu legen, wird die australische Wesleyanische Missionsleitung nicht umhin können, anstatt der bisherigen 3 weißen Missionsarbeiter

mindestens 5—6 im Archipel zu stationieren. Es läßt sich dann auch eine genauere Überwachung der eingeborenen Missionsgehilfen durchführen, die im Durchschnitt sehr tüchtig, doch hier und da teils durch ihren Übereifer, teils durch sittliche Verfehlung die Mission in Ungelegenheiten bringen. Jede derartige Ausschreitung bietet dann der katholischen Mission willkommene Gelegenheit, die Missionsthätigkeit der Wesleyaner in der deutschen Zeitungspresse zu verunglimpfen. Gewöhnlich findet sie sogenannte „Protestanten", die derartige „Kuckuckseier" an der gewünschten Stelle unterbringen. So hat sich z. B. die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" vom 15. Juli 1895, sowie die Wochenschrift „Die Nation" (Nr. 10, 7. Dezember 1895) als Sprachrohr für die ungereimtesten Anschuldigungen gegen die Wesleyanische Mission gebrauchen lassen. Derartige katholischerseits erst suggerierte Artikel werden dann mit Wohlbehagen in der katholischen Missionslitteratur als Waffe gegen die evangelische Mission verwertet. Als Probe der Polemik, welche in jenen Korrespondenzen gegen die evangelische Mission im Bismarck-Archipel geführt wird], mag folgender Satz aus der „Nation" dienen: „Da ich gerade" — so schreibt der Verfasser W. von Hanneken — „bei der Aufzählung der verschiedenen Handelsunternehmungen bin, so möchte ich auch die Wesleyanische Missionsgesellschaft nicht unerwähnt lassen; denn dieses Institut treibt besonders den Koprahandel ebenfalls in rein kaufmännischer Weise. Während alle vorgenannten Handelsfirmen aber verhältnismäßig hohe Abgaben, in Gestalt von Steuern, Zöllen nnd Licenzen an die Neuguineakompagnie zahlen nüssen, ist die Missionsgesellschaft an solchen Abgaben befreit. Obwohl hierüber schon oft bittere Klage geführt wurde, war bis zur Zeit meines Weggangs noch kein Wandel geschaffen. So viele Erfolge diese Mission auf dem Gebiete des Handels auch zu verzeichnen hat, so wenig Erfolge vermag sie im eigentlichen Missionswesen aufzuweisen." Und das schreibt der Mann und die deutsche Presse druckt es geduldig ab, während zur selben Zeit im Bismarck-Archipel mindestens 3000 evangelische Christen von der Wesleyanischen Mission gesammelt worden waren! Katholische Eifersucht, Feindschaft der Händler und ein „vorurteilsfreier Protestant" haben da offenbar wieder einmal den beliebten Dreibund gegen die evangelische Mission geschlossen (Melbourne Spectator 1896, 220, 292, 492, 512, 974. Austr. Ch. World 858, 7).

Im Witi-Archipel geht die eingeborene Bevölkerung leider immer noch, vorläufig allerdings in langsamem Tempo, zurück. Nach einer Notiz der Witi-Zeitung „Na Mata" vom Dezember 1895 hatte während des vorhergegangenen Jahres in drei Bezirken die Abnahme 299 Seelen betragen. Die uns zur Kenntnis gekommene jüngste Zählung von Ende 1894 weist folgende Ziffern auf: Gesamtbevölkerung des Archipels 121 879 Einwohner; davon sind 2036 Weiße und 119843 Eingeborene, unter welch letzteren außer den reinblütigen Witianern auch 10000 indische Kulis, sowie Mischlinge und eingewanderte Polynesier inbegriffen sind. Der mit der eingeborenen Bevölkerung durch langjährigen Verkehr sehr vertraute wohlwollende Gouverneur Thurston hat neulich auf Wunsch der eingeborenen Rokos (Statthalter) ein Gesetz veröffentlicht, wonach alle Witi-Eltern, welche 5 lebende Kinder ihr eigen nennen, fortan steuerfrei sein sollen.

In welch hohem Grade die Wesleyanische Kirche die Volkskirche des Archipels geworden ist, zeigt ihre Statistik für 1895. Dieser zufolge hatten die Wesleyaner

fast 100 000 Getaufte und 31 057 kommunionberechtigte Kirchenglieder in 941 Gemeinden und 400 Filialen, welche unter der Leitung von 10 weißen und 65 farbigen Missionaren und 2018 eingeborenen Stundenhaltern standen; evangelische Volksschulen gab es 2013. Wie opferwillig die evangelischen Witianer sind, geht daraus hervor, daß zu der Gesamteinnahme der Australischen Wesleyanischen Missionsgesellschaft von 288860 M. (pro 1895) Witi nicht weniger als 114951 M. beisteuerte; von dieser Summa fanden 103173 M. im Archipel selbst zur Bestreitung der kirchlichen Bedürfnisse Verwendung, während der Rest von 11 778 M. den andern wesleyanischen Missionen in der Südsee zu gute kam. Während der Jahre 1890—95 betrug die Summe der von der evangelischen Kirche Witis aufgebrachten Kirchen- und Missionsopfer 478340 M. Auch unter den eingeborenen Würdenträgern giebt es manchen fröhlichen Geber. So hat z. B. der Roko von Rabouwalu aus eigenen Mitteln der Gemeinde eine 100 Fuß lange und 70 Fuß breite Kirche erbauen lassen, bei deren Einweihung 1000 Eingeborene zugegen waren.

Bei Gelegenheit der jährlich wiederkehrenden Synode fand am 18. Oktober v. J. zu Navuloa ein feierlicher Abschiedsgottesdienst für 6 eingeborene Missionsgehilfen und deren Familien statt, die sich noch am selben Tage auf dem Missionsschoner „Meda" nach Neuguinea und dem Bismarck-Archipel einschifften, unter letzteren war auch der Missionsveteran Arminius Bale, der seiner Zeit die Wesleyanische Mission in Neupommern und Neulauenburg mit begründen half. Für die Arbeit unter den 10000 indischen Plantagenarbeitern steht den Wesleyanern leider nur ein indischer Katechist zur Verfügung, welcher ungefähr 1200 seiner Landsleute im Rewa-Bezirke mit der Predigt des Evangeliums erreicht. Von den in der Umgebung Suvas beschäftigten Salomonsinsulanern konnte der anglikanische Missionar Jones im Jahre 1895 43 taufen.

Der römisch-katholische Bischof Vidal kommt, trotzdem ihm viel mehr europäische Kräfte (nach seiner eigenen Angabe für 1895 29 Maristenpatres und 23 Nonnen) zur Verfügung stehen, gegenüber der im Gottes Wort festgegründeten evangelischen Volkskirche Witis nicht auf. Er macht seinem Ärger durch allerlei bissige Artikel in der australischen Presse Luft, die ihre Spitze nicht nur gegen die Wesleyaner Missionare, sondern auch gegen den erprobten Gouverneur Thurston richten, weil letzterer streng darauf achtet, daß die Gewissensfreiheit seiner Pflegebefohlenen nicht verletzt wird. Bei dieser Preßfehde kommt manches an den Tag, was gerade kein schmeichelhaftes Licht auf Vidal und seine Mitarbeiter wirft. Zunächst was die Verläßlichkeit der katholischen Missionsstatistik anlangt. Als Vidal 1890 in Sydney verweilte, bezifferte er in der Öffentlichkeit die Zahl der katholischen Witianer auf rund 13 000, während gleichzeitig der englischen Kolonialverwaltung gegenüber bei Gelegenheit der Volkszählung von der katholischen Missionsbehörde die Zahl von 10402 Katholiken angegeben wurde. Kardinal Moran in Sydney rechnet in seinen 1895 gehaltenen berüchtigten Missionsvorträgen 12000 Katholiken im Archipel und Bischof Vidal endlich giebt im vorigen Frühjahr dem Redakteur des Sydneyer katholischen „Freemans Journal" die Zahl 10000 als die genaueste an, während die Addition der von ihm übermittelten Einzelziffern in Wirklichkeit nur 9270 Katholiken ergiebt. Welche von diesen „unverdächtigen" katholischen Autoritäten hat nun Recht? Offen gestanden erscheinen

uns die Zahlenangaben des nach 37jähriger Arbeit von Witi nach Australien zurückgekehrten Wesleyanischen Missionsveteranen Langham am zuverlässigsten, welcher die Gesamtzahl der katholischen Witianer auf höchstens 7000 Seelen berechnet.

Gegenüber den im einzelnen belegten Angaben Langhams über Bestechungsversuche, durch welche einige Maristenpatres evangelische Witianer zum Abfall zu verleiten gedachten, und seinem Verlangen, durch eine unparteiische Kommission von Laien die ganze Sache untersuchen zu lassen, hat Vidal ausweichend geantwortet, daß er bei seiner erst in diesem Jahre erfolgenden Rückkehr von seiner Europareise der Sache näher treten wolle. Gleichzeitig erklärte er, daß schon im Jahre 1893, als Langham seine Anklagen das erstemal formulierte, eine von ihm angeordnete Enquete die Unschuld seiner Missionsarbeiter ergeben habe. Aber wie fand jene Untersuchung statt? Vidal fragte seine Priester, ob sie je einem Eingeborenen gegenüber einen Bestechungsversuch gemacht hätten. Letztere antworteten: „Nein“. Folglich mußten Langhams Angaben, sie mochten noch so spezifiziert sein, auf Unwahrheit beruhen! Wir fürchten die diesjährige Untersuchung Vidals verläuft in ähnlicher patriarchalischer Weise.

Vor dreißig Jahren nahm die katholische Mission, angestachelt durch das Beispiel der Wesleyaner, auch einen verschämten Anlauf, ihren Neubekehrten wenigstens ein Stück der Bibel darzubieten, indem sie dem katholischen Gebetbuche eine Übersetzung des Matthäusevangeliums beifügte. In den letzten Jahren hat man aber bei der Neuausgabe des Gebetbuches das Matthäusevangelium ganz weggelassen, mit der mündlichen Motivierung, daß es für die Eingeborenen nicht gut sei. Ein zu den Katholiken übergetretener Witihäuptling mußte sich von einem Wesleyanischen Missionslehrer sagen lassen: „Ihr habt keine Bibel in eurem Gottesdienst.“ „Ja, wir haben sie,“ antwortete jener zuversichtlich. Und als der Lehrer seine Behauptung wiederholte, eilte der Häuptling zum nächsten Priester, um jenen des Irrtums zu überführen. Er bat seinen Beichtvater um eine Bibel, aber siehe da vergeblich. Der Priester wies ihn mit den Worten ab: „Das ist kein Buch für dich; es ist nicht gut für dich.“

Eine amüsante Geschichte passierte in der Berglandschaft Navitilevu. Hierhin hatten sich zwei Maristenpatres auf den Weg gemacht, um einen evangelischen Häuptling seiner Kirche abwendig zu machen. „O“, sagten sie zu ihrem Opfer, „wie sehr bedauern wir dich. Das Wesleyanische Lotu (Evangelium, Gottesdienst) ist so voller Verbote. Du darfst am Sonntag mit deinem Segelboote nicht hinaus auf den Fischfang fahren. Das eine darfst du nicht thun und das andere mußt du lassen. Und dann denke vollends an das, was ihr euern Predigern und zu den Missionskollekten zu geben habt. Bei uns ist von dergleichen nicht die Rede.“ Der Häuptling gab auf diese Lockung folgende schlagende Antwort: „Wenn ich in den Kaufladen gehe, so legt mir der Händler Baumwollenstoff vor. Er kostet sehr wenig, nur einen Sixpence (50 Pf.). Ich reibe den Stoff zwischen Fingern und siehe da, die Appretur geht heraus, und ich merke, daß es Schundwaare ist. Da fällt mein Auge auf eine stattliche Wolldecke, die mich in kalten Nächten warm zu halten verspricht. Was kostet sie? frage ich. Fünfzehn Schillinge (Mark). Ohne zu

zögern, kaufe ich sie. Sie mag wohl teuer sein, aber sie ist auch vortrefflich. Ihr bringt mir mit eurem Lotu den Sixpence-Artikel. Ich brauche ihn nicht, ich will ihn nicht haben. Nehmt ihn wieder mit fort!" Die zwei Patres sollen hierauf mit sehr langen Gesichtern abgezogen sein.

Für derartige Niederlagen rächen sie die Maristenmissionare durch üble Nachreden, die sie der Wesleyanischen Mission anhängen. So haben sie z. B. der evangelischen Witikirche den Spitznamen „Lotu waiwai", d. h. Ölreligion, gegeben und haben die Stirn in den Spalten des katholischen Melbourner „Advocate" dem Publikum vorzulügen, die Wesleyanischen Witi-Missionare hätten sich mit der Gewinnung von Kokosöl beschäftigt, wodurch „viele von ihnen schöne Summen erworben und in den Stand gesetzt waren, sich binnen wenig Jahren von ihren „Missionsarbeiten" ins Privatleben zurückzuziehen."

Die in Marinekreisen zum Teil noch herrschende Unkenntnis über die Erfolge der Mission unter den früheren Kannibalenstämmen der Südsee hat auch im Witi-Archipel zu einer ähnlichen Tragikomödie den Anlaß gegeben, wie wir sie in der letzten Rundschau (A. M.-Z. 1895, 550) aus dem melanesischen Banks-Archipel berichten konnten. Auf dem Vatoa oder Turtle Island — im Osten der Witi-Inseln — umgebenden Riffe Vuata Vatoa, auf dem schon viele Schiffstrümmer bleichen, scheiterte im vorigen Sommer das große Segelschiff „Scottish Dale". Während die Bemannung sich in die Boote rettete, bemerkten die Seeleute zu ihrem nicht geringen Schrecken, das braune Mattensegel eines Eingeborenenbootes, das direkt auf sie zusteuerte, und Hals über Kopf suchten sie nun den blutdürstigen Menschenfressern zu entrinnen, die sie an Bord jenes Fahrzeuges vermuteten. Sie priesen sich glücklich, als sie einen Vorsprung gewannen, und hielten auf der 240 Seemeilen langen Fahrt nach Suva, wo sie unter dem Schutz des Gouverneurs wieder aufzuatmen hofften, scharfen Ausguck nach den braunen Kannibalen, wenn sie hier und da an einer Insel vorüberfahren mußten. Als sie endlich glücklich in den Hafen Suvas einliefen und der am Pier versammelten Menge erzählten, wie sie mit knapper Mühe und Not den blutdürstigen Vatoanern entronnen wären, trug ihnen die Geschichte ihrer Leiden ein donnerndes Gelächter ein; denn man erzählte ihnen, daß sie auf Vatoa oder auf jeder unterwegs passierten Witi-Insel sicherer als in irgend einem civilisierten europäischem Staate gewesen wären. Die Vatoaner haben schon manche schiffbrüchige Mannschaft bei sich unentgeltlich beherbergt und getreulich das Strandgut für seine Eigentümer in Verwahrung genommen (Austr. C. W. 524,5. M. Spectator 1896, 5, 183, 239, 265, 291, 311, 579, 602, 611, 761, 977. Miss. Review 1896, 640. Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik 1896, 132. Ann. Rep. Propag. Soc. 1895, 151. Mission Field 1896, 397, 470).

Litteratur-Bericht.[1]

1. **Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1897.** Leipzig. Wallmann. Wieder ein recht guter Jahrgang, an dessen mannigfaltigem Inhalt man seine Freude hat. Kleinpauls Aufsatz über die Apostelgeschichte als Missionsbuch, Pauls Rückblick auf 1896 und Litteraturbericht, die

[1]) Raummangel nötigt leider zu großer Kürze.

Artikel von Heydrich und Hoffstätter über die tamulischen Landprediger und die Leipziger Mission in Ostafrika verdienen besonders hervorgehoben zu werden. In dem sehr sorgfältigen Verzeichnis der deutschen Missionskonferenzen fehlt die Mecklenburgische, die sich im Anschluß an die kirchliche Landes- und Pastoralkonferenz 1896 konstituiert hat. Mit Hinzurechnung dieser jüngsten giebt es also jetzt in Deutschland 14 Provinzial- bezw. Landes-Missionskonferenzen. Die (Prov.) sächsische giebt nicht jährlich, sondern nur von Zeit zu Zeit ihr Hilfsbüchlein verbessert und vermehrt heraus.

2. **John G. Paton**, Missionar auf den Neuhebriden. Eine Selbstbiographie. Deutsch von E. v. St. Leipzig. Wallmann. 1895. 3. Auflage.

3. **Kühnle**, Die Arbeitsstätten der Basler Mission in Indien, China, Goldküste und Kamerun. Mit Übersichtskarte und Stationsbildern. Basel. Missionsbuchhdl. 1896. 2. ergänzte Auflage.

4. **Die evangelischen Missionen in den deutschen Kolonien und Schutzgebieten.** Herausgegeben von dem Ausschuß der deutschen Missionen. Berlin. Missionsbuchhdlg. 1897. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. — Wir begnügen uns mit der bloßen Anzeige dieser bereits früher besprochenen Schriften, deren neue Auflagen ihre Tüchtigkeit hinlänglich beweisen.

5. **Schneider:** a) Hans Peter Hallbeck; b) Zweimal gehenkt, c) Auf der Flucht. Drei neue unter dem Gesamttitel: „In fernen Heidenlanden" erschienene Missionserzählungen für die Jugend (Verlag der Missionsverwaltung in Herrnhut) zum Preise von 10, 15 und 30 Pf. Die erste handelt von einem der hervorragendsten südafrikanischen Pionier-Missionare der Brüdergemeine, die zweite erzählt die romantische Geschichte eines chinesischen Kuli im Suriname, der zweimal vergeblich gehenkt, infolgedessen begnadigt und zur Bekehrung gebracht wurde; die dritte schildert in ergreifender Weise die Mühseligkeiten und Gefahren einer Missionarsfamilie, die in einem Kafferkriege zur Flucht genötigt wurde — in der bekannten anschaulichen Kleinmalerei des Verfassers.

6. **Lepsius:** Der christliche Orient. Eine neue von der akad. Buchhandlg. (W. Faber & Co. in Berlin) verlegte, vornehm ausgestattete Monatsschrift, die vierteljährlich 1,50 Mk. kostet. Diese erste Nummer enthält: Einen Appell für die Christen des Orients aus Luthers Zeit; das Blutbad von Arabkir; der Syrer in Persien und der Osttürkei; die Anfänge der protestantischen Kirche in Armenien 1813—1850; der Verein für die protestantischen Armenier zu Berlin vom Jahre 1803; Orientchronik; Mitteilungen über das Hilfswerk in Armenien; Litteratur. Diese Inhaltsanzeige genügt, um die neue Monatsschrift als ein zeitgemäßes Unternehmen zu charakterisieren. Es ist eine in Deutschland ziemlich unbekannte Welt, in welche sie den Leser einführt, aber eine Welt, die jetzt gebieterisch unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht und vermutlich für die Zukunft wichtige Aufgaben stellt. Wir werden deshalb demnächst auch in dieser Zeitschrift uns mit ihr beschäftigen, obgleich sie nicht im strengen Sinne Missionsgebiet ist. Die bekannten Ereignisse der Gegenwart machen es aber zur Pflicht, der großartigen und bedeutungsvollen Evangelisationsarbeit zu gedenken, welche seit länger als einem halben Jahrhundert namentlich die nordamerikanischen Presbyterianer und Kongregationalisten mit steigendem Erfolg unter der alten orientalischen Christenheit thut.

7. **Mich. Baumgarten.** L. A. Seneca und das Christentum in der tiefgesunkenen antiken Weltzeit. Nachgelassenes Werk. Rostock. 1895. Das ist eine bedeutende, auf dem umfassendsten Quellenstudium beruhende Arbeit, die mit einer Macht der Überzeugung, wie sie uns noch in keinem anderen ähnlichen Werke entgegengetreten ist, den Nachweis führt, daß und warum selbst die ideale philosophische Ethik des antiken Heidentums völlig ohnmächtig zur Bewirkung einer sittlichen Wiedergeburt der alten Welt und daß und warum nur das Christentum dieser Aufgabe gewachsen war. Es ist eine ergreifende Tragödie, in welche der Verfasser uns tiefe Blicke thun läßt, eine erschütternde Klarstellung der Finsternismächte, die das alte kaiserliche Rom beherrschten und selbst aufgeklärte, an Wahrheitsahnungen reiche Philosophen und Idealethiker wie Seneca in ihren dämonischen Bann schlugen. Das ist die Bedeutung dieses Buches, daß es uns die „Nachtseite" der antiken Welt, ihre „abgrundmäßige" Verdorbenheit in solchen konkreten Zügen zeigt, die keinen Zweifel darüber lassen, daß auch „das höchste Maß der der natürlichen Menschheit innewohnenden Kraft" unzureichend war, sie zu überwinden. Und es steht mit dem Heidentum der heutigen Kulturvölker nicht anders. So sehr auch europäische Stubengelehrte es idealisieren und edle heidnische Reformer dieses künstliche Produkt galvanisieren — es ist der Tod und bleibt der Tod, solange nicht der, der das Leben ist, die Totengebeine lebendig macht. Möchte das lehrreiche Buch viele Leser finden.

8. **Bolljahn,** Japanisches Schulwesen, seine Entwickelung und sein gegenwärtiger Stand. Mit drei Bildern. Berlin. Haack. 1896. Eine wertvolle Studie aus kundiger Feder (der Verfasser war Lehrer an der kaiserlichen Kriegsschule in Tokyo), die besonders in ihrem 4. Abschnitt, welcher von dem modernen, in kurzer Zeit geradezu erstaunlich wenigstens äußerlich gewachsenen Schulwesen Japans handelt, unsere Aufmerksamkeit fesselt. Schade, daß dem Verfasser „weder Raum noch Zeit gestatteten," auf das Missionsschulwesen einzugehen. Ohne Zweifel ist infolge dieser Unterlassung ein Faktor unberücksichtigt geblieben, der wenigstens indirekt von großem Einfluß auf die japanische Schulreform gewesen ist.

9. **von Bülow,** Deutsch-Südwestafrika. Drei Jahre im Lande Hendrik Witboois. Schilderung von Land und Leuten. Berlin. Mittler & Sohn. 1897. 2. Auflage. Wenn ich auch gestehen muß, daß ich dieser Art von Koloniallitteratur nachgerade etwas müde bin, so hat mich doch dieses flottgeschriebene Buch in manchen seinen Partieen sehr gefesselt und ich habe nicht bloß mit Interesse seine Schilderungen von Land und Leuten gelesen, sondern mich auch oft erfreut an dem gesunden Urteil über die verschiedendsten kolonialen Fragen. Möchten nur speziell die guten Ratschläge bezüglich der Behandlung der Eingeborenen auch praktisch befolgt werden. Ich hätte ja auch manche Kritik zu üben z. B. an den etheologischen Partieen, an dem Urteil über Witbooi, aber ich lasse das. Besonders bemerkenswert ist das ehrliche Zugeständnis, daß unsere Kolonialpolitik mit aller ihrer Kultur den Eingeborenen bisher einen sehr zweifelhaften Segen gebracht habe. Von den Missionaren, auf welche der Verfasser oft zu reden kommt, spricht er nur voll Achtung und Anerkennung.

Warneck.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

Der Islam und die evangelische Mission.[1]

Von Dr. A. Schreiber.

Daß die Völker des Islam als ein sehr bedeutsamer Teil der nicht-christlichen Welt mit zu dem Arbeitsfelde der evangelischen Mission gehören, das ist ebenso gewiß wie, daß sie bisher noch nicht in gleichem Maße wie die Heidenvölker ein Gegenstand der evangelischen Missionsarbeit geworden sind. Zwar hat es schon in der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts nicht an vielfachen ernstlichen Versuchen gefehlt, auch den Mohammedanern das Evangelium zu bringen, aber die meisten derselben wurden bald daran gegeben, weil man zu der Erkenntnis kommen mußte, daß in den mohammedanischen Ländern wegen des absoluten Verbotes des Übertrittes eines Moslem zum Christentum die Arbeit nahezu aussichtslos sei. So hat man namentlich in der Türkei einstweilen sein Augenmerk auf die alten christlichen Kirchen gerichtet, um in ihnen neues Leben zu wecken, das dann hernach, wenn Gott jenes Hindernis einmal hinweg räumen wird, auch auf die mohammedanische Umgebung sich erstrecken soll.

Ganz ist aber die Arbeit unter den Mohammedanern niemals aufgegeben worden und seit etwa zwei Decennien sind viele Stimmen laut geworden, die eine energischere Inangriffnahme der Mission unter den Völkern des Islam forderten. Solches geschah namentlich in England, und nun haben wir ja auch in Deutschland seit einigen Jahren dasselbe erlebt; die Forderung einer Mohammedanermission ist laut und nachdrücklich bei uns erhoben worden. Das ist aber ganz gewiß nicht zufällig oder willkürlich, sondern es beruht auf einem richtigen Verständnis der Zeichen der Zeit und somit ist es sicherlich auch ganz zeitgemäß gewesen, auf der Hallenser Konferenz das Thema: Der Islam und die evangelische Mission, zur Verhandlung zu stellen. Ich habe das Referat darüber übernommen, aber nicht ohne ernstliche Bedenken. Schon vor 6 Jahren habe ich hier über „Die gegenwärtige Lage des Islam“ zu reden gehabt.[2] Ganz wird es sich kaum vermeiden lassen, daß ich nicht heute wieder manches damals Gesagte wenigstens streife; im übrigen bietet aber die seitdem veränderte Sachlage und noch mehr das heutige andersartige Thema doch, wie ich hoffe, die Möglichkeit, unliebsame Wieder-

[1] Vortrag auf der diesjährigen Prov.-Missionskonferenz in Halle.

[2] A.M.Z. 1891, 545.

holungen zu vermeiden. Ich habe nun geglaubt, meine Aufgabe am besten dadurch lösen zu können, daß wir den Islam nach einander unter einem vierfachen Gesichtspunkte betrachten, nämlich:

1. Als Konkurrenten des Christentums und damit der evangelischen Mission.

2. Als angeblichen Wegbereiter oder Vorstufe des Christentums;

3. Als den geschworenen Feind des Christentums (und der evangelischen Mission).

4. Als Objekt der evangelischen Mission.

Der Islam ist nicht nur ein Konkurrent sondern ohne allen Zweifel der allergefährlichste Konkurrent des Christentums. Das ist eine so offenkundige Thatsache, daß darüber nicht viel Worte zu verlieren sind. Er ist die einzige bedeutende Religion, die seit dem Erscheinen unsres Heilandes mit dem gleichen Anspruche wie das Christentum aufgetreten ist, nämlich die Religion der ganzen Welt zu werden. Wenn nun auch die Aussichten dazu, namentlich durch den gewaltigen politischen Niedergang des Islam im Laufe unsres Jahrhunderts für alle Zeit vernichtet sind, so macht der Islam doch noch immerhin dem Christentum auf mehr als einem Gebiete eine gefährliche Konkurrenz und ist jedenfalls in der Gegenwart die einzige nichtchristliche Religion, die noch namhafte Fortschritte macht. Doch auf alle diese Dinge gehe ich heute eben so wenig ein, wie auf den Aufschwung, welchen die Wallfahrt nach Mekka, dieses Hauptbollwerk und Lebenscentrum des Ilam in unseren Tagen genommen hat.

Dagegen möchte ich heute der Frage näher treten, ob denn der Islam wirklich innerlich befähigt ist, dem Christentum Konkurrenz zu machen. Es sind mehrfach auch in neuerer Zeit unter den Forschern auf dem Gebiete der Religionswissenschaft und ebenso unter den Reisenden Stimmen laut geworden, die den Islam mit dem Christentum ungefähr auf die gleiche Stufe setzen, wenn sie ihm nicht sogar in mancher Beziehung, z. B. als der für Afrika besser geeigneten Religion, den Vorzug geben. Natürlich kann sich eine derartige Wertschätzung des Islam nur bei solchen Leuten finden, die von dem eigentlichen Wesen des Christentums keine Ahnung haben, die es nicht anerkennen wollen, daß im Christentum eine ganz einzigartige, weil auf der großen Gottesthat der Erlösung beruhende Religion vorliegt. Aber auch wenn man beide Religionen nicht vom gläubig christlichen, sondern von rein unparteiischem, wissenschaftlichem Standpunkte aus

mit einander vergleicht, so muß doch jeder nüchterne und gründliche Beurteiler sagen, daß der Islam als Religion absolut unfähig ist, dem Christentum wirklich Konkurrenz zu machen. Weder seine Glaubenslehre noch seine Sittenlehre sind darnach angethan. Zwar betont der Islam mit großer Energie die Einheit, die Allmacht und die Barmherzigkeit Gottes, aber dennoch ist es kein lebendiger Gott, kein Gott, dessen Leben und Wesen die Liebe ist, welchen der Islam verkündigt, sondern ein starres Fatum, weshalb ja auch der Fatalismus einen Grundzug des Islam ausmacht. Von dem einen Gott, den er mit solchem Nachdruck bekennt, weiß der Islam eigentlich erstaunlich wenig zu sagen; sein ganzes Glaubensbekenntnis lautet: Es ist nur ein Gott und Mohammed ist sein Prophet. Und was die Barmherzigkeit Gottes betrifft, von der er redet, so bleibt er uns auf die Hauptfrage die Antwort schuldig, nämlich: Wie denn Gott dem Sünder Barmherzigkeit erweisen kann, ohne seiner Heiligkeit etwas zu vergeben.

Noch viel größer und handgreiflicher ist der Defekt des Islam auf dem Gebiete der Sittenlehre. Der himmelweite Unterschied zwischen der christlichen und der mohammedanischen Sittenlehre ergiebt sich am besten aus einer Vergleichung Jesu Christi und Mohammeds. Denn wie für uns der Herr Jesus, so ist für die Mohammedaner Mohammed das große Ideal und Vorbild. Je genauer man aber das Leben des letzteren betrachtet und die Gesinnung sich klar macht, welche aus seinen Thaten hervorleuchtet, desto mehr muß man sich scheuen, ihn und den Herrn Jesum überhaupt in einem Atem zu nennen. Wenn man die ganze Geschichte der Beziehungen Mohammeds zu seinen 11 Frauen näher studiert, so bekommt man einen wahren Ekel vor diesem Manne und begreift nun erst recht, woher die ganze greuliche Haremswirtschaft der Türken und andrer Mohammedaner stammt.

Dazu kommt als zweiter abstoßender Grundzug seine Grausamkeit, mit der er Hunderte von gefangenen Feinden, namentlich Juden, kalten Blutes hinschlachten läßt, und es auch nicht verschmäht, sich zur Beseitigung seiner Gegner des gemeinsten Meuchelmordes zu bedienen. Kann man sich einen schreienderen Gegensatz zu unsrem Heiland denken, der das Gebot von der Feindesliebe nicht nur gegeben, sondern auch mit der That so herrlich erfüllt hat? Da darf es uns also auch nicht verwundern, daß wir dieselbe Grausamkeit bis auf den heutigen Tag bei den Anhängern Mohammeds finden. Die Hinmordung der Armenier, die uns mit Entsetzen erfüllt, ist nur ein genaues Gegenstück zu Mohammeds eignen

Thaten und, was man ja nicht übersehen sollte, ist in genauer Übereinstimmung mit den Vorschriften des Koran.

Aber so abstoßend auch diese beiden Grundzüge in Mohammeds Charakter sein mögen, sie sind noch nicht das ärgste. Das verwerflichste an seinem Charakter bleibt dies, daß er ganz offenbar seine angeblichen Offenbarungen so eingerichtet hat und dazu hat dienen lassen, die Befriedigung seiner oft gegen allen Anstand und gute Sitte verstoßenden Gelüste zu ermöglichen und zu beschönigen. Man kann gar nicht anders, man muß ihn für einen bewußten Betrüger erklären in diesen seinen gar nicht vereinzelten Handlungen. Wenn das wirklich noch Offenbarungen sein sollen, dann können sie nur vom Teufel herkommen. Aber selbst diese Annahme ist sehr unwahrscheinlich. Gerade hier zeigt es sich deutlich, daß wir in ihm wirklich den größten aller Lügenpropheten vor uns haben.

Mit vollem Rechte muß man sich darüber aufs höchste verwundern, daß ein sittlich so bedenklich stehender Mann der Stifter einer neuen, mächtig aufblühenden Religion geworden ist. Aber die Lösung dieses Rätsels liegt darin, daß der Islam in erster Linie gar keine Religion ist, daß vielmehr die Religion nur den dünnen Firniß für ein neu gegründetes Weltreich bildet. Von Anfang an bis auf diesen Tag hat sich der Islam durch äußerliche Machtmittel, durch Feuer und Schwert ausgebreitet und erhalten. Die einzige geistige Macht, die bei ihm in Betracht kommt ist der Fanatismus, den er allerdings in hohem Maße zu erwecken versteht, namentlich auch durch die Vorspiegelung und Verheißung des aufs allersinnlichste ausgemalten Paradieses, welches er seinen Gläubigen verheißt, ganz besonders aber denen, welche im Kampfe für den Islam ihr Leben lassen.

Als weitere Eigenschaften, welche den Islam zu einem durchaus unwürdigen Konkurrenten des Christentums machen, muß ich noch nennen, seinen absoluten Mangel an allgemeiner Menschenliebe, daß vielmehr allen denen, welche die Lehre des Propheten nicht annehmen, alles und jedes Recht abgesprochen und sie zur rettungslosen Beute der Gläubigen gemacht werden, und endlich auch noch die völlige Starrheit und Entwickelungsunfähigkeit des Islam. Weil Mohammed nicht, wie das der Herr Jesus gethan, ein neues Leben gebracht hat, sondern statt dessen eine Menge ganz genauer und bestimmter Lebensformen und Vorschriften, wie sie seinen damaligen Verhältnissen angepaßt sein mochten, wie sie aber für unsre heutigen Verhältnisse ganz und gar nicht mehr passen, und weil er seine Gläubigen für immer an diese festen Formen gebunden hat,

darum hat der Islam nicht die Fähigkeit, jemals wirklich die Religion der ganzen Menschheit und aller Zeiten zu werden, und trägt auch darin den sichern Keim seines Verfalles.

Außerdem aber hat sich der Islam selbst noch eine andre Fessel angelegt, wodurch er sich unfähig macht, die Konkurrenz mit dem Christentum als Weltreligion auszuhalten, das ist seine unauflösliche Verknüpfung mit der arabischen Sprache. Für dieselbe lag ja an sich keine zwingende Notwendigkeit vor und man kann mit Recht sagen, daß gerade hierin sich die Beschränktheit Mohammeds und seiner Nachfolger sehr deutlich zeigt. Es ist bei ihnen feste und unverbrüchliche Regel, daß der Koran nie und nimmer in eine andre Sprache übersetzt werden darf. Selbst da, wo Völker mit andern Sprachen schon seit Jahrhunderten die eifrigsten Mohammedaner sind, wie z. B. die Türken, Javanen oder Maleien, ist doch nirgends davon die Rede, den Koran in die betreffende Sprache zu übersetzen. Nun hat ja aber für den Islam der Koran, „das Buch", eine noch größere Bedeutung als für uns die Bibel. Daraus folgt mit Notwendigkeit, daß von irgend welchem religiösen Verständnis und religiösem Leben unter den Mohammedanern nur da die Rede sein kann, wo die arabische Sprache gesprochen oder doch wenigstens verstanden wird.

Ist einem nun das Wesen des Islam und seine Unfähigkeit, dem Christentume wirklich Konkurrenz zu machen, klar geworden, dann wird man sich schon von vornherein des Zweifels nicht erwehren können, ob denn wirklich eine solche Religion dazu tauge, als Wegbereiter oder Vorstufe des Christentums zu dienen, eine Ansicht, welche man noch oft genug antreffen kann. Nun ist ja so viel richtig, daß der Islam mit seinem Monotheismus gegenüber allen heidnischen Religionen der Gegenwart einen wesentlichen Fortschritt bedeutet, und ebenso mit seiner Betonung der Barmherzigkeit und Allmacht Gottes, sowie mit seiner Hinweisung auf eine ewige Vergeltung dessen, was die Menschen auf Erden gethan haben. Auch das ist zuzugeben, daß die Sittenlehre des Islam trotz ihrer sehr bedenklichen Fehler, doch immerhin viel höher steht, als diejenige der allermeisten Heidenvölker. Somit wäre es ja allerdings richtig, daß die Annahme des Islam für die Heiden einen wesentlichen Forschritt bildete und sie dadurch vielleicht für die Annahme des Christentums vorbereiten könnte. Allein dies letztere wird durch die Erfahrung keineswegs bestätigt. Überall in der ganzen Welt haben sich bis jetzt wenigstens die Mohammedaner, namentlich soweit sie unter mohammedanischer Obrigkeit stehen, viel unzugänglicher für das Evangelium erwiesen, als die Heiden. Das überaus

große Selbstbewußtsein der Mohammedaner und ihre grenzenlose Verachtung aller andern Religionen bilden ein furchtbares Hindernis für die Verkündigung des Evangeliums unter ihnen. Geht man aber der Sache noch weiter im einzelnen nach, so wird man finden, daß überall da, wo die arabische Sprache nicht verstanden wird, die Annahme des Islam überhaupt gar nicht mehr als ein Fortschritt, als das Aufsteigen auf eine höhere Stufe der Religion bezeichnet werden kann, sondern viel eher als das Gegenteil davon. Da wo das Arabische unbekannt ist, wo also der nur in der arabischen Sprache vorhandene Koran den zum Islam übergetretenen Heiden ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch bleibt, da muß der Übertritt zum Islam, sowohl was religiöse Erkenntnis und religiöse Bethätigung als auch was die Sittlichkeit betrifft, meist sogar als ein entschiedener Rückschritt bezeichnet werden. Zwar wird der Islam wohl bei den meisten heidnischen Völkern, die ihn annehmen, etliche heidnische Greuel abthun, wie Menschenfresserei, Kopfabschneiden und dergleichen. Aber er thut nichts und kann nichts thun, um den heidnischen Aberglauben zu beseitigen. Im Gegenteil er bringt überall nur einen neuen mohammedanischen Aberglauben hinzu und macht dadurch die geistige Finsternis nur desto dicker. Der Islam ist überaus reich und fruchtbar in Hervorbringung von allerlei Zauberei, und daß dieselbe sich vielfach der Koranverse als Mittel bedient, um sie als Amulette u. dergl. zu verwenden, macht sie jedenfalls nicht besser oder unschuldiger. Was die Ausübungen des religiösen Lebens betrifft, so bestehen dieselben ja bekanntlich außer dem Fasten im Fastenmonate, hauptsächlich in den täglich zweimal zu wiederholenden Gebeten, denen die Moslim mit großer Treue und Gewissenhaftigkeit nachkommen. Aber was für einen religiösen Wert hat doch dies Beten, bei dem man sich nur der arabischen Sprache bedienen darf, das also nur in dem Nachplappern einiger völlig unverstandener und dabei auch wohl meistens arg verstümmelter arabischer Worte besteht. Wo es sich also um Heiden handelt, die bis dahin noch irgendwie zu ihren Göttern oder Götzen in ihrer eigenen Muttersprache gebetet und denselben ihre Anliegen und Nöte vorgetragen haben, da muß man dies unverstandene sinnlose Gebet, das an Stelle der alten heidnischen aber verständlichen Gebete getreten ist, doch entschieden als einen Rückschritt bezeichnen. Ebenso wenig hat aber das nur über Tag geübte Fasten irgend welchen religiösen Wert, zumal man sich in jeder darauf folgenden Nacht durch reichliches Essen und durch schlimmere Dinge dafür schadlos hält.

Daneben kommt noch das eifrige Lesen oder Vorlesen des Koran in Betracht, natürlich wieder nur in der arabischen Sprache, also auch für die armen Leute, die kein Arabisch verstehen, völlig wertlos, oder vielmehr als eine höchst geisttötende Beschäftigung geradezu schädlich und verdummend.

Was aber den Stand der Sittlichkeit anbetrifft, so ist es eine notorische Thatsache, daß bei gar vielen gewesenen Heidenvölkern durch die Annahme des Islam die ehelichen Bande sehr gelockert und namentlich die Ehescheidungen sehr erleichtert und darum vermehrt werden. Was Grausamkeit und Nichtachtung des Menschenlebens anlangt, so ist der Islam auch durchaus ungeeignet, darin irgend welchen Fortschritt zu bringen, ja der mohammedanische Fanatismus steigert häufig noch diese heidnischen Untugenden. Was die Wahrhaftigkeit anlangt, so ist es damit ja allerdings auch bei den allermeisten Heiden schlecht bestellt; daß aber der Islam nach dieser Seite hin etwa wesentliche Besserung brächte, davon habe ich nichts gehört, wohl aber an einigen Stellen von dem Gegenteil.

Zur Charakterisierung der Sittenlehre des Islam möge es mir hier erlaubt sein, noch eine kleine Geschichte anzuführen, die mir gerade kürzlich in einem zuverlässigen amerikanischen Blatte unter die Augen kam. Ein christlicher Reisender ließ sich in Marokko mit einem intelligenten Schuhmacher, der sogar die Universität durchgemacht hatte, in ein religiöses Gespräch ein. „Das ist alles ganz gut und schön was Sie mir da gesagt haben," antwortete der Mann, „aber sind Sie nicht ein Fremder? Warum tragen Sie denn unsre Kleidung?" „Ich möchte Euch gerne zu verstehen geben, daß ich Euer Bruder bin. Vor Gott sind alle Menschen gleich." „Alles ganz recht, aber Sie müssen doch nicht unsre Kleidung tragen, wie sie Gott uns gegeben hat, um den Charakter unsrer Religion darzustellen, ebenso wie Sie Ihre europäische haben, um Ihre Religion deutlich zu machen. Sehen Sie nur, wie weit und fließend unsre Kleidung ist, unsre Ärmel sind bauschig und unsre Schuhe bequem. Gerade so weit wie unsre Kleidung ist auch unsre Religion. Wir können stehlen, lügen, einander betrügen, Ehebruch und alle möglichen Schlechtigkeiten begehen, ganz nach Belieben, und am jünsten Tage wird unser Prophet doch alles für uns in Ordnung bringen. Aber Ihr armen Europäer, Ihr habt enge Hosen, und enge Westen und enge Röcke. Eure Kleidung ist genau so wie Eure Religion, nämlich enge. Wenn Ihr stehlt, betrügt, lügt, so müßt Ihr fortwährend bange sein vor dem Zorne Gottes." Daß solch ein sittlicher Standpunkt um kein Haar besser ist als irgend welcher heidnischer, das bedarf keines weiteren Beweises.

Bedeutsam sind auch die Äußerungen gebildeter ehemaliger Mohammedaner nach ihrer Bekehrung zum Christentum. Sie bezeichnen selbst den Islam als „irdisch, sinnlich, teuflisch". Sie sagen, derselbe wäre ihnen anstatt eines Hilfsmittels, sie zu Gott und zum Guten zu führen vielmehr das schlimmste Hindernis gewesen, den Weg des Lebens zu finden; „ja er hat uns die Annahme des Christentums nur desto schwerer gemacht und das Gift, das wir mit ihm eingesogen haben, steckt uns noch jetzt im Blute." Darum irren diejenigen sehr, die da meinen der Islam sei doch immerhin ein Fortschritt von einem niedrigeren zu einem höheren Standpunkte.

Nein, wollen wir den Islam richtig beurteilen, dann dürfen wir in ihm nichts anderes sehen, als den geschworenen und unversöhnlichen Feind des Christentums. Es ist ja bekannt, daß Mohammed selbst erst lange geschwankt hat in seiner Stellung zu den Juden und Christen, die er als Anhänger der beiden früheren, auch von ihm anerkannten Offenbarungen Gottes, zuerst freundlich behandelte und für seine Sache meinte gewinnen zu können. Als er aber sah, daß ihm solches nicht glückte, wurde er ihr bitterer Feind und diese seine Stellung ist natürlich für alle Moslims für alle Zeiten entscheidend. Die entsetzlichen Greuel, wie wir sie jetzt in Armenien erlebt haben, und die man noch immer in törichtem Verkennen der Wahrheit nur auf Rechnung des Rassenhasses setzen möchte, sind nur das, was der Koran von seinen Anhängern erwartet und ihnen befiehlt allen Andersgläubigen gegenüber. Es ist die größte Torheit, vom Islam und seinen Anhängern jemals etwas anderes, also Toleranz, zu erwarten. Toleranz ist für den Islam ebenso wenig, ja noch viel weniger möglich als für die römische Kirche.

Der Islam hat denn auch noch niemals aufgehört, seine bittere Feindschaft gegen das Christentum zu beweisen, wo er nur dazu die Macht und die Mittel gehabt hat. Bezeichnend ist auch, daß sich diese seine Feindschaft in höherem Maße gegen das evangelische als gegen das römische Christentum kehrt, weil er mit richtigem Instinkt in dem evangelischen das eigentliche, wahre Christentum erkannt hat.

Aber der ganzen Natur und dem Wesen des Islam entsprechend kehrt sich diese seine Feindschaft gegen alles, was mit dem Christentum irgendwie zusammenhängt, in erster Linie gegen alle christliche Macht und Herrschaft, und in diesem Stück ist unleugbar im Laufe unseres Jahrhunderts eine Steigerung der Feindschaft und Erbitterung der Mohammedaner gegen alles Christliche eingetreten. Eben weil der Islam einen

solchen gewaltigen politischen Niedergang in unsrem Jahrhundert erlebt hat, infolgedessen jetzt weit über die Hälfte seiner Bekenner unter christliche Herrschaft gekommen ist, und die bis heute noch selbständig gebliebenen mohammedanischen Staatengebilde nur ein sehr prekäres Dasein fristen, eben deswegen hat sich die Wut der Moslims gegen die Christen beteutend gesteigert. Ganz besonders gilt dies wohl von dem größten Teile derjenigen Moslims, die unter christlicher Herrschaft stehen. Sie alle klammern sich an die Hoffnung an, wie sie ja auch eigentlich von ihrem Glauben unabtrennbar ist, daß der Sultan von Stambul, der als Nachfolger Mohammeds, doch noch immer der eigentliche Herr der ganzen Welt sei, sie bald von ihren verhaßten christlichen Herrschern befreien werde. Sie warten denn auch thatsächlich nur auf das Signal von dem Sultan oder von Mekka her, um gegen ihre Herren aufzustehen. So hat auch die Kunde von dem, was jüngst in Armenien geschehen, die Mohammedaner bis hin nach dem fernen Sumatra mit neuen Hoffnungen in dieser Richtung erfüllt. „Seht ihr wohl," sagen sie zu den Christen, „der Sultan in Stambul kann doch thun, was er will und kann alle Christenhunde abschlachten. So wie er es dort jetzt gemacht hat, so wird es bald euch allen auch geschehen."

Es wäre in der That sehr zu wünschen, daß namentlich auch alle, die mit der Leitung der europäischen Kolonieen betraut sind, sich diese Wahrheit von der unversöhnlichen Feindschaft des Islam gegen alles was mit dem Christentum zusammenhängt und namentlich gegen alle christliche Herrschaft über halb oder ganz mohammedanische Länder recht klar vor Augen hielten und darnach handelten! Aber leider fehlt in den Kreisen unsrer Kolonialen noch viel an diesem richtigen Verständnis, wie es uns doch die Geschichte so furchtbar ernst lehrt. Bringen es doch deutsche „Kolonialkenner", um diesen modernen Ausdruck zu gebrauchen, fertig, nicht nur Christentum und Islam als etwa gleichwertig in ihrem Einfluß auf unsre deutschen Kolonieen zu bezeichnen, nein sogar dem Islam in Afrika den Vorzug zu geben. Wer das fertig bringt, bei dem scheint freilich alle Lehre der Geschichte, namentlich auch der Geschichte der englischen und holländischen Kolonieen in Indien, vergeblich zu sein. Müssen wir denn auch erst durch solche bittere Erfahrungen, wie die Engländer und Holländer sie gemacht haben, klug werden? wäre es nicht vernünftiger, daß wir uns das, was jene gelernt haben, lieber aneigneten? Denn das weiß man in Holland jetzt ganz genau, daß es für den holländischen Kolonialbesitz keinen gefährlicheren und unversöhnlicheren Feind giebt, als eben den Islam.

Aber wenn nun der Islam des ganzen Christentums geschworener und unversöhnlicher Feind ist, und wenn er eben deshalb ganz und gar nicht geeignet ist, etwa eine Übergangsstufe vom Heidentum zum Christentum zu bilden, sondern im Gegenteil da, wo er angenommen wird, die Leute fast überall für das Evangelium sehr viel unempfänglicher und schwerer zugänglich macht, was ergeben sich daraus nun für die evangelische Mission für Aufgaben? Ich meine zwei. Erstlich die Aufgabe, mit Ernst darauf bedacht zu sein, da, wo der Islam sich in unsrer Zeit unter den Heiden noch ausbreitet, ihm womöglich zuvor zu kommen, damit er uns nicht unsre Arbeit erschwert; und zweitens auch gegen diesen Feind direkt vorzugehen, mit dem Evangelium, mit andern Worten die Mission unter den Mohammedanern viel energischer in Angriff zu nehmen, als es bisher der Fall gewesen.

Es giebt ja freilich eine bedeutende Anzahl von Missionsgebieten, wo die Missionare es entweder ausschließlich oder wenigstens doch auch mit Mohammedanern zu thun haben. Aber als ich mir alle diese Gebiete näher darauf ansah, wie viel denn bisher unter den Mohammedanern erreicht, wie viele von ihnen bisher getauft sind, da war ich überrascht über die geringen bisherigen Erfolge mit einigen allerdings sehr bedeutsamen Ausnahmen. Lassen Sie mich versuchen, Ihnen einen ganz kurzen Überblick über die gesamte Arbeit der evangelischen Mission unter den Mohammedanern zu geben. Die großartige Missionsarbeit des Amerikan Board und andrer amerikanischer und englischer Missionsgesellschaften innerhalb des türkischen Reiches kommt für uns kaum in Betracht. Wie schon zu Anfang gesagt, gilt diese Arbeit fast ausschließlich den Christen verschiedener orientalischer Kirchen und man hat es einstweilen aufgegeben, die Mohammedaner selbst zu erreichen; für diese hofft man auf die Zukunft. Am meisten Eindruck wird wohl in Syrien und Palästina auf die Mohammedaner gemacht worden sein. In den dortigen Schulen und Hospitälern wird vielleicht manches Herz auch von Moslims überzeugt von der Wahrheit des Evangeliums, aber zum Übertritt kommt es einstweilen nur in ganz vereinzelten Fällen. Und nicht viel anders steht es in Ägypten, wo ja auch mehrere Missionsgesellschaften an der Arbeit sind, obwohl man eigentlich denken sollte, daß unter der verkappten englischen Herrschaft der Übertritt zum Christentum nicht mehr solche verhängnisvollen Folgen für die Betreffenden haben würde, wie im türkischen Reiche.

Auch in Persien ist die Situation dieselbe. Auch hier arbeitet man von Seiten der englischen kirchlichen und andrer Missionsgesellschaften

u. a. auch an den Mohammedanern und gewiß wird auch hier manches Herz im Geheimen gewonnen, aber zum Übertritt kommt es nicht, die Furcht vor dem allerdings fast sicheren Tod, der den Bekehrten drohen würde bei offenem Übertritt zum Christentum, hält alle zurück. Auch in Algier und den andern nordafrikanischen mohammedanischen Ländern wird von England aus Mission getrieben, aber auch hier sind Erfolge noch kaum wahrzunehmen, obgleich ja die französische Regierung in Algier und Tunis wohl den Übertretenden einen gewissen Schutz nicht versagen würde.

In den verschiedenen Gebieten der evangelischen Mission in Westafrika kommen die Missionare ja allerdings an manchen Stellen auch mit den Mohammedanern in Berührung, es werden auch einzelne von ihnen gewonnen, aber leider wird fast nirgend angegeben, wie viele es sind, und man hat den Eindruck, es sind doch erst sehr wenige. Das gilt sogar von Sierra Leone, obgleich hier die Zahl der Christen die der Mohammedaner schon weit übertrifft. In der Nigermission ist man erst seit kurzem bis an das eigentliche Mohammedanerland heran gekommeu und auch hier steht es eben so. In der Kapkolonie hat man allerdings schon einmal einen Versuch gemacht, um die dortigen Mohammedaner, sogenannte Malaien oder Slameiers, zu gewinnen, aber mit keinem Erfolg. In Ostafrika, wo die mohammedanischen Araber bei ihrer etwa 1000jährigen Anwesenheit dort am glänzendsten ihre Unfähigkeit bewiesen haben, die Zustände des Landes irgendwie zu bessern und zu heben, finden ja auch mannigfache Berührungen mit den Mohammedanern statt und es fehlt nicht ganz an einzelnen Bekehrungen aus ihren Reihen. Aber sie sind noch sehr selten und werden noch immer als etwas ganz außerordentliches erwähnt, so z. B. in den Berichten aus Uganda, wo ja allerdings die evangelische Mission sowohl gegenüber dem Islam als den Römischen einen glänzenden Sieg errungen hat, aber nicht über die Herzen der Mohammedaner.

Wesentlich anders und viel erfreulicher stehen die Dinge in Englisch Indien, wenigstens in einigen Gegenden des Landes. Englisch Indien mit seinen 57 Millionen Mohammedanern, die also Unterthanen einer christlichen Obrigkeit und als solche dem Evangelium völlig zugänglich sind, bietet ohne Zweifel in der Gegenwart die großartigste Gelegenheit für die evangelische Mission unter den Mohammedanern dar. Das hat man auch schon seit Jahren eingesehen, und man muß anerkennen, daß namentlich von Seiten der Englischen kirchlichen Gesellschaft bereits großartige Anstrengungen gemacht worden sind, diese Gelegenheit auszunutzen. Der Kampf zwischen

Christentum und Islam ist vielleicht augenblicklich nirgend so heiß und bedeutsam, als im fernen Nordwesten, in Punjab und Sindh. Dort hat man es mit Mohammedanern zu thun, die wirklich Bescheid wissen über ihren Glauben und, was die Sache ganz besonders interessant macht, die auch schon etwas beeinflußt sind, von den das ganze große englisch-indische Reich durchwehenden christlichen Ideen. Ebenso wie sich dieser Einfluß auf den Hinduismus in der bekannten Sekte des Brahmo Samadsch zeigt, so ähnlich auch in vereinzelten Versuchen, den Islam mit Hilfe der vom Christentum erborgten Ideen zu veredeln, ein Versuch, der natürlich hier so gut wie überall an der Starrheit und Unverbesserlichkeit des Islam scheitern muß. Es ist z. B. von äußerstem Interesse zu lesen von der Disputation, welche Dr. Clark in Jandiala bei Amritsar vor 2 Jahren zwischen Mohammedanern und Christen veranstaltet hatte, bei der auf Seiten der Christen nur bekehrte Mohammedaner ihren neuen Glauben verteidigten und zwar mit solchem Erfolge, daß im Laufe der folgenden Monate elf bedeutende Mohammedaner gewonnen wurden.[1]) Nicht minder interessant aber ist es, daß einer dieser streitbaren ehemaligen Mohammedaner Rev. Imaduddin, im weitern Verlauf dieses Streites den allerschlimmsten Schlag gegen den Islam dadurch führte, daß er eine sehr gute, populäre Übersetzung des Koran in der Landessprache, dem Urdu, herausgab. Denn bei den vom christlichen Geiste angehauchten Mohammedanern machte die genaue Kenntnis des Korans, d. h. des Propheten Mohammed selbst, einen solchen niederschmetternden Eindruck, daß sie sagten: „Das ist ja nicht einmal ein anständiger Mensch, viel weniger kann er der Prophet Gottes sein.“

Aber auch in diesem allererfolgreichsten Gebiete der Mohammedaner-Mission in Englisch-Indien ist die Zahl der getauften Mohammedaner doch nur gering, jedenfalls nicht mehr als höchstens etliche Hundert. Genau wird es auch hier nicht angegeben. In den übrigen Teilen von Englisch-Indien, z. B. in Krischnagar, Benares, Faizabad u. a., wo auch unter den Mohammedanern gearbeitet wird, sind die Fälle der Bekehrungen von ihnen noch weit seltener.

Ich muß gestehen, gerade durch diesen genaueren Einblick, den ich gewonnen habe in die bisher noch so spärlichen Erfolge der evangelischen Mission unter den Mohammedanern auf allen übrigen Gebieten, ist mir das, was der Herr in Niederländisch-Indien gewirkt hat, erst in seiner

---

[1]) A.M.Z. 1895, Beiblatt 13.

großen, ganz einzigartigen Bedeutung recht klar geworden. Man mag ja allerdings allerlei zur Erklärung aufführen, z. B. daß der Islam namentlich auf Java sehr wenig innerlichen Gehalt habe 2c., immerhin bleibt dies bisher der bei weitem großartigste Erfolg der evangelischen Mission unter den Mohammedanern. Zwar kann ich auch hier keine ganz genauen Zahlen angeben, da nicht immer geschieden wird zwischen den aus den Heiden und den aus den Mohammedanern Gewonnenen, aber doch ist so viel sicher, daß wir in unsrer Battamission auf Sumatra mindestens 2000 gewesene Mohammedaner unter unsren Getauften haben, und dazu noch ca. 1000 gewesene Mohammedaner im Taufunterrichte. Noch viel bedeutender sind die Erfolge auf Java. Alle Getauften auf Java, mit Ausnahme der wenigen Chinesen, die kaum etliche hundert betragen werden, kommen aus den Mohammedanern. Die Zahlenangabe wird hier nur dadurch etwas unsicher gemacht, da man nicht weiß, wie weit man die Anhänger des höchst bedenklichen Mannes, Sadrach, noch mitzählen darf. Aber dennoch bin ich auf Grund von offiziellen und andern sicheren Angaben zu dem Schluß gekommen, daß man die Zahl der auf Java aus den Mohammedanern gewonnenen mit 15000 sicher nicht zu hoch angiebt. Das wären, auch wenn wir die anderwärts im indischen Archipel noch vereinzelt getauften Mohammedaner nicht weiter in Betracht ziehen, immerhin mindestens 17000, eine Zahl die alle übrigen aus dem Islam Gewonnenen gewiß um das 10fache übertreffen wird.

Ehe ich nun aber schließe, muß ich durchaus noch einmal auf die erschütternden Vorgänge in Armenien zurückkommen, um noch ein Wort darüber zu sagen, was dieselben für die Missionsarbeit unter den Mohammedanern zu bedeuten haben. Darüber kann kein Zweifel sein, daß der Sultan selbst einen hervorragenden Anteil der Schuld an diesen Greueln trägt. Man wird aber unwillkürlich an das alte lateinische Sprichwort erinnert: Quem Deus vult perdere, dementat. Es sieht ganz danach aus, als ob der Sultan selbst dadurch viel dazu beigetragen hat, um die Katastrophe, die über kurz oder lang doch über die Türkei als selbständige Macht herein brechen muß, zu beschleunigen. Zwar ist ja augenblicklich, wenigstens scheinbar, unter allen europäischen Mächten eine ganz merkwürdige Übereinstimmung in dem Bestreben, den status quo völlig intakt aufrecht zu erhalten, ein Bemühen, das nur dann verständlich wird, wenn man sich klar macht, wie viele Milliarden europäischen Geldes in den türkischen Anleihen stecken, die natürlich aufs höchste gefährdet sind, sobald es mit der Türkei zu Ende geht. Ich kann und darf hier nicht näher auf die Gefühle eingehen, die

es in jedem Christenherzen erwecken muß, wenn man bedenkt, daß es also wesentlich diese Geldinteressen sind, und dazu dann noch die gegenseitige Eifersucht und Mißgunst der europäischen Mächte gegen einander, um derentwillen es die den Türken an Macht unendlich überlegene Christenheit ruhig mit ansieht, daß hunderttausende von Christen abgeschlachtet werden. Aber trotz aller Diplomatie wird sich die Sache in der Türkei doch ganz gewiß nicht mehr lange so aufrecht halten lassen. Der Stein ist nun einmal ins Rollen gekommen, der Fanatismus und die gegenseitige Erbitterung sind zu hoch gestiegen, und wir sehen ja, wie das Feuer, trotz aller Löschversuche der europäischen Diplomatie immer wieder hier oder da ausbricht. Vor allen Dingen aber glaube ich, daß es garnicht mehr lange währen kann, bis die türkische Finanzwirtschaft Bankerott machen muß und eben damit dann jenes finanzielle Interesse, das jetzt noch einen so hervorragenden Anteil hat an den auf Erhaltung der Türkei gerichteten Bemühungen der Mächte in Wegfall kommt. Dafür hat ja eben der Sultan selbst bestens gesorgt, daß es so kommen muß, indem er die Armenier in ihrem eigenen Lande und in Konstantinopel gemordet und damit dem Handel und Wandel in seinem ganzen Reiche einen Stoß versetzt hat, von dem sich dieselben niemals wieder erholen werden, solange die Türkenwirtschaft fortbesteht.

Also das wird man als sicher annehmen können, daß das Ende der Herrschaft des Sultans durch diese Ereignisse der letzten zwei Jahre bedeutend näher gerückt worden ist. Somit ist es auch um so mehr angezeigt, sich zu fragen, welchen Eindruck dies Ereignis, wenn es nun eintreten wird, auf die ganze Welt des Islam machen muß, und welche Bedeutung es dadurch für die Mission haben wird.

Es gehen ja freilich über diesen Punkt die Ansichten derer, welche die mohammedanische Welt am besten kennen, noch immer sehr auseinander. Manche halten noch an der Meinung fest, daß auch ohne ein selbständiges weltliches Haupt, wie es bis jetzt, wenigstens nominell, der Sultan darstellt, der Islam nicht nur weiter bestehen könne, sondern sogar zu neuem, kräftigerem Leben erstarken und zu noch viel gefährlicherem Vorgehen gegen alle christlichen Mächte sich aufraffen werde. Ich kann das aber jetzt noch weniger glauben, als vor 6 Jahren, wo ich bei meinem damaligen Vortrage hier schon diesen selben Punkt berührte. Wenn man sieht, wie, Dank unsrer heutigen ausgezeichneten Kommunikation über die ganze Erde, alles, was in der Türkei vorgeht, in der ganzen mohammedanischen Welt seinen Eindruck macht, wie die Mohammedaner z. B. jetzt da hinten in

Indien triumphiert haben, weil sie meinen, der Sultan habe aufs neue bewiesen, daß er gegenüber den Christen thun könne, was er nur wolle; wenn man weiter beachtet, wie die Erhebung des Mahdi in Afrika, die eine Zeit lang der mohammedanischen Welt solch einen mächtigen Aufschwung zu geben schien, doch einen kläglichen Ausgang nimmt und wenn man sich auch klar macht, wie alle Bemühungen der sogenannten Jungtürken und ähnlicher Reformer in Indien, völlig aussichtslos sind, dann kann man nicht anders, als zu dem Schluß kommen: Das Aufhören der weltlichen Macht des Sultans und dann auch des Schahs von Persien, muß einen geradezu vernichtenden Schlag bedeuten für den innersten Lebensnerv des Islam. Dann wird Tausenden von Mohammedanern die Richtigkeit ihres Glaubens allmählich zum Bewußtsein kommen, dann wird die große Zeit gekommen sein, wo das Evangelium den Millionen, die bisher dem falschen Propheten angehangen haben, mit überzeugender Kraft wird gepredigt werden können, wo nicht nur das furchtbare Hindernis, nämlich die Furcht vor dem gewissen Tode, der dem zum Christentum Bekehrten droht, hinweggeräumt sein wird, sondern, was noch viel wichtiger ist, wo auch der maßlose Stolz und die Siegesgewißheit der Moslim für immer gebrochen sein werden. Darum gilt es für die evangelische Mission, sich für diese bevorstehende große Zeit der Mohammedanermission bereit zu halten und namentlich auch jetzt schon die wirksamsten Kämpfer für diesen großen letzten Kampf zu sammeln, nämlich solche ehemalige Mohammedaner, die aus lauterer Überzeugung das Evangelium angenommen haben und nun das Heil, das sie in Christo gefunden haben, ihren ehemaligen Glaubensgenossen mit überzeugender Kraft anpreisen können. Gewiß wird es noch durch mancherlei Verwickelungen und letzte Zuckungen des Islam hindurch gehen, sicherlich wird der Fanatismus der Mohammedaner noch mehr solche entsetzlichen Greuel, wie wir sie jetzt erlebt haben, hervorrufen, aber alle solche Dinge werden den Siegeslauf des Evangeliums nicht aufhalten können, nein, sie werden, wie wir das ja auch jetzt in unsren Tagen schon sehen, den Eifer und die Liebe der Christenheit nur desto mehr anfachen. Das gebe Gott!

Die Wirren in Madagaskar.[1]

Von G. Kurze. II.

Seitdem wir unsern letzten Madagaskar-Artikel in dieser Zeitschrift (1896, S. 441) veröffentlichten, ist eine Reihe folgenschwerer Ereignisse über die Insel hereingebrochen. Zu diesen gehört in erster Linie die Zurückberufung des Generalresidenten Laroche und seine Ersetzung durch den mit allen Befugnissen der Militärdiktatur ausgerüsteten General Galliéni, den Bezwinger des französischen Sudan. Es liegt jetzt klar zu Tage, daß Laroche den Intriguen der Jesuiten zum Opfer gefallen ist, die im Bunde mit den von ihnen inspirierten französischen Kolonisten und Händlern in Antananarivo und den madagassischen Küstenstädten mit unerhörter Rücksichtslosigkeit in der französischen Presse einen Krieg bis aufs Messer gegen den verhaßten „Protestanten" führten. So kühl die Evangelischen in Madagaskar zunächst Laroche im Hinblick auf seinen bekannten Brief an den Algierer Trappistenabt gegenüberstanden, so hat sich derselbe doch in den drei Vierteljahren seiner madagassischen Thätigkeit durch seinen strengen Gerechtigkeitssinn, sein von schonender Rücksicht gegenüber der Königin Ranavalona und den Madagassen zeugendes wohlwollendes Regiment und durch seine unparteiische Handhabung der Religionsfreiheit die Herzen der Madagassen und der evangelischen Missionare in einem solchen Grade gewonnen, daß man ihn in den ersten Tagen des Oktober v. J. nur unter großem Bedauern hat scheiden sehen. Um so mehr überhäuften ihn die Jesuiten und deren Gefolge mit ihren Schmähungen und Verleumdungen, weil er sich nicht, wie sie gehofft, als gefügiges Werkzeug für die von ihnen schon damals geplante Unterdrückung der evangelischen Bevölkerung Madagaskars gebrauchen ließ. Selbst der französische Kolonialminister Lebon getraute sich nicht, Laroche, von dem er zugeben mußte, daß er stets seine Instruktionen gewissenhaft ausgeführt habe, auf seinen hohen Posten zu belassen, sondern gab ihn dem Haß der Jesuiten preis. Es ist sehr bezeichnend für den

[1]) Um diesen Artikel sofort ganz zu bringen, stelle ich die Rundschau und den Schluß von „Bischof French" für die nächste Nummer zurück. Es sind himmelschreiende Dinge, welche jetzt in Madagaskar gegen den Protestantismus geschehen, und sie zeigen uns, was man von den Jesuiten zu erwarten hat, wo die Gewalt hinter ihnen steht. Ich bitte, die mitgeteilten Thatsachen, möglichst verbreiten zu helfen.

Terrorismus, den die Klerikalen jetzt in Frankreich ausüben, wenn der Minister in der Madagaskar-Debatte am 3. November v. J. vor dem Senat erklärt:

„Die gegen Herrn Laroche teils in Paris teils in Madagaskar gerichteten Angriffe sind derartig gewesen, daß die Regierung gedacht hat, er besitze nicht mehr die nötige moralische Autorität weder in der öffentlichen Meinung, noch bei seinen bürgerlichen und militärischen Untergebenen in Madagaskar, um auch nur in der von mir angegebenen Rolle (Laroche sollte zunächst noch als Generalresident die Küstenprovinzen bereisen, während Galliéni das Innere der Insel zur Ruhe bringen sollte) verwandt zu werden. Dies war der Grund, warum ich am 14. September, als ich die Gewißheit von der Landung des General Galliéni in Madagaskar hatte, Herrn Laroche gebeten habe, nach Frankreich zurückzukehren."

Eine der letzten Regierungsakte Laroche's, ehe er die Zügel in die Hände seines militärischen Nachfolgers legte, war die am 27. September v. J. erfolgte Proklamierung der **Aufhebung der Sklaverei**, wobei der Generalresident allerdings nicht auf eigene Hand, sondern nach der aus Paris ihm gewordenen Weisung handelte. Es war das seitens der Franzosen ein höchst gewagtes Unternehmen, da die bereits auf der Insel herrschende Verwirrung und Unsicherheit dadurch nur neuen Nährstoff erhalten konnte. Handelte es sich doch um die plötzliche Emanzipierung von ungefähr 1 Million Sklaven ohne die geringste Übergangsperiode und ohne jegliche Geldentschädigung der bisherigen Sklavenbesitzer. Aber vielleicht hat die französische Regierung doch den richtigen Zeitpunkt getroffen, zu welchem die Durchführung eines in die bisher bestehende soziale Ordnung so tief einschneidenden Gesetzes überhaupt möglich war. Die Hovabevölkerung war nämlich in jenen Tagen, kurz nach dem Eintreffen des General Galliéni, von Angst und Schrecken wie gelähmt, weil die fürchterlichsten Geschichten im Volke über die Grausamkeit und Rücksichtslosigkeit des neuen Gewalthabers im Schwange gingen. So kam es denn nirgends zur Auflehnung gegen das Gesetz, und auch in den Landbezirken nahm die Bevölkerung, soweit sie nicht im Lager der Aufständischen war, die Sklavenemanzipation als ein unvermeidliches Übel ruhig hin, zur großen Verwunderung der evangelischen Missionare, die das Volk noch nicht für eine solche Radikalkur für reif gehalten hatten. Um der Bedeutung willen, die die Sklavenbefreiung auch für die Missionsarbeit hat, führen wir hier den Wortlaut jenes Gesetzes vom 27. September 1896 an:

1. Artikel. Alle Bewohner Madagaskars sind freie Wesen.
2. Artikel. Der Menschenhandel ist verboten. Jeder Kontrakt in irgend welcher Form, sei er schriftlich oder mündlich, welcher etwas über den Verkauf oder An-

kauf von Menschen enthält, ist null und nichtig, und seine Urheber werden mit einer Geldstrafe von 500—2000 Fr. und einer Gefängnisstrafe von 2 Monaten bis zu 2 Jahren belegt. Im Wiederholungsfalle werden diese Strafen verdreifacht. Sie erstrecken sich gleicherweise auch auf den Beamten, welcher überführt ist, den Kontrakt beglaubigt oder überhaupt seine Beihilfe zur Ausführung desselben gewährt zu haben.

3. Artikel. Das Höchstmaß der genannten Strafen wird jeden treffen, der Zwangsmittel gebraucht, um einen Menschen zum Zwecke des Verkaufes aus seiner Provinz hinwegzuführen, sowie den Beamten, welcher trotz seiner Kenntnis solcher Zwangsmaßregeln seine Amtsgewalt nicht dazu angewandt hat, den Vorgang zu vereiteln.

4. Artikel. Die durch die Wohlthat dieses Gesetzes freigewordenen Personen, welche sich vorher im Sklavenstande befanden, behalten den rechtmäßigen Anspruch auf den beweglichen und unbeweglichen Besitz, welchen sie von ihrem Verdienste oder auf Erbschaftswegen erworben haben. Die unbeweglichen und beweglichen Sachen in natura aber, welche sie der Freigebigkeit ihrer vormaligen Herren verdanken, können von letzteren wieder in Anspruch genommen werden.

5. Artikel. Die durch die Wohlthat dieses Gesetzes freigewordenen Personen, welche sich vordem im Sklavenstande bei Herren befanden, von denen sie sich nicht zu trennen wünschen, können, gegenseitige Übereinstimmung vorausgesetzt, bei ihren alten Herren bleiben.

6. Artikel. Frankreich verzichtet darauf, die Bevölkerung Madagaskars mit einer außerordentlichen Kriegssteuer zu belasten. Den als bedürftig anzusehenden vormaligen Sklavenbesitzern kann eine Beihilfe in Form von Landbewilligung gewährt werden.

Ein großer Teil der freigelassenen Sklaven gab sich natürlich sofort dem süßen Gefühl des Nichtsthuens hin; andere zogen schon am nächsten Tage nach Proklamierung des Gesetzes mit Sack und Pack in ihre entfernte Heimat; aber ein nicht unbedeutender Prozentsatz war gar nicht von der Freilassung begeistert, weil sie bald merkten, daß sie nun nicht mehr, wie ehedem, ihr tägliches Brot von ihren alten Herren bekamen. Da, wo ein gutes Verhältnis zwischen dem Herrn und seinen Sklaven geherrscht hatte, ist es in vielen Fällen dahin gekommen, daß der Herr seinen früheren Sklaven seine Reisäcker gegen eine Naturalabgabe zur Bearbeitung überlassen hat; so sind denn aus den Sklaven an nicht wenig Orten Pächter geworden. Es wäre übrigens ein Irrtum, wenn jemand annehmen wollte, daß nun die Sklaverei in ganz Madagaskar ein überwundener Standpunkt sei. Leider besteht sie in ihrer grausamsten Form in der Westhälfte der Insel unter den Sakalavastämmen noch weiter, welche zahlreiche aus dem Inlande geraubte eingeborene Christen in einer überaus jammervollen Knechtschaft halten, wie besonders der norwegische Missionar Nilsen-Lund auf seinen gefährlichen Fahrten durch Westmadagaskar ans Licht gebracht

hat. Es können noch Jahre hingehen, ehe auch für diese Armen mit der Unterjochung ihrer Peiniger durch die Franzosen der ersehnte Tag der Befreiung anbricht.

Die Hauptaufgabe des vom 1. Oktober v. J. ab auf Madagaskar als Generalresident und Diktator gebietenden Generals Galliéni bestand zunächst darin, den mit unheimlicher Schnelligkeit über die Binnenprovinzen — mit alleiniger Ausnahme von Süd-betsileo — sich ausbreitenden Aufstand durch rücksichtslose Gewaltmaßregeln niederzuwerfen. Schon die Ankunft des Generals in Antananarivo war dazu angethan, die eingeborene Bevölkerung einzuschüchtern. Anstatt nämlich, wie es Laroche gethan hatte, der Königin zunächst seine Aufwartung zu machen, sah sich die arme gedemütigte Frau gezwungen, selber beim General um eine Audienz nachzusuchen, worauf er dann erst seinen Gegenbesuch machte. Gleichzeitig durfte die Königin sich nicht mehr als Herrscherin von Madagaskar, sondern nur noch als Königin von Imerina unterzeichnen. Schrecken lagerte sich über Antananarivo, als auf Befehl des Generals in der Morgenfrühe des 15. Oktobers auf dem Andohalo-Platze, dem Forum der Hauptstadt, zwei der hervorragendsten Glieder der Hofaristokratie, Ratsimamanga, der Onkel der Königin, und Rainandriananampandry, der Minister des Innern, auf Grund der Anklage, mit den Rebellen im Einverständnis zu handeln, erschossen wurden.

Gegen die Aufständischen selbst verfolgte Galliéni ein neues Verfahren. Er überzog nach und nach mittelst der ihm zur Verfügung gestellten vermehrten Truppenmacht die aufständischen Provinzen mit einem dichten Netz von Blockhäusern, deren Besatzungen unter einander Fühlung halten und das Wiederauftauchen der Fahavalos nach Kräften verhindern mußten. Tagtäglich fanden in Antananarivo und in der Umgebung Exekutionen statt; jeder Eingeborene, der mit der Waffe in der Hand ergriffen oder in dessen Behausung Munition oder ein Gewehr gefunden wurde, wurde ohne Erbarmen erschossen. Um so nachgiebiger war der General gegenüber denjenigen Anhängern der Aufständischen, die sich freiwillig unterwarfen; es waren ihrer freilich nicht viel, da man der versprochenen Amnestie nicht traute. Dorfschaften, welche ausnahmsweise durch tapferen Widerstand sich die Aufständischen vom Leibe gehalten hatten, wurde zur Belohnung völlige Steuerfreiheit auf ein Jahr bewilligt.

So ist es Galliéni im letzten Vierteljahre 1896 gelungen, den eisernen Ring, mit welchem die Rebellen die Hauptstadt eingeengt und vom freien Verkehr mit der Küste abgeschlossen hatten, zu durchbrechen und im

Umkreis von 50 km um Antananarivo Sicherheit und unbehinderten Verkehr zu gewährleisten. Freilich machten sich von Zeit zu Zeit die Fahavalos immer noch in sehr unliebsamer Weise bemerkbar; so hatten sie z. B. die Kühnheit, in der Nacht vom 18. zum 19. November die nur 5 Stunden von Antananarivo entfernte, den Madagassen heilige Stadt Ambohimanga zu überfallen, trotzdem dort eine französische Besatzung lag; ja es ist vorgekommen, daß einzelne Abteilungen der Rebellen Artillerie ins Gefecht geführt haben. Noch immer ist auf den wichtigen Straßen von der Hauptstadt nach Tamatave, Mojanga und Fianarantsoa der Verkehr streckenweise nur unter Militärgeleit von Blockhaus zu Blockhaus möglich, und sicherlich ist das Zurückgehen des Aufstandes auch mit auf die Einwirkung der Regenzeit zu setzen, welche die Fahavalos zu gezwungener Ruhe verurteilt. Es wäre daher leichtsinnig, schon jetzt von einer Pacificierung Madagaskars zu reden; erst wenn die nächste Trockenzeit (Mai bis September) ohne größere Ruhestörungen verläuft, kann man die französische Oberherrschaft für einigermaßen gesichert halten.

Ein kluger Schachzug der französischen Behörde ist es, daß man nach dem Grundsatze „Divide et impera" angefangen hat, die bisherige politische Einheit Madagaskars in eine Reihe von mehr oder weniger mit Selbstverwaltung ausgestatteter Provinzen zu zerlegen; so hat Galliéni z. B. die Provinzen Imerina, Betsileo, Sihanaka, Bezanozano und Betsimisaraka als gleichberechtigte Teile des Staatenbuudes Madagaskar kreirt; jede Provinz wird unter der Leitung französischer Residenten von eingeborenen Adelsgeschlechtern verwaltet; die verhaßten Hovabeamten sind überall nach Imerina abgeschoben worden. Über den einzelnen Provinzen steht natürlich als Obermacht die Generalresidentur in Antananarivo; in den Binnenprovinzen herrscht übrigens noch der Belagerungszustand.

Auch hat Galliéni trotz der unruhigen Zeiten bereits für Hebung der Kommunikationen und für die Ausnützung der natürlichen Reichtümer der Insel manches gethan. So sind z. B. großartige Wegebesserungen auf den Hauptverkehrsstraßen vorgenommen worden. Auch liegt bereits der französischen Kammer das Projekt einer Fahrstraßenanlage zwischen Fianarantsoa und dem nächsten Hafen der Ostküste vor. Ein Bergwerksgesetz ermöglicht Franzosen und Ausländern die Ausbeutung der Bodenschätze. Angehörige asiatischer und afrikanischer Rassen, sowie die Madagassen selbst dürfen freilich nicht nach Mineralien graben. Seit dem 20. November 1896 hat die Regierung für Imerina außer einigen indirekten Steuern eine Kopfsteuer in der Höhe von 2 M. jedem über 16 Jahre alten männlichen Eingeborenen auferlegt. Ja seit Neujahr hat Galliéni sogar den gesetzlichen Arbeitszwang für alle diejenigen männlichen Madagassen im Alter von 16—60 Jahren eingeführt, welche weder Beamte, noch Kaufleute, Gewerbetreibende, Händler oder Grundbesitzer sind; der Arbeitstag ist zu 10 Stunden angenommen. Mit dieser Steuergesetzgebung und dem Arbeitszwang kommt die Regierung den Wünschen der französischen Kolonisten und Erwerbsgesellschaften entgegen, die sich

bisher über den Mangel an Arbeitskräften bitter beklagten. Auch will man dadurch dem Übelstande vorbeugen, daß sich frühere Sklaven beschäftigungslos im Lande herumtreiben. Inwieweit freilich diese Gesetze nun auch wirklich in den einzelnen Landesteilen bei den beschränkten Machtmitteln der Franzosen durchführbar sind, muß vorläufig noch dahingestellt bleiben.

Leider ist der Personenwechsel in der Generalresidentur Madagaskars für die evangelische Mission von verhängnisvollen Folgen begleitet gewesen. Die Jesuiten haben nämlich die Gelegenheit benützt, um eine von früher her schon vorbereitete Zwangsbekehrung der evangelischen Missionsgemeinden zur katholischen Kirche ins Werk zu setzen. Noch waren nicht acht Tage seit der Abreise Laroche's verflossen, als die Jesuiten einen Krieg bis aufs Messer — wie ein höherer französischer Kolonialbeamter ihr Vorgehen charakterisierte — gegen die evangelischen Madagassen begannen und zwar mußte ihnen gerade der Aufstand und die dadurch veranlaßte Militärdiktatur die Waffen dazu liefern. Zuerst beantragten sie bei dem Oberkommando die Entsendung von kleinen Garnisonen nach ihren von den Fahavalos bedrohten Stationen. Aber anstatt nun unter dem Schutz ihrer Landsleute ruhig Missionsarbeit zu treiben, mißbrauchten sie den Umstand, daß die betreffenden Offiziere in Ermangelung geeigneter Quartiere meist froh waren, im katholischen Pfarrhause wohnen und die Dienste der Patres als Dolmetscher in Anspruch nehmen zu können, dazu, dem Postenkommandeur alle irgendwie einflußreichen und angesehenen Glieder der evangelischen Missionsgemeinden innerhalb ihres Bezirkes als geheime Fahavalos zu denunzieren. So sahen sich dieselben Evangelischen, die wegen ihrer Weigerung, sich der heidnischen Erhebung anzuschließen, eben erst Hab und Gut in den Händen der Fahavalos gelassen und mit Not das nackte Leben gerettet hatten, mit einem Male von denen mit Kerker und Todesstrafe bedroht, welche sie als ihre Befreier begrüßt hatten. Waren so die Gemeinden ihrer Führer beraubt, so war es den Jesuiten ein leichtes, die Evangelischen mit der Drohung, daß sie ebenfalls als Rebellen verurteilt werden würden, zum Übergange zur katholischen Kirche zu bewegen. Leider finden sich unter den französischen Offizieren nicht wenige, die den Jesuiten willig den weltlichen Arm leihen, um ihre lichtscheuen Pläne auszuführen. So hat es z. B. der im Bezirke Ambatomanga kommandierende Oberst jedem, der es hören will, erklärt, daß die Religionsfreiheit wohl für alle da sei, aber daß, wer Frankreichs Wohlgefallen erringen wolle, zur katholischen Kirche übertreten müsse. Derselbe Offizier schrieb an die Bewohner eines kleinen

Dorfes einen Brief, worin er ihnen zu ihrem Übertritte zum Katholizismus Glück wünschte. Der Jesuitenpater las diesen Brief auf offenem Markte vor Hunderten von Zuhörern, die von allen Seiten herbeigeströmt waren, vor. Auch ließ er wider das Gesetz mehrere Londoner Missionsschulen schließen, unter dem Vorwande, daß die Lehrer des Französischen nicht mächtig wären. In Sabotsy hat der Kapitän, welcher die Besatzung des dortigen Fort befehligt, den Evangelischen untersagt, ihren Pastor und Lehrer, die sich vorübergehend in Antananarivo wegen Erlernung der französischen Sprache 'aufhielten, wieder bei sich aufzunehmen. Und doch ist jener Lehrer einer der tüchtigsten Helfer der französischen Kolonne gewesen, die er gegen die Fahavalos geführt hat.

Rätselhaft ist Galliéni's Verhalten gegenüber diesem von den Jesuiten in Szene gesetzten Religionskriege. Auf der einen Seite erklärt er in öffentlichen Proklamationen und mündlich gegenüber den evangelischen Missionaren, daß auf Madagaskar Religions- und Gewissensfreiheit von der französischen Regierung allen ihren Unterthanen verbürgt werde; auf der andern Seite aber hat er eine Reihe von Anordnungen erlassen, die offenbar dazu dienen müssen, die evangelische Mission zu schädigen und ihren Betrieb zu erschweren. Es ist kaum denkbar, daß die Jesuiten und die klerikal gesinnten französischen Offiziere in direktem Gegensatz zu den vom General erlassenen gesetzlichen Bestimmungen über die Religionsfreiheit es wagen würden, die Evangelischen zu verfolgen, wenn sie nicht von irgend einer Seite einen Wink erhalten hätten, daß jene Proklamationen blos ein für die Öffentlichkeit bestimmtes Blendwerk sind. Es macht den Eindruck, daß der General ebenfalls den Einfluß der Jesuiten in Paris fürchtet und darum ihrem unlauteren Treiben gegenüber die Augen zudrückt. Wohl hat Galliéni dem Pastor Lauga gegenüber die Äußerung fallen lassen: „Ich kam hierher mit all den Vorurteilen, die wir in Frankreich gegen die englischen Missionare haben; aber je mehr ich von ihnen sehe, um so mehr Vertrauen habe ich zu ihnen"; doch will sich seine Handlungsweise nur schwer mit seinen Worten in Einklang bringen lassen.

Gleich das Schulgesetz, welches Galliéni im Oktober v. J. erließ, kehrte seine Spitze gegen die evangelischen Missionare. Dieses Gesetz verlangte, daß fortan in allen Missionsschulen Madagaskars — nicht etwa nur in den höheren Anstalten, sondern auch in den gewöhnlichen Volksschulen — die Hälfte sämtlicher Unterrichtsstunden auf den französischen

Sprachunterricht verwandt werden sollte.[1]) Mit Mühe erlangten die Leiter der evangelischen Missionen vom General einen Aufschub, um die nötigen Vorbereitungen zur Einübung von eingeborenen Lehrern im Französischen zu treffen. Bei den Londoner Missionaren läuft dieser Termin am 1. April, bei den Norwegern am 1. Oktober d. J. ab. In dieser verschiedenen Bemessung spiegelt sich gleichzeitig das Verhältnis wieder, welches zwischen der französischen Regierung und den evangelischen Madagaskarmissionaren herrscht; die Norweger gelten als Unterthanen einer nicht kolonisierenden Macht, politisch als unverdächtig, während man den Londoner Missionaren immer noch hochverräterische Hintergedanken unterschiebt, obgleich die Vorstände und Sendboten der Londoner Mission, ebenso wie die der Friends-Mission es nicht an Bethätigungen ihrer Loyalität gegenüber Frankreich haben fehlen lassen.

Ein anderer Gewaltakt Galliéni's gegenüber der evangelischen Mission ist die im November v. J. auf seinen Befehl erfolgte Beschlagnahme des von der Friends-Mission in den Jahren 1889—1891 mit einem Kostenaufwande von 150000 Fr. erbauten großen Missionshospitales Isoavinandriana[2]) bei Antananarivo, derselben Anstalt, die vom Tage der Eroberung der Hauptstadt an den Verwundeten der französischen Expedition gastlich ihre Pforten öffnete. Den Betrieb des Hospitals hatten bisher die Londoner und die Friends-Mission gemeinsam; auf erstere entfiel ein, auf letztere zwei Drittel der ca. 40000 Fr. betragenden jährlichen Unterhaltungskosten. Es ist nicht verwunderlich, daß gegenüber einem solchen feindseligen Vorgehen die Oberin der Anstalt die ihr von Galliéni im Namen der Regierung überreichte goldene Medaille — für ihre Verdienste um Pflege der Verwundeten — demselben wieder zur Verfügung gestellt hat.

Ferner hat Galliéni die Schließung der von den norwegischen und englischen Missionsärzten seit längerer Zeit gemeinsam betriebenen Medizinischen Schule angeordnet und der ärztlichen Mission dadurch neue Schwierigkeiten in den Weg gelegt, daß jeder Arzt fortan sein Doktordiplom auf einer französischen Universität sich erwerben muß. Die Regierung hat nämlich selbst eine Medizinische Schule in Antananarivo unter der Leitung des Oberarztes Mestayer ins Leben gerufen, in welcher junge Madagassen einen fünfjährigen Kursus durchmachen müssen, ehe sie

---

[1]) Um das Ungeheuerliche dieser Maßregel zu begreifen, denke man sie sich auf die Volksschulen eines europ. Kulturstaates angewendet, z. B. Frankreichs, daß das Deutsche die Hälfte des Unterrichts bilden müsse. D. H.

[2]) Ein prächtiges Bild von diesem Missionshospitale bringt das eben erschienene 15. Heft der „Geschichten und Bilder aus der Mission" (Halle, Buchh. des Waisenhauses. Preis 25 Pfg.) G. K.

das Recht zum Praktizieren erhalten; um für diese Schule gleich ein passendes Gebäude und ein Hospital zu haben, ist jene Beschlagnahme des Missionshospitales erfolgt.

Eine unschätzbare Hilfe finden die evangelischen Missionsgesellschaften in diesen schweren Zeiten bei der Pariser Evangelischen Missionsgesellschaft. Menschlich geredet, ist es ihr allein zu verdanken, daß die evangelische Mission in Madagaskar noch existiert. Wohl sind ihre beiden ersten Sendboten, Professor Krüger und Pastor Lauga vor Ablauf v. J. wieder nach Frankreich zurückgekehrt; aber ehe der letztgenannte Anfang November Antananarivo verließ, war bereits in dem Missionar Escande ein provisorischer Ersatz eingetroffen, der die Vermittelung zwischen der französischen Oberbehörde und den evangelischen Missionen, wie seine Vorgänger mit großem Eifer und Geschick besorgte. Mit rührender Opferwilligkeit haben sich unsere Glaubensgenossen in Frankreich bereit erklärt, die von der adeligen Jugend der Hauptstadt besuchte sogenannte Palastschule, an der Lauga bereits Unterricht erteilte, und die von ca. 30000 Kindern besuchten 800 Volksschulen der Londoner Mission in der Provinz Imerina zu übernehmen. Pastor Lauga hat bei seiner Rückkehr übrigens 8 evangelische Hovalehrer mit nach Frankreich gebracht, die dort teils in Montpellier, teils im Pariser Missionsseminar weitergebildet werden, um dann in den madagassischen Missionsschulen sich nützlich machen zu können. Bereits sind auch in diesem Jahre zwei Reisegesellschaften von der Pariser Mission nach Madagaskar entsandt worden, am 10. Januar die beiden Lehrer Galland und Durand und am 25. März 3 französische Pastoren mit ihren Familien, ferner Professor Ducommun, welcher die Palastschule leiten soll, und Oberlehrer Mondain, welchem das Inspektorat über die Schulanstalten Antananarivo's zugedacht ist. Auch die arme Königin von Madagaskar hat von seiten der Vertreter der Pariser Missionsgesellschaft manche Stärkung in ihrer Bedrängnis erfahren. Die Jesuiten gedachten offenbar ihre Kampagne mit einem großen Coup abzuschließen indem sie den Versuch zur Gewinnung der Königin machten. Bald belästigte sie Bischof Cazet — in einer Woche 4—5 mal — mit seinem Besuch, bald waren es die katholischen Schwestern, die sie bearbeiteten. Man stellte ihr vor, wie sie sich bei den Franzosen beliebt machen würde, wenn sie von Zeit zu Zeit der Messe beiwohne. Dieser Verkehr des Bischofs mit der Königin wurde natürlich von den Patres weit und breit für ihre Zwecke verwertet, und es herrschte eine gewaltige Aufregung unter der evangelischen Bevölkerung in Stadt und Land. Schon jubelten die

Katholiken; da zerriß die Königin das über sie geworfene Netz und bat am 15. November den Missionar Escande, das Amt als Hofprediger bei ihr zu übernehmen. Leider konnte derselbe nur durch einen katholischen Dolmetscher mit seinem Beichtkinde verkehren; auch mußte er für jeden Besuch bei der Königin sich erst 48 Stunden vorher die Erlaubnis auf der Generalresidentur erbitten, während dem Bischof kein Hindernis in den Weg gelegt ward. Jedenfalls ist es mit auf Betrieb der Jesuiten geschehen, die sich für die Vereitelung ihrer Proselytenmacherei rächen wollten, daß am 28. Februar die Königin Ranavalona ihre Hauptstadt verlassen mußte, um nach Réunion in die Verbannung zu wandern. Wer weiß, welchen Belästigungen seitens der katholischen Kirche die arme Dulderin dort ausgesetzt sein wird! Hoffentlich bleibt sie der evangelischen Wahrheit treu und macht die Anschläge der Römischen zu schanden.

Der Londoner Mission haben die Rebellen das 5 Stunden östlich von der Hauptstadt gelegene Sanatorium Ambatovory niedergebrannt; auch die von Missionar Peake in der Nähe Ambatovory gegründete Aussätzigen-Kolonie ist ein Opfer ihrer Zerstörungssucht geworden. Der Vorsteher der Kolonie, der aussätzige Evangelist David, erlitt den Märtyrertod, weil er seinen Christenglauben nicht verleugnen wollte.

Auch die Anglikaner haben die Ermordung eines Lehrers Abel in einem Vorimodorfe an der Ostküste zu beklagen. Zwei Nebenstationen im Mananzarabezirke mußten wegen den Unruhen im Herbste v. J. aufgegeben werden. Dagegen konnte Missionar Smith eine neue Station Marohita ins Leben rufen.

Die Zahl der norwegischen Missionsstationen hat ebenfalls eine Einbuße erlitten, insofern die Fahavalos am 19. September die Stationskirche und Missionsgebäude von Fisakana niederbrannten. Auf der Südostküste hatte ein Bürgerkrieg die Arbeit zeitweise fast zum Stillstand gebracht; auch die Stationen Isalo (Baraland) und Mibongy (Sakalavagebiet) mußten aufgegeben werden. Dagegen zeigte die Visitationsreise, welche Dr. Borchgrevink zusammen mit Pastor Lauga im Spätsommer v. J. durch die Provinz Betsileo unternahm, daß der größere Teil der Gemeinden am Evangelium festhält. Der norwegische Missionsinspektor, Pastor Dahle, weilt gegenwärtig in Frankreich, um die Interessen seiner Gesellschaft bei der Regierung und den Evangelischen Frankreichs zu vertreten.

Im Folgenden belegen wir nun im einzelnen die von uns oben gegen die Jesuiten gerichtete Anklage der Unterdrückung der evangelischen

Kirche Madagaskar. Zunächst ein paar Beispiele für das gewaltthätige Auftreten der Jesuiten in den evangelischen Missionsgemeinden Imerinas.

Der evangelische Gouverneur Rainijemisona von Antanamalaza hatte zu wiederholten Malen den französischen Behörden hervorragende Dienste geleistet, indem er denselben nicht nur wichtige Nachrichten über die Bewegungen der Fahavalos übermittelte, sondern auch eine vom französischen Kapitän NN. kommandierte Abteilung Milizsoldaten in das Versteck der Räuber führte, welche seinerzeit die drei Franzosen Duret de Brie, Grand und Michaud ermordet hatten. Man fand bei ihnen auch richtig noch die Habseligkeiten ihrer Opfer vor. Der im dortigen Bezirke stationierte Jesuitenpater hatte bis dahin vergeblich versucht, den Gouverneur zur katholischen Kirche herüberzuziehen. Als Schmeicheleien und Lockmittel nichts fruchteten, ging er zu Drohungen über. Rainijemisona machte dem Pastor Lauga von diesen Vorgängen Mitteilung und bat ihn um Befürwortung eines Gesuches, in welchem er die französische Oberbehörde um eine kleine Garnison für seinen von den Rebellen bedrohten Wohnort bat; ein solcher Militärposten würde, wie er erklärte, dem ganzen Bezirke Sicherheit verschaffen. Leider waren damals die erwarteten Truppennachschübe noch nicht eingetroffen, und so konnte die Behörde dem Wunsche des Gouverneurs nicht gleich Folge leisten. Als dann geraume Zeit darnach doch noch eine kleine Garnison in Antanamalaza einrückte, denunzierte der Jesuitenpater den Gouverneur bei dem eben eingetroffenen französischen Bezirkskommandeur Oberst N. N. als einen Rebellen. Rainijemisona wurde alsbald verhaftet und nach Antananarivo abgeführt, wo er, der Mitschuld am Aufstande angeklagt, von dem madagassischen Gerichtshof im Oktober v. J. zu Kerkerhaft verurteilt wurde. Die evangelische Bevölkerung von Antanamalaza, welche aus diesen Vorgängen ihre Schlußfolgerungen zieht, geht seitdem zum größten Teil zur Messe.

Vier Stunden südlich von Antananarivo liegt die Londoner Missionsstation Tsiafahy. Der dortige englische Missionar hatte sich mit Frau und Kindern im April v. J. vor den heranrückenden Aufständischen nach der Hauptstadt zurückziehen müssen. In ganz Tsiafahy gab es keinen einzigen Katholiken, geschweige denn eine katholische Kirche. In der Folge zog eine kleine Garnison in dem Orte ein und der Kommandant Kapitän N. N., „ein streitbarer Katholik", wie er sich selbst zu titulieren beliebt, äußerte den berechtigten Wunsch, regelmäßigen katholischen Gottesdienst zu haben. Um nun seinen religiösen Bedürfnissen Rechnung zu tragen, nahm der Kapitän einfach der evangelischen Gemeinde ihre Kirche und ließ an den beiden Sonntagen, den 19. und 26. Oktober v. J., in Gegenwart der Garnison darin Messe halten. Als sich die beiden Sendboten der Pariser Evangelischen Missionsgesellschaft, Pastor Lauga und Missionar Escande, zu Gunsten der, wie sie ausdrücklich bemerkten, ausschließlich evangelischen Gemeinde beim Kapitän verwandten, antwortete ihnen derselbe: „Evangelisch sind sie? ... *Sie werden das sein, was ich will!*" Wir verfehlen übrigens nicht, hinzuzufügen, daß General Galliéni das Vorgehen des Kapitäns gemißbilligt und die Rückgabe der Kirche an die evangelische Gemeinde angeordnet hat. Dies hat jedoch nicht gehindert, daß in einem andern Bezirke, dem von Ambatomanga, mit ausdrücklicher Ermächtigung des betreffenden französischen Offiziers seit vorigem Oktober 12 evangelische Kirchen von den Katholiken mit Beschlag belegt worden sind.

Als am 22. November 1895 in Arivonimamo der englische Missionar W. Johnson mit Frau und Tochter der Wut der Rebellen zum Opfer fiel, hatten die aufständischen Horden gleichzeitig die evangelische Missionsstation geplündert und sämtliche Gebäude, wie Kirche, Schule und Missionshaus, niedergebrannt. Die in einem madagassischen Hause untergebrachte katholische Mission wurde auch geplündert; doch gelang es dem Jesuitenpater, sein Leben durch die Flucht zu retten. Der materielle Verlust der evangelischen Mission wurde auf ungefähr 40000 Franks, derjenige der katholischen Mission auf 5000 Franks beziffert. Da man katholischerseits gar wohl wußte, daß bei dem Zustande der Finanzen Madagaskars auf keine Regierungsentschädigung in absehbarer Zeit zu rechnen war, so verfielen die Jesuiten auf folgenden Ausweg. Pater Garde begab sich Anfang März v. J. in den inzwischen wieder beruhigten Bezirk Arivonimamo und berief am 9. März im Namen der Regierung die verantwortlichen Vorsteher der um die zerstörte Station herumliegenden Ortschaften zu einer Verhandlung. In derselben verurteilte der Pater, unter Berufung auf den Generalresidenten, die verschiedenen Dorfgemeinden zur Zahlung einer Entschädigungssumme in der Höhe von 20000 Franks, die bis Ende März zu entrichten war, widrigenfalls der Pater die strengste Maßregeln seitens der französischen Oberbehörde in drohende Aussicht stellte. Daraufhin erkundigten sich einige Dorfvorsteher beim Bezirksgouverneur Rainianjolahy, was sie thun sollten; die Antwort lautete: „Was der Franzose euch gesagt hat.“ Als sich die Beherztesten unter den Vorstehern dabei nicht beruhigten, sondern auch den militärischen Bezirkschef, den Kapitän N. N. um nähere Aufklärung baten, wies sie derselbe mit den Worten ab: „Das sind Dinge, die mich nichts angehen.“ Unter diesen Umständen nahmen die Eingeborenen die Ueberzeugung mit heim, daß die Ausschreibung der Strafsumme von der französischen Oberbehörde ausgehe. Infolge dessen zahlte am 30. März Rainibanielina, der Vorsteher von Arivonimamo, an Pater Garde 2000 Franks; den folgenden Tag brachte Rasoava, der Häuptling von Ambohibraza den auf seinen Ort entfallenden Anteil an der Strafsumme im Betrage von 1000 Franks. Als er eine Quittung dafür verlangte, verweigerte der Jesuit die Ausstellung einer solchen. Der Vorsteher von Manankasina zahlte am 2. April einen Teil der geforderten Geldsumme. Wegen dieser Saumseligkeit bedrohte ihn Pater Garde mit Einsperrung und gab dem Geängsteten schriftlich anheim, bei seinem Dollmetscher Josef die an der Summe von 1000 Franks noch fehlenden 175 Franks zu leihen. Die Anleihe wurde gegen den bescheidenen Zinsfuß von 260 % sofort bewilligt. Die Ortschaft Mangatany zahlte 1000 Franks, Betaso 1200 Franks, und zwar 300 Franks am 30. März und 700 Franks am 2. April. Amboanana entrichtete am 4. April einen Tribut von 3000 Franks, und außerdem noch 30 Franks an den Dollmetscher des Paters als Gratifikation für bewiesene Coulanz. Von sonstigen Zahlungen liefen noch ein aus Ambahimanga 1500 Franks, aus Ampanoa und Mandiavato je 1000 Franks und aus Manalalondo 800 Franks. So konnte denn der Jesuitenpater nach Monatsfrist mit 20000 Franks in der Tasche reichbefriedigt den Schauplatz seiner Missionsthätigkeit wieder verlassen. An wen er in Antananarivo das Geld abgeliefert hat, ist bis jetzt in Dunkel gehüllt. Nur zweierlei ist sicher, daß das Kolonialbudget für Madagaskar diesen Einnahmeposten nicht aufweist und daß die Friends-Missionsgesellschaft, die Besitzerin der auf Arivonimamo zerstörten Baulichkeiten, bisher auch nicht einen Centime Entschädigung erhalten hat.

In Isoavinimerina, einem Dorfe 3 Stunden von der Hauptstadt, hatten die Protestanten abgelehnt, ihre Kirche dem Pater Taix zu übergeben. Er erklärte trotzdem, er würde am Sonntag Morgen kommen und die evangelische Kirche zum Meßgottesdienst gebrauchen. Wer von der evangelischen Gemeinde wolle, könne sich einfinden und mit den Katholiken zusammen anbeten; die andern könnten draußen auf dem Kirchplatze stehen bleiben. Auf alle diese Eröffnungen entgegneten die Honoratioren, wenn die Regierung in Antananarivo den Befehl ergehen ließe, daß sie alle übertreten und Katholiken werden sollten, müßten sie es natürlich thun; andernfalls nicht. Der Jesuit sagte hierauf, er werde nach Antananarivo schreiben, und trug der Deputation auf, für den folgenden Tag Rafaralahy, den katholischen Lehrer von Isoavinimerina, zu ihm zu bestellen. Dieser erschien auch Montag früh in Namehana und erhielt wirklich ein nach dem Süden, nach Antananarivo zu beförderndes Schreiben, natürlich nicht an die Adresse der französischen Oberbehörde, sondern an den katholischen Bischof; denn am Nachmittag berief der Lehrer die Bewohner von Isoavinimerina auf dem Dorfplatze zusammen und las ihnen einen Brief des Bischofs Cazet vor, in welchem derselbe seinen Dank dafür aussprach, „daß sie ihm die protestantische Kirche überlassen und alle Katholiken werden wollten." Daraufhin erhob sich der eingeborene evangelische Pastor Rasamoelina und erklärte, daß er im höchsten Grade erstaunt und bestürzt wäre, ein solches Schreiben zu vernehmen. Weder ihm noch seinen Freunden sei es je in den Sinn gekommen, ihre Kirche aufzugeben oder sich der katholischen Gemeinde anzuschließen. Wenn einzelne Eingeborene vorziehen sich von den Katholiken zu trennen und zu ihnen überzugehen oder umgekehrt von der evangelischen Kirche zur katholischen überzutreten, so hätten sie das völlige Recht dazu; aber die evangelische Gemeinde von Isoavinimerina habe nie daran gedacht, einen solchen Schritt zu thun. Der Pastor wandte sich dann weiter an die Honoratioren mit der Frage, was sie gethan hätten, um dem Bischof Grund zu einem solchen Brief zu geben. Sie antworteten ganz entschieden, daß es ihnen nicht eingefallen wäre, ein Abkommen wegen Übergabe der Kirche an die Katholiken oder wegen des Übertritts der Gemeinde zur katholischen Kirche zu treffen. Es muß hier noch einmal ausdrücklich betont werden, daß jene Honoratioren in keiner Weise mit der Vertretung der evangelischen Gemeinde beauftragt waren oder in ihr ein Amt bekleideten. Sie waren nur deshalb nach Namehana gegangen, weil sie sich fürchteten, die Citation des Jesuitenpaters unbeachtet zu lassen; wußten sie ja nicht, in wieweit Pater Taix das Recht habe, sie vor sein Forum zu berufen. Die evangelische Gemeinde wandte sich nunmehr durch ihren Geistlichen an die Londoner Missionare in der Hauptstadt mit der flehentlichen Bitte, sie im Besitze ihres Gotteshauses zu schützen und vor zwangsweisen Übertritt zur katholischen Kirche zu bewahren.

Besonders arg trieben es die Jesuiten in der großen evangelischen Gemeinde Ambohimanambola; hier hatten sie ein gefügiges Werkzeug an den Gouverneur Ravelomanda, der seit Anfang Dezember v. J. die Evangelischen in seinem Bezirke bestürmte, eine ihrer Kirchen den Katholiken zu überlassen. So ging er z. B. Donnerstag, den 18. Dezember, bei den Evangelischen von Haus zu Haus und erklärte, daß, wenn bis nächsten Sonntag die eine Kirche nicht geräumt sei, die Soldaten mit den Widerspenstigen kurzen Prozeß machen würden. Und wirklich, während am Sonntag, den 20. Dezember, die Evangelischen des Ortes gerade ihren

Gottesdienst abhielten, kam der Gouverneur, von dem katholischen Teile der Bevölkerung gefolgt, vor die Thür der evangelischen Kirche gezogenund forderte die Gemeinde auf, herauszugehen und den Katholiken Platz zu machen. Auf ihre Weigerung hin notierte er die Namen derer, die in der Kirche waren und brachte die Liste nach Ambatomanga, dem Hauptorte des Bezirkes. Am folgenden Sonntag, den 27. Dezember, während die evangelische Gemeinde wieder ihren Gottesdienst abhielt, erschien mit einem Male Bischof Cazet in höchst eigener Person vor der Kirchthür, ließ den Gesang der Gemeinde abbrechen und erklärte dann von der Kanzel aus der Gemeinde, daß er gekommen sei, um hier einen katholischen Gottesdienst zu halten. Gleichzeitig beeilte er sich, in echt jesuitischer Weise zu erklären, daß unter dem Banner Frankreichs Religionsfreiheit herrsche und daß es einem Jeden freistünde, Protestant oder Katholik zu sein.

Der eingeborene Prediger antwortete dem Bischof, daß sie alle Protestanten wären und daß die Kapelle, in welcher sie sich befänden, ausdrücklich für den Gottesdienst der evangelischen Gemeinde erbaut sei; aber trotz ihres evangelischen Bekenntnisses wären sie durchaus loyale Unterthanen Frankreichs. Der Bischof machte nun den Vorschlag, sie sollten sich einer anderen protestantischen Gemeinde anschließen und dann ihre Kirche den Katholiken überlassen. Der evangelische Prediger aber erklärte, jede der verschiedenen evangelischen Gemeinden im Bezirke habe ihr eigenes Gotteshaus und solange Religionsfreiheit herrsche, sähe er nicht ein, warum sie das ihrige aufgeben sollten. Nunmehr erschien der Gouverneur Ravelomanda auf der Bildfläche und erklärte, es sei Regierungsbefehl, daß die Kapelle den Katholiken zur Benutzung ausgeliefert werden solle. Als das der Prediger hörte, sagte er, daß sie, wenn der Gouverneur einen Befehl gebracht habe keine andere Wahl hätten, als die Kapelle zu verlassen und, während die evangelische Gemeinde nun aus ihrem Gotteshause auszog, nahm der Bischof Besitz davon und feierte mit dem katholischen Teile der Bevölkerung darin die Messe. Der Gouverneur hat öffentlich erklärt, daß die Protestanten die Fahavalos oder Feinde Frankreichs sind, d. h., wenn sie während des jetzt herrschenden Belagerungszustandes von jemanden der Behörde als solche denunziert werden, so haben sie zu gewärtigen, daß sie vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Erschießen verurteilt werden.

Zwei Tage nach jener Verdrängung der Evangelischen kamen ein paar Offiziere nach Ambohimanambola und schlugen an der Thür der Kirche ein Plakat des Inhaltes an, daß dieselbe fortan den Katholiken gehöre. Als sich der Londoner Missionar Jukes mit seinen Kollegen beim General Galliéni über diese Gewaltthat beschwerte, überwies derselbe die Untersuchung der Angelegenheit einer Kommission, die aus einem Jesuitenpater und 2 französischen Offizieren gebildet war und zu der die Londoner Mission nun noch ein Mitglied abordnen sollte. Da aber der General bereits im voraus erklärt hatte, daß die durch freiwillige Beiträge der evangelischen Gemeinde erbauten Kapellen Gemeindeeigentum wären und als solche von den Jesuiten in Anspruch genommen werden könnten, wenn es ein Teil der Bevölkerung wünsche, so ist leicht abzusehen, zu wessen Gunsten der Spruch der Kommission ausfallen wird.

Die Evangelischen in einem anderen Orte, deren Kapelle ebenfalls von den Jesuiten mit Beschlag belegt worden war, sandten eine rührende Bittschrift an den General, worin sie ihn anflehten, er möchte ihnen doch gestatten, Evangelische zu bleiben, denn so sei nun einmal ihr Glaube. Die einzige Antwort darauf bestand darin, daß die acht oder zehn Männer, welche die Petition unterschrieben hatten, als Rebellen und Anführer im Aufstand gebrandmarkt wurden. Und doch kann ihnen Missionar Jukes sicher bezeugen, daß sie während des Aufstandes in der Hauptstadt wohnten; ja sie verloren Hab und Gut in ihrer Heimat und mußten froh sein, daß sie das nackte Leben durch die Flucht nach Antananarivo retteten.

In Fenoarivo, einem 4 Stunden südwestlich von der Hauptstadt gelegenen Orte, wurden fünf einflußreiche Mitglieder der dortigen evangelischen Gemeinde, die niemals den geringsten Anlaß zu irgend welchem Verdacht gegeben hatten, durch den Jesuitenpater der Militärbehörde als gefährliche Fahavalos denunziert und ins Gefängnis geworfen.

Es fand keine Spur von Untersuchung über ihre vermeintliche Schuld statt, dagegen empfingen sie täglich im Gefängnis den Besuch ihres Anklägers, welcher nicht ermüdete, ihnen in den grellsten Farben die Schrecken des Kriegsgerichtes vor die Augen zu malen, wenn sie sich nicht dazu verständen, ihren evangelischen Glauben abzuschwören. Nach zehntägiger Bearbeitung war der Widerstand der Unglücklichen, welche der Pater inzwischen bis ins kleinste Detail über die stattgefundenen standrechtlichen Exekutionen von Fahavalos auf dem Laufenden erhalten hatte, gebrochen, sie erklärten ihre Bereitwilligkeit, „sich mit der Mutterkirche wieder zu vereinigen." Alsbald wurden dieselben Männer, die eben erst als gefährliche Spießgesellen der Rebellen ins Gefängnis geworfen worden waren, ohne weitere Untersuchung und Richterspruch aus ihrer Haft entlassen und an die Spitze von Vertrauensposten berufen. Furcht und Scham machen sie nun in den Händen ihres Beichtvaters zu willenlosen Werkzeugen, die derselbe gegen ihre bisherigen Glaubensgenossen auszubeuten versteht.

Die im Vorstehenden mitgeteilten Fälle von Übergriffen der Jesuiten beziehen sich alle auf Christengemeinden Imerinas und sind derart beglaubigt, daß kein Zweifel an ihrer Authenticität möglich ist. Wir haben sie teils dem offiziellen, unter dem Titel „La Liberté religieuse à Madagascar" veröffentlichten „Rapport de la Société des Missions Évangéliques de Paris sur la Mission accomplie à Madagascar par M. M. H. Lauga, Pasteur, et F. H. Kruger, Professeur" entnommen, welcher den Abgeordneten der französischen Kammer vor kurzem überreicht worden ist, teils benützen wir als Quelle eine Beschwerdeschrift („Supplementary Statement"), welche die Londoner Missionare dem General Galliéni überreicht haben.

Daß aber auch in der Provinz Betsileo die evangelischen Gemeinden von den Jesuiten in der schändlichsten Weise bedrückt werden, mögen folgende Auszüge aus einer Eingabe, welche Dr. Borchgrevink, der

Superintendent der norwegischen Missionen, zu Anfang dieses Jahres an den französischen General gerichtet hat, beweisen.

„Missionar Engh schreibt von Betafo: 12. Dezember. Wir machen sehr schwere Zeiten durch. Bote auf Bote bringt uns die schlimmsten Hiobsposten. Ich habe nie eine gute Meinung von den Jesuiten gehabt, aber ich hätte nie geglaubt, daß sie so schlecht und gewaltthätig wären, wie ich sie heutigen Tages kennen lerne. Die Bevölkerung ist durch sie und ihre Drohungen mit alledem, was über sie kommen wird, wenn sie sich nicht unter die Befehle des Paters Felix beugen, förmlich terrorisiert. Den einen Tag erklärt er ihnen, und zwar öffentlich, daß sie, wenn sie sich nicht seiner Kirche anschließen, erschossen werden sollen; den anderen Tag, daß Kerker und Bande, sowie Einziehung des Vermögens allen denen bevorstehen, welche nicht zu den Katholiken übertreten wollen.

Kaum hat der französische Resident Alby die Provinz verlassen, so durcheilen die Kreaturen des Paters Felix die Dörfer, dringen in die Wohnungen ein und erklären, daß sie von der Regierung den Befehl erhalten haben, alle Kinder ohne Ausnahme in die katholischen Schulregister einzutragen. Als vor 5 Wochen der Resident Alby und der Generalgouverneur Rainijaonary in ihrem Kabar (öffentliche Versammlung) eine Proklamation des Inhalts erließen, daß es jedermann freistände, sich nach Belieben einer Kirchgemeinschaft anzuschließen und seine Kinder der Schule, welche ihm am besten dünke, anzuvertrauen, verhielt sich alles vollkommen ruhig. Aber am letzten Dienstag begannen Pater Felix und seine jesuitischen Parteigänger ihre Angriffe, indem sie nach allen Seiten Trupps von 20—40 Eingeborenen entsandten, welche die Häuser überschwemmten, unsere Gemeindeglieder bedrohten und sie nötigten, ihre Kinder in die mitgeführten Schullisten einzutragen. Diejenigen lutherischen Eingeborenen, welche noch den Mut haben, den Jesuiten Widerstand zu leisten und den Anschluß an sie verweigern, zittern für ihr Leben und fürchten sich vor dem, was ihren Kindern zustoßen kann, wenn sie sich aus unseren Schulen nach Hause begeben.

13. Dezember. Eben kommen 5 Lehrer zu mir, welche sich in ihren Dörfern gefährdet glauben und die Kinder nicht mehr in ihren Schulen zu unterrichten wagen, wo sie schon mehrere Male angegriffen worden sind. Heute kam sogar ein anderer Lehrer zu mir, der unterwegs von einer Bande jesuitischer Anhänger in grausamer Weise geschlagen worden war. Diese Kreaturen des Patres sind sehr verwegene und gefährliche Leute; wir thun unser Möglichstes, um jeden Streit mit ihnen zu vermeiden, weil sie sich kein Bedenken daraus machen, mittelst falscher Zeugen die unglaublichsten Geschichten und Anklagen zu erfinden.

14. Dezember. Unser Pastor Rajaona, welcher von Sirabe zurückkehrt, sagt mir heute, daß der Gouverneur nichts zu thun vermag. Die Offiziere, welche er nach Betafo entsandt hat, um eine Untersuchung anzustellen, getrauen sich, im Hinblick auf die Handlungsweise des Paters Felix, nicht ihren Auftrag auszurichten. Niemand darf in Bezug auf ihn ein Wort fallen lassen, wenn er nicht auf die gröbste und herausfordernste Weise bedroht werden will. Ich hatte gehofft, daß der gestern abgehaltene Kabar eine besänftigende Wirkung ausüben und einiges Licht in unsere Finsternis fallen lassen werde; denn dieser Kabar war ausgezeichnet und brachte aufs neue zur öffentlichen Kenntnis, daß völlige Gewissensfreiheit herrsche

und daß die Eltern ihre Kinder in diejenige Schule, welche sie selber vorzögen, schicken könnten. Aber Pater Felix war auch zugegen und es gelang ihm, durch allerlei eingestreute Bemerkungen und Fragen den klaren Inhalt der verkündigten Botschaft in dem Bewußtsein der Eingeborenen zu verdunkeln. Die Intelligenteren, welche die Tragweite der Proklamation gar wohl begriffen hatten, glaubten in ihrer Naivität, daß Pater Felix und sein Gelichter vor Scham und Schande sich nicht zu bergen wüßten, da doch nun alle ihre Lügen, die sie die Woche zuvor kolportiert hatten, aufgedeckt wurden. Aber die Menschen kennen keine Schamröte und es gelang ihnen wirklich, die Gleichgiltigen zu spielen. Wie die Dinge jetzt verlaufen, sind wir ein Opfer der größten Ungerechtigkeit. Die Schultabellen über unsere Kinder waren von uns sämtlich am 10. Dezember, dem letzten gesetzlichen Termin, eingereicht worden. Aber trotzdem machen sich die Jesuiten nach dem 10. Dezember noch auf den Weg, durchziehen die Häuser unserer Gemeindeglieder und nötigen dieselben unter Drohungen, ihre Kinder noch einmal und zwar in die katholischen Schulregister eintragen zu lassen. Wenn das so weiter geht, so ist der Schluß unserer Schulen unvermeidlich, denn die Lehrer der Jesuiten überfallen und mißhandeln unsere Kinder, wenn sie die Schule verlassen. Drei von unseren Lehrern haben sich hierher geflüchtet und suchen auf der Station Schutz, weil sie ebenfalls Mißhandlungen von seiten dieser Wegelagerer befürchten. Ich begreife sehr wohl die Verlegenheit und Ohnmacht der Regierungsbeamten in Sirabe. Wenn wir bei ihnen eine Klage einreichen, erfinden unsere Gegner dafür zehn falsche Anschuldigungen. Wenn wir zwei oder drei wahrhaftige Zeugen vorführen, sind sie mit zwanzig falschen Zeugen zur Hand.

Der norwegische Missionar Gulbrandsen schreibt seinerseits unterm 13. Dezember aus Sirabe: Die Lage wird immer düsterer. Vom Morgen bis zum Abend überlaufe ich die Regierungsbeamten, und diese nehmen einige verzweifelte Anläufe, uns zu helfen; aber das macht die Jesuiten nur um so wütender. Kein Mittel, auch nicht das schlechteste und verwerflichste, ist zu schlecht für sie. Ihr Gelichter durchzieht in Banden zu 40 und 50 Mann die Gegend und erklärt allen, die ihm in den Weg kommen, daß es ihnen, wenn sie nicht Katholiken würden, genau so gehen werde, wie Herrn Alby. Sie erzählen wirklich und zwar ganz laut, daß der Resident in Ketten nach Frankreich zurücktransportiert worden sei und dort seiner Hinrichtung entgegensehe. Ihnen, den evangelischen Madagassen, würde es natürlich noch schlimmer ergehen. Alle Eingeborenen, welche sich den Jesuiten nicht anschlössen, sollten erschossen und sämtliche evangelische Kirchen unverzüglich dem Erdboden gleichgemacht werden.

Man beginnt von neuem den Ausbruch einer Rebellion in den westlichen Bezirken zu befürchten, und mich sollte es nicht wundern, wenn sich das bestätigte, da die Jugend mit Gewalt in die von der Bevölkerung verabscheuten Jesuitenschulen hineingepeitscht wird. Die im Namen der Regierung verkündeten Gesetze werden als nicht vorhanden angesehen, sobald sie nicht den Wünschen der Jesuiten entsprechen. Selbst die Anordnungen des Generalresidenten blieben ein toter Buchstabe und werden ungescheut umgangen. Die Jesuiten erklären offen, wenn der General ihnen das Gegenteil von dem, was ihnen gut dünkt, aufzwingen wollte, so werde ihn dasselbe Geschick, wie den vorigen Generalresidenten Laroche ereilen, welchen davon gejagt zu haben, sie sich brüsten.

Derartige Reden werden von den Dächern geschrieen und schweben überall, wohin wir kommen, in der Luft. Und diesen Werken der Finsternis stehen die Regierungsbeamten, welche Monate lang so treu ihres Amtes gewaltet haben, völlig ohnmächtig gegenüber. Die Jesuiten rühmen sich, keinem Kabar und keinem Regierungsbefehl, welcher ihnen mißliebig ist, zu gehorchen. Sie lachen der Behörde einfach ins Gesicht. Gestern hat man einige „Manambo" (eingeborene Offiziere) von hier nach Betaso gesandt, um als Zeugen alle diejenigen mit Namen zu notieren, welche Klagen vorzubringen haben. Aber ich bin sicher, daß die Sache ganz erfolglos sein wird; denn alle Eingeborenen ohne Ausnahme fürchten vielmehr die Worte der Jesuiten, als die Befehle des General Galliéni, die so oft von jenen ungestraft übertreten werden, weil man den Madagassen eingeredet hat, die Regierung wünsche, wenn sie es auch nicht offen erkläre, so doch im geheimen, daß man den Jesuiten zu Willen sei.

Der interimistische Vice-Resident und alle Welt hier ist unwillig und wütend auf sie. Aber je mehr man gegen sie protestirt, ohne ihnen doch in Wirklichkeit Einhalt gebieten zu können, umsomehr wird das Ansehen der Beamten, die jetzt am Ruder sind, geschwächt. Ich kann ihnen nicht die Zahl der Boten angeben, die gestern und heute von Betaso hier angelangt sind. Der eine meldet mir soeben, daß ein Lehrer meines Amtsbruders Engh gestern schwer verwundet worden ist, und mein Haus ist im Augenblick angefüllt mit geängsteten Eingeborenen, welche mir ihre Klage vorbringen. Finden wir in Antananarivo keine Gerechtigkeit, so werden wir sie noch weniger hier erlangen. Wie groß auch die Zahl und der sittliche Wert der Zeugen sein mögen, die wir vorführen können, stets weigern sich die Jesuiten, die Wahrheit ihrer Angaben anzuerkennen, weil es Protestanten sind, und wenn Eingeborene, die nicht zu unseren Gemeinden gehören, etwas zu ihren und ihrer Reden Ungunsten als Zeugen aussagen, so sind sie gleich mit der Erklärung bei der Hand, daß diese Zeugen Protestanten sind und infolgedessen abgewiesen werden müssen, so daß sie allein das Recht zu reden und Glauben zu finden beanspruchen".

Während sich diese Auszüge aus den Briefen norwegischer Missionare mit der Bedrängnis der lutherischen Gemeinden in Nordbetsileo beschäftigen, sind es in Südbetsileo besonders die Londoner Missionsgemeinden, die den ärgsten Ansturm von seiten der Jesuiten auszuhalten haben. Als Beleg dafür teilen wir folgenden Brief des Londoner Missionars Dr. Peake aus Fianarantsoa (vom 17. Dezember v. J.) mit:

„Da gerade ein Händler mit Waren an die Küste reist, benütze ich die Gelegenheit, einen Brief an Sie mitzugeben. Vielleicht erfahren Sie auf diese Weise etwas über den wahren Stand der Dinge hier, denn wir fürchten, daß unsere mit der französischen Post beförderten Briefe abgefangen werden, wenn sie irgendwelche Neuigkeiten enthalten. Das ganze Gebahren mit sogenannter Religions- und Gewissensfreiheit ist weiter nichts als eine Farce. Alle die öffentlichen Erklärungen darüber mögen sehr schön klingen, aber unter diesem Deckmantel verbirgt sich die schmählichste Verletzung der genannten Prinzipien, und die Eingeborenen werden gezwungen,

sich der katholischen Kirche anzuschließen. Ich meine Fianarantsoa und Betsileo überhaupt, wenn ich dies sage. Bestechung, Drohungen und jedes andere Mittel muß dazu dienen, die Bevölkerung zur Trennung von ihrer Kirche zu bewegen. Natürlich kommt das alles auf Rechnung der Jesuiten; aber sie würden nimmer wagen, so vorzugehen, wenn sie nicht durch gewisse Autoritäten und Beamte darin bestärkt würden. Jegliche Unbill wird auf die englischen Missionare, ihre Gemeinden und ihre Anhänger gehäuft; man bringt falsche Anklagen gegen hervorragende Mitglieder unserer Gemeinden vor oder überträgt ihnen absichtlich einen Posten in der Verwaltung, weil sie dann in ihrer Eigenschaft als Beamte nicht mehr als Lehrer oder Prediger thätig sein dürfen.

Jedes Mittel wird angewandt, um zu zeigen, daß wir bei der Regierung verhaßt sind, und beständig wird das Gerücht kolportiert, daß wir bald aus dem Lande gejagt werden sollen. Frankreich würde sich schämen, wenn es nur wüßte, wie seine Ehre hier in den Staub gezogen wird. Da macht man ein großes Aufheben und Rühmen von Freiheit, und doch sieht jeder intelligente Eingeborene, daß dies eine elende Lüge ist. Innerhalb weniger Wochen sind Hunderte von unsern Gemeindegliedern zu den Katholiken übergegangen. Wenn wir sie beraten wollen oder sie fragen, warum sie eigentlich übertreten, so erklären sie, sie wären nicht mehr ihre eigenen Herren, sondern gezwungen den Schritt zu thun. Sie hätten ja ebenso gut früher schon, als noch die Hovaregierung die Insel beherrschte, den Übertritt zur katholischen Kirche vornehmen können; aber es fiel ihnen damals nicht ein. Sonderbar, daß sie gerade jetzt so mit Macht nach jener Seite hinüberdrängen!

Sehr wenige sind kühn genug, der Verfolgung Trotz zu bieten, zum Teil wohl, weil sie so schwach und leicht erschreckbar sind. Wenn ihr Leben bedroht ist oder schon wenn die Patres Befürchtungen dieser Art aussprechen, gehen sie zur katholischen Kirche über, um ihr Leben zu retten. Gerade jetzt ist der allgemeine Schrecken unter den Betsileo so groß, daß sie manches thun, was geradezu das Gelächter herausfordert. So war z. B. ein Gerücht im Umlauf gesetzt worden, daß die Franzosen die Bohnen nicht liebten. Sofort warfen die Eingeborenen ihren ganzen Bohnenvorat weg und rotteten auf ihren Feldern alle Bohnenranken aus.

Es würde nutzlos sein, eine Klage anhängig zu machen und Gerechtigkeit zu erhoffen, weil derselbe Mann, welcher zwangsweise seine eigene Kirche mit der katholischen hat vertauschen müssen, nicht wagen würde, als Zeuge gegen diejenigen aufzutreten, die ihn gezwungen haben. Ich kenne viele, denen gesagt worden ist, daß sie sich nicht an unseren Gottesdiensten beteiligen dürften. Sie haben uns das selbst erzählt; aber sie wagen es nicht, vor einem Gerichtshof ihre Aussage zu wiederholen, aus Furcht, daß ihnen wer weiß was widerfahren könnte. Der ganze Zustand der Dinge hat ja, wie wir fest überzeugt sind, in mancher Beziehung sein Gutes im Gefolge, indem die Kirche geläutert wird und das Häuflein der Getreuen sich enger an einander anschließt. Aber der Schaden, den inzwischen die Gemeinden und Schulen erleiden, bricht den Arbeitern das Herz und lähmt fast ihre Kräfte. Eine Hauptursache der Schwäche der madagassischen Christengemeinden sind die alten Fehden und Zwistigkeiten, die nun wieder aufleben. Wer auf einen andern von früher her einen Groll hat, kann nun seiner rachsüchtigen Neigung freien Lauf lassen. Wie Ihnen bereits zu Ohren gekommen ist, haben

manche Eingeborene verfängliche Briefe und Waffen in die Wohnungen ihrer Feinde eingeschmuggelt und sind dann hingegangen, um sie bei der Behörde als Helfershelfer der Rebellen anzuzeigen. Die einzige Sicherheit — hier wenigstens — scheint den Madagassen der Übertritt zur katholischen Kirche darzubieten, und so treten sie denn über.

So haben z. B. die Jesuitenpatres einer unserer Bibelfrauen gegenüber immer und immer wieder erklärt, daß sie für Befreiung ihres Gatten aus dem Gefängnis sorgen würden, wenn sie zu ihnen übertreten wolle. Derselbe befindet sich in Haft und ist von der Regieruug mit einer Geldbuße belegt worden, weil er seine Pflicht gegenüber einigen Fahavalos vernachlässigt habe. Die Frau ist jedoch zu vernünftig, als daß sie auf solche Einflüsterungen hören würde, doch würde sie es nicht wagen, von dem Angebot der Jesuiten bei der Regierung Anzeige zu machen. So ließe sich noch manch ähnlicher Fall anführen. Erst heute Morgen hatte ich mit einem unserer angesehensten Gemeindeglieder, einem guten, aber sehr schwachem Charakter, ein Zwiegespräch. Er erzählte mir, die Patres hätten ihm sagen lassen, daß sie ein Stück seines Landes als Baugrund für eine Kirche nehmen würden und daß er den Posten eines Ortspfarrers zu übernehmen habe; er, der Jesuit, werde fortan eine Wache bei ihm stationieren, um sich zu vergewissern, daß er fernerhin nicht mehr die protestantische Kirche aufsuche. Als ich mit meiner Frau in Ambohimandroso war, besuchten uns die Diakonen aus einer unserer Gemeinden und erzählten, daß der katholische Priester Erkundigungen nach der vor kurzem in jener Gemeinde eingesammelten Kirchenkollekte eingezogen habe; gleichzeitig hatte er verlauten lassen, daß er demnächst die Bänke aus der evangelischen Kapelle holen lassen werde. Natürlich lieferten sie das Kollektengeld so schleunig als möglich an Missionar Rowlands ab. Das arme Volk in den Landdistrikten, geht in großen Scharen zu den Katholiken über. Die Priester erklären sie, so lange sie mit den Engländern kirchliche Gemeinschaft halten, für Verbündete der Rebellen und drohen ihnen mit Erschießen. Und wenn wir uns bei der Behörde über diese falschen Gerüchte beklagen, die unsere Arbeit schädigen, da sagt man uns: „Ja, es sind böse Zeiten; aber es ist unmöglich, etwas dagegen zu thun!“ Jeder Tag bringt eine neue Plage, und wir wissen nicht, was uns nun zunächst widerfahren wird.“

Man durfte mit Recht darauf gespannt sein, welche Kunststücke die katholische Missionspresse anwenden werde, um diese unerhörten Verfolgungen der evangelischen Missionsgemeinden Madagaskars wenigstens mit einem Schein des Rechtes zu umgeben und so ihren Lesern plausibel zu machen. Nun zunächst hat das Hauptorgan auf diesem Gebiete, die in Lyon erscheinenden „Les Missions Catholiques“, sich ein Vierteljahr hindurch über die Missionsarbeit auf der Insel völlig ausgeschwiegen, der beste Beweis, daß eine große Aktion der Jesuiten im Werke war, deren vorzeitige Enthüllung den beabsichtigen Erfolg hätte beeinträchtigen können. Erst in der Nummer 1447 vom 26. Februar d. J. kommt ein Brief des Pater Castets, des Superiors der Jesuitenmissionen in Imerina, zum Abdruck, in welchem die Wahrheit frech auf den Kopf gestellt und die Jesuiten

als die unschuldigen Opferlämmer geschildert werden, die unter der Schreckensherrschaft der Protestanten seufzen. Der Brief verdient es als Beispiel der schamlosen Verlogenheit, der jesuitischen Madagaskar-missionare niedriger gehängt zu werden.

Pater Castets schreibt aus Antananarivo (vom 12. Januar 1897): „. . . Es ist an der Zeit, daß ich Sie über die Fortschritte des Katholizismus auf dem Laufenden erhalte. Es ist so, wie mir eines Tages einer unserer braven Soldaten erklärte: „Der Protestantismus macht in Madagaskar völlig bankerott." Seine einzigen Stützen waren der Schutz der Gewalthaber und die gebieterische Anziehungskraft der Staatsreligion unter der trügerischen Hülle der Freiheit. Sobald dieser Faktor versagte, ist der Protestantismus ins Wanken gekommen. Um die katholische Religion triumphieren zu lassen, dazu hat es weder eines Regierungsbefehles, noch einer Pression bedurft, das that einfach und allein die wahre Freiheit, welche General Galliéni allen Konfessionen zugestanden hat.'

Beim ersten Schimmer dieser Freiheit, ist die Bevölkerung der Religion der Franzosen zugelaufen, und diese Bewegung verlangsamt sich nicht, nein sie hält an und nimmt ein schnelleres Tempo an. Der überzeugendste Beweis dafür ist die immer wachsende Zahl unserer Schüler. Vormals hatten wir in ganz Madagaskar 26 729 Schüler. Am 31. Dezember v. J. zählten wir dagegen 65 300 Schüler, die folgendermaßen verteilt sind: 33551 in der Provinz Imerina — dabei ist zu berücksichtigen, daß es viele Stationen giebt, wo es noch nicht möglich war, die Schulen zu reorganisieren —; 31000 unter den Betsileo; 552 in der einzigen Stadt Tamatave, die von den christlichen Schulbrüdern und den Schwestern vom h. Joseph von Cluny unterrichtet werden. In der Hauptstadt Antananarivo beträgt die Schülerzahl 3424, von denen 1400 allein die eine Schule der Brüder und mehr als 500 eine der vier Schulen der Schwestern besuchen. Bei dem Zuge, den die Bevölkerung zu uns hin entwickelt, wird sich ihre Zahl im Vergleich zu der vor dem Kriege in kurzem verdreifacht haben.

Jedoch unsere Hilfsquellen haben sich nicht vermehrt.[1]) Ihre Unzulänglichkeit ist erschreckend . . . O, hätten wir nur, wenn auch nicht einen Strom von Gold, wie die rivalisierenden Gesellschaften, so doch wenigstens die unentbehrlichen Hilfsquellen, um unsere Schulen zu bauen und unsere Hilfskräfte zu besolden; vor allem, hätten wir eine Armee von Missionaren, um sie auf diese ungeheuren Regionen der „France orientale" loszulassen, so würden wir bald das Schauspiel erleben, wie sich diese zahllose, eifrige und arbeitsame Jugend uns in die Arme werfen würde, teils aus Wißbegierde, teils aus dem noch intensiveren Verlangen nach Liebe.

Wie die Schulen, so vermehren sich auch die katholischen Missionsstationen und Gemeinden von Tag zu Tag. Ganze protestantische Dörfer reihen sich der

---

[1]) Nach einer Notiz in „Le Christianisme" hat der „Bund zur Verbreitung der französischen Sprache" der Jesuitenmission eine einmalige Gabe in der Höhe von 150 000 Fr. für Madagaskar zukommen lassen. G. K.

Zahl unserer Anhänger an. Die pfiffigen und scharf blickenden Madagassen begreifen sehr wohl, daß Katholik und Franzose, ebenso wie Protestant und Engländer in Madagaskar gleichbedeutende Begriffe sind, und sie handeln demgemäß. Was ich soeben bemerkte, könnte Ihnen vielleicht den Gedanken nahe legen, daß der Protestantismus in Madagaskar mit dem Tode ringt. Dem ist nicht so; der Protestantismus lebt noch und läßt zwei mächtige Einflüsse spielen, das Gold und den Schrecken: das Gold, welches er mit vollen Händen ausstreut, und den Schrecken, welchen er durch unaufhörlich wiederholte Alarmgerüchte verbreitet. Heute erzählt man, daß die Engländer herauf kommen wollen, um die Franzosen anzugreifen, sie zu besiegen, zu verjagen und den Hova ihre völlige Unabhängigkeit wiederzugeben; morgen wird man sagen, der General Galliéni soll abgerufen werden u. s. w.

Der Protestantismus ist fruchtbar an oft lächerlichen Erfindungen, die aber immer von einem einfachen und leichtgläubigen Publikum für bare Münze aufgenommen werden. Es ist ein rechtes Unglück, daß der französische Protestantismus seinen Einfluß und seinen Kredit einer Propagandathätigkeit zuwendet, welche nach dem Urteil aller Madagassen in direktem Gegensatze zum französischen Einfluß auf Madagaskar steht."[1])

Wir sehen, es ist ein Kampf auf Leben und Tod, der von den Jesuiten gegen unsere Glaubensgenossen in Madagaskar geführt wird. Eine Kirche, die, wie dort die katholische, ihren Gegner nicht mit Waffen aus der Rüstkammer des göttlichen Wortes zu überwinden trachtet, sondern ihm mit den vergifteten Pfeilen der Verläumdung und mit den Keulenschlägen roher Gewalt zu vernichten sucht, hat sich damit selbst das Urteil der Verdammnis gefällt. Der Herr hat, so dünkt uns, noch große Dinge mit seiner evangelischen Kirche in Madagaskar vor, dieweil er sie so lange im Schmelzofen der Trübsal von ihren Schlacken reinigt. Uns aber liegt die Pflicht ob, Fürbitte für unsere madagassischen Glaubensgenossen und ihre geistlichen Hirten zu thun, damit die Versuchung so ein Ende gewinne, daß sie es können ertragen.

---

[1]) Wer weiß, vielleicht kommt es noch dahin, daß es heißt: die evangelische Missionsthätigkeit stehe in direktem Gegensatz zum deutschen Einfluß auch in unseren Kolonien. D. H.

Augustin: de catechizandis rudibus.

Die älteste Anweisung zum Missionsunterricht.

Von J. Haller, früherem Lehrer am Basler Missionshaus.

(Schluß.)

---

2. Eine zweite Gefahr für die Freudigkeit des Lehrers liegt in der Nötigung, denselben Stoff oftmals zu wiederholen. Auch im gewöhnlichen Leben begegnen wir derselben Erscheinung: auch eine schöne Stadt, auch eine großartige Landschaft verliert mit der Zeit ihren Reiz, wird langweilig. Aber sobald wir mit einem Fremden eine solche Stadt oder Landschaft durchwandern, der den herrlichen Anblick noch nie genossen hat, wird unsere Freude aufs neue wachgerufen durch den Reiz, welchen unser Begleiter empfindet ebenso muß sich die Freude des Katecheten erneuern beim Anblick der jungen Christen, denen er ein Wegweiser zu Gott sein darf. Wenn das Band der Liebe Katechumenen und Katecheten umschlingt, wird dem Lehrer alles Alte neu erscheinen. Der Liebe lohnendstes Ziel ist ja Menschen zu Gott selbst zu führen.

Zu dem hat man zu bedenken, in welchem Zustand des Irrtums und des Todes sich die Katechumenen befinden. Aus diesem Tod sollen sie zum neuen Leben des Glaubens hindurchdringen. Mit welcher fröhlichen Stimmung ziehen wir durch eine altbekannte Gegend, wenn wir einem Verirrten den Weg zeigen können. Wie viel lebhafter ist das Entzücken, wenn wir altbekannte Gebiete der heilsamen Lehre durchwandern, um eine verlorene und auf den Irrgängen der Welt ermüdete Seele auf den Pfad des Friedens zu leiten, und das im Auftrag des Herrn, der uns den Frieden erworben hat!

3. Verdrossenheit kann sich einstellen, wenn der Lehrer genötigt ist, von seinem wohldurchdachten Plan abzuweichen, weil er den Wunsch eines Katechumenen nicht unberücksichtigt lassen darf oder weil er plötzlich für einen andern Katecheten eintreten muß. Augustin erkennt den Wert einer guten und genauen Vorbereitung voll an. Kann man seinen Plan durchführen, so soll man sich über Gottes Güte freuen, die es hat gelingen lassen. Allein es giebt doch Fälle, wo man von seinem Plan abweichen muß. Die Erkenntnis dessen, was für den Augenblick notwendig ist, ist nicht nur Sache klaren Begreifens, sondern mehr noch Sache schwacher und unsicherer Vermutung. In der Nötigung zu einer Abänderung unseres Planes mögen wir den von Gott gewiesenen Weg erkennen. Geht Gott uns auf einem Weg voran, so müssen wir ihm folgen; sonst würden wir geradezu planlos (sinnlos) verfahren. Die beste Ordnung hat der, welcher bereitwillig unterläßt, was ihm Gottes gewaltige Führung verwehrt: „Viel Anschläge sind in eines Menschen Herz; aber der Rat des Herrn bleibet in Ewigkeit" (Sprüche 19, 21.)

4. Die schwerste Gefahr für die Freudigkeit des Lehrers liegt in der eigenen inneren Anfechtung. Das Gemüt ist traurig und niedergeschlagen, und jetzt gerade ergeht die Aufforderung: komm, rede zu diesem Mann, er will Christ werden. Da will kein freudiges Wort über die Lippen kommen. Die Gefahr ist

groß, daß man nur mit Unlust an die Thätigkeit herantritt. Augustin unterscheidet zweierlei Anfechtungen. Die einen sind durch irgend einen äußeren Anstoß veranlaßt. Aber sollte da nicht die Liebe Christi treiben: Christus ist doch auch für eben sich meldenden Menschen gestorben, um sie zu erlösen? Sollte nicht die Kunde: es begehrt einer, Christ zu werden, die Traurigkeit des Herzens verscheuchen? Wird nicht der Schmerz über einen schweren Verlust, der Schmerz etwa über den Abfall eines Täuflings gemildert durch die Hoffnung auf einen neuen Gewinn?

Andere Anfechtungen haben ihren Grund in eigenem Irrtum oder gar in eigener Versündigung. Da wird erst recht der Eifer zur Unterweisung gelähmt. Augustin sucht durch Aufstellung von drei Gesichtspunkten das Hemmnis der Freudigkeit zu beseitigen. Einmal: schon an sich ist nach Ps. 51, 19 ein geängstigter und geschlagener Geist ein Opfer vor dem Herrn. Sodann: es gilt der Grundsatz: „wie Wasser das Feuer löscht, so löscht Barmherzigkeit die Sünde" (Sir. 3, 33). „Ich will lieber Barmherzigkeit als Opfer" (Hos. 6, 6). Hier ist eine Quelle gezeigt, mit der wir den Feuerbrand löschen können. Sollten wir nicht frohlocken? Wir würden ein Hilfsmittel verachten, welches uns für unser eigenes Heil dargeboten ist. Oder sollten wir etwa mehr davon erwarten, wenn wir mit dem Brotsack umherlaufen würden, um die Hungrigen zu speisen, in der Absicht unsere Sünden zu tilgen, als wenn wir das geistliche Brot an geistliche Hungrige verteilten? Schließlich — und jetzt verläßt Augustin die falschen Bahnen katholischer Werkgerechtigkeit —: wir würden uns an unseren Nächsten versündigen, wenn wir ihnen nicht mit dem uns anvertrauten Pfund dienen wollten. Weil die alte Sünde uns ängstigt, würden wir eine neue auf uns laden. Ja wir fielen unter das Gerichtswort: du Schalksknecht, du Fauler, du solltest dein Geld den Wechslern gegeben haben (Matth. 25, 26, 27).

Blicken wir zurück auf die Gedanken Augustins über die Freudigkeit des Lehrers, so werden wir mit der Anerkennung nicht zurückhalten dürfen: eine Fülle feiner psychologischer Beobachtungen, eine Anzahl trefflicher Fingerzeige nicht nur für den Missionar, welcher den Taufunterricht zu erteilen hat, sondern für jeden Pfarrer, jeden Prediger, jeden Seelsorger, für alle christlichen Lehrer an hohen und niederen Schulen.

III. Der Unterrichtsstoff und seine Behandlung.

Wir beginnen mit einer Ausführung über die beiden von Augustin angeführten Musterkatechesen, besprechen dann die theoretischen Grundsätze welche er in seiner Abhandlung aufstellt, und suchen uns zuletzt ein Urteil zu bilden über die Auswahl und Behandlung des Stoffs.

1. Die größere Musterkatechese,[1]) auf etwa 1½ Stunden berechnet, beginnt mit einer doppelten Einleitung. Zuerst wird der Weg zur wahren Ruhe und die Abwege vom rechten Pfad besprochen. Der Unterschied zwischen dem

---

[1]) In der Bezeichnung des Inhalts folge ich im wesentlichen den von Zezschwitz aufgestellten Überschriften.

wollüstigen üppigen Heidentum, das dem Herzen doch keinen Frieden zu gewähren vermag, und dem wahre Glückseligkeit in Zeit und Ewigkeit verleihenden Christentum wird in praktisch fesselnder Weise dargelegt. Dann wird die Ruhe der Schöpfung und der Erlösung als Ausgangs- und als Zielpunkt der nun folgenden Erzählung aufgestellt. Die Erzählung (narratio) selbst verläuft in folgenden Abschnitten: 1. Der Plan des Weltschöpfers und der Sündenfall. 2. Das Wachstum der Bösen, das Reich der Ungerechten und der Heiligen, die Vorbereitung der Hilfe. 3. Das Gottesvolk des Alten Bundes und die zukünftige Gemeinde Gottes. 4. Die Ausführung aus Egypten, die Taufe und das Zeichen des Kreuzes (der hölzerne Stab Mosis!). 5. Die Gesetzgebung und die Pfingstgabe des Geistes. 6. Das irdische und das himmlische Jerusalem, David und Christus. 7. Die babylonische Gefangenschaft und die Kirche in der Welt. 8. Die prophetische Vorbereitung der Erlösung. 9. Übersicht über die Weltperioden bis zur sechsten, in welche die Erlösung fällt. 10. Das Bild der irdischen Niedrigkeit des Erlösers. 11. Die Erhöhung Christi und die Pfingsttage. 12. Die neutestamentliche Gemeinde nach dem Bilde Christi. 13. Paulus und die Einheit der Christen aus Juden und Heiden. 14. Sieg und Sichtung der Kirche. 15. Die gegenwärtige Lage des Christentums zwischen der Grundlegung in der Vergangenheit und der Vollendung in der Zukunft. Auf den umfassendsten Teil, die narratio, folgt noch ein kurzer paränetisch gehaltener Schluß: der Epilog. Die Rede wendet sich an die Katechumenen selbst. Vor allem wird ermahnt zum Festhalten an der vielen Heiden anstößigen Christenhoffnung auf die Auferstehung der Toten; das ewige Leben wird erfüllt von dem intuitiven Erkennen der göttlichen Dreieinigkeit. Eine zweite Paränese enthält eine Warnung vor mancherlei Versuchungen, besonders aber eine Warnung vor bloßen Scheinchristen. Endlich schließt Augustin mit einer kurzen Mahnung, auf Gott allein zu hoffen, auf ihn aber das ganze Vertrauen zu setzen.

Die kleinere Katechese, welche etwa eine halbe Stunde in Anspruch nimmt, beginnt mit einem kurzen Abriß der christlichen Glaubenslehre: der göttliche Heilsratschluß über die verlorene Welt, die Erlösung oder Person und Werk Christi. In einem zweiten Abschnitt wird der Beweis des Glaubens geführt: die Wahrheit des Christentums ergiebt sich aus der thatsächlichen Erfüllung der alttestamentlichen Weissagungen im Neuen Bund, („also ist's geschehen"), die Wahrheit der Kirche aus der Erfüllung der von Christus selbst ausgesprochenen Weissagungen. In dem dritten paränetischen Abschnitt kommen zur Sprache: die Gewißheit der christlichen Zukunftshoffnung, die Gefährdung der Katechumenen durch Heiden, Ketzer und Schein-Christen, das höchste Gebot der Gottes- und der Nächstenliebe, die zur Erfüllung des Gebets nötige Geistesausrüstung und die einem Christen geziemende Glaubenstreue.

2. Eingehendere theoretische Belehrung bietet Augustin nur für die Erzählung und für den Epilog.

Eine der Fragen, welche Deogratias dem Meister der Katechese vorgelegt hatte, lautete: wovon hat die Erzählung auszugehen, bis zu welchem Punkt hat sie sich zu erstrecken? Augustin antwortet: die Weltschöpfung ist der terminus a quo, die gegenwärtige Lage der christlichen

Kirche der terminus ad quem. Zwischen Anfangs- und Zielpunkt der Erzählung liegt somit ein riesiges Feld, das nicht in einer Lehrstunde durchmessen werden kann. Aber es ist auch nicht nötig, die ganze heilige Schrift, den ganzen Pentateuch, die Bücher der Richter, Könige, Esra, die ganzen Evangelien, die ganze Apostelgeschichte u. s. w. zu behandeln. Vielmehr muß man das Ganze im Auge behalten: die Hauptsachen, die Hauptgesichtspunkte. Mag man auch bei der Stoffauswahl darauf Rücksicht nehmen, welche Ereignisse einen besonderen Reiz auf die Zuhörer ausüben, so ist der Hauptgrundsatz: die eigentlichen Wende- und Knotenpunkte der Offenbarungsentwickelung sind verhältnismäßig eingehend und nach ihrer typischen Abzielung auf das Neue Testament zu besprechen. Leitend ist für Augustin, wie die größere Katechese zeigt, der allerdings nie gebrauchte Begriff des Reiches Gottes. Unter dem Gesichtspunkt dieser Idee werden die einzelnen Wendepunkte festgestellt. Durch die damit gegebene Stoffbeschränkung vermeidet man eine Überladung der Katechumenen mit Gedächtnisstoff und beugt der Gefahr der Erschlaffung vor. Augustin selbst macht aber auf eine Gefahr dieser Methode aufmerksam: über dem Nachweis des inneren Zusammenhangs der Entwickelung kann leicht die klare Einsicht in den Fortgang der Geschichte selbst notleiden. Die Betrachtung über die Geschichte darf die Geschichte selbst nicht überwuchern. Es ist wohl schön, wenn ein Perlenschmuck oder ein Edelsteingeschmeide in Gold gefaßt ist, aber das Gold soll doch nur die Einfassung sein.

Da es nun schon bei der Erzählung nicht hauptsächlich auf das bloß historische Wissen abgesehen ist, das seinen Wert in sich selbst hat, so muß Augustin weiter auf die Frage eintreten: was ist das praktische Ziel der narratio? Antwort: Die Erkenntnis und die Annahme des Doppelgebots der Liebe. Dieses Finalthema muß nicht etwa nur dem Katecheten vorschweben, sondern auch des Hörers Blick und Sinn soll darauf gerichtet werden. Durch das Hören soll der Katechumene zum Glauben, durch den Glauben zum Hoffen, durch die Hoffnung zur Liebe geführt werden.[1]) Denn die Liebe hat ihren Quell in einem reinen Herzen, einem guten Gewissen und in ungeheucheltem Glauben. Die Begründung seiner Zielangabe giebt Augustin sehr ausführlich: in Christus wird uns die unendliche Liebe Gottes geoffenbart und zu Gemüt geführt, die Liebe, welche

---

[1]) Glaube, Hoffnung, Liebe gelten demnach als Hauptpunkte der katechetischen Entwickelung. Eine Disponierung der Musterkatechesen nach diesem Gesichtspunkt ließe sich bei der zweiten kleineren leichter durchführen. — Nach demselben Schema teilt Augustin sein enchiridion ad Laurentium ein.

sich von göttlicher Herrlichkeit herabläßt zu menschlicher Niedrigkeit von Sündern. Die alttestamentliche Geschichte ist nur eine Vorausdarstellung der Erscheinung Christi. Das Gebot der Liebe ist die Hauptsumma von Altem und Neuem Testament; darum muß dieses Doppelgebot auch das Lehrziel sein im Unterricht für die Anfänger.

Der Erzählung hat nun nach Augustin ein paränetischer Schluß zu folgen. Für den Epilog fordert er folgende Stücke: Einmal soll die Hoffnung auf die Auferstehung von den Toten, die Wiedererweckung des Leibes zur Überzeugung der Katechumenen werden. Je nach der verfügbaren Zeit und je nach dem Fassungsvermögen der Katechumenen treten Modifikationen ein. Wirkungsvoll wird aber immer sein eine ernste Schilderung des letzten Gerichts über die Ungläubigen und der Bestrafung der Verdammten und demgegenüber das liebliche Bild der seligen Frommen im Reich der Gerechten und die Herrlichkeit der seligen Stadt mit ihrer Wonne. Sodann weise man die Katechumenen hin auf die Schwachheit des menschlichen Gemüts in Versuchungen, aber auch auf den Segen der Versuchungen für die Gläubigen. Da die Versuchungen nicht nur von Juden und Heiden, sondern auch von Christen ausgehen, ist ferner eine Besprechung über den derzeitigen Zustand der Kirche nötig.[1]) Man zeige, daß auf der Tenne Christi Spreu und Weizen neben einander liegen bis zum Tag der Sichtung. Man warne mit Ernst vor allen Heuchelchristen, welche die Kirche füllen. Solches Thun wird nicht ungestraft bleiben, mögen auch viele Glieder der Kirche die Übungen der Welt lieben und treiben, entschuldigen oder gar empfehlen: Dinge wie Trinken, Betrügen, Schauspiele besuchen, Spielen, Ehebrechen, Huren, Sterndeuterei, Quacksalberei, Zauberei. Andrerseits versäume man nicht, die Petenten auf die echten Bürger des himmlischen Jerusalems hinzuweisen. Den Schluß des Epilogs endlich mag eine Belehrung über das rechte Vertrauen bilden. Nicht vertrauen darf ein Christ auf die Kirchengenossenschaft, nicht auf einen einzelnen Mitchristen, nicht auf die Heiligen (sie sind nur Muster und Vorbilder); unsere Rechtfertigung ruht allein auf Christus. — So belehrt wird der Katechumene den Weg Christi mit Freuden betreten.

3. Wenn wir uns ein Urteil zu bilden suchen, über Augustins Katechesen und katechetische Grundsätze, so ist hinsichtlich der Stoffauswahl von hervorragender Bedeutung, daß der Wert der biblischen Ge-

---

[1]) Auch Cyrill sagt in seiner Prokatechese: wenn du siehst, wie die Gläubigen ihren Gottesdienst verrichten und dabei sorglos sind, so werde du nicht auch sorglos, sondern sei furchtsam.

schichte für die rudes erkannt ist. Daß der Unterricht für Anfänger im Christentum mit biblischer Geschichte begonnen wird, entspricht dem Grundcharakter der christlichen Religion als einer geschichtlichen. Weil der christliche Glaube auf einer übernatürlichen göttlichen Offenbarung ruht, weil er durchaus nicht ein Produkt menschlicher Spekulation oder religiöser Schwärmerei ist, muß die Einführung ins Christentum anheben mit einer Berichterstattung über die Thatsachen der göttlichen Offenbarung. Ein tieferes Verständnis für Christus setzt aber eine wenigstens allgemeine Kenntnis der alttestamentlichen vorbereitenden Offenbarungsstufe voraus. Aus der Vorbereitung und der Einführung des Christentums in der Welt lernt man seine Eigenart und seine Bedeutung am zuverlässigsten und am leichtesten kennen. Daraus dürfte sich für die heutige Missionspraxis der Grundsatz ableiten lassen: mit Einführung in die biblische Geschichte hat der Unterricht der Taufbewerber zu beginnen;[1]) die Behandlung des Katechismus, wie sie wohl meist üblich ist, sollte den Abschluß des Taufunterrichts[2]) bilden. Wenn aber der Unterricht der Bewerber nach den derzeitigen Missionsverordnungen von Anfang an sich anlehnt an den Katechismus, so muß möglichst viel biblisch historischer Stoff beigezogen werden. Diese Methode der Behandlung hat freilich einen bedeutenden Nachteil, den Augustin vermeidet. Bei dem zuletzt angedeuteten Verfahren ist die biblische Geschichte nur Illustrationsmittel, also Hilfsmittel für die Katechismuserklärung; aber die Heilsthatsachen sind die Grundlagen des Glaubens, sollten darum auch als grundlegend, nicht nur als veranschaulichend behandelt werden. Darum sollte ein Abriß der biblischen Geschichte dem Katechismusunterricht vorangehen und zwar als durchaus selbständiger Unterrichtsgegenstand. Wenn aber einmal die biblische

[1]) Dieselbe Konsequenz ergiebt sich für allen christlichen Jugendunterricht: er muß mit der biblischen Geschichte beginnen. Aber wie lange ist dieses Augustinische Prinzip vergessen gewesen! Das Mittelalter hat seine Sündenregister und seine Tugendtabellen als Hauptmittel für die religiöse Jugenderziehung benützt; und in der evangelischen Kirche hat man sich lange genug bei der ganzen Jugend von den jüngsten bis zu den ältesten Schülern mit dem Abhören und vielfach geistlosen Zergliedern des Katechismus begnügt. Es ist zweifellos eines der großen Verdienste des Pietismus, den Wert der biblischen Geschichte für Schule und Haus in vollem Umfang erkannt und ihr ein bleibendes Heimatrecht in der Schule erworben und gesichert zu haben.

[2]) Ein Beispiel für Behandlung des Apostolikums aus alter Zeit sind die Katechesen von Cyrill von Jerusalem, welche unmittelbar vor der Taufe als Abschluß der Vorbereitung gehalten worden sind.

Geschichte als der grundlegende Stoff im Vorbereitungsunterricht anerkannt ist, dann werden wir abermals Augustin Recht geben müssen, der die einzelnen Abschnitte vom offenbarungsgeschichtlichen Standpunkt aus wählt. Man gebe nicht nur einzelne Geschichten, sondern ein in sich abgeschlossenes Ganze (narratio plena et perfecta). Und ebenso wird der weitere Grundsatz Augustins unbedingte Zustimmung verdienen, daß die religiös-sittliche Bedeutung der einzelnen Erzählungen hervorgehoben werden muß.

Sind wir mit den Prinzipien Augustins hinsichtlich der Erzählung einverstanden, so mag immerhin die Frage aufgeworfen werden: setzt Augustin in seinen Katechesen nicht zu viel Kenntnisse und zu viel Verständnis voraus? und ist des Stoffes nicht zu viel für eine einzige Lehrstunde, wenn die vorausgesetzten rudes wirkliche rudes sind im Christentum? Jedenfalls wäre eine Unterstützung des mündlichen Vortrags durch ein kleines einfach und verständlich geschriebenes Handbuch mindestens nach unseren modernen Anschauungen kaum zu entbehren. Aber diesen Mangel beobachten wir nicht nur bei Augustin; er ist m. W. dem ganzen altkirchlichen Katechumenat eigentümlich.

Im Lehrverfahren finden wir durchweg die akroamatische Methode. Zwar läßt Augustin Fragen zu, aber doch nur wenn irgend eine Stockung, Ermüdung oder Störung eingetreten ist, und dann noch am Schluß der Katechese, wo die Katechumenen zu einem Glaubensbekenntnis und einer Willenserklärung aufgefordert werden: ob sie das Gehörte für Wahrheit halten und ob sie nach den Geboten Christi ihr Leben einrichten wollen. Die ersteren Fragen sind nur Hilfsfragen, die letzteren sind Gewissensfragen; weder die einen noch die andern sind katechetische Entwickelungsfragen. Auch in dieser Hinsicht ist Augustin ein Kind seiner Zeit. Im ganzen Altertum war das Lehrverfahren in den Katechesen im wesentlichen akroamatisch. Der Grund ist nicht wohl nur der äußerliche, daß die Katechumenen Erwachsene waren, sondern wohl auch der innere, daß der auf göttlicher Offenbarung ruhende christliche Glaube nicht nach sokratisierender Weise von den Katechumenen produziert, sondern von ihnen als Lernenden angeeignet werden muß. Doch könnte gewiß das erotematische Verfahren in weiterem Umfang zur Anwendung kommen, ohne daß der Offenbarungscharakter des Christentums alteriert würde; und vielleicht hätte Augustin bei dieser Methode weniger schlimme Erfahrungen mit Unaufmerksamkeit, Zerstreutheit, Ermüdung und dergl. machen müssen.

Trotzdem fehlt den Katechesen Augustin durchaus nicht, was man als katechetische Entwickelung zu bezeichnen pflegt. Die Resultate sind durchaus vorbereitet. Das Einzelne ist stets zuerst gegeben; dann erst folgt das Allgemeine, die Zusammenfassung. Die Gliederung der Offenbarungsgeschichte wird erst gegeben, nachdem die Erzählung bis auf Christus fortgeführt ist. Hier wird auch zuerst auf das Ziel der Liebe hingewiesen. Augustin beginnt nicht mit einer abstrakten Lehre von der Trinität,[1]) sondern erst nachdem von Gottes Wirken in Schöpfung, Erlösung und Geistesmitteilung die Rede gewesen ist, wird das Wesen Gottes besprochen, und zwar im Zusammenhang mit einer durchaus praktischen Ausführung über das ewige Leben.

Daß sich Augustin bei der exegetischen Darlegung der allegorisierende Methode in einer nach unseren Begriffen dann und wann geschmacklosen Weise bedient, daß er mit Hilfe dieser Methode manche Anstöße des Wortsinns namentlich für die Höhergebildeten zu beseitigen sucht, ist für evangelische Missionare gewiß nicht nachahmenswert, aber aus den Anschauungen jener Zeit sehr begreiflich und darum auch entschuldbar. Immerhin bleibt das, was Augustin mittels dieses Auslegungsverfahrens zu erreichen sucht, bleibend ein Ziel alles Vorbereitungsunterrichts: die Katechumenen zu selbständigem Denken, Suchen, Finden zu erziehen.

Endlich der Epilog. Daß man nicht mit der rein geschichtlichen Betrachtung abschließt, sondern sich zuletzt an Herz und Gewissen der Katechumenen wendet, entspricht allen gesunden pädagogischen Begriffen. Wenn Augustin dabei noch einen besonders angegriffenen und den Heiden anstößigen Glaubenspunkt zur Besprechung bringt, so wird ihm darin jeder Missionar folgen: solche Apologie des Christentums thut not, mag sie sich je nach Zeit und Ort auf diesen oder jenen Punkt des christlichen Glaubens beziehen. — Die Offenheit, mit welcher Augustin über den faktischen Zustand der Kirche redet, ist nicht nur für den Geschichtsforscher von Wert, sondern hat gewiß auch in der alten Zeit manchen Katechumenen vor Ärgernis und Abfall bewahrt. — Eine unwahre Idealisierung der Christen ist gewiß gegenüber solchen, welche erst übertreten wollen, besonders verhängnisvoll.

Der Mangel des Epilogs liegt nicht in dem, was er enthält, sondern in dem, was er nicht oder nicht genug enthält. Es entspricht der katholischen

[1]) Die Trinitätslehre pflegte man ausführlicher im letzten Unterricht unmittelbar vor der Taufe zu behandeln; er hieß auch zum Teil geradezu Unterricht über die Trinität.

Auffassung des Christentums als der lex evangelica oder nova lex, daß Augustin mit Mahnungen und Warnungen schließt. Was Augustin in seiner theoretischen Ausführung angiebt: das ganze Vertrauen allein auf den Herrn setzen, sollte in den Katechesen im Epilog mehr hervortreten und zwar weniger im Sinn des Befehls, als im Sinn eines wertvollen Rechts: ihr dürft euer Vertrauen auf Gott setzen, und im Sinn der trostreichen, Kraft und Stärke verleihenden Verheißung: ihr vermöget alles durch den, der euch mächtig macht, Christus.

Schlußbemerkung.

Als ich im Herbst vorvorigen Jahres im Basler Missionshaus mit dem Unterricht über Katechetik betraut wurde und mich für diesen Zweck einarbeitete in das altkirchliche Proselytenkatechumenat, das in einem Missionsseminar mehr Verständnis und Interesse findet als auf der Hochschule, war ich höchlich erstaunt über den Reichtum und die Tiefe der Gedanken, welche Augustins Schriftchen in sich birgt. Was der Katechetiker Zezschwitz über das Büchlein äußert, ist gewiß durchaus zutreffend:

„Es ist eine der geringsten Schriften Augustins und auch diese wenigen Blätter bergen eine Fundgrube der Weisheit, aus der die Katecheten aller Zeiten schöpfen können, wie diese Erstlingsaufgabe der Kirche (die Unterweisung der Übertretenden) mit lehrender und seelsorgender Weisheit gepflegt werden will. Eine Theorie ist's, mit wenigen Strichen entworfen, eine Theorie aus heiliger Praxis erwachsen."

Mein Wunsch ist, daß sich nicht nur meine Begeisterung für das vielgerühmte und wenig gelesene Schriftchen Augustins dem einen und andern Leser mitteile, sondern daß auch dem einen und andern Missionspraktiker eine Handreichung geschehe zum Betrieb des ebenso schweren als wichtigen und verantwortungsvollen Katechumenenunterrichts.

Litteratur-Bericht.

1. **Von Schwartz:** „Karl Segebrock und Ewald Ovir. Zwei früh vollendete Missionare der evangel. luth. Mission zu Leipzig." Ebd. 1897. In Kommission bei Naumann. 50 Pf. Es sind dies Erinnerungsblätter an die beiden am Berge Meru im Kilimandscharogebiet im Oktober vorigen Jahres ermordeten Leipziger Missionare, zwei junge Balten, von denen E. Ovir nach menschlichem Urteil zu großen Hoffnungen berechtigte. Freilich ihre Missionslaufbahn war nur eine kurze, aber die Pietät ist Rechtfertigung für das biographische Denkmal, welches der Direktor der Leipziger Mission den Erstlingen gesetzt hat, die in ihrem Dienste ihr Blut vergossen haben. Nach einem kurzen Einblick in ihre Jugendzeit und Lehrjahre werden die Reiseerlebnisse der beiden Missionare auf dem Wege nach und in Afrika, ihre Arbeitsstätten und Anfangsarbeiten meist mit ihren eigenen

Worten geschildert und der Überfall bei der Gründung der neuen Station macht den Schluß. Der Preis ist sehr niedrig; unter den Bildern lassen die afrikanischen freilich viel zu wünschen übrig. Besser gelungen ist die beigegebene Karte des Kilimandscharogebiets.

2. **Burkhardt:** Die Mission der Brüdergemeine in Missionsstunden. Erstes Heft: Grönland und Alaska. Leipzig. Jansa. 1897. 1,50 Mk. Das ist ein glücklicher Gedanke, in einer fortlaufenden Reihe von Heften eine Übersicht über die zahlreichen Missionsgebiete der Brüdergemeine zu geben als einen einstweiligen Ersatz für die noch immer fehlende Gesamtgeschichte der brüderkirchlichen Mission. Das vorliegende Heft behandelt Grönland und Alaska, das erstere von dem Herausgeber, das zweite von Schneider bearbeitet. Beide Arbeiten sind gelungen und fesseln den Leser, aber wenn man mich aufs Gewissen fragt, ob eine Vorzug verdiene, so muß ich mich für die Burkhardtsche über Grönland entscheiden. Und zwar vorzüglich wegen ihrer sehr praktischen Disposition. Der Verfasser erzählt nämlich die Geschichte der grönländischen Mission nicht chronologisch, sondern ordnet den Stoff sehr übersichtlich nach folgenden Gesichtspunkten: 1. Ein kühner Entschluß (Anfangsgeschichte); 2. wie man heute noch nach Grönland reist; 3. Küstenfahrten im heutigen Grönland; 4. Kampf und Sieg der ersten Brüdermissionare; 5. Lebensweise und Chrakter der Grönländer; 6. Armut und Armenpflege in Grönland; 7. böse Thaten des natürlichen Menschenherzens; 8. treue Helfer; 9. ein Blick auf die gesamte gegenwärtige Arbeit der Brüdergemeine in Grönland. Unter diesen Gesichtspunkten kommt alles Wesentliche und für die grönländische Mission Charakteristische zur Sprache, so daß der Leser ein volles Verständnis für ihre Eigenart gewinnt. Dabei ist die Darstellung bei großer Nüchternheit frisch, anschaulich, konkret, wenig allgemeine Schilderung, sondern viel Illustration durch typische Einzelgeschichten. Auch der Eingang und Übergang von einem Schriftwort zur Erzählung ist kurz und gut. Was Alaska betrifft, wo die Mission noch sehr jungen Datums ist, so ist der Geschichtsstoff romantischer als der der grönländischen Mission. Es werden uns Scenen und Erlebnisse vorgeführt, die geradezu spannend sind, aber die Erzählung ist nicht immer malerisch genug, um sie recht hervortreten zu lassen und eindrücklich zu machen, was Schneider doch sonst so gut versteht. Die Überschriften der 4 Abschnitte sind Schriftworte: Ps. 82, 8; 126, 5; 1. Kor. 9, 23 f; und Akt. 15, 8; deren Wahl wie Verwertung etwas gekünstelt erscheint und vielleicht die Gruppierung des Stoffs wie die Einfalt und Gestaltung der Erzählung etwas beeinträchtigt hat. Die Überschriften der ersten Abteilung sind einfacher, sachlicher und dispositionspraktischer. Zu Missionsstunden bietet das Heft ebenso gediegenen wie bequemen Stoff.

3. **Schulze:** „Im Reich der Mitte oder die Baseler Mission in China.“ Baseler Missionsbuchhandlung 1897. 30 Pf. Der Doppeltitel ist nicht passend; der erste Teil desselben würde besser weggeblieben sein, da das „Oder“ doch sonst eine Identitität bezw. Exegese bedeutet, aber die Baseler Mission in dem verhältnismäßig kleinen Winkel des großen China doch nicht als gleichbedeutend mit dem Reich der Mitte bezeichnet werden kann. Sonst ist an dem Inhalt nichts auszusetzen, der in 10 wohl disponierten Kapiteln nicht nur eine gute Übersicht über den Gang und Stand der Baseler Mission in China, sondern auch eine lehrreiche Einsicht in ihren Betrieb, ihre Schwierigkeiten, Gefahren u. s. w. giebt. Die meisten Bilder sind gut,

aber einige, z. B. S. 13, 17, 32 hätte man besser weggelassen; man sollte diese veralteten Clichés endlich einmal ausrangieren. Die Karte ist wertvoll.

4. **Fries:** „Geschichten und Bilder aus der Mission.“ Heft 15. Halle. Buchhandlung des Waisenhauses. 1897. 25 Pf. 50 Expl. 10 Mk. Neben einem 2 seitigen Einleitungswort über den ältesten Missionsbericht enthält dieses Heft: „Drei Bilder aus der Missionsgeschichte Madagaskars“ (Thränensaat im Heidenlande; ein Kirchweihfest in den Tagen der Königin Ranavalona II. und Pfingsten 1896 in Sirabe) von P. Kurze und „Dr. Hugo Hahn, der Bahnbrecher der Herero- und Ovambo-Mission“ von P. Horbach, beides ebenso zeitgemäße wie wohlgelungene Arbeiten. Beigegeben sind 3 Bilder: ein treffliches Porträt von H. Hahn, die Station Otjimbingue zu Hahns Zeit und das evangelische Missionshospital in Isoavinandriana. Das schöne auch hübsch ausgestattete Heft nimmt einen bevorzugten Platz ein in der volkstümlichen Missionslitteratur und wird zur weitesten Verbreitung angelegentlich empfohlen.

5. **Schneller:** „In alle Welt. Auf den Spuren des Apostels Paulus von Antiochia bis Rom.“ Leipzig, Wallmann. 1897. Die Arbeiten Schnellers über die klassischen Stätten der heiligen Geschichte haben sich einen so weiten und guten Ruf erworben, daß man einem neuen Werk über denselben Gegenstand aus seiner Feder von vornherein mit einem günstigen Vorurteil entgegenkommt. Schneller kennt die Länder, in denen die neutestamentliche Geschichte spielt, nicht bloß aus eigner Anschauung, er kennt sie nicht bloß auswendig sondern auch inwendig, er versteht sie zu beleben und zur Belebung der neutestamentlichen Geschichte unserm Verständnis zu erschließen. Er ist mehr als ein Geograph, er ist ein Maler und zwar ein Maler, der Exeget wird und oft sehr überraschende, wenn auch nicht immer ganz einwandsfreie Aufschlüsse über den heiligen Text giebt. Das ist auch in dem vorliegenden Buche der Fall, das durch und durch das Gepräge lebensvoller Anschaulichkeit trägt, wenn auch hier und da die Phantasie in das Gebiet kühner Hypothesen schweift. Jedenfalls ist sein Buch zum Verständnis der Apostelgeschichte commentarii instar und seine Beleuchtung der Paulinischen Missionsreisen gewährt einen Reichtum von missionarischer Ausbeute auch für die Gegenwart. Nur auf eins will ich aufmerksam machen, was mir bisher noch nie so anschaulich entgegengetreten und was doch für die missionarische Praxis so wichtig ist: daß man sich nämlich irrt, wenn man sich den Aufenthalt des Paulus auf seinen Missionsstationen als sehr kurz denkt. Der große Apostel hat sich, wo er nicht vertrieben wurde, überall längere Zeit aufgehalten; wir können nicht überall, wie in Korinth und Ephesus, genau nachrechnen, wie lange, aber wenn man die Dauer der einzelnen Missionsreisen ausrechnet, so folgt mit zwingender Notwendigkeit, daß der Aufenthalt an den meisten Orten, welche die Apostelgeschichte namhaft macht, Monate lang, wenn nicht noch länger gedauert haben muß, ein Umstand, der ebenso wichtig ist für das Verständnis des Paulinischen Missionserfolges wie vorbildlich für die missionarische Reisepraxis aller Zeiten, und der ganz speziell als ein Argument gegen die modernste Weltevangelisierungs-Theorie ins Gewicht fällt. Das Buch zerfällt in 8 Hauptkapitel, von denen jedes übersichtlich in eine Reihe von Unterabteilungen gegliedert ist. Die Bilder und Kartenbeilagen sind fast durchgehends gut, die Ausstattung ist vornehm. Warneck.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

Konstantinopolitanische Plaudereien.[1])

Von O. Flex.

I.

„Können sie sofort nach Konstantinopel gehen, um die Arbeit an der Memorial Church zu übernehmen?"

So lautete ein Telegramm, welches ich eines Tages von der S. P. G. in London erhielt. Ich war zur Zeit als Kaplan bei der englischen Gemeinde in Gotha angestellt, deren Patronin die genannte Missionsgesellschaft ist. — Wenn an einen alten Missionar, der die halbe Welt durchreist und fast in allen Weltteilen amtiert hat, eine solche Frage gestellt wird, so besinnt er sich nicht lange, sondern sagt einfach „Ja".

An demselben Tage erhielt ich noch einen Brief des bisherigen Geistlichen an der erwähnten Kirche, Canonicus Curtis, in welchem er mir mitteilte, daß er infolge einer schweren Erkrankung auf unbestimmte Zeit habe Urlaub nehmen müssen, daß er sich jetzt in London befinde und daß er mir sein Haus in Konstantinopel zur Verfügung stelle. Seine zwei Schwestern, welche daselbst zurückgeblieben seien, würden mir jede Gastfreundschaft erweisen und in der Gemeindearbeit erforderlichen Falls hilfreich zur Hand gehen. „In der Voraussetzung, daß Sie den Ruf annehmen, habe ich die Gottesdienste für nächsten Sonntag in den Tagesblättern der Hauptstadt angekündigt, Sie müßten also wenigstens Sonnabend Abend daselbst eintreffen; besser wäre es jedoch, Sie könnten schon Freitag da sein, um sich etwas zu orientieren."

Das dachte ich auch. Es war Dienstag. Daß ich selbst eine Gemeinde hatte, die ich nicht ohne Stellvertreter lassen konnte, schien dem guten Herrn Canonicus nicht eingefallen zu sein. Jedoch der liebe Gott wußte das und hatte wahrscheinlich aus diesem besondern Grunde einen englischen Geistlichen, der viele Jahre auf den Südsee-Inseln gearbeitet hatte und jetzt zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Europa gekommen war, gerade nach Gotha dirigiert. Jedenfalls war er da; und wenn er nicht dagewesen wäre, hätte ich nicht nach Konstantinopel gehen können. Er schien die Angelegenheit auch in diesem Lichte anzusehen, denn als ich

---

[1]) Dieser Artikel war eigentlich für das Beiblatt bestimmt. Um aber seine Fortsetzung nicht zu unterbrechen, habe ich ihn in das Hauptblatt aufgenommen Es wird daher eine Beiblattnummer in Wegfall kommen. D. H.

am Nachmittag desselben Tages die Sache mit ihm besprach, willigte er sofort ein, die Gemeinde während meiner Abwesenheit zu versehen.

Das nächste war nun, Bädecker über Routen, Fahrpläne, Kosten und Konstantinopel selbst zu studieren. Die Stadt hatte mir schon seit Jahren immer wie eine Art goldener Traum vorgeschwebt. Bei der ungeheueren mohammedanischen Bevölkerung Indiens — man sagt, die Königin von England habe in allen Kolonieen und Schutzgebieten ihres Reiches mehr mohammedanische Unterthanen als der Sultan — meinem täglichen Zusammentreffen mit Mohammedanern in Indien, sowohl als auf den Westindischen Inseln, wo viele von ihnen als Kulis arbeiten, und infolge meiner Lehrthätigkeit in dem Theological-College in Ranchi, wo ich neben Exegese und Pastoral-Theologie den Studenten spezielle Vorlesungen über die nichtchristlichen Religionssysteme: Hinduismus, Buddhismus und Islam halten mußte, hatte ich mich selbstverständlich mit der Geschichte des letzteren, seinem Einfluß auf die geschichtliche und religiöse Entwickelung Indiens und seine politische Stellung im Lande eingehend beschäftigt. Der Koran wurde dabei gründlich traktiert; es geschah in der That alles Erforderliche, um unsere jungen eingeborenen Geistlichen in den Stand zu setzen, ihre Religion nicht nur zu predigen, sondern auch verteidigen zu können, und dazu gehört vor allen Dingen, daß man mit den religiösen Anschauungen und Lehren seiner Gegner vollständig vertraut ist. Dabei war es nun ganz natürlich, daß der Sultan oder „Khalifa" der Mohammedaner, und seine Residenz öfters erwähnt wurden, was wieder einen kurzen Exkursus in die Geschichte dieser wunderbaren Stadt mit sich brachte, und da war sie mir immer wie eine kostbare, wenn nicht die kostbarste, Perle des Orients erschienen, mit einem Nimbus umgeben, wie etwa Bagdad in „Tausend und einer Nacht."

Jetzt sollte mir nun Gelegenheit geboten werden, selbst in ihren Straßen umherzuwandern und alle ihre Herrlichkeiten in Augenschein zu nehmen.

Ich sah aus den Fahrplänen, daß die neu angelegte Zweiglinie von Belgrad über Nisch, Sofia und Adrianopel mich am schnellsten zum Ziele führen würde, und daß ich mit kurzen Unterbrechungen in Budapest und Belgrad die Strecke in drei Tagen zurücklegen, mithin Freitag Abend in Konstantinopel eintreffen konnte. Ich überraschte also die Mitglieder meiner Gemeinde bei den am selben Abend in aller Eile abgestatteten Abschiedsbesuchen mit der Nachricht, daß ich am nächsten Morgen nach Konstantinopel reisen müsse und daß Mr. P. meine Stelle bei ihnen vertreten würde.

Mit dem frühesten Zuge dampfte ich am nächsten Morgen ab und kam Donnerstag Vormittag wohlbehalten in Budapest an. Hier konnte ich ein paar Stunden ruhen und genauere Nachrichten über die Weiterreise einziehen. Ein Herr, mit dem ich die letzte Strecke zusammen gefahren und der die Tour von Budapest nach Konstantinopel öfter in Geschäften zu machen hatte, sagte mir nämlich, daß ich hier ungefähr an der Grenze der europäischen Civilisation angekommen; die neue Linie sei thatsächlich noch unsicher, die Verpflegung auf den teilweise noch nicht fertig gestellten Bahnhöfen, Belgrad, Nisch und Sofia ausgenommen, sei eine höchst mangelhafte; vor allen Dingen müßte ich mich mit Proviant versorgen und mich nicht wundern, wenn der Zug irgendwo angefallen würde oder besonders hinter Philippopel infolge der schlechten Brücken stecken bliebe; jedenfalls sei es ratsam, die Hoffnung, am Sonntag in Konstantinopel Gottesdienst halten zu können, vor der Hand aufzugeben.

„Und haben Sie denn einen Paß?"

„Nein!"

„Na, dann kehren Sie nur wieder um, ohne Paß läßt Sie kein Türke über die Grenze."

„Aber, Verehrtester, wir sind doch hier noch in Europa; ich habe fast aller Herren Länder durchreist, und noch nirgends hat mich jemand nach einem Paß gefragt."

„Das mag sein, hier aber müssen Sie einen haben."

Was thun! Ich nahm eine Droschke, fuhr nach dem Ostbahnhofe und fand, daß ich noch zwei Stunden bis zum Abgang des Zuges nach Belgrad hatte. Die lange Fahrt hatte mich außerordentlich erschöpft und das eben Gehörte trug nicht wenig dazu bei, meine Hoffnungen auf eine glückliche Weiterreise herabzustimmen. In solchen Körper- und Gemütszuständen ist eine tüchtige Mahlzeit das beste Heilmittel. Ich bestellte sie sofort im Restaurant und sie verfehlte ihre Wirkung nicht. Die Paßschwierigkeit blieb aber.

Da geschah etwas, was ich so oft — ach so oft! — in meinem vielbewegten Leben erfahren. Wenn ich in Lagen war, wo absolut alles finster vor mir war, wo sich thatsächlich keine Thür zum Weitervordringen öffnete, da erschien plötzlich ein Lichtpunkt im dunklen Hintergrunde und zeigte an ungeahnter Stelle einen Pfad, der schließlich doch zum Ziele führte.

Als ich, alle Chancen meines Fortkommens immer und immer wieder berechnend, ratlos in der großen Vorhalle des Bahnhofs auf- und abging

— die Wagen des Zuges wurden schon zusammengeschoben — in einer kleinen halben Stunde mußte er abgehen — die Billete wurden gelöst — ich konnte keinen Entschluß fassen und doch mußte ich mich innerhalb der nächsten zehn Minuten entscheiden — da haftete mein Auge an einem kleinen französischen Plakat, welches unter zahllosen ungarischen Anschlagzetteln, Annoncen, Fahrplänen und dergleichen in der Nähe des Schaltereinganges befestigt war. Ich trete hinzu. Es benachrichtigt die verehrlichen Reisenden, daß der Orienterpreßzug Morgen früh um 4 Uhr von Budapest nach Konstantinopel abgeht, wo er Sonnabend Abend um 5 Uhr eintreffen werde; um die Reisenden vor Unbequemlichkeiten zu schützen habe die Kompagnie Arrangements getroffen, daß die Revision ihres Gepäcks erst in Konstantinopel stattfinden dürfe, auch seien Pässe für die mit dem Orient-Expreß Fahrenden nicht nötig.

Da war die Hilfe in meiner gegenwärtigen Not! Mit einem Schlage hatte sich die Situation geändert. Ich konnte den ganzen Nachmittag im wunderschönen Budapest umherwandern, — und die Sonne schien so herrlich — sogar die ungarische Sprache die mich jetzt von allen Seiten umtönte, schien mir wohllautend, das bunte durcheinander Wogen des Volkes in den verschiedensten Landestrachten auf den breiten Straßen, war entzückend, Orient und Occident reichten sich schon hier die Hand.

Ich würde allerdings nun erst Sonnabend Abend in Konstantinopel eintreffen, doch was schadete das, die Hauptsache war: ich kam zu rechter Zeit hin.

Mit welcher Herzenserleichterung ich am nächsten Morgen den Zug bestieg, kann sich der Leser denken.

Die Orienterpreßzüge, welche direkt von Paris nach Konstantinopel fahren, sind elegant und sehr bequem eingerichtet. Der ganze Zug ist wie ein großes Hotel. Die Korridorwagen sind durch Übergänge miteinander verbunden, so daß man während der Fahrt promenieren kann. Baderäume, Lese- und Rauchzimmer oder vielmehr Coupés gewähren allen erwünschten Komfort, die Schlafeinrichtung ist eine vorzügliche und die Speisen und Getränke sind sehr gut.

So fuhr ich, das Herz voll Lob und Dank gegen meinen himmlischen Vater, der mir wieder so wunderbar geholfen, hinein ins schöne Ungarland.

Die Landschaft bietet zuerst wenig Abwechselung. Zu beiden Seiten der Bahnlinie strecken sich die fruchtbaren Ebenen bis Belgrad. In Serbien und Bulgarien wird das Terrain gebirgiger und wir fuhren besonders in der Nähe von Sofia durch wildromantische Fels und Gebirgs-

partieen. Von da an folgt die Linie meistens dem Lauf der Maritza, bis sie sich von Adrianopel auf einem sanft abfallenden Plateau direkt nach Konstantinopel wendet.

Interessant ist das fortwährend wechselnde Bild der Landbevölkerung und ihrer Wohnorte. Der Übergang vom mitteleuropäischen zum orientalischen Typus markiert sich am schärfsten in Bulgarien; auch nimmt hier schon die Anzahl der Minarets in den Ortschaften zu, ein Beweis, daß die mohammedanische Bevölkerung die vorherrschende wird, bis hinter Adrianopel die Kirchtürme ganz verschwinden. Was die Sicherheit der Linie anlangt, so hatten wir Gott sei Dank keinen Unfall zu beklagen. Daß mir aber mein Reisegefährte vor Budapest die Zustände wahrheitsgetreu geschildert hatte, bewies ein Überfall, der thatsächlich einige Zeit später von einer Räuberbande auf einen Zug gemacht wurde, bei dem auch einige Deutsche in zeitweilige Gefangenschaft gerieten. Ebenso schien auf türkischem Gebiet die Gefahr des Entgleisens groß zu sein, denn zu wiederholten Malen fuhr der Zug im langsamsten Tempo; und daß es mit dem Paßzwang seine Richtigkeit hatte, erfuhr ich schon in der ersten Stunde unserer Fahrt, denn kaum hatte ich mich in meinem Coupé wohnlich eingerichtet, als der Kondukteur um meinen Paß bat.

„Aber Ihre Kompagnie erklärt ja ausdrücklich auf ihren Plakaten, daß man in diesem Zuge keinen Paß brauche!“ erwiderte ich unwillig.

Der Mann erklärte, daß der Zufluß von Fremden in Konstantinopel in letzter Zeit so zugenommen habe und daß die Stadt von allerhand unkontrollierbaren Elementen so überschwemmt würde, daß die Regierung sich genötigt gesehen habe, die allerstrikteste Paßrevision anzuordnen.

„Dann hätte die Kompagnie das auf den Plakaten deutlich sagen sollen. Sie annonciert, daß ein Paß nicht nötig sei, daraufhin habe ich mein Billet genommen. Wie Sie mich über die Grenze bringen, das ist nun Ihre Sache.“

Er hat es auch gethan. Wie, das weiß ich nicht. In Adrianopel wurde der Zug von türkischen Beamten revidiert. Mich hat keiner angeredet.

Es war gegen vier Uhr Nachmittag, als wir die ersten Silberstreifen des Marmarameers erblickten. Wir passierten S. Stefano, den Ort bis zu dem die Russen im letzten Kriege vorgedrungen waren (man wird von den mitreisenden Eingeborenen darauf als eine besondere Merkwürdigkeit aufmerksam gemacht), wanden uns durch die langen öden Mauerlinien, welche weiterhin wahrscheinlich zum Schutz für die Baulichkeiten errichtet

sind, die sich auf der Landzunge zwischen dem Marmarameer und dem goldenen Horn befinden, und unter denen die Regierungsgebäude der Hohen Pforte den ersten Platz einnehmen, und hielten endlich vor dem kleinen Stationspavillon der Hauptstadt an. Als ich den Kondukteur verwundert fragte, ob denn Konstantinopel keinen anständigeren Bahnhof habe, zeigte er mir die unvollendeten Mauern eines augenscheinlich in großem Stil angelegten Gebäudes: „Das ist der neue Bahnhof, Mangel an Geld hat bisher seine Vollendung verhindert.“ Er ist seitdem fertig gestellt worden und war mit seinem Vorplatz die Scene einer der grausamsten Metzeleien, die vor kurzer Zeit in Konstantinopel stattfanden.

Man hatte mich selbstverständlich schon gestern Abend erwartet und in der Gewißheit, daß ich heute kommen müsse wieder einen Diener gesandt, um mich abzuholen. Die Formalitäten im Zollhaus waren bald erledigt und so konnte ich endlich gegen 6 Uhr in die alte Khalifenstadt einfahren.

Der orientalische Charakter des Straßenlebens heimelte mich sofort außerordentlich an. Die Bazare, Kaufläden, die ausgestellten Waren, die bunten Trachten waren dieselben, die ich so oft in Ägypten und Indien gesehen. Die gutturalen Töne der türkischen Sprache welche mich hier im Menschengewühl umschwirrten, waren alte Bekannte, die ich jahrelang in Indien, im Persisch und Urdu[1]) gehört und gesprochen. Da der Bahnhof auf der Stambulseite des Goldenen Horns liegt, so muß man das letztere überschreiten um nach den europäischen und griechischen Stadtvierteln Pera und Galata zu gelangen. Man nimmt zu diesem Zweck einen der zu hunderten umherschaukelnden Kaiques (Bote) und läßt sich hinüberrudern, oder man fährt über die große Schiffsbrücke, welche Stambul und Pera hier verbindet. Der Eindruck, den man hier von Konstantinopel bekommt, ist ein überaus großartiger. Zur Rechten ist das Goldene Horn, bis hinunter in den Bosporus angefüllt mit Schiffen und Dampfern aller Nationen. Zur Linken liegen die öffentlichen Bäder und die Vergnügungsbote, welche den oberen Teil des Goldenen Horns beleben. Die Brücke selbst ist oft zum Erdrücken mit Menschen gefüllt. Weiß

---

[1]) Urdu ist ein Gemisch von Persisch und Hindi nnd wird fast ausschließlich von den gebildeten Mohammedanern in Indien gesprochen. Auch gebildete Hindus bedienten sich früher desselben, weil es Hof- und Gerichtssprache war. In den letzten Jahren haben aber die angloindischen Regierungsbeamten sehr vernünftiger Weise dem Hindi und den andern echtindischen Sprachen: Bengali, Assami &c. die ihnen im öffentlichen Verkehr gebührende Stellung wieder verschafft.

gekleidete Beamte stehen an beiden Enden derselben und erheben von jedem Passanten Brückengeld. Leider dient sie einem Heere von Bettlern, Blinden, Lahmen, Krüppeln, und Aussätzigen zum ständigen Aufenthalt. Von gewaltiger Wirkung sind die unzähligen Kuppeln, Dome, und hoch in die Luft schießenden Minarets, welche von den an den Ufern dieser wunderbaren Wasserzunge erbauten Moscheen überall emporsteigen, hoch überragt von dem ungeheuren Galataturm, welcher den Mittelpunkt des vor der Brücke sich entfaltenden Panoramas bildet.

Sowie man die Brücke passiert hat, nimmt die Umgebung einen mehr europäischen oder internationalen Charakter an. Pera ist vorzüglich von Franzosen, Engländern, Deutschen und Italienern bewohnt. Hier sind die europäischen Hotels, Kaufläden, und Gesandtschaftspalais. Pferdebahnlinien vermitteln den Verkehr in den Hauptstraßen, eine Drahtseilbahn befördert das Publikum direkt vom Strande des Goldenen Horns nach der Rue Pera, welche sich auf dem Rücken des Hügels, auf dem dies Stadtviertel erbaut ist, hinzieht. Galata ist vorzüglich von Griechen und Armeniern bewohnt.

Die Wohnung des Kanonikus lag in der Rue Haïree, am südlichen Abhang des Perabergrückens. Wir erreichten sie in einer kleinen halben Stunde. Ein griechischer Diener, der sich mir als Sokrates vorstellte, empfing mich und führte mich nach meinen im dritten Stock gelegenen Zimmern.

Es war schon dunkel geworden. Mir lag natürlich daran, mich sobald wie möglich den Damen des Hauses vorzustellen um näheres über die Gottesdienste zu hören, welche ich morgen halten sollte; ich bat daher Sokrates, mich ihnen zu melden und um Erlaubnis zu bitten, mich ihnen heut Abend noch vorstellen zu dürfen.

„Mrs. Walker läßt Sie bitten, erst das Abendbrot einzunehmen, es wird sie freuen, Sie nachher zu sehen" erwiderte der Diener und führte mich in das Eßzimmer.

Ich machte den Damen nachher meine Aufwartung. Mrs. Walker die ältere Schwester des Kanonikus, war, wie ich später erfuhr, eine Künstlerin allerersten Ranges. Sie war vor etwa 16 Jahren auf speziellen Befehl des Sultans nach Konstantinopel gekommen, um die Sultanin und einige andere Haremsdamen zu porträtieren. Sie war dann in der Hauptstadt geblieben, hatte sich verheiratet, war Witwe geworden und stand nun dem Haushalt ihres Bruders vor. Die Wände im Drawingroom waren bedeckt mit den Erzeugnissen ihrer Kunst und ihre intime Kenntnis

der Stadt und der hohen und höchsten Schichten der türkischen und christlichen Bevölkerung waren mir nachher vom größten Nutzen bei meiner Arbeit; in der That ich wüßte nicht, wie ich ohne den Rat dieser erfahrenen und grundgescheuten Frau hätte fertig werden sollen. Ich werde weiterhin Gelegenheit haben, ihrer überaus schätzenswerten Dienste zu gedenken.

Ihre jüngere Schwester Miß Mary, schien ganz und gar im Gemeinde- und Missionsdienste aufgegangen zu sein. Sie war ihres Bruders rechte Hand und, wie sie mir sogleich sagte, bereit mir in gleicher Weise zu helfen.

„Pierre wird Ihnen morgen früh den Weg zeigen und ich werde schon vorher in der Kirche sein und alles für Sie vorbereiten" versicherte sie mich.

Nach einer schlaflosen Nacht (die interessanten Gründe werde ich später zu beschreiben Gelegenheit haben) erwartete ich mit Ungeduld Pierres Erscheinen. Da der Gang bis zur Kirche ungefähr 25 Minuten in Anspruch nahm, so hatte er mir schon am Abend gesagt, daß er mich um $^1/_4$8 abholen würde. Endlich kam er und wir machten uns auf den Weg.

Selbstverständlich vermißt man in der Hauptstadt des Islam jedes Anzeichen von Sonntagsfeier oder Sonntagsstimmung. Die Läden, mit Ausnahme der christlichen, sind geöffnet, das Gedränge der Bevölkerung in den Straßen ist dasselbe wie an den Wochentagen. Erst wenn man tiefer hinein in das Galataviertel dringt, trifft man Kirchgänger, Griechen und andere Christen, welche die hier liegenden Kirchen besuchen. Die Memorial Church liegt ebenfalls in Galata am Abhange des Peraberg-rückens; und da die Wege und Gassen, die Rue Pera ausgenommen, über alle Beschreibung schlecht und holperig sind, so ist es eine höchst ermüdende Aufgabe, zu Fuß zu dem Gotteshause zu gelangen. Einige Minuten vor 8 waren wir da. Miß Mary hatte ihrem Versprechen gemäß schon alles in der Sakristei vorbereitet, so daß ich nur die vasa sacra auf den Altar zu tragen brauchte und mit der Kommunion beginnen konnte.

Nach Beendigung derselben nahm ich unter Führung des Kirchendieners das Gebäude näher in Augenschein. Die Kirche ist ein monumentaler Prachtbau. Als der Krimkrieg zu Ende war, beschloß man eine Gedächtniskirche zur Erinnerung an den Friedensabschluß nach diesem schrecklichen Kriege in Konstantinopel zu erbauen. Die gesamte englische Nation brachte die Mittel dazu zusammen, denn Tausende und Abertausende von ihren Söhnen hatte sie in demselben geopfert. Englische Architekten machten den Plan. Der Sultan selbst gab den Platz her, ein prachtvolles breites Felsplateau, von dem das Gotteshaus weit hinaus leuchtet ins Land, bis

über den Bosporus hinüber nach der asiatischen Seite, wo in Skutari die gefallenen Helden ihren letzten Ruheplatz gefunden. Und als der Bau fertig war, da regte sich wieder ganz England, ihn würdig auszustatten. Die Königin, der Prinz von Wales, der Adel, Verwandte der Gefallenen stifteten Geschenke, goldgestickte Altardecken, Kelche, Abendmahlsdecken u. s. w. u. s. w. Der eine Schrank in der Sakristei schien ganz gefüllt von diesen Schätzen. In der Krypta sind Räume für Schulen und die Choristen. Im Seitenschiff befinden sich die Bibliothek, Räumlichkeiten für Gemeindeversammlungen, und ein Privatzimmer für den Geistlichen.

Als ich das letztere durchschritt, sah ich auf dem Schreibtisch große arabische und persische Folianten aufgeschlagen, frisch beschriebene Blätter in griechisch und türkisch lagen daneben. Unwillkürlich blickte ich meinen Führer an — aus der Brusttasche seines abgetragenen Rockes ragte eine Kalam [1]) hervor, an der die Tinte noch glänzte.

„Arbeiten Sie denn hier?"

„Ja, Herr."

„In diesen Büchern!"

„Ja, ich mache Übersetzungen aus persischen und arabischen Kommentaren des Koran ins Türkische und Neugriechische" und das sagte mir der Mann in fließendem Englisch!

„Und dabei sind Sie Kirchendiener?"

„Wenn Sie es so nennen wollen, ja. Canon [2]) Curtis erlaubt mir hier zu arbeiten, ich bin fast den ganzen Tag hier, und da der Kirchendiener seit einiger Zeit gelähmt ist, so versehe ich die notwendigsten Dienste."

Ich erfuhr später, daß der Mann ein Flüchtling war. Er war ein Grieche, hatte eine vortreffliche Erziehung genossen und in einer Provinz des Innern ein Regierungsamt bekleidet. Durch strenges Festhalten an den Vorschriften des christlichen Glaubens war er mit seinem türkischen Vorgesetzten in Streit geraten und von demselben so grausam behandelt worden, daß er, um sein Leben zu retten, fliehen mußte. Wie so viele seiner Leidensgenossen suchte er in Konstantinopel Zuflucht. Unter angenommenem Namen bemühte er sich hier als Sprachlehrer sein Leben zu fristen. Der gute Kanonikus, dessen hilfsbereite Nächstenliebe, wie ich gar bald merkte, in der Stadt sprichwörtlich war, hatte sich auch seiner angenommen, ihn unterstützt, ihm Schüler verschafft und für seine litterarischen Arbeiten ein ruhiges Asyl in der Memorial Church gewährt. Als ich mich später etwas in meine neuen Pflichten eingearbeitet hatte, nahm ich das Studium des Urdu, welches ich in Indien jahrelang betrieben, wieder auf, und mein neuer Freund, wie ich ihn sehr

[1]) Eine aus Rohr geschnittene Feder, mit der allein man die von rechts nach links geschriebenen arabischen Buchstaben korrekt machen kann. Man hat neuerdings auch für diese Schrift Stahlfedern konstruiert, aber sie sind zu hart für die weichen Biegungen der Buchstaben.

[2]) Englische Abkürzung für Kanonikus.

bald nennen durfte, war mir dabei mit seiner intimen Kenntnis des Persischen und Englischen von großem Nutzen.

Beim Mittagessen teilte mir Mrs. Walker mit, daß ihr Bruder an den Sonntag Nachmittagen die verschiedenen Orte am Bosporus entlang besuche, in denen Engländer wohnten, um für sie Gottesdienste zu halten. Es sei den letzteren, besonders ihren Frauen und Kindern, oft unmöglich, zur Stadt zu kommen, und so gehe der Canon jeden Sonntag Nachmittag abwechselnd zu den Orten, damit die Leute der Kirche nicht entfremdet würden. Ich erklärte mich selbstverständlich bereit, dasselbe zu thun und fragte, welche von den vielen Niederlassungen, die zu beiden Seiten des Bosporus bis zum Schwarzen Meer hinauf die Ufer bedecken, heut an der Reihe sei.

„Ich glaube Sie werden andere Pflichten übernehmen müssen," erwiderte sie, „der Gesandtschaftsgeistliche, Mr. Cockshot, sagte mir gestern, daß die Gesandtschaft jetzt schon ihr Sommerquartier in Therapia beziehen werde, er könne daher die Gottesdienste im Matrosenhospital nicht halten und er sprach die Hoffnung aus, daß Sie sie übernehmen würden. In der That, er wollte die Angelegenheit schon gestern mit Ihnen besprechen, Sie waren aber noch nicht angekommen, wir hatten Sie so bestimmt Freitag erwartet."

„Nun, das wird sich ja noch arrangieren lassen" meinte ich, „ist Mr. Cockshot noch hier?"

„Ja, er hat um 5 Gottesdienst in der Gesandtschaftskapelle, und ich dachte auch, es möchte Ihnen vielleicht angenehm sein, ihn dort aufzusuchen, da er kaum Zeit haben wird, noch einmal herzukommen. Ich werde mir das Vergnügen machen, Sie selbst hinzubegleiten."

Das englische Gesandtschaftpalais liegt an dem nordwestlichen Abhang des Perabergrückens mit einer entzückenden Aussicht über das Goldene Horn, welches sich unmittelbar zu seinen Füßen ausbreitet und das Häusermeer von Stambul. Ein großer gutgepflegter Garten umgiebt es. Die Kapelle ist klein und einfach gehalten. Nach dem Gottesdienst machte mich Mrs. Walker mit dem Chaplain bekannt und er war augenscheinlich aufrichtig erfreut, als ich mich bereit erklärte, die Seelsorge für ihn im Hospital zu übernehmen.

„Nun kann ich doch mit leichtem Herzen nach Therapia gehen" rief er aus, als wir alles besprochen hatten. „Nun bitte sagen Sie mir, ob ich irgend etwas für Sie thun kann; der Gesandte und Lady White (des Gesandten Frau) sind mit dem gesamten Personal schon fort, sonst würde

ich Sie ihnen vorgestellt haben; jedenfalls bitte ich, daß Sie während meiner Abwesenheit von meinem Quartier, Büchern ꝛc. den ausgiebigsten Gebrauch machen wollen.“

Ich dankte. Mitterweile waren wir auf einen der Gartenwege hinausgetreten. Die wundervolle Stille des Parks und die kühle, vom Goldenen Horn heraufsteigende Brise, war außerordentlich erquickend.

„Wollen Sie mir beim Gesandten die Erlaubnis auswirken, diesen Garten benutzen zu dürfen? Bei dem furchtbaren Staub und Lärm, den Sie hier in den Straßen zu haben scheinen, kommt mir dieser Park wie das reine Paradies vor, ich möchte wohl jeden Tag mit meinen Büchern hierher kommen und hier sitzen.“

„Aber natürlich! Ich werde sofort dem Portier die nötigen Instruktionen geben, Sr. Excellenz Zustimmung bin ich gewiß.“

Ich freute mich sehr und hatte später als ich erst Konstantinopel gründlich kennen gelernt, alle Ursache, Gott zu danken, daß er mir gleich am ersten Tag ein stilles Plätzchen beschert, wo ich Ruhe und gesunde Luft haben konnte.

Als ich am Abend nach Hause kam, meldete Pierre, eine Frau habe mich sprechen wollen, ihr Mann sei sehr krank und wünsche einen Geistlichen zu sehen. „Ich habe ihr gesagt, daß Sie morgen früh hinaus kommen würden.“

Etwas verblüfft über die Art und Weise in welcher ein Diener hier schon am ersten Tage meiner Amtsthätigkeit über meine Zeit verfügte, fragte ich ziemlich kühl, woher er denn das wisse, daß ich morgen früh diesen Krankenbesuch machen würde.

„Ja, wann wollen Sie denn gehen?“ fragte er in einem so bestimmten Tone, daß ich fühlte, er war seiner Sache gewiß. „Heute Abend ist es zu spät. Des Mannes Haus liegt am äußersten Ende von Stambul an der Bahnlinie. Sie können die Pferdebahn benutzen, müssen aber dann noch über eine halbe Stunde laufen; morgen früh begleite ich Sie hin.“

„Sie kennen also die Leute?“

„Gewiß. Canon Curtis hat den Mann schon seit Wochen besucht!“

Ich hielt es für rätlich beim Abendessen das Gespräch auf Pierre zu lenken und hörte nun von den beiden Damen zu meinem Erstaunen, daß auch der Mann eine Vergangenheit hinter sich hatte. Er war auf der Insel Mitilene Grundbesitzer gewesen, hatte infolge von Unruhen sein Besitztum verloren; mit Mühe und Not gelang es ihm sich nach Konstantinopel durchzuschlagen, wo er allerhand niedere Dienste verrichtetete, um sich und seine Familie, die bei Freunden in Mitilene ein elendes Unterkommen gefunden, zu erhalten. Seine Sprachgewandtheit — er sprach

Griechisch, Englisch und Französisch fließend — ermöglichte es ihm, sich den Fremden als Führer und Dollmetscher anzubieten. In dieser Stellung hatte ihn Canon Curtis entdeckt, und als er von der traurigen Lage seiner Familie gehört, ihn als Diener in sein Haus genommen. Hier hatte er sich durch seine Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit unentbehrlich gemacht und war endlich das Faktotum im Hause geworden. Pierre wußte überall Bescheid. In der sehr bedeutenden Bibliothek seines Herrn war er vollständig zu Hause. Er war ein lebendiger Adreßkalender. Die zahllosen und meistens namenlosen Gassen der europäischen und eingeborenen Stadtviertel waren ihm bekannt. Sein jahrelanger intimer Verkehr mit der türkischen und christlichen Bevölkerung hatte ihn mit allen Verhältnissen derselben vertraut gemacht. Die Damen erzählten mir, daß er schon vor mehreren Jahren auf Wunsch und mit Hilfe des Kanonikus seine Familie habe herüber kommen lassen. Sie wohnten im oberften Stockwerk des Hauses. Die Frau besorgte die Wäsche und die Stubenarbeit, der älteste Sohn Sokrates half in den Schulen, der zweite war in einer Buchdruckerei als Setzer angestellt, und wenn man bedenkt, daß ein Setzer in den großen Druckereien der Hauptstadt vier Sprachen: Türkisch, Griechisch, Französisch und Englisch beherrschen muß, so kann man sich einen Begriff von dem Bildungsgrad dieser Leute machen.

Nach all dem Gehörten fand ich es nun ganz selbstverständlich, daß Pierre die vorläufige Anordnung meines Arbeitsplans für den nächsten Tag in seine Hand genommen und den Krankenbesuch als erste Nummer auf das Programm gesetzt hatte. Ich habe den Mann später außerordentlich schätzen gelernt, er war meine rechte Hand bei jeder Arbeit und seine geradezu fabelhafte Stadt- und Volkskenntnis half mir über die lokalen Schwierigkeiten, die sich mir besonders im Anfang entgegenstellten, als ich die über die ganze Stadt zerstreut wohnenden Mitglieder meiner Gemeinde, unter denen viele Arme, Eisenbahnbeamte, Kommis, u. s. w. waren, aufzusuchen begann.

II.

Am nächsten Morgen sagte mir Pierre beim Frühstück, welches ich auf meinem Zimmer allein einnahm, daß Mrs. Walker selbst mich auf meinem Krankenbesuch begleiten würde, um mich mit den Leuten bekannt zu machen. Die Rue Haïree ist eine Seitengasse der Rue Pera, wir gingen also bis zur letzteren, bestiegen dort die Pferdebahn, welche uns bei der im ersten Kapitel beschriebenen Perabrücke absetzte. Wir überschritten dieselbe und nahmen einen anderen Tram, welcher bald mit uns in das ungeheure Labyrinth der Straßen und Gassen Stambuls verschwand.

Ich merkte sogleich, wie außerordentlich günstig es sich für mich getroffen, daß ich eine Dame wie Mrs. Walker zur Führerin hatte. Während ihres langjährigen Aufenthalts in Konstantinopel hatte sie die Hauptstadt zum Gegenstand des eingehendsten Studiums gemacht, und zwar vom künstlerischen Standpunkt aus. Sie

kannte nicht nur die historisch berühmten Plätze, Denkmäler und Ruinen des alten Byzanz, sondern auch die moderne Sultanstadt lag vor ihr da, wie ein offenes Buch. Ihr künstlerisches Auge suchte und fand die interessantesten Reliquien der grauen Vorzeit, jede alte zerbrochene Säule hatte ihre Geschichte für sie, jede alte zerbröckelte Mauer war gemessen und auf ihren Ursprung und ehemalige Bestimmung untersucht; ihre Beziehungen zum Hofe hatten ihr alte Paläste und neue eröffnet und Zutritt zu Orten gewährt, die noch nie von einem Europäer betreten worden waren. Ihr Atelier war angefüllt mit riesigen Mappen, welche in tausenden von Zeichnungen und Skizzen die Schätze bargen, die ihr kunstfertiger Stift und Pinsel festgehalten. Sie hatte die Güte, mir später mehrere davon zum Andenken zu geben und ihr Anblick erinnert mich stets an die wunderbaren Scenen, die ich in der alten Khalifenstadt gesehen und die genußreichen Stunden, die ich unter der Führung dieser Dame dort verlebt. Außer diesen Zeichnungen hat sie die Resultate ihrer Forschungen und Studien in zwei Werken niedergelegt, von denen das erste, welches zwei Bände umfaßt, wohl als klassisch gelten darf und in seiner Art, soviel ich weiß, einzig dasteht. — Mit unermüdlicher Liebenswürdigkeit machte sie mich auf alles Sehenswerte aufmerksam und bald waren wir im lebhaftesten Austausch unserer Erfahrungen in den orientalischen Kreisen, in denen wir bisher gelebt; Architektur, Kostüme, Physiognomien, in der That jeder neue Ausblick auf das uns umgebende stets wechselnde Straßenbild gab uns neue Vergleichungspunkte zwischen Land und Leuten in Indien und der Türkei.

Nach etwa dreiviertelstündiger Fahrt erreichten wir die Endstation der Pferdebahn und damit die Grenze des Stadtgebiets. Wir gingen nun an der Bahnlinie entlang, auf welcher ich vorgestern gefahren. Kleine Villas, Sommerwohnungen und Häuser der Eisenbahnbeamten sind hier errichtet. Mrs. Walker erzählte mir, daß der Bahnbetrieb vorzüglich in den Händen von Österreichern läge, nur wenige Engländer seien in demselben angestellt. Auch der Kranke, den wir jetzt besuchen wollten, sei an eine Österreicherin verheiratet. Er sei lungenkrank, ohne Mittel. Die Bahnverwaltung habe ihm lange Zeit Krankengelder und ärztlichen Beistand gewährt, das habe aber endlich aufgehört und er sei jetzt in der bittersten Not. Ihr Bruder habe ihm schon mehrere Male Geldspenden zukommen lassen und die Frau sei wahrscheinlich gestern in der Absicht gekommen, weitere Hilfe zu erbitten.

Wir traten in das Haus ein. Während Mrs. Walker mit der Frau sprach, trat ich zu dem Kranken im Nebenzimmer. Ich sah auf den ersten Blick, daß hier keine Aussicht auf Rettung war. Der Kranke klagte über seine verlassene Lage und fragte, ob man ihn nicht in irgend ein Hospital aufnehmen könne. Ich dachte natürlich sogleich an das englische Matrosenhospital und fragte Mrs. Walker ob man den Mann nicht dahin bringen könne.

„Nein, das geht nicht, das ist nur für Matrosen, der einzige Ort, wo man ihn unterbringen könnte, wäre das deutsche Hospital.“

„Sie haben ein deutsches Hospital hier?“ fragte ich erstaunt.

„Ja, und es ist das beste in der ganzen Stadt.“

Sie erzählte mir nun, daß das Hospital von den Kaiserswerter Diakonissinnen gegründet worden sei und unter ihrer Leitung stehe.

„Wir haben auch ein russisches und italienisches Hospital hier, die nehmen aber nur Kranke ihrer eigenen Nationalität auf, die deutschen Diakonissinnen jedoch öffnen die Pforten ihres Krankenheims allen Leidenden und deswegen achtet man sie hier so hoch. Selbst beim Sultan stehen sie in höchster Gunst. Als vor einiger Zeit eine seiner Haremsdamen gefährlich erkrankte, ließ er sie nicht im Palast behandeln, sondern übergab sie der Pflege der deutschen Schwestern; und als sie nach einiger Zeit vollständig wieder hergestellt in den Palast zurückkehren konnte, da war seine Freude und Dankbarkeit so groß, daß er der leitenden Schwester des Hospitals den Shefakatorden verlieh und Befehl gab, daß alles was für das deutsche Hospital an Büchern, Medizin u. dergl. vom Auslande ankomme, die Grenze zollfrei passieren solle. Ich hatte also die Befriedigung, dem Kranken neben allem andern Trost die Versicherung geben zu können, daß ich sofort seine Aufnahme in das Hospital auswirken wolle und daß er vielleicht schon am Nachmittag in dasselbe übersiedeln könne. Um keine Zeit zu verlieren, fuhren wir mit dem nächsten Zuge zurück und ich eilte per Droschke sogleich nach dem Hospital. Es ist ein stattlicher Bau, auf einer Anhöhe und ziemlich frei gelegen. Die Oberin erklärte, nachdem ich ihr die maßgebenden Angaben über den Fall gemacht hatte, daß der Aufnahme des Mannes nichts im Wege stehe und noch an demselben Abend wurde er von Pierre hereingebracht. Als ich ihn am nächsten Morgen besuchte, teilte mir der Hausarzt mit, daß auf Genesung nicht zu hoffen sei. Es geschah aber alles, um ihm seine Schmerzen zu lindern und seinen Abschied vom Leben zu erleichtern.

Sein Heimgang gab mir mein erstes Begräbnis. Ich habe später, als die Influenza epidemisch in Konstantinopel auftrat, noch oft an Gräbern gestanden, und will daher gleich hier mancher Eigentümlichkeiten, die ich bei den Begräbnissen kennen lernte, Erwähnung thun.

Die protestantischen Gemeinden in der türkischen Hauptstadt, also die deutsche, englische, amerikanische und andere haben einen gemeinschaftlichen Beerdigungsplatz. Derselbe liegt im Osten der Stadt in Ferbikeni. Er ist in mehrere Abteilungen geteilt, von denen je eine der betreffenden Gemeinde zugewiesen ist. Das Ganze

ist von einer hohen massiven Mauer umgeben und in der Mitte steht eine einfache aber geschmackvoll gebaute kleine Kirche zur Abhaltung der Leichenfeierlichkeiten. Die Aufsicht über diesen Friedhof führen die Vertreter der verschiedenen Nationalitäten, in diesem Falle also die Gesandtschaften oder Konsulate abwechselnd je ein Jahr. Ich habe mehrere Beerdigungen daselbst gehabt und stets alles in musterhafter Ordnung gefunden.

Der Lieblingsfriedhof, wenn ich einen solchen Ausdruck gebrauchen darf, der englischen Gemeinde ist jedoch derjenige in Skutari auf dem gegenüberliegenden Ufer des Bosporus. Er liegt am westlichen Ende der Stadt auf einem Hügel am Meere und erstreckt sich bis Haider Pascha, dem Ausgangspunkt der Eisenbahnlinie, welche in das Innere der asiatischen Seite führt. Was diesem Begräbnisplatz seine hochwichtige Bedeutung in den Augen der Engländer giebt und ihn zu einem Wallfahrtsort für die meisten Touristen macht, ist die Thatsache, daß er die letzte Ruhestätte der Soldaten ist, welche während des Krimkrieges in den Hospitälern von Balaklava und Skutari ihren Wunden erlagen. Nicht weniger als 8000 englische Offiziere und Gemeine liegen hier begraben und es ist daher leicht zu verstehen, warum in Konstantinopel ansässige englische Familien, die die Mittel dazu haben, sich hier eine Grabstätte erwerben.

Ein hoher Obelisk erhebt sich ungefähr auf der Mitte des Hügels als gemeinschaftliches Grabmal für alle Gefallenen und von da an reiht sich Grab an Grab bis an die äußersten Vorsprünge der Bucht.

Bald nach meiner Ankunft in Konstantinopel hatte ich Gelegenheit auch mit diesem einzigartigen Begräbnisplatz amtlich in Berührung zu kommen. Ein Kind war gestorben. Als der Vater das Begräbnis bei mir anmeldete, teilte er mir mit, daß er eine Familiengrabstätte in Skutari habe und wünsche, daß sein Kind dort begraben werde.

„Gewiß, aber wie bringen Sie den Sarg hinüber?“ fragte ich, da es mir unwahrscheinlich schien, daß die gewöhnlichen Passagierdampfer, welche den Verkehr zwischen beiden Ufern des Bosporus vermitteln, ein Leichengefolge aufnehmen würden; „nehmen Sie ein Boot?“

„Nein“, erwiderte er, „ich würde eine ganze Anzahl nehmen müssen, um die Leidtragenden alle aufnehmen zu können; ich habe einen kleinen Dampfer gemietet, derselbe wird Punkt 5 Uhr an der Brücke für uns bereit liegen.“

„Ist 5 Uhr nicht etwas zu früh?“ Wir werden es noch sehr heiß finden,“ warf ich ein. Bei der großen Hitze und den weiten Entfernungen, welche die Leidtragenden oft zurückzulegen haben, ehe sie zum Trauerhause kommen, wartet man nämlich mit den Beerdigungen gewöhnlich bis gegen Sonnenuntergang.

„Es geht leider nicht anders“, erwiderte der Mann. „Wir brauchen zwei Stunden ehe wir zurückkommen, und da die Hafenpolizei keine Fahr-

zeuge nach Sonnenuntergang einlaufen läßt, so müssen wir vor 7 Uhr zurück sein."

Diese Beschränkung des Verkehrs im Hafen war mir ganz unbekannt; ich willigte also ein und war zur bestimmten Zeit, geführt von Pierre, im Trauerhause. Der Zug ordnete sich und nach etwa einer Viertelstunde gelangten wir an die Perabrücke, welche als allgemeiner Landungsplatz und Abfahrtspunkt für die Dampfer dient. Zu meiner Verwunderung bogen wir hier links ab in ein Seitengäßchen. Auf meine Frage nach dem Grunde teilte mir der Vater des Kindes mit, daß die Türken es nicht gestatteten, Leichen über die Brücke zu führen, wir müßten daher seitwärts vom Ufer aus den Dampfer besteigen.

„Aber warum erlauben es die Türken nicht?" fragte ich.

„Es ist dies eine der vielen Beschränkungen, welche wir uns infolge des fatalistischen Aberglaubens der Türken gefallen lassen müssen" erklärte er, „sie glauben, daß durch das Hinüberschaffen eines Leichnams die Brücke unrein werden würde."

„Aber ich bitte Sie, in den beiden riesigen Stadteilen, welche die Brücke verbindet, müssen doch täglich hunderte von Menschen sterben, wie bringen die Leute dann ihre Toten und das Gefolge bei den Begräbnissen hinüber und herüber?"

„Das geschieht alles in Booten; die Türken sind in dieser Beziehung äußerst strikt, sie gestatten auch nie eine Leiche in einer Droschke oder einem andern von Lebenden benutzten Wagen zum Begräbnisplatz zu transportieren, es darf dies nur in den dazu bestimmten Leichenwagen geschehen. In vornehmeren Häusern geht man soweit, daß man z. B. den Sklavinnen, welche, wie ja überhaupt die Sklaven hierzulande, während ihrer Lebenszeit liebevoll und milde behandelt werden, nicht erlaubt, im Hause ihrer Herrschaft zu sterben. Wenn ihre letzte Stunde kommt, so schafft man sie in das Haus eines andern Sklaven oder eines bekannten Freigelassenen; oft ist es eine alte Negerin, die früher im Hause gedient hat, unter deren mitleidsvoller Pflege das arme Geschöpf ihren letzten Atem aushaucht."

Wir standen am Ufer. Der kleine Dampfer lag bereit vor uns. Auf Planken schritten wir an Bord und dampften langsam zwischen den andern Fahrzeugen hindurch zum Goldenen Horn hinaus.

Die Fahrt hatte etwas ungemein feierliches, nicht zu sagen düsteres. Auf dem Hinterdeck stand auf einem niedrigen Gerüst der Sarg mit dem Leichentuch bedeckt. Zu seinem Kopfende war ein Sessel für den Geist=

lichen, den ich einnahm, das Gesicht dem Sarge zugewendet. Die Leidtragenden gruppierten sich zu beiden Seiten. Tiefes Schweigen ruhte auf der ganzen Versammlung; auch der Kapitän und die Matrosen verrichteten ihre Arbeit still. So glitten wir lautlos dahin, kaum das Plätschern des Wassers am Schiffskiel war zu hören. Nach kaum halbstündiger Fahrt landeten wir am Hafendamm von Haider-Pascha und bewegten uns langsam den Hügel hinauf.

Ein Veteran, welcher den Krimkrieg mitgemacht, als Sergeant-Major seinen Abschied genommen hatte und nun im Auftrage der englischen Regierung als Inspizient dieses geweihten Platzes seit mehr denn 35 Jahren die einsame Totenwacht bei seinen hier ruhenden Kameraden hält, empfing uns am Eingangsthor des Friedhofs und führte uns, nachdem ich in einem kleinen Warteraum den Talar angelegt, zu dem Grabe, welches die Leiche aufnehmen sollte. Die Mutter des Kindes war schon vor mehreren Jahren gestorben und ebenfalls hier begraben, so hatte man das letzte Ruhebett der Tochter im Grabe der Mutter gemacht, wo nun beide vereint ihrem Auferstehungsmorgen entgegen sehen. Forts. folgt.

Das Evangelium unter den Armeniern.[1]

Von P. Meisel in Wechold.

„Sei wacker und stärke das andere, das sterben will."
Apok. 3, 2.

Die Heimat der Armenier ist das bekannte Hochland im östlichen Vorderasien, wildromantisch hier und lieblich dort, heiß im Sommer und bitter kalt im Winter, sehr arm auf den Höhen und fruchtbar an den Abhängen und in den Thälern. Man unterscheidet: 1. das östliche Hoch-

---

[1]) Die Evangelisationsarbeit unter den christlichen Kirchen des Orients ist bisher in dieser Zeitschrift nur gelegentlich gestreift worden, weil sie streng genommen nicht unter den Begriff „Mission" fällt. Vergl. meine Ev. Missionslehre III 7 f. Aber bei dem Interesse, welches augenblicklich namentlich das schwer heimgesuchte Armenien für die evangelische Christenheit hat und täuscht nicht alles, in nächster Zeit noch mehr in Anspruch nehmen wird, erschien es zeitgemäß, einmal im Zusammenhang über diese alte orientalische Kirche und die Evangelisationsbestrebungen zu orientieren, deren Objekt sie seit sieben Jahrzehnten ist. — Ebenso ausführliche wie zuverlässige Mitteilungen über „die Anfänge der prot. Kirche in Armenien 1803—1850" bringt „der christliche Orient" (Heft 1—3), indem er eine schon 1863 zu Berlin erschienene Abhandlung, die der Verein für evang. Armenier herausgegeben, wieder abdruckt. Sie ist eine wertvolle Ergänzung des vorliegenden Artikels. D. H.

Armenien im Gebiete der Flüsse Aras und Kur, politisch größernteils zum russischen Gouvernement Transkaukasien und kleinernteils zur persischen Provinz Aserbeidschan gehörend; 2. in der Mitte das westliche Hoch-Armenien, die langen Thäler der beiden Quellflüsse des Euphrat und die Nachbarschaft; 3. nach Westen über den Euphrat hinaus das niedrigere Klein- oder West-Armenien. Diese beiden sind türkisches Gebiet. Noch weiter westlich wohnen sehr viele Armenier in Konstantinopel, wohl 150000. Viele sitzen auch in Persien, in Mesopotamien und Syrien, im innern Rußland, in Indien, ja auch in Galizien, Siebenbürgen, Polen, infolge freiwilliger Einwanderupg oder auch wie z. B. in Persien grausamen Zwanges. Selbst in der Heimat aber wohnen sie mit Russen, Tartaren, Persern, Kurden, Türken untermischt. Ein geschlossenes Armenien giebt es seit Jahrhunderten nicht mehr. Die Grenze zwischen den drei großen Nachbarreichen bildet der kleine Ararat, und neben ihm erhebt der große Ararat sein schneebedecktes Haupt. Von allen Armeniern, die man auf 3 Millionen schätzt, mögen etwa $1^1/_2$ Millionen innerhalb der Türkei wohnen und von diesen gegen eine Million in der engeren Heimat. Wenig bekannt dürfte es sein, daß die Armenier mit dem 11. Juli 552 n. Chr. eine eigene Zeitrechnung angefangen haben.

Die Armenier sind Christen und sind als solche oftmals verfolgt worden. Daß es noch jetzt eine armenische Kirche giebt, ist ein Zeugnis für die Kraft des Christentums. Neben vielen, die in der jüngsten Verfolgung zum Islam gezwungen sind, hat es auch viele Bekenner gegeben, deren Blut nicht vergeblich geflossen sein wird. Was für Christen aber sind die meisten Armenier? Das reine Evangelium haben sie leider nicht. Vielmehr stehen sie auf einer Stufe mit den griechischen und römischen Katholiken.

I.

1. Die Armenier verehren als ihren nationalen Apostel den heiligen Gregorius „Lusavorich", den Erleuchter, gestorben 331. Dieser hat seit 302 mit Hilfe des Königs Terdat durch viele Bekehrungen die Kirche begründet. Hundert Jahre später gab der vortreffliche Mesrob, unterstützt vom Patriarchen Sahak, seinem Volke die Bibel in armenischer Sprache, nach dem Urteile alter Kenner die „Königin der Übersetzungen", nachdem er zuvor ein altes nationalarmenisches Alphabet wieder entdeckt, wesentlich verbessert und erst recht brauchbar gemacht hatte. Nur lernten leider in alter Zeit sehr wenig Leute lesen. Und die Geistlichen sorgten nicht genug, daß keine Irrlehren eindrangen. Übrigens war mit der Be-

schaffung der armenischen Bibel auch der Grundstein zu einer armenischen Litteratur gelegt, welche wesentlich kirchlicher Art ist.

2. a) die armenische Kirche gilt für eine monophysitische. Der Monophysitismus bezeichnet bekanntlich die Lehre, daß in der Person Christi nicht zwei Naturen seien, die göttliche und die menschliche „unvermischt und unverändert, ungeteilt und ungetrennt", wie es im Chalcedonensischen Symbole heißt, sondern nur eine Natur, indem die menschliche in der göttlichen aufgegangen sei.

Im Jahre 451, als Volk und Kirche der Armenier schwer bedrängt wurden durch die Perser, tagte das bedeutsame Konzil zu Chalcedon. Von seinen Beschlüssen erhielten die Armenier nur ungünstige Nachrichten, daß nämlich die Irrlehre des Nestorius, der beide Naturen in Christo sich so getrennt dachte, daß zwei Personen zu existieren schienen, welche Lehre 20 Jahre früher zu Ephesus verdammt war, anerkannt wäre. 482 folgte dann das Henotikon, die Einigungsformel des Kaisers Zeno, in welchem die beiden ersten allgemeinen Konzile und das dritte gegen Eutyches den Monophysiten gebilligt, sowie die 12 Sätze Cyrills von Alexandrien gegen Nestorius wieder aufgenommen, die chalcedonensischen Bestimmungen aber völlig unberücksichtigt gelassen sind, übrigens jede weitere Erörterung der Streitpunkte verboten ist. In Armenien hatte dies Vorgehen Zenos die Folge, daß die Synode zu Walarschapat (Etschmiadzin) 491 nicht bloß die Lehre der Nestorianer sowohl wie die des Eutyches, sondern auch die chalcedonische Lehre geradezu verdammte, weil hierin, wie man sie verstand, Christus in zwei Personen zerteilt wäre, welche Verdammung des Chalcedonense die Synode von Twin hundert Jahre später in schärfster Weise wiederholte. Genaue Kenner wollen einen Hauptgrund für diese Abzweigung der Kirche Armeniens von der allgemeinen darin finden, daß die armenische Sprache damals wenig fähig gewesen sei, die schwierigen Begriffe der allgemeinchristlichen Theologie genau und deutlich auszudrücken und darzustellen. So seien Physis d. i. Natur, Ousia d. i. Wesen und Hypostasis d. i. Person ungenau umschrieben worden, sonderlich Physis durch puntium, an welches Wort sich sonst vorzugsweise der Begriff Person knüpfte. Im allgemeinen aber soll aus der armenischen Kirchengeschichte eine gewisse Abneigung gegen die verstandesmäßige Erfassung der Glaubensgeheimnisse bemerkenswert sein. Thatsache ist jedenfalls, daß die Armenier das Chalcedonense verworfen haben und zwar im Interesse der Verwerfung des Nestorianismus. Auch den Eutychianischen Monophysitismus haben sie verdammt, indem sie ja das dritte ökumenische Konzil gelten lassen. Als eigentlich giltige armenische Kirchenlehre über die Person Christi werden die Bestimmungen Cyrills von Alexandria zu bezeichnen sein, dem das Gleichnis von Seele und Leib für das Verhältnis der Naturen in Christo genügte. Doch darf nicht übersehen werden, daß spätere Kirchenlehrer bis zu rein monophysitischen Ausdrücken fortgeschritten sind.

Daß der Abschluß, den die Entwickelung der Lehre von der Person Christi in den Bestimmungen zu Chalcedon zunächst gefunden hatte, von der armenischen Kirche, gleichviel wie es gekommen, abgelehnt wurde, ist ihr nicht heilsam gewesen. Hierdurch hauptsächlich ist dieser Kirche der

Charakter einer Sektenkirche aufgeprägt worden. Die lebendige Verbindung mit der abendländischen Kirche war gestört, wofür die Ähnlichkeit mit und die engeren Beziehungen zu den andern monophysitischen Kirchen, der jakobitischen in Syrien und der koptisch-abessinischen in Afrika nicht entschädigen konnten. Spätere Versuche zur Wiedervereinigung mit den Griechen sind gescheitert. Solche mit den Römischen aber haben teilweise ansehnlichen Erfolg gehabt.

Ein eigenes Bekenntnis, in welchem die Christologie ausführlich und einheitlich dargelegt wäre, hat die armenische Kirche nicht hervorgebracht. Außer dem Apostolikum und den Bestimmungen der drei ersten ökumenischen Konzile stehen besonders noch einige mittelalterliche Kirchenlehrer wie Nerses Schenorhali und Nerses von Campron allgemein in Ehren. Ein Katechismus, der 1825 in Tiflis erschien, hat keine weite Verbreitung gefunden. Vor 50 Jahren aber hat der Patriarch Matteos von Konstantinopel ein Bekenntnis verfaßt, welches, obwohl von keiner Synode approbiert, wertvoll ist als populärste und kürzeste Darstellung des altarmenischen Kirchenglaubens, besonders auch dem Protestantismus gegenüber.

b) Wie die griechischen Christen bekennen die Armenier den Ausgang des heiligen Geistes allein vom Vater, nicht auch vom Sohne. Das Erlösungswerk Jesu Christi soll wesentlich darin bestanden haben, daß er für die Erbsünde genug gethan habe. — Maria wird mit Emphase immer als die Mutter „Gottes“ gefeiert.

Wie alle Katholiken reden auch die Armenier von sieben Sakramenten. Die Taufe wird durch dreimaliges Untertauchen vollzogen. Ihr Zweck soll die Zueignung der Erlösung d. h. der Genugthuung für die Erbsünde sein. Mit der Taufe wird zunächst die Firmelung, die Salbung von Stirn, Herz und Rücken mit Myron zum Zeichen des Geistes der Gotteskindschaft und zur Heeresfolge Christi verbunden, sondern auch noch die letzte Ölung, das Heilmittel gegen allerlei verzeihliche Sünden, an Augen, Ohren, Nase, Mund und Händen vollzogen. Diese Ölung geschieht deshalb sogleich nach der Taufe, weil bei der Zerstreutheit des Volkes mancher in der Todesstunde keinen Priester finden möchte. Nur für Priester giebt es noch eine andere letzte Ölung nach dem Tode. Nach allem, was dem Getauften nun schon zu teil geworden ist, empfängt er dann auch sogleich noch das heilige Abendmahl! Dies Sakrament, die Messe, gilt als unblutige Wiederholung des Versöhnungsleidens Christi. Dabei ist die strengste Verwandlungslehre in Geltung. Im Unterschiede von der römischen Praxis aber wird das heilige Mahl auch den Laien unter beiderlei Gestalt gereicht, ungesäuertes Brot, welches in den ungemischten Wein im Kelche getaucht worden ist. Die Buße, Heilmittel gegen die wirklichen Sünden, soll, ganz römisch, aus Reue, Beichte und Bußwerken bestehen. Die Ehe wird als Heilmittel gegen sämtliche Begierden bezeichnet. Sie ist unauflöslich; doch kann das Zusammenleben der Gatten dadurch aufgehoben werden, daß der Mann als Mönch ins Kloster geht. Das Priestertum ist gegen

die geistliche Unwissenheit verordnet. Der Priester „bringt auch die Gnade Gottes auf die Sünder herab, ist der Engel des Allmächtigen und sitzt an Christi Statt auf dem Richterstuhle.“

Als Weg und Mittel der Heiligung werden die zehn Gebote, die sieben Haupttugenden: Glaube, Liebe, Hoffnung, Mut, Gerechtigkeit, Klugheit, Keuschheit und noch eine Menge evangelischer Ratschläge, darunter Beten und Fasten und die Mönchsgelübde, eingeschärft. Die regelmäßigen Fasttage machen die Hälfte des ganzen Jahres aus! An diesen Tagen müssen sich die Gläubigen aller Fleischkost, auch von Fischen durchaus enthalten. „Wenn jemand das Fasten am Mittwoch bricht, so wird er mit Pilatus, wenn er das Fasten am Freitage bricht, so wird er mit den Kreuzigern verdammt werden.“ Auf sein Fasten ist denn auch der Armenier nicht wenig eingebildet.

Während Christus die Erbsünde gesühnt hat, soll die Vergebung für die aktuellen Sünden und die Rechtfertigung vor Gott mit Reue, Beichte und Bußwerken bewirkt werden. Die Beichte ist Ohrenbeichte. Die Beichtgebete sollen unglaublich unzüchtige Dinge enthalten, auf welche die jungen Christen durch solche Beichte geradezu erst aufmerksam gemacht werden. Die Bußwerke umfassen Gebete, Fasten, Almosen, Wallfahrten und anderes. Die Bußfasten gehen neben denen der gewöhnlichen Fastentage her. Die Wallfahrten, auch für verdienstlich angesehen, haben am meisten Surg Garabed, das Kloster Johannes des Täufers zum Ziele. Wer das heilige Grab in Jerusalem besucht hat, heißt Mahadesie und steht in hohem Ansehen. Auch die zahlreichen Opfer und Stiftungen für heilige Zwecke und Örter sind zu nennen, denen sündentilgende Kraft beigemessen wird.

Als notwendige Vermittler des Zugangs zu Gott und als Fürsprecher werden die Heiligen, an ihrer Spitze die Mutter Maria, angesehen. Die Zahl ihrer Festtage beläuft sich auf über 150! Natürlich sind auch ihre Reliquien zahlreich. Am höchsten schätzt man die rechte Hand des heiligen Gregorius im Kloster Etschmiadzin, welche jedem Katholikos zu seiner Weihe aufgelegt wird. Mit dieser Heiligenverehrung ist aufs engste die Verehrung ihrer Bilder verknüpft. Bloße Erinnerungszeichen sollen diese Bilder nicht sein; denn sie sind unter Gebeten gesalbt und geweiht und die Gnade der Heiligen ist über sie herabgerufen. Demnach sind sie verehrungswürdige Schutzmittel.

Von einem Fegefeuer im römischen Sinne, wo die Abgeschiedenen noch eigene verdienstliche Büßungen verrichten können, will die armenische Kirche nichts wissen. Wohl aber lehrt sie, daß diejenigen, welche nicht in Todsünden ohne Buße und Reue gestorben sind, in ihrem Zustande bis zum jüngsten Tage durch die Nachgebliebenen gefördert werden können. Die Gebete der Angehörigen und die Meßopfer der Priester im Bunde mit der Fürsprache der Heiligen im Himmel sollen ihnen zur völligen Reinigung und Versöhnung helfen. Dazu soll auch jenes Opferschaf dienen, welches im Namen und zum Nutzen eines Verstorbenen bei einem Heiligtume geschlachtet und dann von den Geistlichen, den Armen und den Darbringenden verzehrt wird.

Das heilige Salböl, Myron, aus Kräutern bereitet, welches in keiner Kirche so viel gebraucht wird wie in der armenischen, darf nur vom Katholikos zu Etschmiadzin und vom Patriarchen zu Jerusalem bereitet und verkauft werden und bildet

für diese eine Haupteinnahmequelle. Gottesdienste werden täglich gehalten. Gepredigt wird darin sehr selten. Dagegen ist die Zahl der Vorlesungen aus der altarmenischen Bibel sehr groß. Viel Räuchern, Kniebeugen und Klingeln, viel unruhige Geschäftigkeit und sinnliches Gepränge ist ein Hauptmerkmal dieser Gottesdienste. Aus dem armenischen Kirchenjahre ist bemerkenswert, daß das Christfest nicht am 25. Dezember, sondern am 6. Januar gefeiert wird.

c) Was ist von der Hierarchie und von der Verfassung der armenischen Kirche zu sagen? Von unten nach oben aufsteigend werden folgende Stufen der Geistlichen gezählt: 1. Thürhüter, 2. Vorleser, 3. Exorcisten, 4. Lichtträger, dann als unmittelbare Helfer der Priester 5. Diakonen und 6. Archidiakonen. Über ihnen stehen 7. die Priester, als welche alle bisher genannten nicht gelten, zu denen aber alle höheren Geistlichen gehören, nämlich die Bischöfe und Erzbischöfe wie auch die sog. Wartabeds. Von den Erzbischöfen heißen einige auch Metropoliten, zwei aber, die von Jerusalem und von Konstantinopel, sind Patriarchen. Und über allen steht als Haupt der Kirche der Katholikos.

Die niedern Geistlichen und die eigentlichen Priester in den Gemeinden müssen verheiratet sein. Für alle höher stehenden dagegen ist das Cölibat Vorschrift. Wird ein Priester Witwer, so geht er gewöhnlich als Mönch ins Kloster. Die Klöster sind noch recht zahlreich. Es giebt solche, die nur dem beschaulichen Leben dienen wie das trostlose Sewankloster in Goktschasen, und andere, in denen die höheren Geistlichen leben. Die Mönche sollen die Regel des heiligen Basilius befolgen. Nonnenklöster giebt es kaum mehr.

Die Bischöfe haben eigentlich nur den Titel, während ihnen ein eigener Sprengel nicht unterstellt ist. Sie wohnen in einem Kloster, dem gewöhnlichen Sitze eines Erzbischofs, und vertreten diesen in der Verwaltung seines Sprengels bei einzelnen Gelegenheiten. So ist es wenigstens im östlichen Armenien, wogegen im Westen die Stellung der Bischöfe eine selbständigere zu sein scheint. Sonst stehen dem Erzbischof noch als eigentliche Ratgeber die Wartabeds zur Seite, geistliche Doktoren und Lehrer, die zugleich die höhere Mönchsklasse bilden. Aus ihnen gehen alle höheren Häupter hervor. Sie unterrichten in der Klosterschule, und sie sind es auch zumeist, welche, selten genug, einmal in den Kirchen predigen.

Der Katholikos residiert im Kloster Etschmiadzin, mit eigenartig prächtiger Kirche, bei der Stadt Eriwan im russischen Armenien gelegen. Das Chanat Eriwan ist übrigens erst seit 1828 russisch. Vorher gehörte es Jahrhunderte lang zu Persien, und das geistliche Haupt der Armenier stand unter dem Perser-Schah. Zum Sitze des Katholikos wurde Etschmiadzin 1441 erhoben. Bis dahin war dies fast drei Jahrhunderte Sis in Cilicien (Klein-Armenien), wo aber auch noch ein Katholikos neben dem von Etschmiadzin in kleinerem Gebiete sich bis 1737

behauptete. Einen dritten gab es und giebt es schon seit 1114 im Kloster Agthamar auf einer Wansee-Insel in Türkisch-Armenien. Doch hängt ihm nur sein Kloster und der nächste Küstenstrich an, und seine Ansprüche als geistliches Haupt aller Armenier hat er längst aufgegeben. In Etschmiadzin wird der Katholikos von den dortigen Bischöfen und von Gesandten aus allen Kirchensprengeln gewählt; dann folgt die Bestätigung durch den Zaren.

Der Patriarch von St. Jakob in Jerusalem steht der heiligen Stadt wegen in Ansehen und hat dadurch Bedeutung, daß er auch das Myron bereiten darf. Sein Machtgebiet ist sonst nur klein. Große Bedeutung hat aber der Patriarch von Konstantinopel; denn fast alle Gregorianer in der Türkei sind ihm unterstellt. Zu der geistlichen Jurisdiktion, welche von jeher für die unterworfenen christlichen Denominationen in diesem Reiche in Geltung gewesen ist, gehören nicht bloß die Ordnung des Kultus- und Schulwesens sowie die Ausübung der religiösen Zucht mit entsprechenden äußern Machtmitteln, sondern auch allerlei bürgerliche Befugnisse und Obliegenheiten. So muß der Patriarch für die Steuerzahlung seiner Gläubigen aufkommen; durch seine Vermittelung sind Prozesse zu führen, erhält man Pässe ausgestellt u. dergl. Oft genug ist solche hohe Würde eine schwere Bürde. Von einem ständigen Ausschusse der einflußreichsten Volksgenossen wird der Patriarch gewählt und dann vom Sultan bestätigt; und beiden soll er es dann recht machen! Daher auch der häufige Wechsel in den Personen. Seine Abhängigkeit von Etschmiadzin dagegen besteht fast nur darin, daß er das Myron von dort beziehen muß. Übrigens wurde dieser Patriarchenstuhl 1453 sogleich nach dem Falle Konstantinopels von den Türken aufgerichtet.

Erzbischöfliche Kirchensprengel soll es auf türkischem Gebiete 23, auf russischem 10 und außerhalb beider noch 3 geben.

Dies ist die altarmenische oder gregorianische Kirche. Ihre große Ähnlichkeit mit der griechisch-katholischen, zum Teil auch mit der römisch-katholischen Kirche springt in die Augen.

3a. Es giebt aber auch unierte Armenier, solche, die sich mit Rom vereinigt haben. Sie lehren nicht mehr monophysitisch und erkennen den Papst an.

Roms Unionsversuche, denen man von armenischer Seite vielfach entgegen gekommen ist, gehen bis auf Gregor VII. (1073–85) zurück, und dann führten die Kreuzzüge viele Franziskaner und Dominikaner auch nach Armenien. Die Katholikosse von Sis wurden fast alle papstfreundlich gesinnt. In Großarmenien gründete der Konvertit

Johann von Kerna 1307 einen besonderen Zweig der Dominikaner: den Orden der Unitoren. Sie erstrebten nicht bloß die Anerkennung des Papstes und volle Lehreinheit, sondern auch die Einführung des Lateinischen als Kirchensprache. Sie hatten auch viel Erfolg weithin, bis besonders Gregor von Datev, mit dem übrigens die armenische Scholastik beginnt, um die Mitte des Jahrhunderts ihnen energisch entgegen trat. Auf dem großen Unionskonzile zu Florenz 1439 erschienen auch die Abgesandten des miteingeladenen Katholikos der Armenier, damals noch in Sis, und stimmten seinen Beschlüssen zu. Doch blieb diese Union bekanntlich eine Totgeburt für alle Beteiligten. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde den Armeniern in Rom eine Kirche eingeräumt. Im folgenden aber nach Gründung der Propaganda de fide drangen deren Sendboten, besonders Jesuiten ins Land selbst bis Etschmiadzin, und ihre Arbeit ist nicht vergeblich gewesen. Als bedeutenste ihrer Gemeinden ist Erzerum zu nennen. Dann kam es 1737 zur Gründung eines Klosters im Libanon durch den neuen unierten Orden der Haleppiner und zur Gründung eines neuen Patriarchats für Syrien. In Anlehnung an den alten kleinarmenischen Titel, dessen letzter Träger gerade gestorben, wurde der neue Patriach der Katholikos von Sis in partibus genannt. Aus verschiedenen Zeiten stammen die unierten Armenier außerhalb der Türkei.

b) Die beachtenswerteste Wirksamkeit hat der Orden der Mechitharisten entfaltet, deren Mutterkloster 1717 auf der Insel San Lazzaro vor Venedig entstand. Auch der vortreffliche Peter Mechithar glaubte seinem Volke und seiner entarteten Kirche keinen größeren Dienst erweisen zu können als dadurch, daß er sie mit Rom vereinigte. Aber er wollte doch ganz anders als einst die Unitoren und ihre Nachfolger die Kultur und die Eigentümlichkeiten seines Volkes in Kirchensprache und Gebräuchen bewahrt wissen. Seine gelehrten Jünger in Venedig, Wien, Paris und anderwärts haben sehr viel geleistet durch Bearbeitung der Geschichte ihres Volkes, durch Sammlung der alten Schriftwerke aus seiner Blütezeit und Übertragung in die jetzige Sprache, durch Verbreitung der altarmenischen Bibel, durch gute Erziehung junger Leute und Ausbildung von Geistlichen, freilich im römischen Sinne.

c) Noch ist als Frucht der Unionsbestrebungen das armeno-katholische Bistum (Patriarchat) in Konstantinopel zu nennen, das seit 1831 neben dem gregorianischen daselbst besteht. Dasselbe vertritt zugleich auch die Rechte der mit Rom unierten syrischen Christen (Jakobiten) bei der Pforte. Einige Jahre vor dieser Gründung waren durch Intriguen des gregorianischen Patriarchen alle katholischen Armenier nach Angora verbannt worden.

4. Bis in die neueste Zeit hat in beiden armenischen Kirchen die Simonie, der Schacher mit geistlichen Ämtern, verbunden mit den gräulichsten Umtrieben, ja selbst Blutthaten, sehr viel Unheil angerichtet. Gelangte doch z. B. gegen Ende des 17. Jahrhunderts in Konstantinopel ein Bäcker auf den Patriarchenstuhl. Mit der Bildung der gewöhnlichen Priester, die sie sich in den schlechten Schulen und im Dienste bei den Kirchen angeeignet, ist es, von jüngeren Versuchen zur Besserung ab-

gesehen, zumeist kläglich bestellt. Ihre Arbeit thun sie geschäftsmäßig. Die Bibel verstehen sie sehr wenig. Die geistliche Pflege, Erbauung und Hebung ihrer Herde sind ihnen ungewohnte Sachen. Für den Bauch dagegen sorgen sie um so lieber. Ihr Durchkommen ist übrigens kein beneidenswertes; denn es beruht zumeist auf Gebühren, Zehnten und Geschenken. Die höhere Geistlichkeit macht im allgemeinen auch keinen erfreulichen Eindruck. Unfähigkeit und unwürdiges Leben gehen auch bei ihnen Hand in Hand. Einsichtige Kirchenhäupter haben in ihren Reformbestrebungen stets mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. So steht es oder, so dürfen wir in gewissem Maße jetzt sagen, stand es im Inlande, während im Auslande schon länger manches besser ist. In Moskau blüht das vortreffliche Institut der reichen armenischen Familie von Lazareff, in dem auch gregorianische Geistliche eine sorgfältigere Bildung finden.

Es fehlt der armenischen Kirche das rechte geistliche Verständnis, ihrer ganzen Ausrüstung entsprechend. Ist es doch sehr bedeutsam, daß die tieferen Heilslehren des Christentums: von der Gnade, von der Wiedergeburt, vom Glauben in den geistlichen Schriften der Armenier nur oberflächlich behandelt werden, und daß sie jedenfalls die Kirche in ihrer Entwickelung niemals erregt und in Spannung versetzt haben.

Ist es nicht ganz natürlich, wenn bei solchen innerkirchlichen Mängeln auch das Leben des Volkes in mehr als einer Hinsicht kein erfreuliches Bild bietet? Das religiöse Wissen ist gering. Der Aberglaube ist groß. Trunksucht und Mammonsdienst sind Nationalfehler. Lug und Trug gehen im Schwange. Die Unterwürfigkeit gegen Fremde ist nicht angenehm. Doch dürfen wir bei dem allen die elende politische und soziale Lage dieses Volkes nicht vergessen, welche die Gedrückten wesentlich mit in diese Fehler hineintreibt. Im Familienleben übrigens sollen sich die Armenier durch Reinheit, Treue und Pietät vorteilhaft vor ihren Nachbarn auszeichnen!

5. Sehr erfreulich ist auch ein anderer Umstand, der zu guten Hoffnungen berechtigt: es besteht nämlich für die altarmenischen Christen kein kirchliches Bibelverbot! Das ist sehr wichtig. Nun kommt es freilich darauf an, welche Bibel das Volk, soweit es lesen kann, in die Hände bekommt. Das Meisterwerk Mesrobs und seiner Freunde genügt seit langer Zeit nicht mehr. Das Volk redet anders als vor 1000 und mehr Jahren, noch dazu in drei verschiedenen Dialekten, dem Ost-Armenischen, der Ararat-Mundart und dem West-Armenischen; ja viele

reden nur noch eine türkisch-armenische Mischsprache. In seiner jetzigen Sprache muß die heilige Schrift dem Volke dargeboten werden. Dann kann es und muß es aus ihr die Irrtümer der eigenen Kirche und dagegen den wahren Glauben kennen lernen und sich erneuern lassen. Die Hierarchie freilich hat gegen diese Schrift in der Volkssprache oft genug ihre Feindschaft zu erkennen gegeben.

Sollte es zu einer Reformation unter den Armeniern kommen, wozu ein sehr bedeutsamer Anfang gemacht ist, so wäre zu hoffen, daß aus ihnen auch rechte Zeugen des Christenglaubens für die Mohammedaner aufstehen würden. Leider ist es wahr, daß die Mission unter den Anhängern des falschen Propheten bis jetzt wenig Erfolg gehabt hat. Das kommt mit daher, daß der Glaube und Gottesdienst der morgenländischen Christen den Muselmännern so wenig Achtung eingeflößt hat. Sie stießen sich besonders an ihrer Heiligen- und Bilderverehrung, dazu an ihren Streitigkeiten, oft blutigen, selbst an den heiligen Stätten in Jerusalem. Um der Mohammedaner willen und um ihrer selbst willen müssen die sterbenden Kirchen des Morgenlandes gestärkt und erneuert werden. Die armenische Kirche bietet dazu gegründete Hoffnung.

II.

1. Das russische Armenien im Osten hatte schon der edle Henry Martyn, von Indien und Persien kommend, 1812 flüchtig durchzogen, um bald darauf in der Nähe des Schwarzen Meeres seinen jugendlichen Glaubenslauf zu beschließen. 11 Jahre später kamen in diese Gegenden, wo schon sieben Gemeinden württembergischer Kolonisten bestanden, wie auch nördlich vom Kaukasus andere deutsche Gemeinden, Baseler Missionare, um das Evangelium auszubreiten. Damals regierte Kaiser Alexander I. Unter ihm blühte sogar eine russische Bibelgesellschaft, die von dem Katholikos Ephrem und von Nerses dem Erzbischof von Tiflis, hernach Ephrems Nachfolger, eifrig unterstützt wurde, und die das neue Testament in einem den Gebildeten verständlichen Idiome nämlich armeno-türkisch herausgab, d. h. in türkischer mit Armenismen versetzter Sprache, gedruckt in armenischen Lettern.

a) Felizian Zaremba, ein junger polnischer Graf, welcher, vortrefflich gebildet, auf eine verlockende weltliche Laufbahn verzichtet hatte und Baseler Missionar geworden war, und mit ihm Hohenacker ließen sich in der Stadt Schuscha in der Provinz Karabagh nieder. Dittrich, Pfander, Hörnle u. a. kamen nach. Ihre Instruktion wies sie an, nicht

sowohl evangelische Gemeinden zu sammeln als vielmehr eine evangelische Erneuerung der bestehenden armenischen Kirche von innen heraus zu erstreben, zugleich aber auch ihre Bemühungen auf die Nicht-Christen zu richten. Es war nicht leicht, sich in diesem Lande mit seinen vielen Stämmen, Sprachen und Bekenntnissen heimisch zu machen. Allerlei Beziehungen zu Christen und Mohammedanern wurden angeknüpft und dann konnte Anfang 1825 eine armenische Schule eröffnet werden, welche bald aufblühte. „Wir sind in der Wüste gewesen," sagte ein Vater, „aber wohl unsern Kindern, sie können nun Besseres lernen." Mehrere Priester suchten Unterricht bei Bruder Dittrich. Und mit Hilfe der Diakonen Moses und Parsegh sowie des vielgewandten Mirza Faruch, der als Knabe Mohammedaner geworden und nun vor kurzem für das Evangelium gewonnen war, begannen Zaremba und Dittrich die Übersetzung des neuen Testaments in das Neuarmenische jener Gegenden.

Bald aber kam böse Zeit. Auf Kaiser Alexander folgte 1825 sein Bruder Nikolaus. Da wollten die Perser früher verlorenes Gebiet zurückgewinnen und fielen in das Land. Die von ihnen aufgestachelten Tartaren richteten durch ein furchtbares Blutbad die deutsche Kolonie Katharinenfeld fast zu Grunde. Schuscha wurde hart belagert, bis die siegreichen Russen die Perser vertrieben. Den evangelisch gesinnten Armenier Gregor in Nucha, einen geschickten Streiter gegen den Koran, machten die Feinde zum Märtyrer. Im Frieden gewann Rußland das Chanat Eriwan mit Etschmiadzin, dem Sitze des Katholikos. Schon aber war auch der Krieg mit der Türkei ausgebrochen. Die Russen drangen siegreich bis Erzerum vor, und wieder wurde ein kleiner Teil Armeniens russisch. Erst 1878, beiläufig bemerkt, wurde auch das Gebiet von Kars den Türken entrissen.

Nach Abzug der Perser machten sich Zaremba und Pfander auf die Reise nach Nordosten. Schemacha, das später noch besonders wichtig werden sollte, und am Kaspischen Meere Baku, Derbent u. a. O. wurden besucht, dann in der Mitte des Landes Nucha und Elisabethpol. Die Brüder waren zur Reisepredigt vortrefflich ausgerüstet. Mit glühender Jesusliebe und Menschenliebe verbanden sie tüchtige Sprachkenntnisse und die nötige Gewandtheit, allerlei Leuten nahe zu kommen, auf Märkten, in den Häusern und vor den Kirchen. Bibelteile und geistliche Schriften in mehreren Sprachen bahnten die Wege. Eine kleine Schrift Pfanders, aus welcher später seine berühmte „Wage der Wahrheit", eine Widerlegung des Korans, erwuchs, machte manchen nachdenklich. Kleine Haufen erweckter Armenier fingen an, sich in Baku, hier unter einem Hakub,

und in Schemacha zu sammeln. Und auch die höhere Geistlichkeit zeigte sich noch nicht feindlich gesinnt.

Ende 1829 glaubte Pfander den Engländer Groves nach Persien und Mesopotamien begleiten zu sollen. Zaremba aber unternahm mit Mirza Faruch eine andere beschwerliche Reise ins türkische Armenien, wo vielerwärts noch russische Truppen standen. Über Kars gings zur hocharmenischen Hauptstadt Erzerum. Der dortige Erzbischof war sehr zugänglich, auch ein Gelehrter Hossein Effendi. Einige Tage konnten die Gefährten ungehindert von Christo zeugen; dann aber mußten sie vor dem türkischen Pöbel weichen. Sie wandten sich zurück nach Bajazit und dann am Ararat vorbei zum berühmten Kloster Etschmiadzin. Hierhin trieb Zaremba eine besonders wichtige Absicht. Das neue Testament war nun im Neuarmenischen fertig gestellt. Wenn dieses von der höchsten Kirchenbehörde selbst genehmigt und an die Stelle der Bibel in der alten Sprache bei den vielen gottesdienstlichen Vorlesungen gesetzt wurde, so war sehr viel gewonnen. Die Leute verstanden dann, was sie hörten, und ein tieferes Heilsverlangen konnte geweckt und mit der Zeit gestillt werden. Wohl wurde nun Zaremba erlaubt, seine Sache der Synode im Kloster vorzutragen. Aber alle Beredsamkeit, alle Versicherungen, daß sein und seiner Freunde Ziel ein friedliches sei, nur darauf gehend, daß die Armenier zu Zeugen Christi gegen die Mohammedaner tüchtig werden sollten, waren vergeblich. Der jetzige Katholikos war kein Ephrem oder Nerses, und die Bibel in der Volkssprache wurde gefürchtet. Die neue Übersetzung wurde nicht einmal zur Prüfung angenommen. „Wir wünschen keine“ hieß es, und traurig mußte Zaremba scheiden. Übrigens ist dies neue Testament einige Jahre später doch im Druck erschienen, nur ohne geistliche Approbation, welche so wünschenswert gewesen wäre.

Dies Erlebnis in Etschmiadzin aber wurde der Anfang vom Ende der ganzen Arbeit der Baseler. Bald sollten die Diakonen Parsegh und Moses gemaßregelt werden. Dieser starb im Gefängnis, jener schon vorher. Zaremba selbst erkrankte an der Cholera. Wohl errettete ihn der Herr vom nahen Tode; zu seiner Erholung aber mußte er in die Heimat reisen. Schmerzlich vermißten ihn die von Arbeit überhäuften Brüder, die nun von den Plackereien der geistlichen und weltlichen Obrigkeit viel zu leiden hatten. Erst 1835 kehrte er zurück, und um dieselbe Zeit zog auch Pfander wieder durch. Sie kamen aber nur, um das Ende ihrer Mission zu erleben.

Kaiser Nikolaus, anders gesinnt als Alexander, gab dem Drängen

der Geistlichkeit nach und verfügte unter dem 23. August 1835 die völlige Aufhebung der Baseler Mission. Nur eine griechisch-russische sollte fortan in jenen Gegenden bestehen. Nach vergeblichen Gegenvorstellungen mußten die Brüder weichen. Einige gingen nach Persien und Indien. Als letzter verließ Zaremba sein geliebtes Schuscha. In aller Traurigkeit konnten sie doch überzeugt sein, nicht vergeblich gearbeitet zu haben. Zwanzig Jahre später, als der betagte Zaremba noch einmal in der Landeshauptstadt Tiflis verweilte, hatte er die Freude, daß ihn alte Freunde aus Schuscha und Schemacha begrüßten.

b) Von Schemacha, der volkreichen Stadt nordöstlich von Schuscha, müssen wir mehr hören. Hier besonders waren Zarembas Worte auf fruchtbaren Boden gefallen. Das Haupt der Erweckten ward der Lehrer Arakel. Pfander, der sie 1831 besuchte, konnte bezeugen: „Der Herr hat hier ein Werk angefangen, davon ich fest hoffe, Satan soll es nicht wieder zerstören." Als die Brüder zum Abschiede von Schuscha rüsteten, kam der Mann zu ihnen, der ein helles Licht in Schemacha werden sollte, der junge Sarkis Hambarzumoff. Zaremba nahm ihn mit nach Reval an der Ostsee. Hier wurde er unter christlichen Freunden völlig evangelisch und ein tüchtiger geprüfter Lehrer, und als solcher kehrte er 1842 in die Heimat zurück. Arakel hatte seine Schule schließen müssen; ihm aber wurde eine neue zu eröffnen verstattet, und sie fand mit der Zeit viel Anerkennung. Die innerlich zurückgekommenen Evangelischen faßten neuen Mut. Sarkis verband mit seiner brennenden Heilandsliebe die nötige Nüchternheit und ermahnte zum Bleiben in der Mutterkirche, so lange wie möglich. Sehr förderlich war es, daß 1843 bis 1856 ein freundlich gesinnter Katholikos Nerses auf dem Stuhle zu Etschmiadzin saß, der ein Schreiben Zarembas gütig aufgenommen. Vor ihm mußte sich die Feindschaft gegen die „Deutschen, Lutheraner, Ketzer" mäßigen. An den Sonntagen nach dem öffentlichen Gottesdienste lasen sie in Gärten, Gehölzen oder Steinbrüchen die Schrift in der Volkssprache und besonders auch gern einen Traktat: das Herzbüchlein. Über ihr Leben urteilte man: „Diese Leute lügen, betrügen und trinken nicht; man kann sich fest auf sie verlassen." 1857 sah Sarkis hocherfreut in Tiflis seinen Zaremba wieder, und dieser nahm wieder zwei Jünglinge zu ihrer Ausbildung mit sich.

Der neue Katholikos Matteos, der 1858 erwählt wurde, hatte früher als Patriarch von Konstantinopel die Evangelischen hart verfolgt. Hier im Osten war er anfänglich duldsam und wartete ab. Eine Zeit

lang war es den Evangelischen sogar gestattet, in der Kirche selbst im Beisein von Priestern Gottes Wort zu lesen und so allen bösen Schein zu meiden. Leider aber ward diese Erlaubnis bald wieder zurückgenommen. Ein neues allgemeines Unglück trat Ende Mai 1859 ein: Schemacha wurde von einem Erdbeben größtenteils zerstört. Aber auch das hatte eine gute Folge: es diente dazu, allerlei Leute, welche kamen um zu helfen, auch auf die Evangelischen aufmerksam zu machen. Seitdem gab es an vielen Orten Erweckte. „Gottes Wort schallt durchs ganze Land. Die Feinde selbst müssen mit berichten, daß es in Schemacha Seelenbrot giebt.“ Die Gemeinde (wenn wir sie schon jetzt so nennen wollen), deren Hauptstütze neben Sarkis der Seidenfabrikant Mikirtitsch Tarajeff war, war ein Herz und eine Seele. Ein gemeinsames Opfer wurde eingerichtet für die eigenen und andere städtische Arme. Allerlei Quälereien und Verleumdungen der Feinde wurden freudig ertragen. Und unwissende Wortfechter wurden aufs Maul geschlagen.

Nun aber trat der Katholikos aus seiner abwartenden Stellung heraus und bald schritt er zum Äußersten. Zu Pfingsten 1861 ließ er verkündigen, daß die „Lutheraner“ Schemachas aus der armenischen Kirche ausgestoßen und mit ihrer Schule verflucht sein sollten! Wohl beteuerten sie, daß sie nur das Recht haben wollten, die Schrift zu lesen und nach ihr zu leben, sonst aber bei ihrer Mutterkirche bleiben wollten; alles umsonst. Und nun konnten die Kinder nicht getauft, die Ehen nicht eingesegnet, die Toten nicht kirchlich bestattet werden. Das war bitter; aber man verzagte nicht. Besondere Erbauung brachte der Gemeindegesang den Sarkis jetzt erst recht einführte durch Übertragung schöner deutscher Lieder ins Armenische. Es kam zu Anschlägen auf das Leben der Häupter; aber Gott ließ sie nicht gelingen. Dann folgte die Schließung der Schule und das Verbot aller Versammlungen. Die Altgläubigen hofften, nun die Abtrünnigen zurückzugewinnen. Aber sie hielten aus, und Gottes Kraft war mit ihnen. Nach vielem Bitten und mehreren Reisen selbst nach Petersburg, nach langem Hinhalten und großer Umständlichkeit seitens der Regierung erlangten sie endlich deren Erlaubnis, zur evangelisch-lutherischen Kirche in Rußland überzutreten. Leider wurden sie dabei verpflichtet, mit Basel und jeder andern Mission keine Verbindung zu haben, auch nicht selbst zu missionieren. Trotzdem welche Freude! Traurig allerdings war es, daß Sarkis ins innere Rußland verbannt wurde. Er konnte nicht mit feiern, als am 22.—25. August 1866 durch einen Moskauer Generalsuperintendenten die Gemeinde feierlich in die lutherische Kirche

aufgenommen, das heilige Abendmahl ausgeteilt, Kinder getauft, Paare getraut wurden. Die neue Gemeinde zählte wenige, aber erprobte Seelen: 313. Welche Freude, als Sarkis bald zurückkehren und wieder lehren durfte. Auf einen Pastoren aus dem eigenen Volke hat die Gemeinde freilich noch lange warten müssen. Sie besteht fort, eine schöne Nachfrucht der Arbeit der Baseler und ein Beweis für das Wort: „Den Aufrichtigen läßt es der Herr gelingen."

2. Wenn nun auch die Baseler von Schemacha und ganz Transkaukasien ausgeschlossen waren, so hat das doch nicht verhindert, daß junge Leute außer Landes gingen und bei den Freunden an der Ostsee und in Deutschland Wahrheit und Bildung fanden und zurückgekehrt ihrem Volke in verschiedenen Stellungen dienten und Segen brachten, während andere dazu bei den Amerikanern in der westlichen Türkei vorbereitet wurden. Ein Baseler war der treue Hakub Natscharoff, von Zaremba und Sarkis erweckt, der nach merkwürdiger entbehrungsreicher Wallfahrt, und nachdem er gerade nach Überwindung der größten Schwierigkeiten in der Heimat Schuscha eine Schule gegründet, 1849 heimgerufen wurde in das Land der ewigen Freiheit, nicht ohne Segen zurückzulassen. Außer ihn nennen wir Abraham Amirchanjanz, auch in Basel gebildet, dem es vergönnt war, einige Jahre in Konstantinopel, dann als Reiseprediger hin und her in der engeren Heimat zu wirken, bis ihn die russische Regierung 1887 in die Verbannung schickte. Die Zahl der Evangelischen hat in Ostarmenien mit der Zeit stetig zugenommen. In allen Gegenden sind sie zu finden, freilich nicht bloß Armenier. Eine eifrige Thätigkeit scheinen seit 13 Jahren auch Sendboten des Schwedischen Missionsbundes entfaltet zu haben, denen der Zutritt gestattet ist. Sie haben 30 Gemeinden zu einem orientalisch-evangelischen Bunde vereinigt. Nähere Nachrichten fehlen uns leider.

3. Nur kurz weisen wir auf die Bestrebungen zur Erleuchtung der Armenier im Nachbarlande Persien hin. Hier wohnen ihrer viele in Täbris, Teheran und besonders in Dschulfa, einer Vorstadt von Ispahan. Der Baseler Haas und andere, von Schuscha vertrieben, konnten unter Armeniern und Persern in Täbris wirken durch Unterricht, Druckschriften und ärztliche Dienste, jedoch nur kurze Zeit. Vor etwa 25 Jahren aber ist die Arbeit durch Sendboten der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft in Dschulfa, und an anderen Orten durch presbyterianische Amerikaner und zwar von dem benachbarten Urumia aus, wieder aufgenommen. Hier haben diese aus der alten christlichen Kirche der syrisch redenden Nasrani, gewöhnlich Nestorianer genannt, viele Seelen für das Evangelium gewonnen. Übrigens richten beide, Engländer und Amerikaner, ihr Augenmerk auch mit auf die Mohammedaner und Juden. Kolporteure aus den Nasrani durchziehen

das Land weithin mit ihren Schriften. Ein Evangelist in Wasyrabad, unter Persern, Armeniern und seinen Landsleuten thätig, der in Hermannsburg ausgebildete Pera Johannes, ist auch von Geburt ein Nasrani. Aus allen Kolonien der Armenier in Persien sind evangelische Gemeindlein gesammelt, eine ziemlich große in Dschulfa. Neuere Anfeindungen von Altarmeniern und römischen Katholiken, deren es hier schon seit 600 Jahren einige giebt, haben ihr nichts geschadet. Forts. folgt.

Bischof French.

Von P. P. Richter in Werleshausen.

VI. Unter den Mohammedanern des Orients.

Schon 1883 hatte French als Bischof eine instruktive Visitationsreise quer durch Persien unternommen, um das Werk seines früheren Mitarbeiters Dr. Bruce in Jspahan kennen zu lernen. Die kleine Gemeinde, die sich um denselben geschart hatte, bestand zum größten Teil aus Mitgliedern der alten nestorianischen Kirche; nur einzelne bekehrte Mohammedaner befanden sich darunter. Die fanatischen Mullahs und Scheikhs hinderten, so viel in ihren Kräften stand, jede Missionsthätigkeit unter den Mohammedanern. Bruce hatte mehrfach in Lebensgefahr geschwebt, und das Gerücht ging, daß der Hauptscheikh ihn vergiften wollte. Fast der einzige Weg, an die Mohammedaner heranzukommen, war die ärztliche Mission, worin denn auch die Hauptthätigkeit Bruces bestand.

Um so mehr war French erstaunt und erfreut, als er in Schiras und Jspahan mit einigen gelehrten Scheikhs zusammentraf, welche mit anscheinendem Interesse die von ihm dargelegten Grundwahrheiten des Evangeliums anhörten. Der Mujtahid (Oberpriester) von Schiras war entzückt über den 1. und 2. Psalm und ihre Ähnlichkeit mit Koranstücken, ehrfurchtsvoll küßte er die große persische Bibel und führte sie zum Zeichen seines Respekts an seine Stirn. Bibeln und Bibelteile wurden fleißig begehrt und verkauft. Voll Freude schrieb French in sein Tagebuch:

> Wäre ich nur hierher gekommen, um die heutigen Bekenntnisse einiger gelehrter Mullahs über so manche segensreichen Wahrheiten anzuhören, ich würde meine Reise nicht für vergeblich und unnütz halten.

Interessante Bekanntschaft machte er auch mit einigen gebildeten Sufis und Babis. Er sah in dem Babismus jedoch keineswegs, wie es heutzutage manche thun, eine Bewegung zum Christentum hin, vielmehr stellte er ihn mit dem Brahmosomadsch in Parallele. Wie in Indien der Hinduismus durch den Brahmosomadsch, so würde in Persien der Jslam durch den Babismus einem Zustand der Zersetzung und des Zerfalls ent-

gegengeführt; nur auf diese indirekte Weise könne er beide eine Vorbereitung auf das Christentum nennen.

Eine zweite, längere Missionstour unternahm French nach Niederlegung seines Episkopates durch den Orient, um die Tigrisländer, Syrien und Palästina kennen zu lernen. Durch einst so fruchtbare, volkreiche, jetzt wüst und öde gewordene Landstriche führte ihn der Weg. Nachts mußte er oft in den einsamen Karavansereien einkehren, wobei er nicht so leicht eine Gelegenheit vorübergehen ließ, einige gute Samenkörner auszustreuen. Anschaulich beschreibt er eine derartige Situation:

Das uns zugewiesene Gebäude, jeder Einrichtung entbehrend, war ein dreikuppeliger, niedriger Raum; den Teil unter der mittleren Kuppel nahmen wir selbst ein, in dem zweiten wurden Maulesel und Esel untergebracht, in dem dritten fanden die Diener und das Gepäck ihren Platz, eine ganz orientalische Sitte, an welche sich zu gewöhnen Zeit und Geduld kostet. Nachts werden auch noch der Sicherheit wegen Schaf- und Ziegenherden, Kühe und Pferde hineingetrieben. Eine besonders unangenehme Beigabe, geradezu eine unausstehliche Plage, sind die zahllosen Insekten, die einen nicht zum Schlaf kommen lassen.

Die Verandah der Karavanserei war der Versammlungsplatz für die Araber der umwohnenden Dörfer. Eine Anzahl von ihnen schien geneigt einigen Kapiteln des Neuen Testamentes zuzuhören, welche meine freilich noch geringe Erfahrung in der Umgangssprache mit einigen kurzen Erklärungen und Unterweisungen ihnen darzubieten suchte.

Im Ganzen konnte French unter den Mohammedanern nur wenig ausrichten, sein Hauptinteresse wandte er daher dem Studium der verschiedenen orientalischen Kirchen zu, die dort, bunt durcheinandergewürfelt, vertreten sind.

Die wichtigsten sind: die griechisch-katholische, die armenische, die jakobitische (syrische Monophysiten) und die nestorianische. Vermehrt wird die Zersplitterung durch drei fast in allen diesen Kirchen vorhandene Richtungen. Ein Teil nämlich verharrt hartnäckig bei seinen alten nationalen Gebräuchen; ein zweiter sucht Anschluß an Rom, der dritte an die griechisch-katholische Kirche. Ein neues Moment ist durch das Eintreten der evangelischen Mission hinzugekommen. Der Zustand aller dieser Kirchen ist der denkbar traurigste. Abgesehen von einzelnen frommen und gelehrten Männern, ist die große Menge in der gröbsten Unwissenheit, religiöser Indifferenz und starren Lethargie befangen, so daß sie leider den um sie her wohnenden Mohammedanern den praktischen Beweis des Glaubens schuldig bleiben.

French lernte auf den einzelnen Stationen seines Weges die Häupter der verschiedenen Kirchen kennen. Die Eindrücke, die er von ihnen empfing, waren verschieden. Bei dem chaldäischen Patriarchen von Babylon (römisch-katholische Nestorianer) fiel ihm die äußere pomphafte Einrichtung der bischöflichen Residenz auf, wie er überhaupt wahrnahm, daß die Römischen

äußeren Glanz und Pomp in der Ausstattung ihrer Kirchen und Gottesdienste zu einem Anziehungsmittel machen. Dieser chaldäische Patriarch erwartete natürlich alles Heil nur von Rom und wollte nicht die geringste Abweichung von dem römischen — als dem ursprünglichen — Typus in Lehre und Ritus gestatten; für die besondere Mission der anglikanischen Kirche bewies er kein Verständnis. Den alten, wohl 90jährigen nestorianischen Patriarchen in Diarbekr fand er ziemlich abgestumpft, er schien ihm wenig geneigt, seine Kirche zu reformieren oder geistliche Unterstützung, sei es von den amerikanischen Presbyterianern, sei es von der anglikanischen Kirche anzunehmen.

Dieser letztere Gedanke, ob und wie die anglikanische Kirche mit schwesterlicher Hilfe den verwahrlosten, orientalischen Kirchen aufhelfen möchte, bewegte den Bischof unablässig auf seiner Reise. Darum war überall sein Bestreben, die äußerste Unkenntnis hinsichtlich der anglikanischen Kirche, ihres Rituals, ihrer Liturgie, ihrer Lehre, ihres allgemeinen Verhältnisses zur Christenheit zu zerstreuen und nachzuweisen, wie gerade in ihr die ursprünglichen Einrichtungen der alten Kirche sich am gesundesten erhalten hätten.

Am meisten fühlte er sich zu den Nestorianern und Armeniern hingezogen. Verschiedentlich wurde ihm in ihren Kirchen der Bischofssitz eingeräumt, er nahm teil an ihrer Feier des heiligen Abendmahls und wurde sogar einmal aufgefordert, dasselbe selbst zu verwalten, was er aber wegen zu geringer Geläufigkeit in ihrer Sprache ablehnte.

Die katholische und evangelische Mission in jenen Ländern kennen zu lernen, bot sich ihm reichlich Gelegenheit. Imponieren mußte ihm das große papalistische System, das sich über alle wichtigeren Städte verzweigt. Die Kontrolle übt der Bischof von Mosul, eine Art päpstlicher Nuntius. Mohammedanermission wird von der römischen Kirche so gut als gar nicht betrieben. Die Priester in Bagdard erklärten French freimütig, daß sie hinsichtlich der Bekehrung der Mohammedaner sehr entmutigt seien, die Regierung sei auf jeden Versuch eifersüchtig, im Hause oder in der Schule zu lehren. Die römische Propaganda hat darum ihr Absehen wesentlich auf die orientalischen Kirchen gerichtet, welche sie aber nicht etwa innerlich zu reformieren, sondern nur äußerlich aufzusaugen bestrebt ist, damit sie zur größeren Verherrlichung des Pabsttums dienen. Einzelnen Vertretern der römischen Kirche konnte French wegen ihres Eifers seine Anerkennung nicht versagen; besonders schätzte er den heiligen Wandel, die mühevollen

Arbeiten und Leiden des verstorbenen Dominikanerpaters Besson, der eine angesehene und einträgliche Stellung als Hofmaler Pio IX. aufgegeben hatte, um sich ganz der Mission zu widmen.

Durchweg erfreulich war dem Bischof, was er von der Mission der amerikanischen Presbyterianer zu sehen bekam. Er schreibt:

Ich gestehe offen, daß ich meine Reise mit einem sehr ungerechten Vorurteil gegen die amerikanischen Protestanten angetreten habe. Allerorten tritt mir und zwar nicht nur aus ihren eigenen Angaben das Zeugnis entgegen, daß sie durch ihre Schulen und Gottesdienste wie durch fleißige Bibelverbreitung unter verschiedenen orientalischen Kirchen besonders unter den Armeniern und Nestorianern eine Erweckung und frische Bewegung in Gang gebracht haben.

Ihre ursprüngliche Absicht, nicht eine eigene Kirchengemeinschaft zu gründen, sondern die bestehenden nur mit neuem, evangelischen Lebensgehalt zu füllen, haben sie freilich bisher nicht zu erreichen vermocht. Durch das äußerste Widerstreben der orientalischen Geistlichkeit, besonders der höheren, welche allen geistlichen Reformen widerstand, sind sie gezwungen, ihrerseits eine neue Kirchengemeinschaft zu gründen, deren Mitglieder nach Zehntausenden zählen. Aber einesteils ist nicht zu verkennen, daß von dieser protestantischen Kirche, als von einem Sauerteig, auch auf die alten Kirchen eine schürbare Rückwirkung ausgegangen ist, die in einem entschiedenen und zunehmenden Streben nach Selbstreform zum Ausdruck kommt. Anderenteils beginnen auch die von der amerikanischen Mission gesammelten Gemeinden, anstatt einer endgiltigen Trennung von ihren altehrwürdigen Kirchen, eine Reformation und Restauration derselben durch Einführung einer reinen, schriftgemäßen Lehre und ritueller Reformen ins Auge zu fassen.[1])

Nur eins hatte French an dem presbyterianischen Missionsbetrieb auszusetzen, die allzu große Nüchternheit und Kahlheit, die in ihren Kirchen und Gottesdiensten herrscht, und die dem orientalischen Wesen so schnurstracks entgegen ist. Er beschreibt uns eine presbyterianische Kirche also:

---

[1]) Wieviel freilich von dieser hoffnungsgrünen Saat durch die furchtbaren armenischen Christenverfolgungen der letzten Jahre zertreten und auf immer verloren ist, das läßt sich zur Zeit noch nicht abschätzen. — Auf der andern Seite wird berichtet, daß die Leiden, welche die evangelischen wie die armenischen Christen gemeinsam getroffen und getragen und ganz besonders die Treue der amerikanischen Missionare, die in diesen Leiden ausgehalten und allen Verfolgten ohne Unterschied beigestanden, ein Band der Gemeinschaft zwischen den armenischen und evangelischen Christen geknüpft habe, wie man es bis dahin vergeblich erstrebt.

Es war ein solides, schönes Gebäude, eins der besten in Ursa, drinnen aber übertrieben einfach. Nur der halbe Raum war mit Decken belegt, obgleich manche von den Besuchern gewohnt sein mögen, zu Hause auf persischen Teppichen zu sitzen. Da Sitzbänke nicht vorhanden sind, müssen sie mit dem kalten Steinboden fürlieb nehmen, was bei der gegenwärtigen kühlen Jahreszeit für den, der nicht ein sehr warmes Herz hat, sehr abkühlend wirken muß. Nicht einmal ein Abendmahlstisch ist vorhanden; freilich, da nur alle Vierteljahr Abendmahl gefeiert wird, so mögen sie ihn für überflüssig halten. So kommt es denn, daß viele zur Feier der Sakramente in ihre alten Kirchen gehen, zur Predigt aber zu den Presbyterianern.

Man kann es dem Bischof nicht verdenken, wenn er der Ansicht war, daß hier die anglikanische Kirche mit ihrem reicheren Ritual gute Dienste thun könne. Übrigens fand er, daß auch die Presbyterianer einer Mithilfe der englischen Kirche an der Wiederbelebung der orientalischen Christenheit nicht abgeneigt entgegenstanden, sondern sie bereitwillig und freundlich willkommen heißen würden. Als das dringendste Erfordernis zur Hebung jener Kirchen sah er zur Zeit die Errichtung eines Predigerseminars an, welches an Stelle der unwissenden Priester einen tüchtigeren eingeborenen Pfarrerstand heranzubilden hätte.

Den Abschluß dieser Reise bildete ein längerer Aufenthalt in Palästina, wo es French eine besondere Freude war, die heiligen Stätten zu besuchen und an ihnen, sei es vor den dortigen Christen, sei es vor Mohammedanern, ein Zeugnis vom Evangelium abzulegen und die heilige Schrift verbreiten zu helfen.

Nach einem kürzeren Erholungsaufenthalt in England machte der bereits 65jährige Mann sich zu einer neuen, seiner letzten Evangelisationstour auf. Algier bildete diesmal das erste Reiseziel, wo er den nordafrikanischen Mohammedanismus eingehend studierte. Er hat dort eine Reihe interessanter Nachrichten über mohammedanische Bruderschaften gesammelt.

Es soll solcher Bruderschaften wenigstens 100 geben. Aber nur 5—6 von ihnen haben eine größere Bedeutung und werden aller Erwartung nach in den Kampf des Christentums mit dem Islam eine wichtige Rolle spielen.

Die größte führt den Namen Senoussiya nach ihrem Stifter, dem Scheikh Si Snoussi. Von der seelenknechtenden Herrschaft, mit welcher das Haupt der Sekte weite Stämme Nordafrikas wie mit Eisenketten gefesselt hält, erzählt man sich haarsträubende Geschichten. Djar Boub mitten im Herzen Afrikas ist das Hauptcentrum und die Residenz des Scheikhs, eine prächtige Stadt, angefüllt mit zusammengeschleppter Beute und barbarischen Reichtümern. Sie ist auch unter dem Namen „Klein Mekka" bekannt, und viele die eine Wallfahrt nach Mekka gelobt haben, lösen ihr Gelübde durch einen vorläufigen Besuch dieser Stadt, um den Segen des

Scheikhs zu empfangen, den aber gewöhnlich an seiner Statt sein jüngerer Bruder erteilt, während er selbst den Regierungsgeschäften seiner despotischen, geistlichen Herrschaft obliegt. Über ganz Nordafrika zerstreut sind hunderte von Klöstern, an deren Spitze jedesmal ein Mukkadan steht, welcher von dem Scheikh in Djar Boub eingesetzt wird. So steht die Senoussiya festgeschlossen als Vorhort des Islam da; in ihr ist sozusagen die Idee der panislamitischen Theokratie verkörpert.

Eine andere einflußreiche Sekte nennt sich nach Abdul Kadir: Kaderiya. Dieser Mann hat vor 600 Jahren in Bagdad gelebt. Durch seine Schriften geht eine tiefe religiöse Glut, eine mystische Frömmigkeit, ein heißer Durst der Seele nach Gemeinschaft mit Gott. Den größten Teil seines Lebens hat er, wenn die Überlieferung wahr ist, in Übungen des Gebets, der Frömmigkeit und der Barmherzigkeit, in der Lösung von Zweifeln und schwierigen Fragen, in der Predigt zur Buße und zur geduldigen Ergebung in Gottes Willen verbracht. Auch für Christum bezeugte er große Verehrung. Unzweifelhaft ist Abdul Kadir eine bedeutende Erscheinung, so daß die Verehrung, die ihm die ganze westliche islamitische Welt erweist, erklärlich scheint. Seine Anhänger sind freilich keineswegs seines Geistes Kinder, kennen auch seine Lehren nur mäßig. So halten sie ihn auch für einen Kämpfer gegen das Christentum, während er nach dem Gesagten eher ein Zeuge für dasselbe ist. French knüpfte gelegentlich an Aussprüche dieses Mannes an, um den Weg zum Ohr und Herzen seiner Anhänger zu finden.

Obgleich diese Bruderschaften an sich dem Christentum feindselig gegenüberstehen, versprach sich French doch aus ihrem Bestehen auch wieder Nutzen. Durch die von ihnen verbreiteten mystischen und geistlicheren Lehren wie durch die von ihnen gepflegte Verehrung ihrer Stifter kommt die nicht unbestrittene Oberherrschaft Mohammeds selbst ins Wanken.

Ist die Hoffnung zu kühn, daß, wie einst nach Beilegung der arianischen Streitigkeiten gerade aus den Reihen der Häresie einige der mutigsten und erfahrensten Vorkämpfer der Rechtgläubigkeit erstanden, so auch aus der zurückweichenden Hochflut des Islam einige tapfere Streiter für den christlichen Glauben sich erhöben? Welch ein Segen, wenn den Mohammedanern ein christlicher Abdul Kadir geschenkt würde!

Von Algier ging die Reise über Ägypten nach Maskat am persischen Meerbusen, dem Ziele der Reise. Dorthin führte ihn ein Appell des bekannten Uganda-Missionars Mackay, der die Besetzung Maskats als wesentlich für eine erfolgreiche Mohammedanermission in Ostafrika erklärt hatte. Denn von dorther ströme den Mohammedanern Ostafrikas, als ihrem geistigen Herzen, die Lebenskraft zu. Eine erfolgreiche Mission in Maskat würde daher dem ostafrikanischen Mohammedanismus großen Abbruch thun. French mußte sich allerdings bald überzeugen, daß Mackay die Bedeutung Maskats überschätzt hatte. Die ehemalige Größe der Stadt war schon vorüber; der Zusammenhang mit Ostafrika fast gänzlich gelöst.

Doch hielt er auf dem einmal erwählten Posten aus, wiewohl das keine leichte Sache war. Die Araber Maskats sind die fanatischsten Anhänger des falschen Propheten, die man sich denken kann; Araber sein und Mohammedaner sein ist so gut als identisch.

Täglich ging French in die Stadt und begann im Schutz einer Mauer, einer offenen Halle oder gar in einer Moschee zu predigen. Neugierige Leute, die eine Weile zuhörten, fehlten nicht. Ebenso wenig fehlte es gelegentlich an Ausbrüchen bittern Hasses. Ein blinder Mullah drang in einer Moschee mit einem Knüttel auf ihn ein, zum Glück that er in seiner Blindheit nur Hiebe in die Luft. Bei anderen Zuhörern fand French willigere Aufmerksamkeit, der ehrwürdige Mann im grauen Bart nötigte ihnen Bewunderung oder wenigstens Teilnahme ab. So trieb er es einige Wochen, bis die Hitze in Maskat, diesem Glutofen Arabiens, ganz unerträglich wurde. Körperlich schon geschwächt, dachte er in einem luftiger an der offenen Küste gelegenen Dorfe sich etwas zu erfrischen, bis seine Kisten aus Europa angekommen wären und er einen beabsichtigten Sommeraufenthalt in dem kühleren Gebirge des Innern antrete.

Nur einige Tage brachte er in jenem Dorfe zu, dann brach er infolge der durch die Hitze hervorgerufenen Erschöpfung zusammen. Er wurde nach Maskat zurückgebracht, wo er zunächst ziemlich hilflos und verlassen in seinem Quartiere lag, bis der englische Resident durch seinen indischen Arzt von der gefährlichen Erkrankung des Bischofs hörte und ihn in seine Wohnung schaffen ließ. Aber die Pflege kam zu spät. Am 14. Mai 1891 hauchte Bischof French seine Seele aus. Der nimmer müde Leib fand auf Maskats einsamem Friedhofe seine letzte Ruhestätte. Sein Grabkreuz trägt die Inschrift: „Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein; wo es aber erstirbt, bringt es viele Früchte," und auf der Rückseite: „Gleichwie des Menschen Sohn nicht gekommen ist, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele."

Wer das lieset, der merke darauf.[1]

Eine norddeutsche Missionslegende.

Von P. Zauleck in Bremen.

Der Juden Ostern war nahe, und der Herr zog mit den Zwölfen nach Jerusalem durchs Land jenseit des Jordans, und viel Volks war um ihn. Aber

[1]) Am 17. März sind es 50 Jahre gewesen, daß die Norddeutsche (Bremer) Mission ihre ersten Sendboten in das Evheland auf der Sklavenküste abgeordnet

das Land war wüste und war kein Wasser darinnen, und sie litten Pein von des Tages Hitze. Und es war um die sechste Stunde; und sie kamen an einen großen Weinberg mitten in der Wüste, und war eine Hütte darinnen und eine Kelter neben der Hütte. Es war auch viel Gras an dem Ort und Feigenbäume, und sie lagerten sich auf das Gras.

---

hat. Wie kaum eine andere Mission hat sie hier einen Leidens- und Todesweg gehen müssen. 64 Männer und Frauen haben in diesem halben Jahrhundert in ihrem Dienste das Leben gelassen. Und trotz dieser zahlreichen Opfer wie trotz der jahrzehntelangen geringen Erfolge ist in bewunderungswürdiger Treue und Geduld die Arbeit fortgesetzt worden. Aber jetzt beginnen die Ernten. Nach dem ersten Vierteljahrhundert zählte die Evhekirche nur 93 Glieder, heute 1844; damals nur 78 Schüler, heute zehnmal so viel; um die 4 Hauptstationen herum sind 25, meist von den Evheern selbst errichtete und bediente Außenstationen angelegt worden, von denen eine sich jährlich steigernde Hebung des sittlich-religiösen, intellektuellen und kulturellen Volkslebens ausgeht. Und jedes Jahr bringt auf die Anlage neuer Außenstationen, die die Eingebornen selbst zu errichten willig sind. Als die Bremer Missionare ins Land kamen, konnte das Volk seine eigne Sprache nicht schreiben, jetzt ist ihm außer der Bibel schon eine kleine Litteratur gegeben, und selbst eine periodische Zeitschrift erscheint. In diesem Jahre soll das Neue Testament neu gedruckt werden, was mehr als 7000 M. kosten wird. Von den Hauptstationen liegen 3 und von den Außenstationen 13 im deutschen Togogebiete und gerade hier verlangt die Arbeit gebieterisch weitere Ausdehnung.

Leider haben mit dem erfreulichen Wachstum in Afrika die Leistungen daheim nicht gleichen Schritt gehalten. Die kleine Mission, deren Gesamtarbeiterzahl, Frauen der Missionare, Diakonissen und Lehrerinnen eingerechnet, jetzt 34 beträgt, zu denen 48 eingeborene Gehilfen kommen, ist von einer für sie großen Schuld von 88000 M. schwer gedrückt, und ihre Jahreseinnahme deckt nicht die unerläßlichen Ausgaben.

Um ihr aus dieser Bedrängnis mit zu helfen, lasse ich die vorstehende „Legende“, die in dem kleinen Kreise, dem sie zuerst mitgeteilt wurde, viel Beifall fand und zweifellos auch über Bremen hinaus die Herzen bewegen wird, ich lasse sie einen Bittgang thun durch die großen Kreise der deutschen Missionsfreunde, ob sie der bedrängten Norddeutschen M.-G. durch eine **Extra-Jubiläumsgabe** nicht eine Freude und durch diese Freude neuen Mut zu den wachsenden Aufgaben ihrer opferreichen Arbeit machen wollen.

Ich habe die Leser dieser Zeitschrift selten um Gaben gebeten, und ich will auch jetzt nicht, daß derjenigen Gesellschaft, mit welcher der einzelne verbunden ist, etwas entzogen werde, aber eine Extra-Gabe darf man mit gutem Gewissen einmal erbitten; sie wird notwendig gebraucht und ist gut angelegt. Vielleicht empfinden es die Leser dieser Zeitschrift als eine angenehme Pflicht, meiner Bitte zu willfahren, wenn sie bedenken, daß der Inspektor der Norddeutschen M.-G., D. Zahn, viele Beiträge in dieselbe geliefert hat, von denen ich weiß, daß sie gern und mit Nutzen gelesen sind.

Herr Pastor Zauleck ist zum Empfang von Gaben bereit und auch ich will sie gern an die Jubilarin übermitteln. Warneck.

Und es trat ein Mann aus der Hütte, des Name hieß Sen,[1]) und trug herzu Krüge voll Weins und Schalen. Und er füllte eine Schale mit Wein und gab sie dem Herrn; danach gab er auch den Zwölfen und dem Volk, und sie tranken alle.

Und Jesus hob an und sprach: „Sen, was siehest du so trübe, und deine Augen thränen?“ Und Sen antwortete und sprach: „Herr, es sind jetzt fünfzig Jahre, daß meine Väter den Weinberg gepflanzt haben in der Wüste, und haben die Hütte gebaut und die Kelter gegraben. Und sie haben Arbeiter in den Weinberg gerufen und befohlen: Arbeitet in dem Weinberg und sammelt die Trauben und keltert Wein und erquicket die Dürstenden, die durch die Wüste ziehen. Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebt es auch. Und wir haben gethan nach unserer Väter Worten; den Weinberg haben wir gebaut und haben alle Jahr ein Neues gepflügt und haben Reben gepflanzt, damit wir Weins genug hätten und könnten erquicken alle. die dürstend zu uns kommen. Und der Weinberg ist groß geworden, aber wenig sind der Arbeiter; denn viele sind gestorben in der Wüste, und ihre Gräber sind mitten im Weinberg. Und die Hütte ist klein, und die Kelter will zerfallen. Und es verdorren die Trauben an den Weinstöcken, ehe sie reif geworden, denn ob wir schon arbeiten vom Morgen bis an den Abend, so können wir doch die Reben nicht alle reinigen. Und ob wir noch viele Trauben lesen, so faulen sie, denn die Kelter ist klein, und wir vermögen nicht, das köstliche Weinbeerblut zu gewinnen, ehe es verdirbt. Und wir haben gerufen: Lasset euch des Weinbergs erbarmen, aber uns ist keine Hilfe geworden. Und bald wird es an Wein gebrechen, und die hinaufziehen zu den Festen des Herrn werden vorübergehen, und wir können sie nicht laben in der Wüste. Darum sehe ich trübe, und meine Augen thränen.“

Und Jesus hob seine Augen auf und sahe an alle, die um ihn lagerten, und sprach: „Die ihr alle Jahr der Freudenernte dieses Weinbergs genießet, warum reichet ihr nicht Gaben dar? Sind nicht genug der Arbeiter, die müßig stehen, und man kann sie nicht dingen, weil es an Geld gebricht; denn der Arbeiter ist seines Lohnes wert. Warum reichet ihr nicht von dem Euren dar, daß die Hütten gemehret und die Kelter größer gebauet werde?“

Sie aber antworteten ihm nicht auf ein Wort.

Da redete Jesus abermals zu ihnen und sprach: „Es ist das fünfzigste Jahr des Weinbergs, und das fünfzigste Jahr ist euer Erlaßjahr, das ist das Halljahr, da jedermann wieder zu dem Seinen kommen soll. Darum richtet die zerfallene Kelter wieder auf und bauet die Hütte.“

Sie aber schwiegen stille.

Und er hob an bei dem Ersten zu seiner Rechten: „Barkabod, deine Kameele kommen von Morgen, und deine Schiffe von Abend und bringen der Güter viele, und es wächst deines Hauses Reichtum je länger je mehr, und du verschließest dein Herz?“

Und es antwortete Barkabod und sprach: „Die Zahl meiner Kinder ist wie die Zahl der Kinder Jakobs, und ich sammle für sie, daß es ihnen dermaleinst nicht mangele.“

---

[1]) Sen = Zahn, Barkabod = Sohn des Reichtums, Sabea = Überfluß, Hamon = Fülle, Dugan = Fischer und Amiel = Genosse des Gottesvolkes.

Jesus antwortete und sprach zu ihm: „Es stehet geschrieben: Ich will euch versorgen und eure Kinder, spricht der Herr.“

Und Barkabod antwortete ihm nichts.

Und Jesus wandte sich zu seiner Linken und sprach: „Sabea, du Tochter Hamons, du wohnest in einem getäfelten Hause, und deine Söhne und deine Töchter wohnen in Palästen. Deiner Dienerinnen sind viele, und deine Kleider sind mit Gold gestickt. Dein Landhaus liegt in einem gesegneten Garten, und der Weinberg der Barmherzigkeit muß wüste werden?“

Sabea antwortete und sprach: „Die Zahl meiner Jahre ist siebzig, mein Alter ist vorhanden, und ich will ehrlich zu Grabe kommen.“

Und Jesus hob seine Stimme auf, rief und sprach: „Niemand lebt davon, daß er viele Güter hat; aber so spricht der Herr: Ich will euch tragen bis ins Alter und bis ihr grau werdet; ich will es thun, ich will heben und tragen und erretten.“

Sabea aber antwortete ihm nichts.

Und Jesus hob abermal an und sprach: „Tritt herzu, Dugan; du hast reichen Fang gemacht mit deinen Netzen, und deine Schiffe wurden voll, daß sie sanken, und deiner Brüder Not schreit umsonst zu dir?“

Er sprach: „Meister, ich habe das Schreien der Dürftigen gehört in meinem Ort, und das Flehen der Witwen und Waisen, die um mich sind, habe ich nicht verachtet. Wie sollte ich aber denen helfen, die ferne von mir sind?“

Jesus antwortete und sprach: „Mein Vater ist ein Gott derer, die nahe sind und derer, die ferne sind, und ihr sollt vollkommen sein, wie auch euer Vater im Himmel vollkommen ist.“

Dugan aber antwortete ihm nichts.

Und Jesus rief den Amiel zu sich und sprach: „Mein Sohn, dein Feld hat wohl getragen, und du hattest nicht, dahin du deine Früchte sammeltest. Du hast deine Scheuern abgebrochen und größere gebaut, und darein gesammelt alles, was dir gewachsen ist. Solltest du nicht deine Brüder segnen, wie dein Gott dich gesegnet hat?“

Er aber sprach: „Meister, so oft ich durch diesen Weinberg gezogen bin, habe ich einen Groschen gegeben dem Sen und seinen Arbeitern: ich habe alle Gerechtigkeit erfüllet.“

Und Jesus sprach: „Wer die Saat kärglich misset, dem wird auch die Ernte kärglich gemessen werden.“

Aber Amiel antwortete ihm nichts.

Da stand ein Schriftgelehrter auf, versuchte ihn und sprach: „Ich gedenke des Wortes: Dem bin ich von Herzen feind, wenn ein Armer hoffärtig ist; und daß der Herr gesagt hat: Wehe denen, die einen Acker zum andern bringen, daß sie allein das Land besitzen. Warum pflüget Sen alle Jahr ein Neues, so er nicht Arbeiter genug lohnen und herbergen kann?“

Jesus antwortete und sprach: „Den Geizigen soll ihr Geiz aufs Haupt kommen, wer aber der Barmherzigkeit und Güte nachjaget, der findet das Leben. Es ist aber meines Vaters Wille, daß nichts umkomme von den Pflanzen, die mein Vater gepflanzet hat.“

Und er sahe sie umher an mit Zorn und war betrübt über ihrem verstockten Herzen. Danach stand er auf, nahm seinen Mantel und legte ihn zu den Füßen des Sen. Und er trat zu Juda und nahm den Beutel aus seiner Hand und legte ihn auf den Mantel. Und er setzte sich wieder nieder und sprach abermals zu ihnen: „Des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege, und hat keine Decke, darein er sich des Nachts hülle, denn diesen Mantel, und hat keine Schätze, denn diesen Beutel. Hebet aber eure Augen auf und sehet dort die Arbeiter zwischen den Weinstöcken. Sie haben alles verlassen um des Weinbergs willen meines Vaters. Und wer nicht absagt allem, was er hat, der kann nicht mein Jünger sein. Ein Beispiel habe ich euch gegeben, daß ihr thut, wie ich gethan habe."

Und ein Zöllner saß von ferne, der hatte seine Augen nicht aufgehoben vor den Pharisäern und Schriftgelehrten; der trat jetzt herzu und schüttete viel Gold aus dem Beutel, und es fiel auf den Mantel, der zu den Füßen des Sen lag. Und er sprach: „Herr, die Hälfte meiner Habe gebe ich den Armen, und ich will hinfort nicht mehr Schätze sammeln auf Erden."

Und Jesus sprach: „Dir ist heute Heil widerfahren; Friede sei mit deiner Seele."

Und eine Witwe trat herzu und legte auf den Mantel zwei Scherflein, die machen einen Heller, und ging hinweg und schwieg stille. Jesus aber sprach: „Wahrlich, sie hat mehr geopfert auch als dieser Zöllner, denn sie hat ihre ganze Habe dargereicht."

Da traten auch herzu zween Jünglinge, die sprachen: „Meister, Silber und Gold haben wir nicht, was wir aber haben, das geben wir: wir wollen Arbeiter werden im Weinberge deines Vaters." Und sie traten zu Sen. Jesus aber hatte sie lieb und sprach: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, es soll euch nicht unbelohnet bleiben; denn barmherzig ist mein Vater den Barmherzigen."

Und das Volk ward bewegt, und sie standen auf alle, die da Geld hatten, und legten Gold und Silber und Erz dar auf den Mantel, der zu den Füßen des Sen lag, daß er gar bedecket ward.

Und es stand auf Amiel und sprach: „Erlaube mir, Herr, daß ich drei Hütten baue den Arbeitern des Weinberges nach den Tagen der süßen Brote."

Jesus antwortete und sprach zu ihm: „Also machest du dir Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß, wenn du nun darbest, sie dich aufnehmen in die ewigen Hütten."

Da that auch Dugan seine Hand auf und gab viel Silber und sprach: „Meine Söhne haben gelernt die Schiffe führen und die Netze auswerfen; sie sollen auch lernen lieben den Weinberg der Barmherzigkeit und helfen seine Reben mehren und ihn im Bau halten."

Und Jesus sprach: „Ja, selig sind, die ins Netz des Himmelreichs gehen!"

Und Sabea nahm die Ringe von ihren Fingern und die Spangen von ihren Armen und die Edelsteine aus dem Schmuck ihres Hauptes und gab alles ihrer Dienerin, daß sie es zu dem Schatze des Sen trüge. Die that also. Jesus aber sprach zu ihr: „Nun wirst du einen Schatz im Himmel haben, den die Motten und der Rost nicht fressen, und da die Diebe nicht nach graben und stehlen."

Zuletzt trat auch herzu Barkabod und sprach: „Meister, ich will die Kelter

abbrechen und eine größere bauen nicht lange nach diesen Tagen." Und er rief seinen Diener und sprach: „Eile und hole das Bündlein, das auf meinen Esel gebunden ist." Und er brachte es. Und Barkabod wickelte es auf, siehe, da war es ein köstlicher babylonischer Mantel, der war ungenähet, von oben an gewirket durch und durch. Und er that Gold in ein Säcklein und trat zu Jesus und sprach: „Herr das wollest du mir nicht weigern, zu nehmen diesen Mantel, daß er dir hinfort diene zur Decke. Und habe ich Gnade gefunden vor deinen Augen, so nimm auch dies Gold für deine Jünger zur Speise."

Und Jesus hob seine Augen auf gen Himmel und sprach: „Vater, ich weiß, daß du mich allezeit hörest; gelobet sei dein heiliger Name, daß du gethan hast nach dem Verlangen meiner Seele und willst deinen Weinberg erhalten und seine Grenzen weit machen."

Und Sen eilete und fiel Jesu zu den Füßen und sprach: „Herr ich bin nicht wert, daß du mir solches erzeigest, aber deine Augen haben des Weinbergs Not angesehen und deine Hand hat ihm geholfen."

Und Jesus legte ihm die Hände auf, segnete ihn und sprach: „Gehe hin mit Frieden!" — Und er breitete seine Hände aus über Barkabod und über alle, die um ihn waren, und sprach: „Friede sei mit diesem Weinberg und mit allen, die ihn bauen, und mit allen, die ihn lieb haben!"

Und alles Volk sprach: Amen, Amen!

Missionsrundschau.

Von G. Kurze.

Australien und Ozeanien. III.

Die Presbyterianermission in den Neuhebriden hat, wie aus den Berichten der im Juni v. J. in Aneitjum zur Synode versammelten Missionare hervorgeht, in den letzten Jahren erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen. Die Zahl der weißen Missionare ist durch 4 Neuankömmlinge, unter denen auch ein Arzt, Dr. Sandilands, ist, auf 22 gestiegen, welchen 271 eingeborene Hilfskräfte zur Seite stehen. Außerdem sind noch ein weißer Laienmissionar und zwei unverheiratete Missionsschwestern in die Arbeit eingetreten. Im Jahre 1895 konnten 492 Erwachsene getauft werden, 1120 Eingeborene traten in den Katechumenenunterricht ein, und die Zahl der abendmahlsberechtigten Kirchenglieder stieg auf 2082, während die Schulen von 9587 Insulanern besucht wurden. Unter den vorgeschritteneren verheirateten Zöglingen der Missionare fanden sich im Berichtsjahr 16, die sich freiwillig zur Aussendung nach den noch heidnischen Teilen des Archipels zur Verfügung stellten. Auch an Opferwilligkeit für Missionszwecke gebrach es der jungen evangelischen Neuhebridenkirche nicht; die Missionskollekten brachten im J. 1895 einen Ertrag von 11498 Mk. Am meisten ist die Zahl der Kirchenglieder in Tongoa (um 200), Eromanga (85) und Efate (74) gewachsen. In dem wilden Santo hat Dr. Sandilands die neue Station Terebin ins Leben gerufen. Von dem der Südküste Santos vorgelagerten Inselchen Tangoa aus missioniert Dr. Annand mit den 22 Zöglingen seines Seminars 20 Dörfer auf Santo. Der auf der Westküste Santos in Nogugu

stationierte Missionar R. Mackenzie hat im J. 1895 als erster Weißer das unbekannte Innere der großen Insel von Westen nach Osten durchquert. Auch von Malakula, dem Hauptbollwerk des Heidentums in den Neuhebriden, wo vier Missionare auf den Stationen Aulua, Pangkumu, Uripiv und Südwestbai arbeiten, kommt die Nachricht von 23 Taufen. Freilich ist dort der Kampf zwischen dem Evangelium und den Mächten der Finsternis noch ein sehr heftiger; ein Händler ward ermordet und eine Eingeborene von den Heiden lebendig begraben; drei andere Opfer konnten die Missionare noch in letzter Stunde vor dem gleichen Geschick retten. Leider tragen die 6 auf Malakula ansässigen Maristenmissionare sehr zur Erschwerung der Missionsarbeit bei. In Ambrym hat man sich von den Folgen des schrecklichen Vulkanausbruches wieder erholt; Dr. Lamb gedachte schon im vorigen Herbst einen Flügel seines Missionshospitals zu eröffnen; er hält mit seinen eingeborenen Gehilfen 11 Stationen besetzt, von denen vier erst im letzten Berichtsjahre neu gegründet wurden. Auch er hat unter der rücksichtslosen Propaganda von 4 Maristenpatres zu leiden, deren zwei, die Patres Suas und Chameaux, damit drohten, daß sie das seitens evangelischer Eingeborener erbaute Missionshaus in Harimal durch ein französisches Kriegsschiff einäschern lassen würden. Zwei junge Ambrymesen, die Christen werden wollten, wurden von ihren heidnischen Stammesangehörigen ermordet. Die Insel Epi erschließt sich dem Evangelium immer mehr; 12 neue Schulen, durch welche 31 Dörfer erreicht werden, sind jüngst entstanden, und Missionar Fraser konnte 76 Erwachsene taufen. Es ist sein sehnlichster Wunsch, daß die benachbarten heidnischen Inselchen Paama und Lopevi bald ihren eigenen weißen Missionar bekommen. Auf Futuna, wo Dr. Gunn, von seiner Urlaubsreise zurückkehrend, einen herzlichen Empfang fand, ist unter den 6 Inselbezirken eigentlich nur noch einer, der dem Evangelium hartnäckig den Eingang verwehrt. Nguna, das Arbeitsfeld des Missionars Milne, ist völlig christianisiert. Da die Hauptkirche zu klein war, so haben die Christen 7000 Pfd. Pfeilwurzmehl — ebensoviel Mark wert — gewonnen, um ein größeres Gotteshaus zu erhalten; ein als Plantagenarbeiter nach Queensland ausgewanderter Ngunese schickte seinem Missionar von seinem sauer verdienten Lohne 25 Mk. zum Kirchenbau. Die Nguna benachbarte Insel Emau kann seit Ende 1896 ebenfalls zu den christlichen Inseln des Archipels gezählt werden. Auf Tanna, von dessen 8000 Bewohnern erst die Hälfte in Berührung mit der Mission gekommen ist, hat F. Paton, ein Sohn des alten Dr. Paton, auf der Nordwestküste eine neue Station gegründet. Es beginnt übrigens auch auf dieser Insel, die bisher den härtesten Boden aufwies, sich unter den Heiden zu regen. Die persönliche Sicherheit der Missionare ist jetzt kaum mehr gefährdet. Einen sehr guten Einfluß übt hier ein christlich gesinnter Händler Forlong von Neuseeland aus, der noch ein paar Gesinnungsgenossen auf Epi und Santo hat. Wollte Gott, es gäbe mehr solcher Leute auf den Südseeinseln! Welches Ansehen die Neuhebridenmissionare bei ihren heimathlichen Presbyterianerkirchen genießen, zeigte voriges Jahr recht deutlich die Wahl der beiden Missionare Macdonald und Watt zu Moderatoren der Generalsynoden von Viktoria und Neuseeland.

Der Missionsdampfer „Dayspring“ der Presbyterianer, welcher 135680 Mk. zu bauen kostete, ist nach kaum halbjährigem Dienste leider am 16. Oktober vorigen Jahres auf einem Korallenriffe im Norden von Neukaledonien gescheitert. Eine gnädige Fügung Gottes war es, daß kein Menschenleben zu beklagen blieb. Missionare

waren nicht an Bord und die Schiffsmannschaft rettete sich in 2 Booten teils nach Numea, teils nach Queensland; die Fahrt des nach letzterer Kolonie segelnden Bootes war eine sehr abenteuerliche. Vorläufig ist die Entscheidung über die Frage, ob ein neuer Missionsdampfer, zu dem aus England schon 20000 Mk. versprochen sind, erbaut werden, oder ob man einer schon bestehenden australischen Dampferkompagnie die Verbindung mit den Neuhebriden überlassen soll, auf ein Jahr vertagt worden (Austr. C. W. 1895, 479, 4; 1896, 516, 5; 554, 2. Dunedin Outlook 1895, 592, 608; 1896, 12, 34, 72, 82, 122, 155, 157, 203, 309, 359, 436, 511. Melbourne Presb. Monthly 1896, 303, 431, 447, 459, 461, 476. Christian 1407, 21).

Die melanesische Mission hat im J. 1895 die von Bischof Wilson ersehnte Verstärkung durch 5 junge Missionare aus England und Neuseeland erhalten, sodaß nun das Netz noch weiter ausgeworfen werden kann. Im Berichtsjahr hat sich die weitzerstreute Missionsgemeinde um 572 Neugetaufte vermehrt, so daß die Gesamtzahl der in der Pflege der melanesischen Mission stehenden eingeborenen Christen sich Anfang 1896 auf mindestens 9500 Seelen belief; die meisten Taufen fanden auf den Banksinseln (204) und im Florida-Archipel (201) statt. Einen bedeutsamen Schritt in ihrer Weiterentwickelung hat die melanesische Mission durch die im Herbst 1895 erfolgte Gründung des St. Lukas-Institutes in Siota auf den Florida-Inseln gethan; es ist dies ein Absenker des Norfolk-Institutes und soll als Ausbildungsstätte für die Salomonsinsulaner dienen. Die Lage im christlichen Florida-Archipel, der die Mitte zwischen den 3 großen Inseln Ysabel, Malaita und Guadalkanar einnimmt, ist eine sehr günstige. Die Leitung hat Missionar Comins, der schon 20 Jahre in Melanesien arbeitet, übernommen; die Zahl seiner Zöglinge ist bereits auf 22 gestiegen, von denen 5 aus San Christoval, 2 aus Ulawa, 3 aus Malaita, 8 aus Ysabel und 4 aus Guadalkanar sind; auch hat der Missionsarzt Dr. Welchman in Siota sein Hauptquartier, der von dort aus die Christengemeinden in Ysabel und den benachbarten Inseln besucht. In Ysabel macht der Oberhäuptling Soga seinem Christennamen fortdauernd Ehre. Leider hat eine von zurückgekehrten Plantagenarbeitern aus Queensland eingeschleppte Keuchhustenepidemie zahlreiche schmerzliche Opfer gefordert. Aus diesem Anlaß hielten die Ysabelaner Christengemeinden am Freitag, den 26. Juli 1895, einen gemeinsamen Fast- und Bettag, an dem sie gleichzeitig aus ihrer großen Armut 200 Mk. für die Mission opferten. Gott erhörte das Flehen der jungen Christen; von jenem Tage ab kam kein neuer Krankheitsfall wieder vor. Auch im J. 1895 hat das Missionsschiff „Southern Cross" den Kopfjägern in Neugeorgien und in Bulega auf der Westküste Ysabels einen Besuch abgestattet, um freundlichere Beziehungen anzubahnen. Eine große Annehmlichkeit ist es für die Mission, daß die englische Regierung endlich einen Kommissar für den englischen Anteil des Salomonsarchipels ernannt hat. Die Wahl ist auf Woodford, einen angesehenen Naturforscher (Verfasser von „A. Naturalist among the Headhunters") gefallen, der mit der Mission zu sympatisieren scheint. Wie nötig ein straffes Regiment ist, zeigt die Katastrophe, welche die österreichische Expedition im August v. J. auf Guadalkanar betroffen hat. Der Wiener Chefgeologe Freiherr Foullon von Norbeck, der mit Begleitsmannschaften vom Kriegsschiff „Albatros" auf Guadalkanar gelandet war, wurde nebst mehreren Begleitern während der Besteigung des 1680 m hohen Berges Lions Head von einem Inlandstamme über-

fallen und ermordet. Guadalkanar ist auch für die Mission bisher ein sehr harter Boden gewesen. Wie der Regierungskommissar meldet, haben die 3 dort stationierten eingeborenen melanesischen Missionslehrer im Herbst v. J. ebenfalls flüchten müssen. Recht warme Missionsfreunde hat Bischof Wilson übrigens unter den Offizieren der in Melanesien kreuzenden englischen Kriegsschiffe. So haben z. B. die Offiziere vom „Penguin" in Neugeorgien das Möglichste gethan, um der Mission den Weg zu bahnen; unter anderm hatten sie ein Vokabular von 2000 Worten gesammelt und eine Karte des Archipels für den Bischof entworfen. Und als die dortigen Händler in unverantwortlicher Weise die Missionare verleumdeten, gaben sie sich die größte Mühe, die Eingeborenen über die segensreiche Wirksamkeit der Glaubensboten aufzuklären (Report **Melanesian M.** 1895. Southern Cross Log 1896 pass., Auckland Church Gazette 1895, 162; 1896, 5. D. Rundschau f. G. u. St. 1896, 139).

Für die eingeborenen evangelischen Christengemeinden auf den Loyalitätsinseln ist seit Anfang 1895 eine Erweckungszeit angebrochen, deren segensreiche Wirkungen auch gegenwärtig noch anhalten. Wie Missionar Hadfield berichten kann, sind von den in der Erweckungszeit auf Lifu neu gewonnenen 564 Christen nur zwei in der Folge wieder untreu geworden. Durch den Lifuaner eingeborenen Pastor Ipuneso und einen früher in Neuguinea thätigen Missionsgehilfen wurde die Bewegung von Lifu auch nach Uwea übertragen, wo sich 180 Eingeborene der Kirche anschlossen. Auf Betrieb der katholischen Gegenpartei wurde Ipuneso mitten aus seiner Thätigkeit herausgerissen, indem man ihn beschuldigte, daß er in einer seiner Ansprachen gesagt habe, Uwea gehöre der Königin Viktoria. Er wurde zunächst an Ort und Stelle zu Strafarbeit verurteilt und dann nach Numea vor das Obergericht zur endgiltigen Aburteilung transportiert. Hier erwiesen sich die Beschuldigungen der katholischen Priester als Lügen und er ward freigelassen. Während seines gezwungenen Aufenthaltes in Numea hatte Ipunelo mit solchem Erfolge der dortigen Uweanerkolonie das Evangelium gepredigt, daß der französische evangelische Pfarrer Lengereau Hadfield bat, ständig einen eingeborenen Geistlichen für die Loyalitätsinsulaner in Numea zu stationieren. Die Wahl fiel auf den Pastor Apella von Uwea, der sämtlicher drei Inselsprachen mächtig ist und sich bereits im geistlichen Amte bewährt hat. Leider hat die Pariser Evangelische Missionsgesellschaft noch immer keinen Ersatzmann für den nach Frankreich zurückgekehrten Missionar Lengereau jun. nach Mare senden können; in rührender Weise bitten die dortigen Christen in ihren Briefen um einen geistlichen Berater. Wie der evangelische Schuldirektor Rousseau mitteilt, ist die bisherige Spaltung der evangelischen Mareaner in eine Freikirche — in Verbindung mit der Londoner Mission — und in die sogenannte evangelische Staatskirche glücklich beseitigt. Trotzdem harren des zukünftigen Mare-Missionars noch Schwierigkeiten genug. In Numea weht jetzt offenbar an offizieller Stelle zur Abwechselung einmal wieder ein günstiger Wind für die Evangelischen. Aber wie lange wirds dauern, bis der Umschlag eintritt? Der neue Gouverneur Feillet von Neukaledonien scheint ein Mann von rechtlicher unparteiischer Gesinnung zu sein; vielleicht verhilft er, wenn er lange genug am Ruder bleibt, der Religionsfreiheit auf den Loyalitätsinseln zum Sieg. Einer seiner Beamten, ein Katholik, sagte kürzlich zu Missionar Hadfield: „Wir sind ganz davon überzeugt, daß wir an den protestantischen Eingeborenen treuere Unterthanen haben als an den katholischen." Auch hat die französische

Behörde das Versprechen gegeben, den letzten um seines Glaubens willen aus Mare verbannten evangelischen Eingeborenen, Namens Kanene, ungesäumt in die Heimat zu entlassen (Chronicle 1895, 181; 1896, 22; 1897, 23. A. Report L. M. S. 1896, 169. Rapport Ann. 1896, 66. Journal des Miss. Evang. 1896, 570).

In Neukaledonien werden neuerdings die Eingeborenen (29000 Seelen) durch die freiwilligen und gezwungenen weißen Einwanderer (freie Weiße 13038, Sträflinge 27238) immer mehr zurückgedrängt. Da die Seelenzahl der Eingeborenen zurückgeht, so hat die Regierung die ihnen nach dem letzten Kriege angewiesenen großen Reservеländereien jetzt beträchtlich beschnitten, um durch französische Kleinbauern auf dem freigewordenen Terrain Kaffeekulturen anlegen zu lassen. Die katholische Kanaka-Mission befindet sich in vollständiger Stagnation (Quinzaine Coloniale 1897, 64. D. Rundschau f. G. u. St. 1897, 37).

Das Inselkönigreich Tonga hat sich in den letzten beiden Jahren unter seinem jugendlichen Herrscher Georg Tubou II. in kirchlicher und politischer Beziehung einer ungestörten Ruhe erfreut. Wohl bestehen die Tonganische Freikirche und die Wesleyanische Missionskirche noch nebeneinander, aber die früheren ärgerlichen Reibungen haben aufgehört. Die Oberleitung der Wesleyanischen Missionsgemeinden (über 6000 Kirchenglieder zählend) liegt in den Händen des ehemaligen Missionars J. E. Moulton, welcher jetzt Präsident des Newington College bei Sydney ist und von dort aus jährlich mehrmals nach Tonga seine Inspektionsreisen unternimmt. Anfang v. J. hat er mehrere Häuptlingssöhne und den Prinzen Williams, den Sohn des Tonganer Premierministers, zur besseren Erziehung mit nach Sydney genommen. Daß die Opferfreudigkeit unter den evangelischen Tonganern noch nicht ausgestorben ist, zeigte die Kollekte, welche gelegentlich eines Missionsfestes im Tubou College die Summe von 8000 Mk. einbrachte. Ein ungemein schwerer Verlust für die Sache des Evangeliums auf Tonga war der im J. 1895 erfolgte Tod des eingeborenen Missionssuperintendenten David Tonga. Mit ihm ist ein „Fürst in Israel" dahingegangen. (Austr. C. W. 512, 7; 516, 7. Melb. Spectator 1896, 39, 95, 142, 955. Sydney Daily Telegraph 8. II. 1896. Wesleyan. Miss. Notices 1895, 141).

Die Londoner und Wesleyaner Mission in Samoa ist im letzten Jahre der Gegenstand der heftigsten Angriffe in der deutschen Presse gewesen. Schon in der vorigen Rundschau (A.M.Z. 1895, 551) hatten wir Veranlassung, die „Kritik" des Reisenden Ehlers, der inzwischen bei der von ihm beabsichtigten Durchquerung Neuguineas umgekommen ist, etwas niedriger zu hängen. Im vorigen Jahre war es dann eine Korrespondenz der „Kölnischen Zeitung" aus Samoa, die die Runde durch die deutsche Presse machte und im „Staatsanzeiger für Württemberg" (24. IV. 1896) folgendermaßen wiedergegeben ward: „Wenig Günstiges weiß ein Brief der „Kölnischen Zeitung" aus Apia von den Erfolgen der Mission auf Samoa zu berichten. Es heißt da: Einige Dörfer im Atuabezirke sind sich in die Haare geraten wegen Religionsstreitigkeiten. Jedes Dorf will eine schönere und größere Kirche haben als das andere, und die Protestanten, Katholiken, Presbyterianer, Mormonen, Wesleyaner u. a. suchen sich darin gegenseitig zu überbieten. Wenn man nach diesem Bestreben und dem Eifer, mit dem sie ihre Morgen- und Abendandachten ausführen, auf ihr gesamtes Leben schließen dürfte, wären die seit ungefähr 50 Jahren bekehrten Samoaner die eifrigsten Christen. Vorurteilslose Beobachter

müssen aber zugeben, daß das gesamte Christentum hier keinen Pfifferling wert ist und die Samoaner vor dessen Einführung bessere Menschen waren. Im vorigen Jahre traten mehrere Dorfhäuptlinge zusammen und forderten den unter ihnen lebenden Missionar auf, seine Thätigkeit einzustellen, „da sie zu der Einsicht gekommen seien, daß die christliche Religion keinesfalls besser als ihre frühere sei, die bisher im Christentum herangewachsene Jugend sehr viel zu wünschen übrig lasse und die christliche Religion ja nicht einmal die Kriege zwischen den Christen selbst verhindern könne." Diese missionsfeindliche Korrespondenz trägt so offenkundig das Gepräge der Übertreibung und Entstellung an der Stirn, daß sie eigentlich kaum der Berichtigung wert ist. Ganz abgesehen von der klassischen Gliederung der auf Samoa thätigen evangelischen Kirchen in „Protestanten, Presbyterianer, Wesleyaner" — eine presbyterianische Samoa-Mission hat es überhaupt nie gegeben — charakterisiert sich das Ganze als ein Niederschlag der Räubergeschichten, wie sie von unchristlichen Händlern und Pflanzern am Schenktische irgend eines Hafenrestaurants in Apia mit wenig Witz und viel Behagen über die Mission kolportiert werden. Zu bedauern ist dabei nur, daß auch angesehenere Blätter in Deutschland es nicht unter ihrer Würde halten, als Ablagerungsplatz für derartige Erzeugnisse zu dienen.

Ein Hauptgegner ist der Samoa-Mission, in erster Linie der evangelischen Mission, in einem Herrn W. von Bülow in Matapoo (Savaii), anscheinend einem Pflanzer, erstanden, welcher auf „Grund mehr wie zwölfjähriger Beobachtung" unter dem Titel „Das Christentum in Samoa. Von einem protestantischen Beobachter." (Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, 18. Jahrgang, Heft 10—12) die Samoa-Mission in ebenso gehässiger, als in den meisten Fällen ungerechter Weise kritisiert. Während er den katholischen Missionaren das Prädikat „die eminent tüchtigen (französischen) Väter Societatis S. Mariae" zubilligt, schildert er den Beginn der evangelischen Mission auf Samoa in folgenden karikierten Zügen: „Nun diese ersten Beiden [Londoner und Wesleyaner Missionare]! Gevatter Schneider und Handschuhmacher, Zimmerleute, Kesselschmiede 2c. — das brave Handwerk thut nichts zur Sache, waren ja doch auch die ersten Apostel gerade nicht lauter römische Ritter —, Leute, die irgendwo Fiasko gemacht, nicht recht ihr Auskommen gefunden hatten, dagegen eine — „unaussprechliche und selbstlose Liebe zu den armen Heiden" in sich spürten, ließen sich mit dem Hobel der Missionsschulen in sechs Monaten den allerursprünglichsten Schliff beibringen und kamen in Samoa als Männer Gottes an, gerierten sich als große Schriftgelehrte, wohl auch als Ärzte, ließen sich von den armen Heiden schöne Ländereien schenken, prächtige Häuser bauen, sich gut verpflegen, mehrere männliche und mehrere weibliche Dienstboten stellen, kurz, sie lebten wie die Made im Speck. . . ." Herr von Bülow hat das Bedürfnis gehabt, seine Mißachtung der evangelischen Missionare durch Anführung von sachkundigen Autoritäten zu motivieren. Und wer sind die unparteiischen Missionskenner, deren Urteil für ihn durchschlagende Beweiskraft hat? Zunächst der ungenannte Verfasser des englischen Romans „Richard Cable", welcher das Zerrbild eines Missionars schildert und ferner — man staune und verbeiße das Lachen! — der bekannte französische Romanschreiber Alexander Dumas. Herr von Bülow schreibt in dem citierten

Artikel wörtlich: „Hören wir eine ganz unverdächtige Autorität, Alexander Dumas, darüber: Diese guten Apostel, sagt er — nämlich die Missionäre der verschiedenen protestantischen Kirchengemeinschaften und Sekten — durchziehen die Länder, eine Bibel in der einen und einen Preiscourant ihrer Waaren in der anderen Hand, säen biblische Worte und ernten Dollars. . . . . Und weiter: Für sie ist jeder Neubekehrte ein neuer Kunde und sie opfern auf dem Altare des wahren Gottes, um gleichzeitig dem goldenen Kalbe zu opfern.“ Es würde zu weit führen, wenn wir auf alle Ungereimtheiten des „protestantischen Beobachters“ näher eingehen wollten, wir beschränken uns daher darauf, nur noch die Schlußsätze des Artikels anzuführen, in welchen von Bülow das zukünftige Loos der Mission unter einer „gerechten unparteiischen“ Regierung sich ausmalt: „Sollte Samoa einst eine solche Regierung erhalten haben, dann dürften auch bald Strafgesetze das unbefugte Kollektieren jeder Art mit Strafe belegen, selbst wenn es unter der Firma christlicher Zwecke geschieht, dürfte gegen den Handel nicht konzessionirter Händler selbst unter christlicher Maske, wie gegen Steuerdefraudanten eingeschritten werden, dürfte ferner die jetzt so im Schwunge befindliche Kurpfuscherei wissenschaftlich nicht befähigter Quacksalber als Schwindel um so sicherer charakterisiert worden, als Ärzte und Apotheker schon längst in Samoa ansässig sind und Praxis üben, und endlich das Aneinanderhetzen der verschiedenen Rassen wohlverdient gebrandmarkt werden. Eine solche Regierung wird dann auch aus Staatsmitteln die Schulmeister und Prediger besolden, die uneigennützig nicht Handel treiben, die vielmehr im Interesse des Landes — nicht englische Kolonialpolitik, sondern — Christentum und Civilisation lehren und Frieden predigen, und dann wird auch in Samoa solchen Missionaren der Boden zu warm unter den Füßen werden; sie werden gehen, da es sich dann nicht „rentieren“ dürfte, den „armen Heiden“ in Samoa zu predigen. Ja wünschen wir im Interesse dieses schönen Landes, daß die so lange ersehnte Zeit recht bald herannahe.“ So sehr dem von Bürgerkriegen zerrütteten Samoa ein festes europäisches Regiment an Stelle der jetzigen zum Gespött gewordenen Dreimächteherrschaft zu wünschen wäre, so wird es doch, entgegen dem „frommen“ Wunsche v. Bülows die zukünftige Obermacht in Samoa nicht wagen dürfen, die einfachsten Forderungen der Gewissensfreiheit in der eben skizzierten Weise zu verletzen.

Hätte sich der „protestantische Beobachter“ in seinem Artikel über das Samoaner Christentum darauf beschränkt, aus seiner Kenntnis der Verhältnisse heraus die wirklichen Schäden, an denen die Samoaner Kirche krankt, und die missionsmethodischen Fehler der Missionare, unter Weglassung alles verleumderischen Klatsches, zu kritisieren, so wären ihm die Missionsfreunde in der Heimat und sicherlich auch die Direktion der Londoner Missionsgesellschaft dafür dankbar gewesen. Denn wir sind die Letzten, die es nicht offen einräumten, daß die Missionsmethode der Londoner Gesellschaft, wie die der Independenten überhaupt, in einzelnen Stücken die Kritik herausfordert. Dafür ist so mancher Artikel in der „A.M.Z.“ Zeugnis. Auch hat die Londoner Mission selbst nie ein Hehl daraus gemacht, wie wir im Folgenden des näheren darlegen, daß ihre Samoaner Christengemeinden an vielerlei Schwächen und Gebrechen kranken. Berücksichtigen wir, daß das Evangelium in Samoa erst seit 60 Jahren gepredigt wird, daß geraume Zeit nach der Ankunft der evangelischen Missionare sich die

katholische Propaganda störend im Archipel eindrängte, und daß durch die Eifersucht der Kolonialmächte die im Volke bereits vorhandenen Spaltungen verschärft wurden — des ungünstigen Einflusses, den gottlose Händler auf die Insulaner ausübten, ganz zu geschweigen, — so wird es keinen Einsichtigen überraschen, daß das Christentum Samoas noch viel zu wünschen übrig läßt. Wenn aber von Bülow in so unedler Weise die evangelischen Samoa-Missionare als eigennützige, selbstsüchtige und ungebildete Männer brandmarkt, die nur um des bequemen Lebens willen hinaus in die Südsee gezogen seien, so können wir nicht scharf genug gegen eine derartige Verleumdung Verwahrung einlegen. So mangelhaft die Leitung der Londoner und Wesleyaner Mission in Samoa zu Zeiten gewesen sein mag, den Ruhm muß man den dortigen englischen Missionaren lassen, daß sie als pflichtgetreue Männer nach dem Maße ihrer Erkenntnis und ihrer Gaben sich bemüht haben, das Evangelium unter den Eingeborenen auszubreiten.

Daß die Londoner Missionare den sittlichen Schäden, welche ihren Gemeinden anhaften, nicht gleichgiltig gegenüberstehen, zeigten die im Frühjahr 1895 und 1896 stattgefundenen Synodalverhandlungen, in welchen besonders gegen die heidnischen Auswüchse bei der Verheiratung von Häuptlingstöchtern, sowie gegen die Ausschreitungen im Gefolge des Bürgerkrieges Front gemacht wurde. Auf der letztjährigen Synode, an welcher 154 eingeborene Pastoren und 51 Diakonen teilnahmen, stellte es sich leider heraus, daß die strengere Eheordnung der 1895er Synode in der größeren Anzahl der Missionsgemeinden keinen Anklang gefunden hatte, so daß sie thatsächlich nur von den Familien der eingeborenen Geistlichkeit und der Zöglinge von Malua und Papauta befolgt wird. Die eingeborenen Geistlichen haben ihren Stammeshäuptlingen gegenüber zu wenig Autorität. Hier zeigt sich übrigens wieder einmal der Doktrinarismus der Independenten mit seiner vorzeitigen Selbständigmachung junger Missionskirchen und unvermittelten Übertragung europäischer kirchlicher Institutionen in seiner ganzen Schädlichkeit. Es ist recht gut, daß der Direktor der Londoner Missionsgesellschaft, Dr. Wardlaw Thompson, in diesem Frühjahr die Samoa-Mission zu inspizieren gedenkt; er wird sich hoffentlich davon überzeugen, daß eine Vermehrung des europäischen Missionspersonals im hohen Grade not thut, um den Reinigungsprozeß der Samoaner evangelischen Kirche mit fester Hand durchzuführen. Besser eine Krisis, die momentan die Seelenzahl der evangelischen Gemeinden stark verringert, als ein langsam hinschleichendes Siechtum ohne Ende.

Ein Lichtpunkt in der Samoaner-Mission ist das Aufblühen der beiden evangelischen Missionsinstitute in Malua und Papauta. Das erstere ist zu einem förmlichen Dorfe mit einer Bevölkerung von 261 Seelen angewachsen, unter der sich 52 verheiratete Studenten mit ihren Familien, 55 ledige Studenten, 28, beziehentlich 16 Knaben in den beiden Vorklassen befinden. Papauta, die Erziehungsanstalt für junge Samoanerinnen, ist mit seinen 80 Insassen übervoll. Wäre genug Raum da, so könnte die doppelte Anzahl aufgenommen werden. Unter den Schülerinnen befindet sich jetzt auch eine Tochter des Königs Malietoa und Seumanus, des einflußreichsten Häuptlings von Apia. Leider hat der Londoner Missionsarzt Dr. Davies — ein rite promovierter Mediziner, kein „Kurpfuscher",

wie von Bülow höhnt — im vorigen Jahre wegen anhaltender Kränklichkeit Samoa verlassen müssen, wo er sehr segensreich gewirkt hat. Es ist dies um so bedauerlicher, je mehr die Konstitution vieler Samoaner durch mancherlei Krankheitsgift geschwächt ist. Und wenn es auch gegenwärtig eine Anzahl europäischer Ärzte, darunter ein paar erfahrene deutsche Mediziner, im Archipel giebt, so sind doch die wenigsten Samoaner im Stande, das beträchtliche Honorar für deren Dienste zu zahlen. Neuere Nachrichten besagen leider, daß in Apia und dessen Umgebung der Aussatz in der Zunahme begriffen ist; bis jetzt hat man noch keine Isolierungsmaßregeln wie in Hawaii getroffen.

Am reinsten hat sich die evangelische Samoa-Kirche in der Manua-Gruppe, dem östlichsten Teile des Archipels, erhalten; hier herrschte freilich auch in politischer Beziehung stets Ruhe. Die jugendliche Königin Manuas, Margaret Young, die ihrem Volke mit einem guten Wandel voranging, ist am 29. Oktober 1895 unter den Gebeten der Ihrigen entschlafen. Noch auf dem Sterbebette ermahnte sie die Häuptlinge und das Volk, allzeit im Frieden mit einander zu leben, dem Reiche Gottes treu zu bleiben und gegen die Diener des Wortes Gottes freundlich zu sein.

Unter denselben Beschwerden, wie die Londoner, hat auch die Wesleyaner Samoa-Mission zu seufzen. Ihre neueste Statistik weist 2 europäische, 4 eingeborene Missionare, 17 Katechisten, 62 Lehrer, 42 Stationen, 12 Filialen, 1723 Kirchenglieder, 551 Kirchenglieder auf Probe, 6365 Anhänger und 1854 Schüler auf.

Recht kennzeichnend für die Wertung der Mission in den Augen deutscher Kolonialfreunde ist der folgende auf Samoa bezügliche Passus in dem „Jahresberichte der deutschen Kolonialgesellschaft 1895“ (S. 23): „. . . . der Vorstand hat es für angezeigt gehalten, der endgiltigen Regelung der Samoafrage in deutschem Sinne dadurch vorzuarbeiten, daß er die auf Samoa vorhandenen deutschen Interessen nach Kräften zu unterstützen beschloß. Dies bezweckte der in der Vorstandssitzung zu Düsseldorf am 30. November 1895 angenommene Antrag des Herrn Konsul Bohsen, welcher die Errichtung einer deutschen Mission auf Samoa . . . . zum Gegenstande hatte. Zwecks Ausführung des ersten Beschlusses hat der Ausschuß in seiner Sitzung am 10. Dezember 1895 beschlossen, geeignete Schritte zu thun, um die auf Samoa wirkende französische katholische Mission in eine deutsche Mission umzuwandeln oder eine deutsche katholische Mission neben der französischen ins Leben zu rufen. Seine Exzellenz der Herr Staatssekretär Dr. von Jakobi ist ferner gebeten worden, mit den deutsch-evangelischen Missionsgesellschaften in Verbindung zu treten, um festzustellen, ob eine derselben gewillt ist, auf Samoa eine deutsche, in nationalem Sinne wirkende Mission einzurichten.“ Wir brauchen unsern Lesern nicht erst zu versichern, daß *keine einzige evangelische Missionsgesellschaft in unserm Vaterlande gewillt* ist, sich als Agentin *für politische Zwecke mißbrauchen zu lassen und zur Verdrängung der englischen evangelischen Missionare* aus Samoa *die Hand zu bieten*. Um so weniger Schwierigkeiten dürfte die katholische Mission machen, besonders wenn ihr ein angemessenes Äquivalent in Aussicht gestellt wird. *Es ist doch traurig, wie wenig Verständnis für das innerste Wesen und die rein geistliche Aufgabe der evangelischen Mission in deutschen Kolonialkreisen vorhanden ist.*

daß man immer wieder mit derartigen Zumutungen die deutschen Missionsgesellschaften belästigt. Hat man denn dort gar kein Gefühl für die Heuchelei, die darin liegt, daß man auf der einen Seite den englischen evangelischen Missionaren die unbewiesene Anklage ins Gesicht schleudert, politische Agenten ihres Heimatlandes zu sein, und auf der andern Seite nun der deutschen evangelischen Mission dieselbe Handlungsweise gleichsam zur nationalen Pflicht macht? (Austr. C. W. 507, 4; 524, 7; 531, 16; 553, 6. Chronicle 1895, 231, 238, 241, 254; 1896, 21, 46, 208. Melb. Spectator 1896, 760. Ann. Rep. L. M. S. 1896, 165.)

In den letzten beiden Jahren konnten die Londoner Missionsgemeinden auf den Tokelau-, Ellice- und südlichen Gilbert-Inseln durch Missionare aus Samoa zu wiederholten Malen mit dem Dampfer „John Williams" besucht werden. Von segensreichem Einfluß erweist sich bei diesen Visitationen die Mitreise der betreffenden Missionarsfrau oder einer Missionslehrerin vom Papauta-Institut; in der sittlichen Haltung des weiblichen Teiles der Insulaner ist seitdem schon eine merkliche Besserung eingetreten. Von den meisten Inseln melden sich Zöglinge für Malua und Papauta. Nach der von Missionar Newell im Juni 1896 angestellten Zählung gehören in der Tokelau-Gruppe 688 Anhänger, auf den Ellice-Inseln 3399 und im südlichen Gilbert-Archipel 6804 Anhänger zur Londoner Mission. Am wenigsten befriedigte die Visitatoren der Stand der Mission in Nanumea, Nukulailai, Onoatoa und Peru. Auf letzterer Insel, sowie auf den von der Bostoner Mission bearbeiteten nördlichen Gilbert-Inseln treiben die Missionare U. L. F. vom h. Herzen Jesu (6 Priester und 9 Schwestern) nach wie vor eine rücksichtslose Propaganda unter den Evangelischen. Der Bostoner Missionar Walkup, der mit seinem Motorboot „Hiram Bingham" und dem Missionsdampfer „Morgenstern" im J. 1895 ein halbes Jahr die Gilbert-Inseln durchstreifte, klagte noch immer, wie in seinen früheren Berichten, über die Unsittlichkeit, die mit dem vom englischen Kommissar gestatteten Wiederaufleben der alten heidnischen Tänze einhergeht. Man erhoffte aber eine bessere Zeit von dem neuberufenen englischen Beamten (Chronicle 1895, 242; 1896, 17, 41, 275. Aust. Jndepend. 1896, 220. A. Rep. L. M. S. 1896, 168. Miss. Herald 1896, 241. A. Rep. 1896, 102).

Von welchem Geiste die Missionsarbeit der katholischen Patres in Mikronesien getragen wird, mögen folgende Auszüge aus ihren Briefen näher kennzeichnen. So schreibt Pater Leray von Nonouti an den Direktor seines Missionsblattes: „Zuerst ein Wort über den großen, schönen Christus aus Bronze, den Sie in Ihrer Güte uns gesendet haben. Er hängt in unserer Kirche zu Makin, dem bedeutendsten Orte der Insel; sein Anblick schon ist eine beredte Predigt. Wenn unsere Eingeborenen die Kirche betreten, so küssen sie ihm ehrerbietig die Füße. Klein und groß, Männer und Frauen, selbst Fremde finden großen Trost in dieser frommen Uebung; für mehrere Protestanten war sie Anlaß zur Bekehrung. In diesem Jahre wollten wir das Fest des hl. Joseph auf der Insel Arorai, der letzten des Gilbertarchipels an der Südküste, feiern. Wir schifften uns auf der Maris Stella, einem hübschen Zweimaster, ein, den unser Oberer, der hochwürdige P. Bontemps, für die Mission

erworben hat. Unsere Schiffsleute befestigten an der Spitze des Hauptmastes eine kleine Statue des hl. Joseph; ihr zu Füßen wehte eine Fahne, mit dem Bilde des heiligsten Herzens und bunten Bändern geschmückt. Diese kindliche Einfalt schien unserm großen Patriarchen zu gefallen. Er nahm sich getreulich, wie es die Ereignisse bewiesen, des ihm zugedachten Amtes eines Steuermannes an. Deshalb Liebe und Dank dem ruhmreichen Beschützer der hl. Familie. Wir stießen zuerst auf die Insel Apamama, die ganz protestantisch, oder besser gesagt, ganz heidnisch ist. Bald jedoch ist sie für unsere Sache erobert, indem wir den jungen König und seine alte Großmutter gewannen. Und auf welche Weise ist es uns gelungen, das Herz der guten Alten zu gewinnen? Sie würden es kaum erraten. Indem wir ihr ein zierliches Nadeletuis mit einigen Nähnadeln zum Geschenke machten. Eine weitere Insel ergab sich uns, da wir ihr Regen vom Himmel erflehten. Bei unserer Ankunft rufen uns die Eingeborenen zu: „Schon seit drei Jahren fällt hier kein Regen mehr. Die Protestanten können nichts ausrichten. Wir wollen die Wahrheit suchen, wir wollen alle katholisch werden, wenn es regnet." Auf dieses hin veranstalteten wir eine feierliche Prozession, U. L. Frau und den hl. Joseph bittend, uns zu erhören, damit diese armen Heiden ihre Augen dem Lichte der Wahrheit eröffnen, und alsbald fällt ein strömender Regen, der mehrere Tage anhält. Die erfreuten Wilden verkünden laut, daß unsere Religion die allein wahre ist und die Protestanten im Irrtum sind."

Von Nonouti schreibt Missionar Lemmens: „Hier muß Maria herrschen! Wenn Jemand sich als katholischen Christen bekennen will, so sagt er einfach: „Ich liebe Maria." Es fällt unseren Wilden nicht schwer zu glauben, und die Dogmen unserer Religion sind ihnen keine Last; sie wissen auch, daß sie aus sich selbst nichts verstehen. Aber diese blinden Protestanten haben ihnen einen Abscheu vor Maria eingeflößt, wissend, daß Maria lieben und protestantisch bleiben, sich nicht verträgt. Mit der Gnade Gottes wird auch hier bald der Ruf ertönen: Es lebe Maria!" (Monatshefte z. E. U. L. F. vom hl. Herzen Jesu 1896, 183, 196, 198, 220, 342.)

Die Bostoner Mission im Marschall-Archipel befand sich Ende 1895 in blühendem Zustande. Die Fortschritte waren diesmal auf allen von der Mission besetzten Inseln erfreuliche; so konnten 434 neue Kirchenglieder (davon 99 in Ebon) aufgenommen werden, so daß sich nunmehr die Gesamtzahl auf 1977 beläuft, was ungefähr 6000 Evangelischen im Archipel entspricht. Die 22 eingeborenen Missionsgehilfen arbeiteten an 16 Gemeinden; die 22 Schulen wurden von 1115 Schülern besucht. Trotzdem im Berichtsjahre auf einigen Inseln Mangel herrschte und die Steuern, die auf der eingeborenen Bevölkerung lasten, unseres Erachtens zu hoch bemessen sind, haben die jungen Christen für ihre kirchlichen Bedürfnisse und für Missionszwecke die unter Berücksichtigung ihrer Armut bedeutende Summe von 4198 Mk. aufgebracht. Die Beziehungen zwischen der Landeshauptmannschaft und der Mission sind andauernd freundliche.[1]) Hoffentlich bleibt der gegenwärtige Vertreter der deutschen Re-

---

[1]) In der letzten Zeit scheint aber wieder eine Trübung eingetreten zu sein.
D. H.

gierung, Dr. Irmer, ein fein gebildeter Mann (er hat als Geschichtsforscher und Regierungsarchivar seiner Zeit mehrere tüchtige kirchengeschichtliche Arbeiten veröffentlicht), noch längere Zeit auf seinem, freilich überaus einsamen Posten. Die wohlwollende Stellung, die der Landeshauptmann der Mission gegenüber einnimmt, äußert natürlich auch ihre Rückwirkung auf die Händler, die sonst der Mission nicht eben günstig gestimmt sind, weil letztere gegen den Tabaksgenuß der jungen Christen aus Gesundheitsrücksichten in Wort und Schrift vorgeht. (Miss. Herald 1896, 238. Ann. Rep. 1896, 101. A. R. Hawaiian Ev. Ass. 1896, 57).

In den Karolinen macht sich die spanische Herrschaft, sowie die Thätigkeit der Kapuzinermission nur noch wenig bemerkbar, besonders seit dem Ausbruch des Aufstandes auf den Philippinen und Marianen. Spanien ist dadurch so über seine Kräfte in Anspruch genommen, daß es sich um seine östlichste Besitzung in der Südsee nicht kümmern kann. Die evangelische Mission hat davon den Vorteil, daß sie sich ungestört weiter zu entwickeln vermag. Der Gouverneur von Ponape, welcher bisher das Ausbleiben von Instruktionen der Madrider Regierung als Grund vorschützte, um allen Verkehr zwischen dem „Morgenstern“ und den Christengemeinden der Insel zu verbieten, hat neuerdings den Missionar Price von Ruk zu einem Besuche nach Ponape eingeladen und sowohl dem „Morgenstern“, als auch dem neuen Missionsschooner „R. W. Logan“ gestattet, mit den Ponapeser Christen in Verbindung zu treten. So herrschte denn große Freude auf der Insel, als im August v. J. der Missionsdampfer angesichts der alten Station Kiti vor Anker ging. Viele alte Christen kamen an Bord, und die Missionsgeschwister merkten auf ihren Besuchen am Lande gar bald, daß trotz der Entmutigung, die die Verbannung der Missionare bei der Bevölkerung hervorgerufen hatte, nirgends in den Inselkirchen der Gottesdienst unterblieben war; ja es waren sogar noch einige Schulen im Gange; nur fehlte es sehr an Bibeln und christlicher Litteratur. Das Verdienst, die Fahne des Evangeliums in schweren Zeiten hoch gehalten zu haben, gebührt dem christlichen Häuptling Henry Nanapei (Miss. Herald, 1896, 223, 521. Ann. R. 1896, 103. Honolulu Friend 1896, 7, 39. Oceania Espan. 1896, 17).

Auf Kusaie geht die Arbeit in den Erziehungsanstalten des Bostoner Board tüchtig vorwärts. Gegenwärtig besuchen das Marschall-Seminar 34, das Gilbert-Seminar 43, und das Tochterinstitut je 20 Zöglinge aus beiden Archipelen. Landeshauptmann Dr. Irmer, welcher im v. J. mit dem Kriegsschiff „Falke“ Kusaie anlief, ist voll Lobes über die Arbeit der amerikanischen Mission unter den dort zusammengebrachten jungen Insulanern (A.M.Z., 1896, 242). Der König von Kusaie ist seinem christlichen Bekenntnis bisher treu geblieben und schützt sein kleines Reich vor der Ueberschwemmung mit Spirituosen. Drei verfallene Steinkirchen sind im J. 1895 wieder von Grund aus aufgebaut und eingeweiht worden Ann. Rep. 1896, 101).

Auf den Inseln Mokil und Pingelap thaten die eingeborenen Lehrer, unter gelegentlicher Kontrolle durch den „Morgenstern“, ihr Bestes, Kirchen und Schulen im Gang zu erhalten (Miss. Herald 1896, 241).

Für die Ruk- und Mortlock-Mission war die am 6. Februar v. J. erfolgende Ankunft des neuen Missionsschooners „R. W. Logan“ ein wichtiges Ereignis. Denn nun erst kann Missionar Price, der Superintendent für diesen Bezirk, in ge-

nügender Weise die Inselgemeinden besuchen und seinen Mitarbeitern die nötige Wegeleitung geben (Ebenda 203. Ann. R. 1896, 104).

Der gegenwärtigen kirchlichen und sozialen Krisis, welche der Freistaat Hawaii durchzumachen hat, ist schon in einem besonderen Artikel in dieser Zeitschrift (1896, 467) gedacht worden. Es ist eine Versündigung gegen die einst so blühende Missionskirche Hawaiis, wenn der Bostoner Board nicht alle Kräfte aufbietet, um, soweit möglich, in letzter Stunde wieder gut zu machen, was er durch seine verfrühte Selbständigmachung jener Kirche und ihre jahrzehntelange Vernachlässigung gefehlt hat. Anstatt der 2 Männer, Hyde und Leadingham, deren Kräfte zudem durch das Nordpacifik-Institut völlig in Anspruch genommen sind, sollte der Board jetzt mindestens noch 5 erfahrene Geistliche in Hawaii unterhalten, die die Aufgabe hätten, die von so vielen Gefahren bedrohte Kirche wieder in gesunde Bahnen zu leiten. Es wäre eine Schande, wenn sich in den zahlreichen Kongregationalisten-Gemeinden der Union nicht die geeigneten und willigen Männer zu diesem Liebesdienste fänden. Der Board muß nur, was er unseres Erachtens bis jetzt nicht genügend gethan hat, im „Missionary Herald" und in den Kongregationalistischen Kirchenzeitungen auf den furchtbaren Ernst der Lage mit unmißverständlichen Worten hinweisen.

Auch im Aeußeren sieht es mit der Lage der eingeborenen Kanakabevölkerung Hawaiis traurig aus. Die Seelenzahl geht immer mehr zurück; die Armut nimmt infolge der Indolenz der Eingeborenen zu. Infolge des krankhaften Zuges der hawaiischen Bevölkerung nach der Hauptstadt Honolulu, trifft man in einzelnen Teilen des Archipels, wo früher die Eingeborenen am dichtesten saßen, wie z. B. um Hilo und Hamakua nur noch kümmerliche Reste der ursprünglichen Bevölkerung an; die vor 40 Jahren erbauten Kirchen fallen in Trümmer, und die Stelle der dahingeschwundenen Insulaner nehmen jetzt Japaner, Chinesen, Portugiesen und Angloamerikaner ein. Die „Hawaiian Evangelical Association" thut fast über ihre Kräfte, um dem Verfall der Kirche zu steuern, aber es mangeln ihr die geeigneten Persönlichkeiten, um überall, wo es nötig wäre, in die Lücken einzutreten. Auf Veranlassung des genannten Vereins unternahmen im vorigen Frühjahr die beiden tüchtigen eingeborenen Geistlichen Timeoto und Ezera von Oahu aus eine mehrmonatliche Evangelisationsreise durch die Insel Kauai, auf der sie wacker den Kampf mit der Trunksucht, Unzucht und dem Zaubereiwesen — den drei Schoßsünden der Hawaiier — aufnahmen. In ihrem Berichte entwerfen sie krasse Bilder von der Demoralisation, welche unter einem großen Teile der Eingeborenen herrscht. Leider sinkt einer nach dem andern von der bewährten alten Generation der eingeborenen Pastoren ins Grab. So starben im Frühjahr v. J. die beiden Missionsveteranen Kapu und Kanoho, die 29, beziehentlich 25 Jahre in der Gilbertmission treulich gearbeitet und ihre letzten Lebensjahre der Sorge für die Heimatkirche gewidmet hatten. Eine tüchtige Kraft verlor die hawaiische Kirche auch durch den Tod des Publizisten Kawainui, der als Herausgeber der beiden hawaiischen Blätter, „Kuokoa" und „Pae Aina" mit ebenso viel Mut, als Geschick die christlichen Interessen seines Volkes verfocht.

Unter der neuen republikanischen Regierung, die sich stark genug fühlt, um die abgesetzte Königin ruhig in der Union für ihre Zwecke agitieren zu lassen, sind allen von der Mission oder Kirchgemeinschaften gegründeten Schulen die bisher gezahlten Unterstützungen entzogen worden. Sehr lästig ist auch eine neue Regierungsverordnung, wonach für die chinesischen Missionsschulen ein täglich dreistündiger Unterricht im Englischen obligatorisch gemacht wird; die eine oder andere Schule dürfte dadurch zum Stillstand kommen. Im übrigen geht ein frischer Zug durch die evangelische Chinesenmission in Hawaii. Die „Hawaiian Ev. Assoc.“ unterhält unter der Leitung des Superintendent Damon die 4 chinesischen Missionsstationen Honolulu, Kohala, Wailuku und Hilo mit einer Gesamtzahl von 434 chinesischen Christen. Ein vielversprechender junger Chinese ist als Student in das Nordpacifikinstitut eingetreten. Die chinesische Sonntagsschule in Honolulu wird durchschnittlich von 150 Chinesen besucht. Auch die Anglikaner haben unter der chinesischen Bevölkerung, besonders in Honolulu Erfolge zu verzeichnen. Am letzten Adventssonntag 1895 konnte Bischof Willis den zweiten chinesischen Geistlichen einen alten Schüler der Baseler Mission in Hongkong, für Honolulu ordinieren. Die beiden anglikanischen Chinesengemeinden in Honolulu und Kohala zählen über 60 Kommunikanten.

Bedeutungsvoller noch ist die Arbeit der evangelischen Hawaiikirche an den eingewanderten 25000 Japanern, die jetzt den vierten Teil der Bevölkerung des Inselreiches ausmachen. Unter dem Superintendent O. H. Gulick, einem früheren Japan-Missionar des Bostoner Board, stehen 10 japanische Missionsgehilfen, welche 14 Stationen — auf Oahu 2, Hawaii 5, Maui 4, Kauai 3 —, versehen. Zwei besonders begabte japanische Gehilfen, Okabe und Sugiyama, haben sich v. J. nach Amerika behufs weiterer Studien auf ein dortiges College begeben. Ein schöner Zug an den japanischen Plantagenarbeitern ist ihre Opferwilligkeit. Als im Februar v. J. ein japanischer Philanthrop Hongo auf der Rückreise von S. Francisco nach Japan in Honolulu ein paar Tage verweilte und einen Vortrag über das von ihm gegründete und unterhaltene Waisenhaus hielt, opferten die Japaner in Honolulu von ihrem bescheidenen Verdienste 425 Mark, die sie ihrem Landsmann für seine Anstalt überreichten.

Als Kuriosum möchten wir noch betreffs Hawaii erwähnen, daß der Bostoner Board die von seinen Missionaren im J. 1820 auf Hawaii erworbenen alten Götzenbilder, welche 1895 im Honolulu-Museum ausgestellt waren, an die Verwaltung dieses Institutes für 32000 Mk. abgetreten hat (Melb. Spectator 1896, 365. Honolulu Friend 1896, pass. Ann. R. Haw. Ev. Ass. 1896, p. A. R. Am. B. C. 1896, 105. A. R. Prop. Soc. 1895, 152. Haw. Almanac. 1896, 44. Mission Field 1896, 157, 271, 349, 355).

Auf den Hervey- oder Cook-Inseln, die seit einigen Jahren eine Föderation unter Oberleitung des Neuseeländer Residenten Moß bilden, macht sich die moderne Civilisation mit allen ihren guten und schlechten Seiten immer mehr geltend. So hat leider die Trunksucht in beunruhigender Weise zugenommen, obgleich es nicht an gesetzlichen Verordnungen zum Schutze der Eingeborenen gegen Spirituoseneinfuhr fehlt. Wahrscheinlich werden sie nicht streng genug gehandhabt, auch verstehen es die Eingeborenen, aus dem Safte der im Archipel massenhaft vorhandenen

Orangen ein spirituöses Getränk zu destillieren. Eine übertriebene Form hat ferner die von den Händlern genährte Sucht der Eingeborenen nach europäischen Toilette- und Luxusartikeln angenommen. Der Hauptehrgeiz der Eingeborenen auf den verschiedenen Inseln der Gruppe geht aber zur Zeit darauf hinaus, ein eigenes Schiff von europäischer Bauart zu erwerben, wodurch sie sich natürlich mit Schulden belasten; denn eine derartige Erwerbung bringt nichts ein, da sie nicht genug Fracht haben, um ein größeres Fahrzeug auszunützen, und außerdem auch nicht die nötige nautische Vorbildung für Seereisen besitzen. So fand z. B. der Londoner Missionar Hutchin bei einem Besuche der kleinen Insel Atiu die dortige Bevölkerung ganz verarmt, da sie sich ein Schiff für 24000 Mk. angeschafft hatten, zu dessen Bezahlung sie mehr als 100 Tonnen Kopra sammeln mußten. (Schluß folgt.)

Die „Germania“ und die Jesuitenplage in Madagaskar.[1]

Von G. Kurze.

Wie vorauszusehen war, sieht sich die deutsche Centrumspresse durch den in unserem Artikel „Die Wirren in Madagaskar“ (A.M.-Z., 1897, S. 160 f.) erfolgten Hinweis auf die himmelschreienden Gewaltthaten, welche die Jesuitenmissionare zur Zeit unter dem Schutze der französischen Flagge gegen die evangelischen Missionsgemeinden Madagaskars verüben, nicht wenig geniert. Besonders ärgerlich ist die „Germania“ darüber, daß ein so angesehenes politisches Blatt, wie die „Magdeburger Zeitung“, unsern Artikel der Aufmerksamkeit aller derer empfiehlt, die der Rückkehr der Jesuiten nach Deutschland das Wort reden. Unter der Spitzmarke „Parität und Jesuiten auf Madagaskar“ macht daher die „Germania“ (Nr. 81, 2. Blatt vom 9. April d. J.) in einem besonderen Artikel den Versuch, die Jünger Loyolas und ihre madagassische Wirksamkeit in Schutz zu nehmen. Sie schreibt gleich im Eingang ihrer Verteidigungsepistel mit großer Selbstgewißheit: „Das in dem Artikel (der A.M.-Z.) Mitgeteilte und überhaupt die von der protestantischen Presse in Umlauf gesetzten Schaudermärchen von der unter Gallienis Verwaltung durch die Jesuiten in Scene gesetzten Verfolgung der Protestanten sind für jeden, der die thatsächlichen Verhältnisse kennt, geradezu lächerlich.“ Nach dieser in so zuversichtlichem Tone abgegebenen Erklärung der „Germania“ erwarteten wir natürlich, daß dieselbe nun wenigstens den Versuch machen werde, ihre Behauptungen zu begründen, indem sie etwa auf Grund von Quellenmaterial nachwies, daß die von uns mit Namen und allen Einzelheiten angeführten Fälle von Verletzung der Gewissensfreiheit seitens der Jesuitenpatres in Madagaskar in Wirklichkeit nicht vorgekommen wären. Aber weit gefehlt! Das ganze Arsenal der Gegenbeweise der „Germania“ beschränkt sich zunächst auf die Anführung einer Korrespondenz des „Figaro“ vom 29. November v. J., in welcher ein sogenannter „Protestant“

---

[1] Wir werden in einiger Zeit die ganze Geschichte der madagassischen Jesuitenmission auf Grund urkundlichen Materials bringen. Es ist dies weder ein angenehmes noch ein fruchtbares aber leider notwendiges Geschäft. D. H.

das Eintreten der Sendboten der Pariser evangelischen Missionsgesellschaft zu Gunsten der von den Jesuiten bedrängten evangelischen Madagassen als taktlos und unpatriotisch erklärt. Inwiefern diese Korrespondenz das Gewicht der von uns gegen die Jesuitenmissionare in Madagaskar erhobenen Beschuldigungen zu erschüttern oder überhaupt etwas zur Entlastung jener geschworenen Feinde aller Gewissensfreiheit beizutragen vermag, dürfte nicht bloß uns unerfindlich sein. Des weiteren verweist die „Germania" zur Bekräftiguug des von ihr in die Welt gesetzten Märchens, daß die gegenwärtigen Wirren in Madagaskar nur eine Folge der Unzufriedenheit der Evangelischen mit der von Gallieni proklamierten „Parität und vollen Religionsfreiheit" wären, auf die katholische Missionslitteratur hin, indem sie schreibt: „Unanfechtbare Zeugnisse für diesen Thatbestand hat die Zeitschrift „Die Katholischen Missionen" fast Jahr um Jahr gebracht. Eine sehr gute, aus den besten Quellen geschöpfte Übersicht über den Kampf zwischen Katholizismus und Protestantismus auf Madagaskar bietet die Flugschrift: „Zweierlei Apostel auf Madagaskar (Kath. Flugschriften z. Wehr und Lehr, Nr. 107. Berlin, Germania). An dieser Schrift ist die protestantische Presse kluger Weise mit völligem Stillschweigen vorbeigegangen!"

Nun, wir verfolgen seit vielen Jahren den Inhalt der „Katholischen Missionen" und ganz besonders ihre Artikel über Madagaskar. Aber, was wir da bisher gefunden haben, das waren wohl tendenziöse Entstellungen der Missionsgeschichte jener Insel zu Ungunsten der dort wirksamen evangelischen Missionen, aber nie und nimmer „unanfechtbare Zeugnisse" zu Gunsten der Jesuiten, als der Vertreter der Parität und Religionsfreiheit, geschweige denn eine Zeile, durch welche die von uns in der „A.M.-Z." zu wiederholten Malen ans Licht gezogenen Übergriffe der Jesuitenpatres als unrichtig nachgewiesen worden wären.

Aber vielleicht ist die von der „Germania" so gerühmte Flugschrift „Zweierlei Apostel auf Madagaskar" dazu angethan, die Ehre der jesuitischen Madagaskar-Missionare zu retten. Wir machen da, auf die Gefahr hin, daß wir in den Augen der „Germania" dadurch einen bedenklichen Mangel an allgemeiner Bildung bekunden, zunächst das beschämende Eingeständnis, daß uns diese hochbedeutsame, bereits im vorigen Jahre erschienene Flugschrift erst in den letzten Wochen zu Gesicht gekommen, und unserer Madagaskar-Bibliothek einverleibt worden ist, die sonst eine leidliche Vollständigkeit über die der großen afrikanischen Insel gewidmete Missionslitteratur aufweisen kann. Um so aufmerksamer prüften wir das kleine Heftchen (54 Seiten in Sedez), dessen gewichtigem Inhalte gegenüber nach der Meinung der „Germania" die Protestantische Presse sich nicht anders als mit völligem Stillschweigen zu helfen wußte. Aber wir erlebten eine große Enttäuschung; denn der mit soviel Prätension angekündigte Traktat entpuppte sich als eine herzlich unbedeutende allgemeine Übersicht über die Missionsgeschichte Madagaskars mit all den zum Überdruß wiederholten Geschichtsfälschungen der Jesuiten. Um nur durch ein Beispiel die „besten Quellen" zu beleuchten, aus denen nach der „Germania" der ungenannte Verfasser jener Flugschrift geschöpft hat, genüge die Bemerkung, daß derselbe die auf Madagaskar thätigen Londoner Missionare als Methodisten verzeichnet! Wahrlich es gehört von Seiten des Germania-Schreibers eine große Naivität oder ein bewundernswerter Überfluß von Mangel an Bescheidenheit dazu, zu verlangen, daß die Protestantische Presse derartigen jammer-

vollen katholischen Missionstraktaten à 10 Pf. womöglich jedesmal eine lange Besprechung widmen soll. Oder kann sich die „Germania“ bei einer solchen Zumutung etwa auf die Parität berufen, indem sie uns diejenigen katholischen Preßorgane nennt, die sich beeilen, von der evangelischen Missionslitteratur regelmäßig Notiz zu nehmen, besonders wenn es sich nur um eine kleine Flugschrift handelt?

Am unangenehmsten scheint es die „Germania“ berührt zu haben, daß wir nachweisen konnten, wie Bischof Cazet, der apostolische Vikar von Nordmadagaskar, in Bezug auf intolerantes Auftreten den ihm untergebenen Jesuitenmissionaren mit schlechtem Beispiele vorangeht. Auch hier wieder erwartet jedermann, daß die „Germania“ den Versuch machen werde, auf Grund von verläßlichem Quellenmaterial die von uns gegen den Bischof erhobenen Anklagen als unzutreffend nachzuweisen. Aber nichts von dem. Ihre ganze Abwehr beschränkt sich auf die Mitteilung eines langatmigen Rundschreibens des Bischofs vom Februar d. J., in welchem er seine Missionsarbeiter ermahnt, die für Madagaskar geltende Religions- und Schulfreiheit zu „brauchen im Geiste der Liebe und des Friedens indem wir, wie bisher, so in Zukunft sowohl selbst als seitens unserer Religionsangehörigen alles sorgfältig zu vermeiden suchen, was irgendwie im geringsten dazu geeignet wäre, unter den Madagassen Streit und Unordnung zu veranlassen... Ich habe Euch lebhaft ermahnt, Euch mitten in diesen Schwierigkeiten mehr und mehr vom Geiste der Sanftmut, Geduld und Güte allen gegenüber erfüllen zu lassen. In diesem Geiste habt Ihr ja auch bislang gehandelt, so sehr, daß man, ohne daß wir es selbst wußten, darüber erstaunt war . . . .“. Triumphierend fügt dann die „Germania“ dem Text des bischöflichen Cirkulars die Worte bei: „Das ist jedenfalls nicht die Sprache eines Fanatikers“. Gewiß nicht; das hat auch evangelischerseits niemand von diesem Runderlaß Cazets behauptet. Es ist vielmehr die Sprache eines klugen Mannes, der auf einen energischen Wink des General Galliéni hin, welcher seinerseits wieder vom französischen Kolonialminister gedrängt wurde, den Übereifer seiner Patres und deren eingeborner Gehilfen in vorsichtig gewählten Worten zu dämpfen und dabei sich als Vorkämpfer und Beschützer der Gewissensfreiheit zu gerieren sucht. Der Runderlaß war offenbar nicht nur an die Adresse seiner Untergebenen gerichtet, sondern zugleich als Beweis für die Friedensliebe des Bischofs dazu bestimmt, auf die französischen Behörden und die heimatliche Presse Eindruck zu machen. Beweis dafür ist auch der prompte Abdruck des Cirkulars in der „Germania“.

Aber wie in aller Welt glaubt die „Germania“ mit der Veröffentlichung dieses Schriftstückes die von uns dem Bischof Cazet nachgewiesene Verletzung der von den französischen Behörden proklamierten Religionsfreiheit widerlegt zu haben? Dieses Schreiben beweist doch weiter nichts, als, was wir Evangelischen längst wissen, daß die Jesuitenpatres Meister in der zweifelhaften Kunst sind, ihre innersten Gedanken durch schöne Worte zu verhüllen, und daß die sprichwörtliche Redensart vom geduldigen Papier in ganz besonderem Grade von dem Schreibmateriale gilt, welches die Jünger Loyolas zu verwenden pflegen. Müssen wir der „Germania“ erst wieder ins Gedächtnis zurückrufen, daß derselbe friedliebende und für die Gewissensfreiheit begeisterte Bischof Cazet im vorigen Jahre in einem Briefe aus Antananarivo die Worte schrieb: „Man mag thun was man will, man wird doch die nun einmal in Madagaskar festeingewurzelte

Idee nicht umstürzen: Wer den Ausdruck „katholisch“ gebraucht, meint „französisch“, und wer das Wort „protestantisch“ anwendet, meint „englisch“. (Les Missions Catholiques 1896, S. 379. A. M.-Z. 1896, S. 453.) Oder ist das auch ein Ausfluß der Achtung, welche die Jesuiten vor der Gewissensfreiheit der Madagassen haben, wenn ein Jesuitenmissionar sich folgendermaßen (Les Missions Catholiques 1897, S. 3) verlauten läßt: „Was gegenwärtig in Madagaskar vorgeht, kann uns nicht im geringsten entmutigen. . . . . Wie wir hoffen, scheint Frankreich endlich zur Einsicht gekommen zu sein, daß Katholiken und Franzosen in Madagaskar ein und dasselbe bedeutet?“ Getraut sich die „Germania“ unter das eben angeführte Citat aus einem Briefe Bischof Cazets, in welchem er über die Existenzberechtigung der evangelischen Kirche Frankreichs und über die Thatsache, daß französische evangelische Sendboten auf der Insel thätig sind, zur Tagesordnung übergeht, auch den Epilog zu setzen: „Das ist jedenfalls nicht die Sprache eines Fanatikers?“

Gedenkt die „Germania“ etwa zu leugnen, daß der Friedensbischof Cazet am Sonntag, den 27. Dezember v. J. (vergl. „A. M.-Z.“ 1897, S. 173) in das evangelische Gotteshaus der Gemeinde Ambohimanambola während des Gottesdienstes eingedrungen ist und durch Vermittelung seines Werkzeuges, des madagassischen Gouverneurs Ravelomanda, sich in den Besitz der Kirche gesetzt hat? Ist diese Gewaltthat etwa der Kommentar zu jener Stelle im Rundschreiben des Bischofs, welche vom „Geiste der Sanftmut, Geduld und Güte allen gegenüber“ redet?

Wir rekapitulieren noch einmal. Es ist der „Germania“ auch nicht in einem einzigen Punkte gelungen, die von uns in dem angefochtenen Artikel der „A. M.-Z.“ (1897, S. 160—181) den Jesuiten nachgewiesene Vergewaltigung der evangelischen Missionsgemeinden in Madagaskar als irrig oder unwahr nachzuweisen. Und wenn sie infolge dessen zu dem verzweifelten Mittel greift, die ihr so unbequemen Thatsachen und die darauf basierenden Folgerungen einfach als lächerlich zu bezeichnen, so ist das in den Augen aller Urteilsfähigen ein indirektes Eingeständnis, daß die von uns mitgeteilten, die Jesuiten so schwer belastenden Thatsachen eben unanfechtbar sind. Wir erkennen dabei bereitwillig an, daß sich der Germania-Schreiber in einer überaus verzweifelten Lage befand, als ihm die Aufgabe gestellt ward, derartige dunkle Ehrenmänner, wie die Jesuitenpatres in Madagaskar, in der öffentlichen Meinung von den ihnen anhaftenden Flecken reinzuwaschen. Aber ultra posse nemo obligatur. Warum ist er nicht an unsern Artikel „kluger Weise mit völligem Stillschweigen vorbeigegangen“? Er hätte sich dann wenigstens eine beschämende Niederlage erspart.

Inzwischen sind zu den von uns in der vorigen Nummer der „A. M. Z.“ berichteten Fällen von Verfolgung der evangelischen Missionsgemeinden Madagaskars leider wieder neue hinzugekommen. So berichtet das „Journal des Missions Évangéliques“ (1897, S. 226 f.) auf Grund der von dem französischen Missionar Escande aus Antananarivo geschriebenen Briefe:

„Es giebt Bezirke, wo, wie wir pflichtschuldigst anerkennen, die Festigkeit und Unparteilichkeit der Offiziere jede Gewaltthat und jeden Versuch der Einschüchterung seitens der Priester und ihre Helferhelfer vereitelt haben. Aber unglücklicherweise fehlt es nicht an anderen Gegenden, wo der fast unbeschränkte

Einfluß, der unter dem Belagerungszustande der Obrigkeit zu Gebote steht, in den Dienst der römischen Propaganda gestellt worden ist. Ein solcher Bezirk ist der vom Ambatomanga. Hier schaltet als Priester einer der unruhigsten, schlauesten und gewissenlosesten Jesuiten, welche die Erde jemals getragen hat. Als Kommandant des Bezirks fungiert ein Offizier, welcher seinen großen Einfluß in den Dienst des Jesuitenpaters gestellt hat und dessen wilde Proselytenmacherei begünstigt. Beide haben sich als Generalgouverneur einen Jesuitenschüler beigesellt, der sich schon während seiner Amtszeit als Untergouverneur von Ambohimalaza durch seine katholische Propaganda hervorgethan hat.

Der Jesuitenpater geht in alle Ortschaften, wo Militärposten liegen und knüpft mit Offizieren und Gemeinen, denen er seine Unterstützung zusagt, Freundschaftsbande an. Diese nun erhalten den Auftrag, dem Volke begreiflich zu machen, daß die englischen Missionare die Feinde sind und daß sie infolgedessen von Frankreich scheel angesehen würden, wenn sie Protestanten blieben. Sind die Gemüter in diesem Sinne bearbeitet und ist die Furcht groß genug, so schickt der Pater einen katholischen Lehrer, der von den Soldaten sehr rücksichtsvoll aufgenommen wird. Um die Kinder zum Besuch der neuen Schule zu bewegen, stellt der Chef des Postens einen seiner Soldaten als französischen Sprachlehrer zur Verfügung. Es bedarf dann kaum noch einiger Drohungen und das gewünschte Resultat ist erreicht. Die Eltern halten sich gegen ihren eigentlichen Willen für verpflichtet, ihre Kinder in die Schule zu schicken, wo das Französische durch einen „Vazaha“ (Europäer) gelehrt wird.

Bisweilen ist der Verlauf nicht so glatt, und es ergeht dann ein Schauer von Einschüchterungen über die armen Eltern, die in dem naiven Glauben befangen sind, daß ihnen die Wahl der Schule, der sie ihre Kinder anvertrauen wollen, freistünde.

In Ambatomanga hat der Offizier alles mögliche gethan, um die Protestanten zu quälen und zu entmutigen. Er hat ihre Kirche mit Beschlag belegt, um seine Soldaten darin unterzubringen. Dazu war er, angesichts des Belagerungszustandes berechtigt. Aber anstatt sie dafür schadlos zu halten, hat er den Priester kommen lassen und ihm als Kapelle eins der besten Gebäude im Orte überwiesen; wohlgemerkt, hatte es bisher in Ambatomanga noch keinen einzigen Katholiken gegeben. Die Protestanten müssen sich unter freiem Himmel versammeln. Hier im Freien bei einem feinen, dichten Regen hielt gerade Missionar Escande in seinen Regenmantel eingehüllt den Gottesdienst, als ich durch Ambatomanga hindurch kam.

Hier ein Pröbchen seiner Handlungsweise. Als dieser Offizier eines Tages nach Ambohijoky gekommen war, rief er die Eingeborenen auf dem Dorfplatze zusammen und sagte ungefähr folgendes: „Ich bin Katholik und euer Gebieter. Ihr habt mir also zu folgen. Diejenigen, welche Katholiken werden wollen, mögen ihre Hand aufheben!“ Viele kamen diesem zarten Winke nach. Nun fuhr er fort: „Diejenigen, welche Protestanten bleiben wollen, mögen es mir sagen!“ Als sich ihm darauf hin der eingeborene Prediger und zwei oder drei Gemeindeglieder näherten, rief er: „Was, ihr widersetzt euch mir!“ — „Nein,“ antworteten jene, „aber wir wissen, daß Frankreich uns gestattet, Gotte nach unserem Gewissen zu dienen, und deshalb wünschen wir, bei allem Gehorsam gegen die Gesetze Frankreichs, Protestanten zu bleiben.“ Der Offizier fixierte sie scharf und beschränkte sich auf die Bemerkung: „Ich werde euch bestrafen.“

Zum Londoner Missionar Edmonds hat dieser Offizier unter anderem gesagt: „Als ihr bei der Königin allmächtig waret, genoßt ihr alle Gunst und die Patres mußten leiden; jetzt ist die Reihe zu leiden an euch und jene haben den

Endlich hat der dortige Generalgouverneur Razafindrainibe sein besonderes System der Proselytenmacherei; es ist vielleicht das wirksamste. Es besteht darin, daß er die protestantischen Gouverneure nötigt, ihren Glauben zu wechseln; weigern sie sich, so ersetzt er sie durch Katholiken. Hat er dann viele von diesen Gouverneuren in seiner Hand, so giebt er die Parole aus, daß sie ihre Untergebenen in Güte oder mit Gewalt zu Katholiken zu machen haben. Da diese Gouverneure in ihrem kleinen Kreise die unumschränkten Machthaber spielen, welche diejenigen, auf die sie einen Ärger haben, mit Fronarbeit bedrücken, ja sogar als Fahavalos anklagen können, so zittern die Eingeborenen vor ihren Befehlen. Nichts ist dann leichter, als vier oder fünf Dorfbewohner ausfindig zu machen, die zur Unterzeichnung einer Petition bereit sind, in welcher die Umwandlung der protestantischen Kapelle in eine katholische beantragt wird. Mehr verlangt der Bezirkschef nicht und giebt ohne Weiteres seine Genehmigung zu der Übertragung. Auf solche Weise kommen die evangelischen Gemeinden um ihre Gotteshäuser!

Um die Furcht der Protestanten zu steigern und ihren Abfall zu erleichtern, denunziert Razafindrainibe die englischen Missionare überall als die schlimmsten Feinde Frankreichs und droht denjenigen welche sie aufnehmen würden, damit, daß man sie wie Fahavalos behandeln werde. Die Folge davon ist, wie uns Escande in seinem letzten Briefe mitteilt, daß man aus einer Menge Ortschaften den Missionaren geschrieben hat, sie möchten, wenigstens zur Zeit, auf Besuche in ihren Gemeinden verzichten.

Ein Augenzeuge berichtet über einen Kabar, den ein anderer Offizier für die Bewohner von Tsiafahy abgehalten hat. Seine Erklärung lautete: „Ihr wißt, daß alle Madagassen die Freiheit haben, Gott nach ihrem Gewissen anzubeten. Es steht daher in eurem Belieben, Protestanten oder Katholiken zu bleiben. Ihr werdet also nicht behaupten können, daß ich einen Druck auf euch ausübe. Nur darüber will ich euch nicht im Unklaren lassen, daß *ihr es mit mir zu thun bekommt, wenn ihr nicht Katholiken werdet*“.

Nun rief er den protestantischen Lehrer herbei und sagte zu ihm: „Du bist Protestant. Willst du Katholik werden?“ Als der junge Mann zauderte, fuhr der Offizier fort: „Nimm dich in Acht. Wenn du dich weigerst, werde ich dich Tag für Tag Botendienste nach allen denjenigen Orten des Bezirks, wo es Fahavalos giebt, thun lassen, bis sie dich getötet haben.“ Der arme, also bedrohte Lehrer willigte endlich in den Übertritt und zog natürlich seine Schule mit sich nach, so daß die schöne Schule, welche wir dort hatten, gänzlich vernichtet ist. Um sein Werk zu krönen, blieb dem Offizier nur noch die Erklärung übrig, daß die Leute haufenweise zur katholischen Kirche übertreten wollten. Dies geschah und das evangelische Gotteshaus wurde in eine katholische Kirche umgewandelt.

Auf diese Vorfälle hin entschloß sich Edmonds, der Londoner Missionar jenes Bezirkes, welcher seit geraumer Zeit in Antananarivo weilte, das Missionshaus in Tsiafahy wieder zu beziehen. Der Offizier verbot nun den Bewohnern des Ortes unter Androhung von Kettenstrafe, die geringsten Beziehungen zu ihrem Missionar zu unterhalten. Diese Ordre wurde so peinlich befolgt, daß bei der Erkrankung des

Söhnchens des Missionars niemand sich den armen Eltern zu nähern oder ihnen Stärkungsmittel, wie Milch, Eier, Geflügel, die den kleinen Patienten vielleicht noch hätten retten können, zu bringen wagte. Als das Kind starb, hatte niemand den Mut, den Eltern ein wenig Teilnahme zu bezeugen, man ließ sie ganz allein.

Im folgenden nur noch zwei Thatsachen, welche Missionar Escande in einem vom 10. Februar ds. Js. datierten Briefe berichtet.

Hier gebe ich die Geschichte zweier Ortschaften wieder, mit denen mich zu beschäftigen ich besondere Veranlassung gehabt habe. Die erstere, Fihasinana, liegt 5 Stunden südsüdöstlich von Antananarivo. Vor einigen Monaten zählte man daselbst nicht einen einzigen Katholiken; die Arbeit der protestantischen Missionare gedieh in dem Orte. Da brachen Fahavalos herein, welche einen Teil der Bewohner entführten, während der andere Teil sich an einen sicheren Ort rettete. Als ein Militärposten ins Dorf gelegt wurde, faßten die Leute wieder Vertrauen und kehrten in ihre Heimat zurück. Zu dieser Zeit sandte der Londoner Missionar Jukes seinen eingeborenen Lehrer nach Fihasinana zurück, um dort seine Schulthätigkeit wieder aufzunehmen. Die Offiziere des Postens und der Gouverneur bedeuteten dem Lehrer, daß sie ihm dies nur erlauben würden, wenn er Katholik würde. Er weigerte sich dessen. Kaum war dies dem Jesuitenpater von Antanamalaza zu Ohren gekommen, als er sich beeilte, einen Lehrer nach seinem Herzen dahin zu entsenden, der alsbald angenommen wurde. Die evangelische Kapelle wurde ihm zur Verfügung gestellt; auch las der Priester die Messe daselbst, während die Protestanten gezwungen waren, ihren Gottesdienst in einem Privathause zu halten. Diese nun, welche ziemlich zahlreich waren, wandten sich mit einer Klage an den General Galliéni, welcher mich mit einer Untersuchung an Ort und Stelle beauftragte. Ich ließ in dem Orte bekannt machen, daß diejenigen, welche den französischen protestantischen Missionar zu sprechen wünschten, sich in der Kapelle einfinden möchten, und hatte die Freude, zu einer Zuhörerschaft von ungefähr 150 Erwachsenen sprechen zu können. Die große Majorität der Dorfbewohner wünscht unbestreitbar protestantisch zu bleiben und uns ihre Kinder anzuvertrauen. Dies habe ich mit eigenen Augen konstatieren und dem General mitteilen können.

Die zweite Geschichte, die ich Ihnen zu erzählen habe, betrifft Ankadivoribe im Bezirke Tsiafahy. Da der dortige Priester kürzlich den Anlaß zu Unruhen gegeben hatte, bat mich eine Deputation der evangelischen Ortsgemeinde um meinen Besuch. Vorgestern, am Montag führte ich denselben aus. Ich fand die Kirche gedrängt voll von gegen 120 Erwachsenen und 350 Kindern, die zum größten Teile aus den benachbarten Dörfern gekommen waren. Während des Gottesdienstes reichte man mir eine von dem Kommandanten von Ambatomanga unterzeichnete Weisung, welche die Mitteilung enthielt, daß ganz Ankadivoribe zum Katholizismus übergetreten und die Kirche dem katholischen Priester zum gottesdienstlichen Gebrauche übergeben worden sei. Nach beendigtem Gottesdienste riet ich der Gemeinde, sich den Anordnungen der Oberbehörde zu fügen und vorläufig ihre Gottesdienste im Freien zu halten. Dann gab ich denjenigen, welche Protestanten zu bleiben wünschten, an die Hand, nach meiner Abreise ein darauf bezügliches Schriftstück zu unterzeichnen, welches sie mir nachsenden sollten. Am nächsten Morgen empfing ich dasselbe, in welchem 183 Männer und Frauen die Erklärung abgaben, Protestanten und getreue Unterthanen Frankreichs bleiben zu wollen.

Gegenüber diesen Ungerechtigkeiten konnte ich weder gleichgiltig, noch unthätig bleiben. Gestern hatte ich daher eine lange Unterredung mit dem General Galliéni und, Gott sei Dank, habe ich alle Ursache zu hoffen, daß sie nicht vergeblich sein wird. Zunächst hat er mir versprochen, den Protestanten von Ankadivoribe ihre Kirche sofort zurückgeben zu lassen. Gleicherweise will er an den Kommandanten von Ambatomanga wegen der Kirche in Fihasinana schreiben."

Während die im Vorstehenden mitgeteilten Vorfälle sich nur auf Imerina beziehen, sieht es auch in der Betsileo-Provinz, wenigstens im nördlichen und mittleren Teil derselben, schlimm für die evangelischen Missionsgemeinden aus. Am meisten haben die Londoner Missionsarbeiter unter dem Übelwollen der von den Jesuiten beeinflußten französischen Behörden zu leiden. So hat man ihnen unter dem Vorwande, daß die Hova alle Provinzen außerhalb Imerinas zu räumen haben. nicht weniger als 18 Pastoren und Lehrer genommen, die allerdings von Hovaeltern abstammten, aber fast alle in der Betsileo-Provinz geboren und erzogen waren; man hoffte dadurch die Londoner Mission am wirksamsten an der Fortführung ihrer Arbeit zu hindern. Wäre diese Maßregel, die Hova-Missionsgehilfen nach Imerina zurückzusenden, auf alle Missionen, also auch auf die Norweger und Jesuiten, ausgedehnt worden, so ließe sich wenig dagegen sagen. So aber hat man nur die Londoner herausgegriffen. Und was die Absicht, die diesem Vorgehen zu Grunde liegt, noch deutlicher erkennbar macht, ist der folgende Fall. Zwei der evangelischen Hovageistlichen im Londoner Missionsdienste, die bereits die Ausweisungsordre in den Händen hatten, erhielten die Berechtigung, in der Provinz zu bleiben, nachdem sie in den Übertritt zur katholischen Kirche gewilligt hatten. So ist es denn kein Wunder, daß in dem früher so blühenden Missionsbezirke Ambositra gegenwärtig fast alle Evangelischen zwangsweise zum Katholizismus übergegangen sind.

Auch die Norweger haben in Nordbetsileo, ihrem kompaktesten Missionsgebiete, schwer unter der Feindschaft des neuen französischen Residenten in Sirabe und des berüchtigten Jesuitenpaters Felix zu leiden. Dagegen haben in Südbetsileo die Norweger im Kampfe gegen die Jesuiten das Feld bisher glücklich behalten.

Anfang Januar d. J. hat der französische Kolonialminister Lebon an General Galliéni erneute Instruktionen behufs strengerer Durchführung der Gewissensfreiheit gesandt und letzterer hat infolgedessen auch unterm 10. Februar (vergl. das „Journal Officiel de Madagascar et Dépendances" vom gleichen Datum) an seine Beamten und an die Missionsarbeiter der verschiedenen Konfessionen ein Rundschreiben erlassen, in welchem er nochmals vor aller Verletzung der Gewissensfreiheit warnt, und zwar unter nicht mißzuverstehender Anspielung auf die Ränke der Jesuiten. Ob's viel helfen wird, muß die Zukunft lehren. Daß auch manchen französischen Offizieren die Gewaltherrschaft, die sich die Jesuiten in Madagaskar angemaßt haben, anwidert, beweist folgende Mitteilung, welche ein Offizier dem Pariser Korrespondenten der „Daily News" machte. Er sagte: „Die Königin ist Protestantin; die Jesuiten sind daher gegen sie. Wenn sie zu Schaden kommen sollte, so ist das nicht ihre Schuld; denn ihr Verhalten ist durchaus loyal; sondern sie hat es dem jesuitischen Einflusse zu verdanken." Noch liegen uns keine näheren brieflichen Nachrichten über die Verbannung der Königin nach Réunion vor; aber soviel dürfte als wahrscheinlich bereits anzunehmen sein, daß die Jesuiten dabei eine Rolle gespielt haben, selbstredend hinter den Coulissen.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

Konstantinopolitanische Plaudereien.

Von D. Flex.

(Fortsetzung.)

Sobald meine Gemeindearbeit im Gange war, wandte ich meine Aufmerksamkeit der Missionsarbeit zu.

Es ist bekannt, daß die Predigt des Evangeliums, soweit sie die Bekehrung der Türken im Auge hat, in Konstantinopel gesetzlich verboten ist. Trotzdem wird im geheimen Mission getrieben. Mrs. Walker erzählte mir, daß nicht ein Tag verging, an dem nicht Türken, besonders aus den gebildeteren Schichten, zu ihrem Bruder gekommen, um sich mit ihm über das Christentum zu unterreden, von ihm Belehrung über dasselbe zu erbitten und Hilfe und Schutz bei ihm zu suchen, wenn ernstere Schritte ihrerseits, das Christentum anzunehmen, ruchbar geworden und den Zorn ihrer Familien oder Vorgesetzten erweckt hatten. Er hat manche Bekehrte unter den Türken der Hauptstadt gehabt und eine Anzahl getauft, aber alle haben die bittersten Verfolgungen zu leiden gehabt. Die Berichte seiner mehr denn vierzigjährigen Thätigkeit in dieser Richtung sind voll von den ergreifendsten Erlebnissen, welche er an seinen türkischen Christen erfahren hat; um nur ein Beispiel zu geben. In einem Bericht heißt es:

Noury Effendi, der mir früher von so großer Hilfe war, wurde zum Kapitän auf der Yacht des Sultans befördert, als man aber erfuhr, daß er Christ war, behandelte man ihn brutal; er wurde entlassen und vom Marineminister ins Gefängnis gesetzt, weil er seinen Gehalt verlangte, dessen Verabfolgung ihm verweigert worden war. Als man ihn wieder freigelassen, fehlte es ihm an allen Mitteln, sich und seine Familie zu erhalten. Er wandte sich an seinen Onkel, welcher ihm jedoch allen Beistand verweigerte, wenn er Christ bliebe, im Falle er aber zum Islam zurückkehre, so sei er bereit, ihm soviel zu geben, wie er zu seinem Lebensunterhalt bedürfe. Bis jetzt ist er fest geblieben, darf aber sein Haus nicht verlassen, weil er von seines Onkels Spionen bewacht wird. Ich unterstütze ihn.

So habe auch ich zu wiederholten Malen Besuche von Türken gehabt, die dem Christentum nahe standen und weitere Belehrung wünschten. Neben dieser privaten Missionsthätigkeit, die sich unter den gegebenen Umständen nur auf einzelne Persönlichkeiten erstrecken kann, besteht aber eine andere, öffentliche und eifrig betriebene Evangelisation unter Griechen und Armeniern. Diese Arbeit liegt vornehmlich in den Händen amerikanischer Missionare. Die griechischen Gemeinden sind arm, sie haben buchstäblich den Türken gegenüber um ihre Existenz zu kämpfen, sie können also zur

Erhaltung ihrer Kirchen und Schulen nicht viel thun, infolgedessen steht es besonders mit dem Unterricht der Jugend nicht gut. Da haben nun amerikanische Geistliche die Angelegenheit in die Hand genommen und vor allem Schulen angelegt, um die christlichen Kinder von der Verwahrlosung zu retten. Für eine höhere, wissenschaftliche christliche Ausbildung haben sie ein großes College, „Roberts College" am Bosporus erbaut, welches, als ich in Konstantinopel war, nicht nur von Schülern der griechischen Kirche, sondern aller Denominationen stark besucht wurde.

Doch auch die anglikanische Kirche bringt diesen unterdrückten orthodoxen Gemeinden die vollste Sympathie entgegen, und machen die letzteren von derselben den ausgiebigsten Gebrauch. Fast kein Tag vergeht, wo nicht Mitglieder derselben vom höchsten Würdenträger bis zum vertriebenen Flüchtling die Wohnung des englischen Pfarrers aufsuchen, um seinen Beistand in irgend einer Sache zu erbitten. Einmal ist es ein früherer römisch-katholischer armenischer Bischof, der zum Protestantismus übergetreten und um Unterstützung zur Eröffnung einer englischen Mission in seiner Vaterstadt bittet — dann wieder ein früherer römischer Priester, der zur Armenischen Kirche übergegangen und nun britischen Schutz gegen die Folgen seiner Verbindung mit armenischen Verschwörern in Paris sucht. — Da wünschen zwei orientalische Priester in die anglikanische Kirche aufgenommen zu werden, von denen einer von seinem Bischof abgesetzt worden ist, weil er den Regeln seiner Kirche zuwider zum zweitenmal geheiratet hat. Selbstverständlich wird ihr Gesuch abgeschlagen. — Dazwischen hinein erscheint ein Mohammedaner von Nord-Indien, welcher dem Kanonikus erzählt, er gehöre zu dem Stamme der Cami in Kafiristan, welche Nachkommen der griechischen Kolonisten sein sollen, die Alexander dort zurückließ; der Mann ist der christlichen Religion günstig gesinnt und wiederholt seine Besuche öfters — jetzt wünscht der Bischof von Cyzicus und der neuerwählte ökumenische Patriarch Bücher über die anglikanische Kirche. Der letztere schickt als Gegengabe ein Buch, das er selbst zur „Erbauung christlicher Familien im Glauben und in der Frömmigkeit" geschrieben. — Zu mir kommt ein griechischer Bischof und ersucht mich, ihm die Geldunterstützung, welche er von einer englischen Gesellschaft jedes Jahr für einige seiner Elementarschulen in der Hauptstadt erhalten, auch für dieses Jahr auszuwirken. — Dann wird ein armenischer Pferdehändler hereingeführt, der einem Pascha die kostbarsten Pferde geliefert ohne je einen Pfennig Bezahlung erhalten zu haben. Der Mann ist ruiniert, seiner Frau Gesundheit infolge des ausgestandenen Kummers

vollständig zerrüttet: „Es giebt keine Gerechtigkeit in diesem Lande, kein Gerichtshof will meine Klage gegen den Pascha anhören" sagt der Mann und fleht mich an, ihm Arbeit, auch die geringste, zu verschaffen, um sein Leben zu fristen. Und so geht es fort, Tag für Tag. Ich kann nicht umhin hier zu erwähnen, daß der Einblick, welchen mir dieser Fall und ähnliche, die zu meiner Kenntnis kamen, in das Leben und Treiben dieser hohen türkischen Beamten gewährten, welche mit der Verwaltung einzelner Distrikte betraut sind, geradezu bodenlose Tiefen von sittlicher und geschäftlicher Verderbnis enthüllte.

Bald hatte ich das Vergnügen mit den amerikanischen Missionaren selbst bekannt zu werden. Mr. Brooks, ein äußerst liebenswürdiger und wie ich später sah, höchst energischer und tüchtiger Mann, war der erste, welcher mich besuchte. Im Laufe des Gespräches erwähnte er, daß er und seine Kollegen mit den Vorbereitungen für einen Dankgottesdienst am Hochzeitstage des griechischen Kronprinzen in Athen beschäftigt seien. Um das griechische und deutsche Element in würdiger Weise zu vertreten, sollte die Feier in der deutschen Kirche aber in griechischer Sprache abgehalten werden. Mr. Brooks selbst hatte die Festpredigt übernommen. Der deutsche Gesandte hatte sein Erscheinen zugesagt.

„Sie kommen doch auch?"

Leider hatte ich zur selben Stunde einen Gottesdienst im Matrosenhospital übernommen, der sich nicht anders legen ließ, ich konnte also der Feier nicht beiwohnen. Die Kirche war, wie ich nachher erfuhr, gedrängt voll gewesen, und Mr. Brooks griechische Predigt hatte sehr gefallen.

Bekanntlich machte das deutsche Kaiserpaar auf seiner Rückreise von Athen einen Abstecher nach Konstantinopel um den Sultan zu besuchen und es war hochinteressant und in Beziehung auf die Zustände in der türkischen Hauptstadt sehr instruktiv, die Art und Weise zu beobachten, in welcher die Empfangsfeierlichkeiten mit denen man den seltenen hohen Besuch zu ehren gedachte, vorbereitet wurden.

Der Kaiser hat später in einem Telegramm an den Fürsten Bismarck gesagt, sein Aufenthalt in Konstantinopel sei ihm infolge alles Wunderbaren, das er gesehen und der großartigen Gastfreundschaft des Sultans wie ein Traum erschienen.

Ich selbst hatte nun jeden Tag Gelegenheit zu beobachten, welche außerordentlichen Anstrengungen seitens des Sultans wie auch von der Einwohnerschaft der Hauptstadt gemacht wurden, diesen Traum hervorzuzaubern, denn die Nachricht von dem beabsichtigten Besuch des Deutschen Kaisers wurde von Hoch und Niedrig mit allgemeiner Befriedigung aufgenommen; ja, wenn das Naturell eines Türken so etwas, was wir Enthusiasmus nennen, zuließ, so würde ich sogar sagen, daß man sich dafür enthusiasmierte. Der richtige Muselmann giebt aber einer so hochgradigen Gefühlssteigerung selten Raum, man „interessierte" sich also außerordentlich für die Sache, und das Interesse war ein allgemeines, weil nicht nur die türkischen und

deutschen Einwohner der Stadt, sondern auch die ganze griechische Bevölkerung an dem kaiserlichen Besuch den regsten Anteil nahm.

Bei dem chronischen Geldmangel der türkischen Staatskasse war natürlich die erste Frage: Woher Geld nehmen, um alle die neuen und unvorhergesehenen Ausgaben bestreiten zu können? Es überraschte daher gar nicht, als der „Levant Herald", die größte in Konstantinopel erscheinende Tageszeitung, seinen Lesern die Mitteilung machte, daß der Sultan bei der Ottoman-Bank, ein Geldinstitut, was in der Türkei ungefähr dieselbe Stelle einnimmt wie die Reichsbank in Deutschland, eine bedeutende Anleihe gemacht habe. Zu welchem Zweck, das war nicht gesagt, jedermann aber wußte es.

Nun entwickelte sich eine rege Thätigkeit in der ganzen Stadt.

Vor allem galt es, die Straßen in einen annähernd anständigen Zustand zu versetzen. Vom Straßenpflaster kann man, mit Ausnahme einiger Hauptstraßen in Pera, Galata und Stambul nicht reden. Die meisten Straßen sind entweder gar nicht gepflastert, oder das Pflaster besteht aus großen Steinen, welche bunt durcheinander geworfen wie kleine Berggipfel aus dem Boden hervorragen und auf denen man bedachtsam, von Stein zu Stein, einherschreiten muß, um nicht in die dazwischen ausgetretenen Löcher zu stolpern. Ein Fahren ist in einzelnen Gassen geradezu unmöglich, und selbst in den besseren Straßen wird der Körper so gerüttelt und zerstoßen, daß man es nicht lange aushält, ein Übelstand, welcher viele Europäer abhält, die entfernteren und sehenswertesten Teile des türkischen Viertels in Stambul näher zu besichtigen. Ein englischer Richter sagte mir, daß seine Frau mit den Schätzen Stambuls noch ganz unbekannt geblieben, einfach, weil sie nicht hinkommen könne. Mrs. Walker, die, wie schon erwähnt, in künstlerischem und wissenschaftlichem Interesse unerschrocken jeden Winkel Stambuls durchforscht hatte, erklärte mir, daß bisher deswegen so wenig für die Verbesserung der Straßen geschehen sei, weil erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit Wagen in den öffentlichen Verkehr gekommen seien. Erst seit dem letzten russischen Kriege habe man angefangen, Wagen zu importieren und zu bauen. Früher habe man z. B. Droschken gar nicht gekannt, man ritt, ging zu Fuß oder ließ sich in Sänften tragen, und Lasten wurden — und werden noch — von Trägern (Hamals) oder auf dem Rücken von Eseln, Pferden oder Kamelen fortgeschafft, welche in der bekannten Weise, in langen Zügen hintereinander bedächtig fortschreitend, die Straßen durchziehen, wobei es auf einen Abendländer ungemein komisch wirkt, wenn ein Esel, mit einem Talisman behangen und mit einem Glöckchen und Blumen ausstaffiert, gravitätisch an der Spitze des Zuges vorangeht.

Nun wurden die einzelnen Distrikte der Stadt einer eingehenden Inspektion unterworfen und besonderen Beamten zur Herstellung der nötigen Verbesserungen übergeben. Dies brachte unvermeidlicherweise eine höchst erwünschte Reinigung der Straßen mit sich. Der Schmutz in den Gassen, besonders in den von Türken, Griechen und Armeniern bewohnten Vierteln übersteigt alle Beschreibung. Aller Abfall aus den Küchen, der Kehricht aus den Häusern und anderer Unrat wird einfach auf die Gasse geworfen und dort seinem Schicksal überlassen. In den heißen Sommermonaten, in denen es selten regnet, kommt zu all diesem Unrat noch der Staub, welcher oft zolldick auf den Gassen liegt und von jedem Luftzug aufgewirbelt sich in dichten Wolken bis zu den höchsten Stockwerken der Häuser erhebt und überall eindringt. Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, daß die Straßen zu Haupt-

brutstätten von Fiebern und anderen bösartigen Krankheiten werden. Der Stellvertreter des deutschen Konsuls, welcher mir in der bereitwilligsten Weise Auskunft über die gesundheitlichen Verhältnisse der Stadt gab, erwähnte besonders Typhusfieber als eine der häufigen auftretenden Krankheiten, von denen auch die Deutschen viel zu leiden hätten, sogar die Matrosen auf den Schiffen, wie z. B. auf dem der Gesandtschaft zur Verfügung gestellten Dampfer „Loreley" waren von dieser heimtückischen Krankheit ergriffen worden. Eine andere Autorität auf sanitärem Gebiet, Dr. Patterson, der Oberarzt des englischen Hospitals, erwiderte mir auf meine Frage, warum er seine Tochter, die in Therapia lebte, nicht in die Stadt bringe: „The whole town stinks."

Diese Generalreinigung lenkte nun wieder ganz naturgemäß die Aufmerksamkeit auf den Zustand der Häuser, welche auch in Bezug auf Sauberkeit viel zu wünschen übrig lassen.

Das moderne Konstantinopel steht auf den Ruinen und Gräbern des alten. Auf den alten Grabplätzen z. B. in Pera wachsen überall neue Häuser hervor, zwischen ihnen bleiben die verwitterten Grabsteine stehen. Der ganze Abhang am Goldenen Horn ist nichts als ein weites Totenfeld, ebenso ist es auf der andern Seite am Bosporus. Bei dem Anlegen von Gärten daselbst sah ich, wie ganze Körbe voll Schädel und Knochen ausgeschaufelt wurden. In den älteren Straßen reiht sich oft Ruine an Ruine.

Das sieht alles sehr malerisch und interessant aus, die Türken meinten aber doch, es wäre besser, wenigstens für die nächste Zeit einen Schleier darüber zu ziehen. Die Einwohner erhielten also Befehl, ihre an den Straßen liegenden Wohnungen an der Vorderseite ausbessern und anstreichen zu lassen. Die Anstreicher, welche sich, wie bei uns die Dienstmänner, des Morgens an bestimmten Plätzen mit Pinsel und Kalkfaß ausgerüstet aufstellen und warten bis man sie für den Tag mietet, hatten infolgedessen viel zu thun. Leider ist die Farbe, die sie am liebsten zu haben scheinen, nämlich ein weißliches Gelb, keine angenehme. Brandstätten, auf denen der Schutt liegen bleibt und die folglich noch tagelang, nachdem das Feuer gelöscht wurde, weiter qualmen, eingefallene Hütten, schmutzige Winkel u. s. w. wurden durch hohe Bretterverschläge den Blicken entzogen und weißgelb angestrichen. Öffentliche Gebäude, besonders die Kasernen, wurden repariert und angetüncht, was in manchen Fällen ein enormes Geld gekostet haben muß. Mir fiel besonders die große Artilleriekaserne im Taxim-Viertel auf, welche nachher auch wirklich vom Kaiser besucht wurde. Es ist dies ein in kolossalen Dimensionen aufgeführtes Gebäude im maurischen Stil, welches auf den ersten Anblick einen höchst imposanten Eindruck macht. Vor demselben liegt der sich weithinziehende Exerzierplatz für die Artillerie, das Ganze ist mit einem kostbaren, hohen gußeisernen Zaune umgeben; auch dieser wurde angestrichen, aber *nur* an der *Außenseite*.

Dieser allgemeine Übertünchungsprozeß gab den davon betroffenen Stadtteilen ein ganz fremdartiges Aussehen und richtige alte Konstantinopolitaner, wie z. B. Mrs. Walker, schüttelten den Kopf und meinten, dies alles mache die Stadt, die doch nun einmal zum Orient gehöre, unorientalisch und unnatürlich aussehend. Dazu kam, daß bei dem buchstäblichen Befolgen der obrigkeitlichen Verordnung manches echt türkische Plätzchen ganz verschwand. So war in der Nähe eines alten Thorganges in Stambul eine höchst malerische Ecke, voll von alten Grabdenkmälern und

zerbrochenen Säulen, welche von Schlingpflanzen und Weinranken überwuchert einen außerordentlich anziehenden Anblick gewährte und, von mancher Künstlerhand gezeichnet, unter den Skizzen, welche in den Schaufenstern der europäischen Läden ausgestellt waren und die charakteristischen Örtlichkeiten der Stadt zur Anschauung brachten, stets zu finden war. Der unbarmherzige Straßenbesen fegte jetzt auch diese Ecke rein und ließ nach wenigen Tagen daselbst ein im französischen Geschmack angelegtes Gärtchen entstehen, was zwar sehr niedlich aber doch höchst prosaisch aussah. Von den Straßen und Häusern zu ihren Bewohnern ist nur ein Schritt. Glücklicherweise war es nicht nötig, daß die wohllöbliche Obrigkeit auch an diese eine verbessernde Hand anlegte, denn man kann sich kaum etwas Anziehenderes und Anmutigeres denken, als die Gestalten und Kostüme, welche die Straßen der türkischen Hauptstadt zum Erdrücken füllen. Ich habe nirgends in der Welt, höchstens unter den Bergstämmen der westlichen Ausläufer des Himalaya so prachtvoll gebaute Menschengestalten gesehen wie hier; und der Reichtum und die Farbenpracht der verschiedenen Trachten, welche hier durcheinander wogen, muß für den Abendländer, der den Orient noch nie gesehen, geradezu bezaubernd sein. Mich heimelte dies buntfarbige Menschengewühl unendlich an; denn alles, was ich sah und hörte, erinnerte mich an mein liebes altes Indien; ich traf auch nicht selten Indier, die immer ganz überrascht und glücklich waren, wenn ich sie in ihrer Sprache anredete und über ihre Heimat mit ihnen plauderte.

In dieser Richtung brauchte also nichts verbessert zu werden, trotzdem wurde ein ganz bedeutender Teil der zeitweiligen Bewohner der Stadt einer höchst kritischen Inspektion unterzogen, nämlich die Soldaten. Ich weiß nicht, wie viele Regimenter in Konstantinopel in Garnison liegen, ich zählte in der unmittelbaren Umgebung acht große Kasernen, welche alle mit Militär gefüllt schienen. Aus den verschiedenen Teilen des Reiches zusammengezogen, bilden die Regimenter hier eine Art Elitetruppe, welche durch ihre kräftige und kerngesunde Erscheinung einen durchaus vorteilhaften Eindruck macht. Aber die Uniformen lassen allerdings viel zu wünschen übrig. Die Rekruten müssen natürlich ihre malerische heimatliche Tracht ablegen, wenn sie eingezogen werden. Die Uniform der Infanterie und Artillerie ist nach europäischem Muster zugeschnitten teils nach preußischem, teils nach österreichischem Vorbild, mit Beibehaltung des mehr in die Augen fallenden Bortenbesatzes nach französischem Stil. Die Offiziere sehen im allgemeinen sauber und propre aus, die Gemeinen aber im großen und ganzen schäbig und liederlich. Und nun sollten die Augen des deutschen Kaisers, des schneidigen Anführers des bestequipierten Heeres von ganz Europa auf diesen Truppen ruhen. Das ging nicht. Der Sultan befahl also, daß die ganze Garnison der Hauptstadt neue Uniformen haben sollte. Welch eine enorme Summe muß ihm das gekostet haben und wie schwer muß ihm die Ausgabe geworden sein, wenn man bedenkt, daß auch der Sold der Truppen seit Monaten rückständig war. Das Auszahlen der Löhnung an die Soldaten scheint überhaupt in Konstantinopel ein so großes Ereignis zu sein, daß es die Zeitungen eigens berichten, wenn es geschieht. Man sagte mir, daß die Leute manchmal überhaupt keine Löhnung erhielten, sondern „bons“ für den Betrag, den ihre Verwandten in der Heimat dann von den Steuern, die sie zu zahlen haben, abziehen dürfen.

Von der Landarmee kam man naturgemäß auf die Marine. Es war absolut nötig, dem von Athen kommenden kaiserlichen Geschwader ein türkisches zur Be-

grüßung und Einholung der Gäste entgegenzuschicken. Seit Hobart Paschas Tode, welcher der türkischen Flotte neues Leben und neue Energie gab, ist dieselbe wieder ziemlich vernachlässigt worden. Es fehlen eben die Mittel und Kräfte, dieselbe in größerem Maßstabe zu erhalten. Die wenigen im Bosporus vor Anker liegenden Kriegsschiffe wurden nun notgedrungen und dem besonderen Charakter der Mission, welche sie ausführen sollten, entsprechend renoviert und seetüchtig gemacht. Das Publikum verfolgte die Angelegenheit mit ganz ungewöhnlichem Interesse. Die Zeitungen brachten täglich die eingehendsten Berichte über den Fortschritt der Arbeiten, über das Resultat der mehrfach angestellten Probefahrten und die prachtvolle Ausstattung besonders derjenigen Schiffe, welche die Großwürdenträger aufnehmen sollten, die der Sultan als seine Stellvertreter dem Kaiserpaar entgegensenden wollte.

Neben alledem wurden in der nächsten Umgebung des großherrlichen Palastes in Jildiz bedeutende bauliche Veränderungen vorgenommen, um dem Kaiserpaar einen würdigen und angenehmen Aufenthaltsort zu schaffen, denn da dasselbe Gäste des Sultans sein sollte, so war es wünschenswert, daß sie in seiner Nähe logierten. Welche Summen die innere Ausstattung der Räume gekostet hat, das entzieht sich natürlich der öffentlichen Kenntnis, jedenfalls war es dankbar anzuerkennen, daß auch deutsche Handwerker und Lieferanten zu diesen Arbeiten herangezogen wurden.

Daß die deutsche Bevölkerung Konstantinopels, welche sehr zahlreich ist, ihr Bestes that, um den Empfang des Kaiserpaares in passender Weise vorzubereiten, bedarf hier kaum der Erwähnung. Sofort nach dem Eintreffen der ersten Nachrichten von dem geplanten Besuch wurde eine Versammlung in der Teutonia, dem deutschen Klub, abgehalten, um die nötigen Schritte zu beraten und Komitees zur Ausführung des entworfenen Programms einzusetzen.

Alle diese Vorbereitungen würden jedoch in den Augen der Türken unzureichend gewesen sein, wenn sie ihren Abschluß nicht in einer in grandiosem Maßstab auszuführenden Illumination gefunden hätten. Der Orientale liebt gerade diese Art der Festverherrlichung leidenschaftlich, und ich muß gestehen, daß die Illuminationen, die ich in Konstantinopel gesehen, alles überstiegen, was mir bisher in dieser Art im Orient vor Augen gekommen, sie sind geradezu märchenhaft. So legten denn alle, vom Sultan bis zum Tagearbeiter, Hand an, um den hohen deutschen Gästen den Aufenthalt in ihrer Mitte angenehm zu machen. Daß es ihnen gelungen, das beweisen die anfangs citierten Worte des kaiserlichen Telegramms.

Die Arbeit der amerikanischen Missionare unter den Griechen und Armeniern kann im eigentlichsten Sinne nicht *Mission* genannt werden, den Namen verdient aber mit vollstem Recht die Thätigkeit, welche die englische Gesellschaft zur Ausbreitung des Christentums unter den Juden in Konstantinopel entwickelt. Ich hatte schon in den ersten Wochen meiner Anwesenheit in der Hauptstadt Gelegenheit, mich näher mit dieser Mission bekannt zu machen und ich kann die Tüchtigkeit der Arbeiter und die Gründlichkeit der Arbeit nicht genug rühmen. Ich war plötzlich erkrankt. Auf meinen Streifereien durch die Stadt, die ich gewöhnlich nach 5 Uhr nachmittag unternahm, wenn die furchtbare Hitze etwas nachgelassen und

die Hauptarbeit des Tages vorüber war, kam ich immer und immer wieder an die große Perabrücke, die nach Stambul führt. Und je öfter ich sie betrat, desto mehr zog sie mich an. Schon ihre Konstruktion ist interessant. Sie ist eine Schiffsbrücke der allerprimitivsten Bauart. Die leeren Enden der als Träger dienenden ungeheuren Boote sind als Unterbau für allerhand Warenläden, Tröblerbuden, Konditoreien, Kaffeeschenken u. s. w. benützt, welche neben der Brücke hinlaufend bis nach Stambul reichen, und es giebt nichts Amüsanteres als hier bei einer Tasse Mokka auf dem kleinen türkischen Strohsessel zu sitzen und dem Leben und Treiben der Menschen zuzusehen: rechts das Auf- und Abwogen der die Brücke Passierenden, links das rastlose Umherziehen der Menge zwischen den Buden. Hier sind die Landungstreppen der kleineren Dampfer, welche den Verkehr mit Skutari und den anderen auf der asiatischen Seite liegenden Orten und auf dem Bosporus besorgen. Von hier beherrscht das Auge den ganzen klassischen Teil Stambuls, das Goldene Horn, den Bosporus vor Skutari und der Blick schweift noch über die düsteren Cypressenhaine, welche das letztere im Hintergrunde auf den sich langhinziehenden Höhen des Buyuk-Meseristan beschatten, bis er auf dem vom blauen Duft verschleierten Gipfel des Tzamlidza ausruht, welcher hier den Schlußstein des entzückenden Panoramas bildet. — Und unter uns das leise Fluten des Goldenen Horns. Da dasselbe nur ein Wasserarm ist, so hat es keinen Wellenschlag. Wie eine Masse geschmolzenen, flüssigen Goldes liegt es unter uns, den zu dieser Jahreszeit fast nie durch eine Wolke getrübten Glanz des Sonnenlichtes in einem intensiv goldenen Schein zurückstrahlend.

Hier überfiel mich eines Nachmittags, wahrscheinlich infolge klimatischer Einflüsse urplötzlich ein altes Leiden, welches mir vor vielen Jahren die indische Sonne gebracht. Ich konnte kaum mit der Pferdebahn mein Haus erreichen, als ich zum Tode krank hinsank. Der Hausarzt des Kanonikus, Dr. Patterson, wohnte in Therapia, Pierre lief also in die nächste Apotheke, um den dort gewöhnlich praktizierenden Doktor zu rufen. Er kam sofort. Es war ein Deutscher, glücklicherweise vertraut mit den klimatischen Leiden des Ostens, denn er hatte mehrere Jahre in Bagdad gearbeitet und sich jetzt in Konstantinopel niedergelassen. Er verstand meine Angaben im Augenblick und griff energisch ein. Im Laufe der nächsten zwei Tage wurde alle Lebensgefahr beseitigt, die Krankheit nahm ihren normalen Verlauf und ich war fast drei Wochen lang an mein Bett und Zimmer gefesselt. Dr. Patterson hatte mittlerweile meine Behandlung übernommen und unter der fürsorglichen und treuen Pflege Pierres kam ich endlich wieder soweit, daß ich auf dem Bambussessel auf dem Balkon liegend die frische Luft genießen konnte. — Da fühlte ich, wie ganz besonders gut es der liebe Gott mit mir gemeint, als Er mir in diesem Hause und gerade in dieser Umgebung mein temporäres Heim bereitet. Wie elend und verlassen würde ich mich jetzt in einer der engen, schmutzigen, abgeschlossenen Straßen

der inneren Stadtviertel gefühlt haben! Unser Haus lag auf einen Vorsprung des Perahügels nach drei Seiten frei mit der Front nach dem Goldenen Horn. Ein veranbaartiger Balkon lief an dem Zimmer vorbei und der wurde jetzt während meiner Konvalescenz mein täglicher Aufenthalt. Ich hatte ihn bisher kaum betreten, weil ich jede freie Stunde dem Umherschweifen in der Stadt widmete, nun aber wurde er mir eine Paradiesesecke, die ich nie vergessen werde. Staunen ergriff mich, als ich am ersten Morgen nach meinem Krankenlager, sorgfältig von Pierre im Lesestuhl gebettet, meine müden Augen über die Wunder schweifen ließ, die sich hier meinem Blick darboten.

Es ist gewiß wahr, daß wohl wenige Orte auf Erden auf einem engen Raum soviel Interessantes und fast überirdisch Schönes vereinigen, wie Konstantinopel. Auf der einen Seite die wunderbare Vergangenheit der Stadt, ihre bis in die Gegenwart hinein bedeutsame Geschichte, hier aus dem grauen Altertum stammende Ruinen und Denkmäler, da halb europäische, halb asiatische Prachtbauten, neben den stolzen, luftbeherrschenden Kuppeln und Minarets, die von Weinreben umhüllte zerfallende Hütte des Eingeborenen. — Auf der andern Seite die unvergleichliche Scenerie, welche die Stadt (auch sie heißt die „Siebenhügelstadt“ wie Rom) umgiebt, die landschaftlichen Reize, welche die eigentümlichen Gestaltungen der Berge und Hügel dem Auge überall bieten, die Zauberbilder, welche Land und Meer, Berg und Thal, Haine und Gärten, Paläste und Ruinen, vereinzelt und zusammen, überall in verschwenderischer Weise ausstreuen, darüber der stets lachende Sonnenschein, die wunderbare klare, durchsichtige dünne Luft, welche die entferntesten Gegenstände in greifbare Nähe zu bringen scheint, das halbtropische Klima mit seinem Reichtum an Farben, welcher jedem Landschaftsbilde einen unbeschreiblich schimmernden ätherischen Duft verleiht, das alles macht auf ein für solche Dinge empfängliches Gemüt einen geradezu berauschenden Eindruck.

Ich schaute herab über das bunte Häusergewirr Peras und Galatas, hier von dunklen Baumgruppen unterbrochen, dort von den schlanken Minarets der kleineren Moscheen, welche als Schulen dienen und in denen der vom Fiskus angestellte Priester die türkische Jugend in den Elementargegenständen und im Koran unterrichtet. Zur rechten Seite erheben sich auf einem andern Plateau die umfangreichen Baulichkeiten der russischen Gesandtschaft, über welche der riesige Turm von Galata emporragt. Dieser Turm gewährt einen Überblick über die ganze Stadt, und wird daher als Signalstation bei Feuermeldungen gebraucht. Zur Linken steht auf einem Felsvorsprung das italienische Hospital. Das Auge schweift über das Häusermeer hinüber und ruht mit Entzücken auf den gewaltigen Wasserstraßen, welche hier den Verkehr zwischen Europa und Asien vermitteln.

Gerade vor mir ist der Knotenpunkt, in welchem sich das Marmara-Meer, der Bosporus und das Goldene Horn vereinigen. Das letztere ist bedeckt mit Dampfern und Fahrzeugen aller Art, sie scheinen mir zu Füßen zu liegen, ich sehe, wie zwischen den dunklen Ungetümen der Oceandampfer die leichten schlankgebauten Kaiques, von den kräftigen Ruderschlägen der eingeborenen Bootleute fortgeschnellt, wie bunte Pfeile durch das Wasser schießen.

Am gegenüberliegenden Ufer des Goldenen Horns erheben sich die monumentalen Prachtbauten. Da breitet sich auf der Spitze der Landzunge, welche auf der einen Seite vom Goldenen Horn, auf der anderen vom Marmarameer umspült wird, der gewaltige Häuserkomplex des Serails und der „Hohen Pforte“ aus. Der hohe Turm, welcher in seiner viereckigen, nach oben spitz zulaufenden Form so eigentümlich von den unzähligen Kuppeln und Domen, in deren Mitte er steht, und die ihn wie Meereswellen umgeben, absticht, zeigt den Ort, wo das letzte Konstantinopolitanische Konzil abgehalten wurde.

In geringer Entfernung davon nach rechts steigt in kolossalen Dimensionen St. Sophia aus dem Häusermeer empor, das gewaltige Bauwerk, zu dessen Wiederaufbau der ganze Orient unter Tribut gesetzt wurde und bei dessen Vollendung Justinian ausrief: Salomo, ich habe dich übertroffen! Unversehrt ragen ihre Kuppeln noch in die Höhe, aber vier Minarets, die höchsten in Konstantinopel, überragen sie jetzt an ihren vier Ecken und das Kreuz ist durch den Halbmond verdrängt.

Nicht minder imposant erscheinen die Moschee Ahmed und die Moschee Soliman, welche umgeben von ihren Minarets den Blick über Stambul abschließen und ihn hinüber wenden über das Marmarameer nach Skutari, Haider Pascha und Kadikeny, dem alten Chalcedon, wo auch ein Kirchen-Konzil abgehalten wurde und dann den Bosporus hinauf, bis ein neuer Bergrücken, der sich von Pera nach Tophane hinabzieht, denselben meinen Blicken verbirgt.

Weit darüber hinaus, als würdiger Abschluß des großartigen bisher beschriebenen Panoramas, erheben sich am südlichen Horizont die Gebirgsketten des asiatischen Festlandes, aus denen hell und strahlend der schneebedeckte Gipfel des Olympos emporsteigt. Ich fühlte mich zuerst etwas mystifiziert, als mir Pierre sagte, jener gewaltige Bergrücken, dessen schneeiges Haupt so erfrischend durch die blendende Sonnenglut herüberleuchtete, sei der Olymp, wurde aber bald belehrt, dies sei nicht der klassische Olymp, sondern eine hohe Gebirgskette in Nikomedien, welche denselben Namen trägt.

Dieser Berg erlangte übrigens kurz nachher eine traurige Berühmtheit, die ich, da sie Land und Leute charakterisiert, hier nicht unerwähnt lassen darf.

Das Besteigen dieses Olymp bildet gewöhnlich einen Teil des Programms, welches Touristen, die sich längere Zeit in Konstantinopel und der Umgegend aufhalten, abarbeiten. So war auch im Juli ein junger Engländer, Macmillan, ein Sohn des Chefs der bekannten Verlagsbuchhandlung gleichen Namens in London zum Besuch bei Bekannten in der türkischen Hauptstadt, und unternahm in Begleitung eines derselben die Besteigung des Berges. Der englische Vice-Konsul in Brussa, einer durch ihre warmen Quellen berühmten Stadt am Fuße des Gebirges, welche gewöhnlich den Ausgangspunkt für diese Partie bildet, hatte die Herren gewarnt, nicht allein zu gehen, sondern entweder Führer, oder wenigstens einen der Dragomans vom Konsulat mitzunehmen. Seine Warnung wurde jedoch nicht beachtet und die Herren brachen ohne Begleitung auf. Im Anfang ging alles gut. Nach einigen Stunden aber, als man sich der Schneeregion näherte, fingen dem Mr. Macmillan, der des Bergsteigens ungewohnt war, die Kräfte an auszugehen und er blieb merklich zurück. Sein Freund bat ihn, sich auszuruhen, während er einen bequemeren Pfad in den Schneemassen suche. Er blickte von Zeit zu Zeit zurück und sah wie Macmillan sich anschickte, ihm zu folgen. Er stieg weiter. Als er sich wieder umsah, war der letztere nicht zu sehen. Er wartet. Macmillan läßt sich nicht blicken. Er ruft. Keine Antwort. Er zögert mit dem Weitersteigen. Sein Gefährte ist verschwunden. Voll Angst kehrt er zurück. Er kommt auf den Platz auf dem er Macmillan verlassen. Da liegt seine Reisetasche, von ihm selbst aber ist keine Spur zu finden. Er sucht und sucht stundenlang, bis die Nacht ihn zwingt, nach Brussa zurückzukehren. Er alarmiert das Konsulat, fährt zurück nach Konstantinopel und berichtet hier auf dem Generalkonsulat und der Gesandtschaft das Verschwinden seines Landsmannes. Den nächsten Morgen war die ganze Stadt voll von dem Fall. Eine Truppe Polizei und Gendarmerie wurde zur Durchsuchung des ganzen Terrains abkommandiert. Die Aussetzung einer Belohnung von 2000 M. für die Auffindung des Vermißten setzte auch die Landbevölkerung in Bewegung und tagelang schwärmte es auf dem Olymp von Volk, welches nach dem Verlorenen suchte. Alle Bemühungen blieben jedoch erfolglos. Der Mann war und blieb verschwunden und man fand keine andere Erklärung, als die, daß er von Banditen weggeschleppt, seiner Barschaft beraubt und ermordet worden war.

Das Räuber- und Banditenwesen stand leider damals, besonders in den gebirgigen Distrikten der kleinasiatischen Provinzen der Türkei in voller Blüte. Es verging keine Woche, in welcher die Tagesblätter nicht Schaudergeschichten von den Greuelthaten einzelner Banditen oder ganzer Banden berichteten. Die Polizei in diesen entlegenen, halb barbarischen Provinzen ist zu schwach und zu mangelhaft organisiert, um dem Unwesen kräftig entgegentreten zu können. In manchen Fällen berichteten die Zeitungen zwar, daß es den Behörden gelungen sei, diese oder jene Bande zu zersprengen, die Mitglieder derselben fanden sich aber bald an einem anderen Ort wieder zusammen und fingen ihr wildes Wesen von neuem an. Diese Banditen rekrutieren sich meistens aus den Hirtenstämmen, welche in den einsameren Wald- und Gebirgsschluchten hausen, wüst und trotzig aussehende Bursche von kolossalem Körperbau und augenscheinlich immenser Kraft, die mit ihren Schafpelzen behangen und ein ganzes Arsenal von Waffen im breiten Ledergurt tragend sich auch zuweilen

in den Straßen der Hauptstadt sehen lassen, wo sie während der Festtage des Kurban Bairam mit dem Verkauf von Fetthammeln, wahren Riesenexemplaren, große Geschäfte machen.

Nahe bei dem Platz, auf dem Macmillon zuletzt gesehen wurde, standen zwei Hütten, welche solchen Hirten zum Aufenthalt dienten, und obgleich man keine Anzeichen vorfand, die den Beweis geliefert hätten, daß diese Leute bei dem Verschwinden des Mr. Macmillan ihre Hand im Spiel gehabt, so bezeichnete sie die öffentliche Meinung doch als seine Mörder.

Von alle dem wußte ich glücklicherweise noch nichts als ich matt und noch sehr angegriffen auf dem Balkon meiner Wohnung ruhte, ich konnte den ganzen berauschenden Zauber des Landschaftsbildes ohne diese düsteren und herabstimmenden Seitenbilder auf mich wirken lassen.

Da meldete mir Pierre eines Morgens den Besuch zweier Herren. Auf den Visitenkarten steht: Rev. Crighton Ginsburg und Dr. Ben Said. Ich lasse die Herren bitten, sich zu mir auf die Veranda zu bemühen. Ein prachtvoller alter Herr mit schneeweißem Haar und langem weißen, Patriarchenbart stellt sich mir als Mr. C. Ginsburg und seinen Gefährten, einen jüngeren Mann von jüdischem Gesichtsschnitt aber kraftvoller Figur und geistvollen Zügen als Dr. Ben Said vor.

„Es hat uns so leid gethan zu hören, daß Sie invalide geworden sind," sagt Mr. Ginsburg, und Dr. Ben Said sowohl als ich selbst meinen, daß ein vollständiger Luftwechsel Ihnen gut thun würde, wir sind deshalb gekommen, um Sie zu bitten, einige Zeit mein Gast zu sein. Mein Haus liegt in Ortakeuy am Bosporus, die Umgebung ist reizend, die Luft die denkbar reinste, Sie werden sich da wohl fühlen und Dr. Ben Said wird Sie kurieren."

So redeten mich zwei Menschen an, die ich nie gesehen, von denen ich nie etwas gehört. Wahrlich zwei rechte Samariter!

Aus den Mitteilungen der beiden Herren erfuhr ich nun in der darauf folgenden Unterhaltung, daß Mr. Ginsburg der Vorsteher der oben erwähnten Judenmission in Konstantinopel war und Dr. Ben Said einer seiner Schüler und Bekehrten, der sich zur Zeit in seinem Hause aufhielt und unter der jüdischen und griechischen Bevölkerung der Hauptstadt praktizierte. — Sie waren beide intime Freunde des Canon Curtis, hatten mich schon längst aufsuchen wollen und nun infolge der Zeitungsartikel, welche mein Unwohlsein und die Unmöglichkeit, den Sonntagsgottesdienst zu halten, erwähnten, ihren Besuch gemacht mit der Absicht, mich sogleich mitzunehmen.

Dr. Patterson hatte mir erst am vorhergehenden Tage ganz dasselbe gesagt, nämlich daß ein Luftwechsel jetzt das für mich Gewiesene sei und mich dringend eingeladen, auf einige Tage in sein Landhaus zu kommen. Da er aber des Tages über in der Stadt war und ich mich noch zu

schwach fühlte, irgendwohin zu gehen, wo ich nicht sogleich ärztlichen Beistand haben konnte, so hatte ich mich nicht entschließen können, seine Einladung anzunehmen. Diese Bedenken fielen hier fort und der frische von Leben übersprudelnde Doktor machte einen so günstigen Eindruck auf mich, daß ich glaubte, ja sagen zu müssen. — Pierre holte eine Droschke, die Herren halfen mir die Treppen hinunter, nahmen mich zwischen sich in den Wagen, packten mich in ein komfortables Boot und langsam glitten wir den Bosporus hinauf. Wie entzückend war die Luft, wie erfrischend die Brise, welche über das leise schaukelnde Wasser strich! Vorbei an Palästen, Gärten, Ruinen, Cypressen und Olivenhainen, immer weiter bis nach fast einstündiger Fahrt das Boot in das Wasserthor eines großen Hauses hineinlenkte, dessen Mauern von den Wellen bespült wurden und dessen Verandas über das Wasser hinausreichten. Wir waren zur Stelle. Das Boot fuhr unter der Mauerwölbung hindurch in den von bunten Kieselsteinen mosaikartig gepflasterten Hof. Feigen- und Olivenbäume machten ihn zum lauschigen Hain. Mein Zimmer lag in einem Erker über dem Wasser, so daß ich nach drei Seiten den Ausblick aufs Meer hatte, die Boote fuhren an meinen Fenstern vorbei, ich konnte fast die Segel der dicht vor mir hingleitenden griechischen Barken erfassen. Hier blieb ich eine Woche und schon nach einigen Tagen pulsierte neues Leben durch meine Adern.

Das Haus wurde der Ausgangspunkt der interessantesten Partieen. Zuerst ließ ich mich von meinen liebenswürdigen Gastgebern mit ihrer Arbeit näher bekannt machen. Mr. Ginsburg hatte zwei kleine Gemeinden jüdischer Bekehrten in Ortakeuy nnd Haskeuy. Er predigte das Evangelium durch Wort und Schrift und scheute keine Mühe, (und wie ich sehr bald merkte, unter Zusetzung eines großen Teils seines und seiner Frau Privatvermögens), die über die ungeheure Stadt verstreuten Kinder Israels, die oft in den verstecktesten Gassen und Winkeln einen Zufluchtsort gefunden, aufzusuchen und ihnen in jeder Weise helfend nahe zu treten. Seine Frau, eine Dame von geradezu phänomenaler Energie und Tüchtigkeit und rührender Opferfreudigkeit, leitete ein Waiseninstitut, mit welchem Elementarschulen und Arbeitsklassen für jüdische bekehrte Mädchen verbunden sind. Dr. Ben Said half als Medical Missionary. Ein ideales Kleeblatt von Missionaren, wie ich es noch nie getroffen!

Sobald ich wieder umher konnte, wurden diese verschiedenen Anstalten und Schulen besichtigt und des Nachmittags Ausflüge in die Umgegend gemacht, auf denen mich Dr. Ben Said begleitete, wenn es seine Zeit zuließ.

(Fortsetzung folgt.)

Das Evangelium unter den Armeniern.

Von P. Meisel in Wechold.

III.

Diejenigen Armenier, welche in unsern Tagen in so beklagenswerter Weise das öffentliche Interesse in Anspruch genommen haben, sind die unter türkischem Scepter. Wie steht es mit dem Evangelium unter diesen? Von den schrecklichen Verfolgungen, die wir auch berühren müssen und von denen Gottes Werk auch mit betroffen ist, reden wir jetzt noch nicht. Wir erzählen vielmehr zuerst, als wären sie nicht geschehen.

1. Schon 1760 fing der Priester Debäschi in Konstantinopel an, mit Geist und Witz gegen die Widersprüche zwischen Leben und Lehre der armenischen Geistlichen und gegen den Aberglauben seines Volkes zu eifern. Weil er aber zur rechten Erkenntnis Christi doch nicht durchdrang, so konnte er nur protestieren. Fünfzig Jahre später aber traten Bibel- und Missionsgesellschaften auf den Plan. Wir hörten schon, wie die russische Bibelgesellschaft ein armeno-türkisches Neues Testament herausgab. Diesem folgte sogleich das neuarmenische in der westlichen Mundart von der englischen und ausländischen Bibelgesellschaft. Freilich ging es diesem Neuen Testamente in Konstantinopel schon früher so, wie einige Jahre darauf der ostarmenischen Übersetzung, die Zaremba der Synode von Etschmiadzin anempfehlen wollte: der Patriarch approbierte sie nicht. Gleichwohl hat die Evangelisation sich Bahn gebrochen.

Schon waren einige Armenier in nordsyrischen Städten mit dem Evangelium bekannt geworden durch die Bemühungen amerikanischer Christen vom Bostoner kongregationalistischen Amerikan Board, der 1819 seine Arbeit zuerst in Jerusalem, dann in Beirut begann und dort bald drei armenische Priester für das Evangelium gewann. Ins Jahr 1825 aber fällt die Einleitung zu einer größeren evangelischen Bewegung in Konstantinopel. Da wurde in einer kirchlichen Versammlung ein Brief verlesen, in welchem Missionar King, früher Katholik, dem katholischen Klerus in Syrien klarlegte, warum er hätte Protestant werden müssen. Diesen Brief hatte der Priester Dionysius, hernach von den Missionaren ehrenhalber der Vorläufer genannt, an den Patriarchen gesandt mit Nachweisen aus der Schrift und mit Anwendungen auf die gregorianische Kirche versehen. Die beachtenswerte Wirkung dieses Briefes war die, daß man beschloß, sich aufzuraffen, das Christentum des Lebens besser zu pflegen, neue Schulen zu stiften und besonders eine höhere Schule, in

der auch die Geistlichen eine tüchtigere Bildung erlangen könnten. Zum Leiter dieser Schule wurde der außerordentlich gelehrte Grigor Peschtimalschjan bestellt. Mit diesen Maßnahmen sollte nach Gottes Rat der Evangelisation vorgearbeitet werden. Übrigens führte die Feindschaft gegen die unierten Katholiken, die mit diesem sich selbst Aufraffen der Gregorianer in engem Zusammenhange steht, dazu, daß 1828 auf Betreiben des Patriarchen die meisten Unierten aus der Reichshauptstadt nach Kleinasien verjagt wurden.

Peschtimalschjan war schon früh vom Aberglauben seiner Kirche abgestoßen und dann in völligen Unglauben verfallen. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Heiligen Schrift aber hatte ihn wieder mit Achtung vor dem Christenglauben erfüllt und allmählich drang er durch zum seligen Frieden Christi. Allerdings blieb er immer ein vorsichtiger Mann und war offenbar zum Reformator nicht geboren. Aber er verstand es, in seinen Schülern den Geist des Forschens und Fragens zu erwecken. Und insofern hatte er, als er 1838, leider viel zu früh, starb, nicht vergeblich gewirkt. Einer seiner Schüler war Johannes Der Sahakian. Dieser und sein Freund Senakerim erkannten in hartem Ringen Christum als ihren einigen Heiland und verbanden sich, ihn allein zu lieben und nur für die Erneuerung ihres Volkes zu leben. Zuversichtlich fingen sie an, auf Märkten und Straßen mit ihren Landsleuten von dem einen zu reden, was not that.

Schon aber hatten auch die Boten des Amerikanischen Board ihr Augenmerk auf Stambul und die dortigen Armenier gerichtet. Auch sie wollten wie die Baseler im Osten hauptsächlich durch Schulunterricht und Schriftverbreitung soviel Heilserkenntnis unter ihnen erwecken, daß dadurch allmählich ihre Kirche erneuert würde. 1831 kam zu diesem Zwecke, nachdem Smith und Dwight eine lehrreiche Reise durch Kleinasien und Armenien ausgeführt hatten, der vortreffliche Missionar William Goodell nach Konstantinopel, der der Vater der westlichen armenischen Evangelisation heißen kann. Sein gelehrtes Lebenswerk ist die Vollendung der armeno-türkischen Heiligen Schrift, während andere sie ins reine modern-Armenische des Westens, worin das Neue Testament schon 1823, allerdings noch unvollkommen, von der britischen Bibelgesellschaft herausgegeben war, und in den armenischen Ararat-Dialekt übertragen haben. Bald nach Goodell 1832 trafen auch Dwight und Schauffler ein. Sie eröffneten Schulen. Ihre ersten Gehilfen wurden Sahakian und Senakerim. Ein Juwelier, zuerst sehr feindselig, dann durch Peschtimalschjan umgestimmt, wurde ihr Freund und einflußreicher Förderer. Viele wurden nachdenklich. Bilderdienst und Fasten kamen in Abnahme. Der bessere Unterricht in den Schulen von Peschtimalschjan, Der Kevork, Bedros, u. a. und in denen der Missionare, ihre Predigten und Schriften fingen an zu wirken.

Der milde Patriarch Stepan, von den evangelisch gesinnten Priestern Der Vertanes und Harutjun beraten, that nichts dagegen. Wohl aber geriet der armeno-katholische Bischof im Bunde mit dem griechischen Patriarchen in Harnisch. Sie schwärzten die Amerikaner als politisch gefährliche Leute bei der Regierung an und wühlten unter den Gregorianern. Sie erreichten auch, daß Stepan einem andern Patriarchen, dem Eiferer Hagop weichen mußte. Nun folgten Verbote aller „lutherischen und calvinischen" Bücher, Verbannungen und Kerker, Schließung verdächtiger Schulen und andere Strafen. Auch Sahakian wurde unter schweren Strapazen nach Kaisarieh in Kleinasien geschleppt.

Doch gingen diese ersten Trübsale bald vorüber, indem Sultan Abdul Meschid, der Nachfolger des von Mohamed Ali von Ägypten geschlagenen Mahmud, auf die Europäer glaubte Rücksicht nehmen und ihre Feinde zügeln zu müssen. Es erschien das Gesetz vom 3. November 1839, der Hatti Gülhane, durch den allen Unterthanen ohne Unterschied der Religion Sicherheit des Eigentums und der persönlichen Freiheit verbürgt und gerechtere Besteuerung und andere Reformen wenigstens versprochen wurden. Hagops Platz nahm wieder Stepan ein. Sahakian durfte zurückkehren. Viele neue Erweckungen kamen vor. Ein Seminar wurde in der Vorstadt Bebek unter Leitung des Missionars Hamlin eröffnet. Die Bibel und andere Schriften wurden fleißig studiert. Ein Priester nach dem andern bekannte sich zum Evangelium. Manche abergläubische Gebräuche kamen ab. Mönche entwichen dem Kloster und fanden bei den Erweckten Frieden. So wuchs die Bewegung bis 1844 und 1845. Sie war aber nicht bloß in Stambul vorhanden; vielmehr hatten die Amerikaner 1833 auch in kleinasiatischen Städten ihre Arbeit begonnen. Armenische Schulen waren in Smyrna, Brussa, Trapezunt und anderen Orten gegründet und von Trapezunt waren Evangelisten nach Erzerum vorgedrungen. Alle diese Schulen waren Pflanzstätten edlerer Bildung und reineren Glaubens. Als besonders rühriger Helfer in Kleinasien wie in Stambul muß hier der Priester Der Vertanes genannt werden. Er stiftete 1842 den Bund der kirchlichen Reformfreunde. Im folgenden Jahre freilich wurde ihm durch den neuen Patriarchen Absduasadur sein Priestertum abgesprochen. Da durchzog er als begeisterter Wanderprediger und Kolporteur ganz Armenien. Zurückgekehrt wurde er in ein Kloster gesteckt, um später noch weiter hin verschickt zu werden. Aber mundtot konnte man ihn nicht machen. Immer erklärte er: „Ich war und bin ein Priester und als solcher bin ich meinem Volke das Evangelium schuldig."

Schon 1844 wurde der Patriarchenstuhl wieder neu besetzt und zwar mit einem Manne Namens Matteos, der seine evangelischen Neigungen, die er früher als Priester gehegt, seinem Ehrgeize zum Opfer gebracht hatte. Später wurde er wegen ehrenrühriger Dinge abgesetzt, dann aber zum Katholikos in Etschmiadzin gewählt, als welchen wir ihn schon oben genannt haben. Er sorgte dafür, daß die ärmeren Protestanten Arbeit und Obdach verloren und aus den Gewerken ausgestoßen wurden, ja daß man ihnen kein Brot verkaufte. In den Häusern wurden evangelische Schriften konfisziert. Disputationen wurden angestellt zur Widerlegung der Evangelischen; doch bewirkten sie eher das Gegenteil. Der Vertanes, durch besondere Umstände wieder frei geworden, wurde anfang 1846 zum abschreckenden Beispiele als „verfluchtes Ungeheuer" feierlich mit dem Banne belegt. Bald darauf folgte die Verfluchung aller Protestanten. Und wie in der Hauptstadt ging man auch in Trapezunt, von wo der rührige Kaufmann Tateos ins Irrenhaus gelockt war, in Smyrna und den andern Orten vor. Auch die Bastonnade wurde nicht gespart. Besonders wichtig ist, daß Matteos ein neues Bekenntnis der gregorianischen Kirchenlehre entwarf und allen Verdächtigen vorlegen ließ. Es verlohnt sich, dies Bekenntnis mitzuteilen:

1. Bekennt ihr und nehmt ihr an, daß Glauben allein den Menschen nicht selig machen kann, sondern daß gute Werke mit dem Glauben zusammen sein müssen; daß aber nicht gute Werke allein, sondern das Ablegen des Glaubensbekenntnisses im Einklange mit dem Glauben der allgemeinen Kirche das Zeichen ist, daß ein Christ den wahren Glauben hat?

2. Bekennt ihr und nehmt an, daß die Kirche Christi in dieser Welt die sichtbare Gemeinschaft der Gläubigen sei, welche ihren Glauben bekennt und nicht verhehlt, und die streitende Kirche heißt; und daß das Haupt dieser heiligen Kirche Christus ist; und daß sie durch die Leitung des heiligen Geistes verwaltet wird; und nie bis an das Ende der Zeit aufhören noch irren wird, daß sie auch nimmer geirrt hat noch irren kann; und daß keine einzige Wahrheit in der Heiligen Schrift enthalten ist, die die heilige Kirche nicht bekennete?

3. Bekennet ihr und nehmet an die sieben Sakramente der Kirche, und daß sie durch keinen Privatmann, sondern allein durch einen regelrecht ordinierten Katholikos, Bischof oder Priester verwaltet werden können, und daß sie diese Machtvollkommenheit von Christo, der sie dazu geweiht hat, empfangen haben?

4. Bekennt ihr und nehmet an, daß der Mensch, um ein Erbe der ewigen Seligkeit zu werden, getauft werden muß; daß so lange er ungetauft ist, er außerhalb der Kirche steht und keine Erlösung für ihn ist, selbst wenn er niemals gesündigt hätte; ferner daß er bis er seine Sünden mit jedem einzelnen Umstande und vollkommener Reue gebeichtet und sich der Pönitenz, die der Priester auferlegt, unterzogen hat, Vergebung der Sünden und Absolution nicht empfangen noch würdig werden kann der ewigen Seligkeit; daß dagegen, wenn er gebeichtet hat und er stirbt

vor Ableistung der Pönitenz oder in leichten unfreiwilligen Sünden nach der Beichte, das Gebet] der Kirche, das unblutige Opfer (der Messe) und Almosen einen solchen reinigen und der ewigen Seligkeit würdig machen kann?

5. Bekennt ihr und nehmt an, daß die heilige Jungfrau Maria, da sie den Gott Christum geboren, die Mutter Gottes ist; und daß ihre Jungfräulichkeit sowohl bei seiner Geburt wie hernach makellos blieb, und daß sie immerfort Jungfrau und wert der Verehrung ist vor allen Heiligen; auch daß das heilige mit dem göttlichen Blut Christi getränkte Kreuzesholz und andere heilige und gesalbte Kreuze als Abbilder von jenem der Verehrung würdig sind; sowie daß die Stellvertretung der Heiligen vor Gott angenehm und ihre Reliquien und geweihten Bilder wert zu ehren seien; auch daß Gott allewege durch beides, das heilige Kreuz und die heiligen Reliquien, Wunder wirkt?

6. Bekennt ihr und nehmt an, daß das Geheimnis des heiligen Abendmahls der wahre Leib und das wahre Blut Christi sei, und daß, wer nicht in diesem Glauben an dem heiligen Abendmahle teilnimmt, der ewigen Verdammnis anheimfällt?

7. Bekennt ihr und nehmt an, daß der Glaube an die heilige Kirche den Glauben an alles in sich begreift, was die heilige allgemeine Kirche einheitlich glaubt sowie auch die Verpflichtung, es in derselben Weise zu glauben, wie sie es thut? Versprecht ihr, diesem Glauben gemäß zu ehren, zu halten und zu begehen die äußern frommen Ceremonieen und christlichen Sitten der Kirche und alle ihre Anforderungen, so wie sie von den heiligen Aposteln und den Vätern, die ihnen folgten, überliefert sind?

8. Bekennt ihr und nehmt an, daß in der heiligen Kirche verschiedene Ämter und Grade von Machtvollkommenheit in stufenweisem Aufsteigen geordnet sind als: Vorleser, Diakone, Priester, Bischöfe, Katholikos; und daß die Katholici und Patriarchen jeder Nation die Statthalter Christi sind, die heilige Kirche zu regieren und sie in der nötigen Ordnung zu halten; und daß, wenn auch das Leben eines dieser Hirten lasterhaft sein sollte, die von ihm geleitete Kirche nicht im mindesten irrt und auf die allgemeine Kirche dadurch kein Schandfleck kommt?

9. Verflucht ihr und vermeidet die Leute und die Gemeinschaft, welche predigen daß Irrtum in den gemeinsam von der ganzen Kirche angenommenen Glauben hineingekommen sei, indem sie sagen: „Der heilige Geist hat mich so gelehrt" und also ihren eigenen irre gehenden Geist als Gott den heiligen Geist darstellen; auf ihn trauend die heilige Mutter Gottes die Mutter Christi nennen und ihre Jungfräulichkeit leugnen; den dem heiligen Kreuz gewidmeten Dienst und die den Reliquien der Heiligen und den geweihten Bildern gezollte Ehre und den Glauben an die Stellvertretung der Heiligen vor Gott als Götzendienst achten; Christi heilige Kirche götzendienerisch nennen und ihre frommen Ceremonieen und alle ihre Anforderungen als abergläubisch verwerfen und Gottes unbegrenzte Macht verneinen, indem sie die Wunder, die er (heutzutage) wirkt, nicht annehmen? Verflucht ihr die Anhänger solcher Irrtümer, verwerft ihr sie und meidet ihr sie allesamt als gottlose Verlästerer des heiligen Geistes und Feinde Gottes und aller seiner Heiligen?

Diese Sätze mußte jeder Verdächtige mit Ja beantworten und unterschreiben mit dem Zusatze: Dies sind die neun Glaubensartikel der

armenischen Kirche, welche jeder Armenier anzunehmen verpflichtet ist. Die Widerstrebenden wurden auf jede Weise geplagt und bürgerlich tot gemacht, viele auch beim Patriarchate eingekerkert. Besondere Beschimpfungen hatte der treue Priester Harutjun in Nikomadien zu erdulden. In Büchern wurden den Evangelischen die gräulichsten Dinge nachgesagt u. s. f. Das war eine schwere Zeit, auch für die Missionare. Mit geistlichem Troste und leiblicher Hilfe thaten sie das Menschenmögliche. Bei der Regierung wurde der englische Gesandte Lord Stratford-Canning nachdrücklich vorstellig und erreichte es, daß Matteos die Gefangenen freigeben und von weiterem Wüten zunächst abstehen mußte. Jedenfalls hatten die Missionare die Freude, ihre bisherige Arbeit durch die Treue vieler Erweckter herrlich belohnt zu sehen.

2. Doch Matteos verkündigte am 21. Juni 1846 eine zweite verschärfte Bannbulle gegen alle Evangelischen, welche alljährlich in allen Kirchen verlesen werden sollte. Das hatte eine bedeutsame Folge. Während bisher die Verbindung mit der Mutterkirche festgehalten war, sah man sich nun zur Bildung einer besonderen protestantischen Gemeinde in Stambul genötigt. Die Erfüllung der Hoffnung, daß sich die ganze armenische Christenheit von innen heraus erneuern ließe, erschien sehr in die Ferne gerückt. So verbanden sich denn am 1. Juli 1846 37 Männer und 3 Frauen zu einer protestantischen Gemeinde. In 12 Artikeln faßten sie ihren Glauben zusammen. Auch dieses Gegenstück zu den neun Artikeln von Matteos teilen wir mit:

1. Wir glauben an das Dasein eines einigen lebendigen Gottes, des Schöpfers, Bewahrers und Regierers des Weltalls, welcher allwissend, allmächtig, allgegenwärtig, aus sich selbst bestehend, unabhängig, unveränderlich, voll unbegrenzter Güte, Weisheit, Heiligkeit, Gerechtigkeit, Gnade und Treue, der einzige würdige Gegenstand der Anbetung ist.

2. Wir glauben, daß Gott in drei Personen: Vater, Sohn und heiliger Geist besteht und daß diese drei ein Gott sind.

3. Wir glauben, daß die Schriften des Alten und Neuen Testaments von Gott durch Eingebung herrühren und daß dieselben die Offenbarung seines heiligen Willens an die Menschheit und die genugsame und alleinige Regel des Glaubens und Lebens sind.

4. Wir glauben, daß alle Menschen in ihrem natürlichen Zustande der Heiligkeit entbehren und gänzlich verderbt sind und mit Recht den Zorn Gottes verdienen.

5. Wir glauben, daß der Herr Jesus Christus, vollkommener Gott und Mensch, unser einiger Erretter von Sünden und der einzige Mittler und Stellvertreter zwischen Gott und Menschen ist; und daß er durch seinen vollkommenen Gehorsam, Leiden und Tod volle Sühne für die Sünden gethan hat, so daß alle, die an ihn glauben, sicherlich gerettet werden und kein anderes Opfer für die Sünden haben.

6. Wir glauben, daß infolge der gänzlichen Verderbtheit der Menschen es notwendig ist, daß alle, die gerettet werden wollen, durch die Macht des heiligen Geistes wiedergeboren werden.

7. Wir glauben, daß wir allein durch Christi Gerechtigkeit mittels des Glaubens und nicht durch irgend welche Fasten, Almosen, Büßungen oder andere eigene Werke gerechtfertigt werden, und daß, wiewohl gute Werke vom wahren Glauben untrennbar sind, sie niemals der verdienstliche Grund unsrer Erlösung vor Gott werden können.

8. Wir glauben, daß Heiligkeit des Lebens und gewissenhafte Vollziehung der Pflichten, die wir Gott schulden, sowie auch unsern Nebenmenschen und uns selbst, nicht allein alle Gläubigen fortdauernd binden, sondern dem christlichen Charakter wesentlich sind.

9. Wir glauben, daß neben Gott kein anderes Wesen zu verehren oder anzubeten ist; daß jede Person in der heiligen Dreieinigkeit unsrer Verehrung würdig ist, die, um angenommen zu werden, durch keine andere Vermittelung als Jesum Christum allein dargebracht werden muß; daß der Gebrauch von Reliquien, Gemälden, Kreuzen und Bildern irgend einer Art in irgend welcher Handlung des Gottesdienstes, sowie die Stellvertretung der Heiligen geradezu der Schrift zuwider ist und Gott höchst mißfällt; auch daß das Gebet für die Toten im Worte Gottes nicht autorisiert ist.

10. Wir glauben, daß eine Auferstehung der Toten sowohl der Gerechten als der Ungerechten statthaben wird; und daß die Glückseligkeit der Gerechten und die Bestrafung der Bösen mit dem Tode beginnen und ohne Ende fortdauern.

11. Wir glauben, daß jede Zahl von Gläubigen, die sich auf rechte Weise gliedert, eine Kirche Christi (christliche Gemeinde) ausmacht; und daß die einzigen Sakramente der Kirche Christi Taufe und Abendmahl sind, erstere als das Siegel des Bundes und Zeichen der reinigenden Wirksamkeit des heiligen Geistes und Pfand der Zulassung zu der sichtbaren Kirche, das letztere, indem es durch sichtbare Sinnbilder den Tod Christi darstellt, ein fortdauerndes Gedächtnis seiner sühnenden Liebe und ein Unterpfand der Einigung und Gemeinschaft mit ihm und allen treuen Gläubigen ist.

12. Wir glauben, daß die Bibel das Hauptwerkzeug sei, welches Christus für die Bekehrung der Menschen und die Erbauung seines Reiches bestimmt hat; und daß es die Pflicht der Kirche ist, des Erlösers Befehl auszuführen: „Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur."

Auf dies Bekenntnis folgte die Abfassung einer Kirchenordnung mit ernsten Bestimmungen über Mitgliedschaft und Zucht in der Gemeinde sowie über den Zusammenhang mit andern Gemeinden. Dann wurde der treffliche Apisoghom Hatschaburjan zum ersten nationalen Pastoren erwählt, der aber schon in Jahresfrist starb. Und wie hier ging es auch in allen Orten Kleinasiens, wo die Evangelisten gewirkt hatten. So kam es unter den westlichen Armeniern in der Türkei zu besonderen protestantischen Gemeindebildungen schon 20 Jahre früher, als im Osten in Schemacha. Von der Regierung wurden sie anerkannt, Dank der Bemühungen des Lord Comley, welcher kurze Zeit an Stratford-Cannings Stelle stand. Sie wurden von der bürgerlichen Kontrolle des Patriarchen

befreit, wie demselben auch jede Einmischung in ihre geistlichen Angelegenheiten untersagt wurde. Ende 1850 durften dann die zu einem besonderen Millet vereinigten protestantischen Rajah im türkischen Reiche sich ein bürgerliches Oberhaupt, Vekhil d. i. Inspektor wählen, welches mit denjenigen bürgerlichen Funktionen betraut wurde, die früher dem Patriarchen oblagen. Als erster wurde ein Stepan, Bruder des 1848 abgesetzten Patriarchen Matteos erwählt! Jede sich bildende Gemeinde mußte aber immer erst um ihre Anerkennung ringen, ehe sie zum Vekhil in Beziehung treten durfte. Viele böse Tage sind für die protestantischen Gemeinden, die „Prot", wie sie in der Türkei kurz heißen, seit 1850 gekommen. Die Muselmänner haben sie ebenso gedrückt, wie die Altgläubigen; und diese haben mit Lockungen wie mit Verhetzungen bei der Regierung gethan, was sie konnten, um die Abtrünnigen zurückzugewinnen. Aber Gottes Werk ist nur gewachsen.

3. In die Jahre 1853 bis 1856 fiel der für die Türkei glückliche Krimkrieg. Nach Friedensschluß erschien unter dem 18. Februar 1856 der Hatti Humayun, auch hauptsächlich Stratford-Cannings Werk, worin nicht nur wie im Hatti Gülhane wieder die Gleichstellung aller Christen mit den Moslemin in der Religion und vor dem Gesetze ausgesprochen, sondern auch jedem Moslem das Recht zuerkannt ist, ungestraft Christ zu werden! Doch das ist bis jetzt nicht viel mehr als eine schöne Rede. Konnte es doch auch trotz des Hatti Humayun schon 1860 zu jenen schrecklichen Gemetzeln in Damaskus und dem übrigen Syrien kommen, denen 13000 Christen zum Opfer fielen. Damals stellte Frankreich die Ruhe mit Heeresmacht wieder her; eine nachhaltige Wirksamkeit aber vermehrte ihm die Eifersucht der Mächte. Wir erwähnen jene Greuel, obwohl nicht Armenier, sondern Syrer, Griechen, Maroniten die Verfolgten waren. Jedenfalls hatte die christliche Liebe der protestantischen Sendboten gute Gelegenheit, ihre Kraft zu beweisen. Sie gewann eine ansehnliche Menge für das Evangelium; und so war auch das Elend nicht ganz ohne erfreuliche Wirkung.

Schon zwei Jahre früher war Lord Stratford-Canning von Stambul geschieden. Dabei hatte er es als seine Überzeugung ausgesprochen, daß die Evangelisation, der er selber so gern gedient hatte, das wichtigste Element zur Erneuerung der Türkei werden würde. Sieben Jahre später 1865 zog sich Goodell mit gebrochener Gesundheit aus der Arbeit zurück. Er konnte es mit Dank gegen Gott thun; denn Gottes Werk hatte seine Kraft schon unter vielen Widerwärtigkeiten bewährt. Gemeindlein des

Amerikanischen Board sind seitdem in allen größeren Städten Armeniens und wo sonst in der Türkei Armenier wohnen, auch in vielen Landbezirken entstanden. Hauptstationen mit vielen Nebenstationen wurden im Westen außer in Stambul mit mehreren Gemeinden: Brussa, Nikomedien, Mersiman, Kaisarieh, Siwas, Trapezunt; im Osten: Erzerum, Bitlis, Wan, Mardin, Charput; südlich in Cilicien, Syrien und Mesopotamien: Tarsus, Marasch, Aintab, Ursa. Hier also und an vielen kleineren Orten wurden Evangelische aus den Alt-Armeniern gesammelt. Wir übersehen aber nicht, daß auch unter Nicht-Armeniern gearbeitet ist und daß es nicht bloß protestantische Syrer, sondern auch Gruppen protestantischer Griechen und Türken giebt, zum Teil mit den Armeniern verbunden.

Ein Hauptziel, welches die Sendboten des Board für ihre Gemeinden im Auge hatten, war deren Erziehung zu kirchlicher Selbständigkeit d. h. besonders zur Unterhaltung ihrer Kirchen, Schulen und Lehrkräfte aus eigenen Mitteln. Dabei sind aber vom Board selbst von Anfang an bis jetzt ganz bedeutende Opfer für seine Arbeit gebracht worden. Viele Gemeinden haben die Pflicht ihrer Selbsterhaltung willig gelernt troß ihrer Armut, und manche bringen sonst noch bedeutende Opfer für Gottes Reich. Von einem blinden armenischen Prediger Johannes in der Nähe von Marasch in Nordsyrien, genannt Konkordanz wegen seiner erstaunlichen Bibelkenntnis, wird erzählt, wie er es anfing, seine arme Gemeinde zur Opferfreudigkeit zu erwecken. Während die eine Hälfte seines geringen Gehaltes die Missionsgesellschaft hergab, sollte die Gemeinde die andere aufbringen, glaubte dieses aber nicht zu können. Da legte Johannes sich selber den Zehnten auf. Beschämt thaten viele Gemeindeglieder dasselbe, und die Besoldungsfrage war gelöst. Dies Verfahren aber nahm man sich auch in andern Gemeinden zum Muster, und weithin erwachte der Geist opferwilliger Selbstbesteuerung um des Reiches Gottes willen. Solche Opferwilligkeit der Evangelischen muß sehr anerkannt werden in einem Lande, wo die Christen viel höher besteuert werden als die Mohammedaner, wo das Eigentum so wenig sicher ist und Seuchen, Mißwachs und Erdbeben so häufig sind.

Überall sind mit den Gemeindebildungen aufs engste Schulgründungen verbunden gewesen. Auch für Mädchen sind Schulen errichtet; das ist bei der niedrigen Stellung des weiblichen Geschlechtes in jenen Gegenden besonders wichtig. Ein lebendiger Bildungstrieb ist in den weitesten Kreisen erwacht. Wir nennen einige Hauptschulen. In Bebek, jenem Vororte der Reichshauptstadt, blüht seit 1863 das große von einem

Newyorker gegründete Robert-Colleg, dessen Schüler zur Hälfte Armenier sind. Das theologische Seminar, welches seit 1840 hier bestand, wurde 1862 nach Mersiman verlegt. Hier finden wir auch das Anatolia-College und eine bedeutende Mädchenschule. Ferner hat Kaisarieh ansehnliche Schulen, Marasch ein theologisches Seminar, Erzerum die höhere Ararat-Schule. Das Seminar in Charput ist mit der Zeit zum Armenia-Colleg erweitert und mit höherer Mädchenanstalt verbunden. Noch führen wir das theologische Seminar in Mardin an, dem Hauptsitze der syrischen Jakobiten, und das große Mädchenseminar in Aintab. Doch sind die Anstalten dieser beiden Städte von der armenischen Jugend weniger besucht. — In mehreren Gegenden hat die Thätigkeit von Missionsärzten vorbereitend für das Evangelium gewirkt. So in Skutari, Aintab, Siwas, wo 1876 der gesegnete Dr. West starb, Trapezunt u. s. f. Dazu kommt die Arbeit der weiblichen Diakonie, welche hier und da angefangen ist.

4. Wir können es nicht unterlassen, einige Einzelheiten aus der Geschichte etlicher Gemeinden anzuführen, wobei wir aber bemerken, daß andere ebenso wichtig sein mögen.

Aus Aintab westlich vom Euphrat schrieben 1848 82 Familienväter nach Konstantinopel, sie hätten gehört, daß es dort Armenier gäbe, die „rein nach dem Worte Gottes leben,“ und sie bäten um Lehrer, die ihnen auch dazu hülfen. So entstand hier eine protestantische Gemeinde unter Leitung von Smith und Schneider. Zu dieser kam 1863 eine zweite durch den Übertritt des Erzbischofs Megerditsch. Dieser Mann, der schon bestimmte Aussicht auf den Stuhl des Katholikos zu Etschmiadzin hatte, sollte das Christentum der Evangelischen litterarisch widerlegen, durch das Studium aber ward er dafür gewonnen und zog viele mit sich. Er schloß sich aber nicht den Amerikanern an, sondern den Anglikanern, von denen wir noch unten reden. Hierbei waltete besonders der Einfluß des bekannten Samuel Gobat, des hochachtbaren englisch-preußischen Bischofs von Jerusalem, gestorben 1879.

Von Aintab aus kam es 1850 auch zu Erweckungen in Urfa in Nord-Mesopotamien, früher Edessa genannt und noch früher Ur, wo Abraham wohnte. Ein Hauptzeuge des Evangeliums ist hier Hagop Stepanjan Abuhajatjan geworden, dessen Lebensbild jüngst veröffentlicht ist. Altväterlich streng und äußerlich fromm erzogen, fand er erst im Verkehr mit den Evangelischen und aus der protestantischen Bibel wahren Herzensfrieden. Nach wechselvollem Geschicke, lehrend in Stambul, dann Handwerker in Newyork, immer voll Sehnsucht nach besserer recht gründlicher Bildung, kam er durch Vermittelung des protestantischen Pastoren Simon Ütüdschjan in Konstantinopel 1862 zu Wichern ins Rauhe Haus bei Hamburg, dann 1865 für vier Jahre ins Missionshaus zu Basel. Mit steter Dankbarkeit hat er an diese Zeit zurückgedacht. „Wie überaus vorteilhaft war es für meine Erziehung, aus der Türkei in ein Land wie Deutschland zu kommen, wo die Wiege der Reformation gestanden!“ Ende 1869 war er wieder in der Heimat. Gott gab es

ihm, neues Leben in die protestantische Gemeinde zu bringen, eine neue blühende Schule zu gründen und viele Verschämte zum freien Bekenntnis des Evangeliums zu ermuntern. 1871 wurde er ordentlicher protestantischer Pastor und als solcher ist er ein echter Seelenhirt und Mehrer des Reiches Gottes gewesen, unter persönlichen großen Entbehrungen. 1875 konnte mit deutscher und amerikanischer Hilfe eine Kirche erbaut werden, eins der stattlichsten evangelischen Gebäude in der ganzen Türkei. „In ihr habe ich," schreibt Abuhajatjan, „mehr als 20 Jahre nicht vergeblich arbeiten dürfen, und die göttliche Gnadensonne hat mir geleuchtet von Anfang meines Lebens bis jetzt." Vor zwei Jahren zählte diese Gemeinde 1500 Seelen.

Die Bergstadt Zeitun im Taurus, vor zwei Jahren viel genannt, auch mit ansehnlicher protestantischer Bürgerschaft, hat durch den Unabhängigkeitssinn ihrer Bewohner der Pforte auch früher zu schaffen gemacht. Einen wichtigen Dienst konnten ihr die amerikanischen Missionare Marden und Montgomery 1879 erweisen, indem sie durch geschickte Unterhandlungen den schweren Zorn der Regierung brachen.

Im Kriege von 1877 und 1878 litten in Asien die Armenier wieder am meisten. Zuerst unglücklich, drangen die Russen zuletzt siegreich bis Erzerum vor. Der Leiter der ansehnlichen protestantischen Gemeinde Missionar Cole hat damals furchtbare Dinge mit erlebt. In Werken der Liebe waren die Amerikaner unermüdlich, wie auch an andern Stätten des Kriegsschauplatzes. Und hernach konnte Cole schreiben: „Türkische Beamte, armenische und griechische Geistliche zeigen sich freundlicher gegen uns denn sonst. Vielerwärts ist ein Geist des Fragens und des Suchens nach dem Evangelium erwacht, und unsere Mission ist durch den Krieg nicht geschwächt, sondern gestärkt."

Über Amasia, wo 1871 ein armenischer Bischof aus zwei Kirchen Heiligenbilder und Goldschmuck entfernte und dagegen Schulen gründete, merken wir uns, daß hier die Arbeit der Evangelisation auch von den deutschen Inhabern einer Seidenfabrik, die von dem bekannten Freunde der innern und äußern Mission im badischen Freiburg, dem Arbeitervater Karl Mez angelegt ist, verständnisvoll gefördert wird.

In Angora im alten Galatien giebt es 10000 katholisch-unierte Armenier, und hier ist jetzt der kleinasiatische Mittelpunkt für die Bestrebungen, die Armenier mit Rom zu vereinigen. Doch fehlen auch Evangelische nicht. 1878 schloß sich ihnen ein Bischof mit 65 Familien an.

In der großen Stadt Smyrna ist die Zahl der Protestanten recht klein. Es interessiert uns, daß hier lange Zeit die bedeutendste Missionsdruckerei ihre Arbeit gethan und viele vortreffliche Schriften geliefert hat. Ferner freut es uns besonders, daß es hier seit 1853 eine Niederlassung Kaiserswerther Diakonissen giebt (wie auch in Alexandria, Jerusalem, Beirut) die sich durch Kranken- und Waisenpflege, Erziehung und Unterricht verdient machen.

Aus Nikomedia (Ismid) kam 1882 die Trauerbotschaft, daß Missionar Parsons mit seinem armenischen Diener auf einer Reise ermordet sei. 30 Jahre lang hatte er mit unermüdlicher Treue und edler Anspruchslosigkeit für das Evangelium gewirkt.

Zuletzt nennen wir Brussa unweit des Marmarameeres. Die Zahl der Protestanten hier in der Stadt und im weiten Umkreise ist eine beträchtliche. Zum Teil bestehen sie aus Griechen. Mehrere der ländlichen Gemeinden am Meere bilden die sog. bithynische Union. Und in einer derselben besteht seit 1875 ein Waisen-

und Erziehungshaus, welches nach einer Hungersnot gegründet wurde und zwar aus deutschen, schweizerischen und schottischen Mitteln, die ihm auch jetzt noch zufließen. Der Hausvater Grigor Bagdasarian hat seine Bildung in Basel empfangen. Er ist Armenier und zumeist werden auch armenische Waisen von ihm aufgenommen und christlich erzogen.

5. Unsere Leser sind hier und da schon mit auf andere Evangelisationsarbeiter als die vom Amerikanischen Board aufmerksam geworden. Nur flüchtig erwähnen wir die noch nicht genannten baptistischen Einflüsse, die sich an einigen Orten wie in Siwas geltend machen. Dagegen haben wir jetzt mit Nachdruck auf die Bemühungen der Anglikaner hinzuweisen, welche erfolgreich in fast allen Städten Nordsyriens und Mesopotamiens unter Armeniern und Syrern auf den Plan getreten sind. Wir erinnern an das aus Aintab Berichtete. Wie groß der Unterschied zwischen diesen hochkirchlichen Engländern und den kongregationalistischen Amerikanern vom Board ist, wissen wir. Diese wollen völlige Unabhängigkeit aller einzelnen Gemeinden nach außen und innen; jene preisen die feste Einfügung in ihre große Kirchengemeinschaft und die bischöfliche Verfassung des Klerus. Diese richten Kirchen und Gottesdienste einfach und nüchtern ein; jene legen hohen Wert auf äußern Glanz, auf Liturgie und Kultus. Es ist zu verstehen, daß die Weise der Anglikaner auf das Äußere gesehen den Armeniern mehr zusagt, und wir wundern uns nicht, wenn gerade auch das common prayer book ihrer viele gewonnen hat. Ein gewisser Widerspruch gegen die Amerikaner, die den nationalkirchlichen Gewohnheiten der Armenier nicht gerecht wurden, hat sich hier und da schon früh geregt, auch vor dem Erscheinen der Anglikaner. Schon der 2. Geistliche der ersten protestantischen Gemeinde in Pera in Konstantinopel Simon Hatschadurjan, gewöhnlich Ütüdschjan genannt, Bruder des so bald verstorbenen Apisoghom, trat gegen die Kahlheit ihrer Gottesdienste und gegen die Unzulänglichkeit ihrer kirchlichen Verfassung auf. Doch übersehen wir nicht, daß die Amerikaner von Anfang an ihre Weise den neuen Gemeinden nicht haben aufdrängen, sondern nur anraten wollen, und daß diese selbst ihren geistlichen Vätern Folge leisteten. Und wenn manche sich später mehr den nationalen Traditionen entsprechend auszugestalten suchten, so berührt es unangenehm, wenn hierbei Züge der Undankbarkeit hervorgetreten sind. Nur eine bischöflich verfaßte Kirche kann den orientalischen Christen imponieren! Dieser Grundsatz war es, welcher die Kronen Preußen und England 1841 zur Gründung eines evangelischen Bistums in Jerusalem veranlaßte. Man darf diesen Satz nicht übertreiben, kann aber zugeben, daß er eine gewisse Wahrheit enthält. Man

muß sich freuen, daß trotz großen Widerstandes mancher Anglikaner, die von einer Evangelisation unter den orientalischen Kirchen nichts wissen wollten, weil sie dieselben der Verfassung wegen schon der eigenen Kirche gleichstellten, Gobat dennoch auch diese Evangelisationsarbeit möglichst gefördert hat. Was wir aber beklagen, das ist die Rivalität der beiden großen Gesellschaften, und daß die Anglikaner sich hier und da von Proselytenmacherei nicht frei gehalten haben. Die Vorzüge und Mängel beider kirchlichen Anschauungen und Lebensformen untersuchen wir hier nicht. Daß nur Christus verkündigt werde! Jedenfalls kann es der Amerikan Board erwarten, daß seiner großen materiellen Opfer, seiner Bibelverbreitung und Schulthätigkeit wie der sonstigen Arbeit seiner Boten, welche früher begonnen ist als die der Anglikaner, auch weiter ausgedehnt und reich gesegnet ist, stets mit großem Danke gedacht werde.

Sehr erfreulich ist es, daß auch unsere deutsche evangelische Christenheit an dem Werke Gottes unter den Armeniern nicht ganz unbeteiligt ist. Der schon genannte Pastor Simon Ütütschjan suchte und fand für seine Gemeinde schon früh eine Anlehnung an die deutsche evangelische Gemeinde in Konstantinopel, die sich um die preußische Gesandtschaft scharte. Dann legte er 1857 auf der Versammlung der evangelischen Alliance in Berlin seine Armenier den Deutschen dringend ans Herz. Und wirklich bildete sich ebenda 1863 ein Verein für die protestantischen Armenier. Eins seiner Vorstandsmitglieder war der große Ägyptolog Lepsius, der Vater des jetzigen Vertreters der armenischen Sache. Wieviel zuerst Basel den Armeniern gedient hat, in Transkaukasien, aber auch in der Türkei, haben wir gesehen. Dann ist Kaiserswerth mit in die Arbeit eingetreten. Auch weiterhin werden die evangelischen Deutschen die morgenländischen Christen, darunter die Armenier, nicht vergessen.

6. Der Stätten des Board allein, an denen man im türkischen Reiche Sonntags die Predigt des Evangeliums hören konnte, waren bis vor kurzem über 300; die andern kennen wir zahlenmäßig nicht. Feste Kirchen waren für protestantische Armenier über 100 vorhanden und mehr als 300 von Protestanten geleitete Volks- und gegen 40 höhere Schulen dienten der armenischen Jugend. Und solcher protestantischen Armenier gab es überhaupt, die von Nicht-Amerikanern gesammelten mit einbegriffen, gegen 70000. Das ist viel. Das Licht hat angefangen, in der Finsternis zu scheinen. Diese protestantischen Gemeinden sind gewiß auch voller Schwächen, aber höher als die der Altgläubigen stehen sie ohne Frage.

Das reinere Bekenntnis wird geziert mit Mäßigkeit und Zucht, mit würdigerer Sonntagsfeier, mit mehr Ehrlichkeit und Treue, mit veredeltem häuslichen Leben, mit Lust sich zu bilden und zwar nicht bloß zum Reichwerden, mit Eifer für das Reich Gottes. In die Herzen vieler Altgläubigen ist wenigstens der Stachel der Selbstanklage eingedrungen. Hier und da versucht man unter ihnen die verkehrte Kirchenlehre zurückzustellen. Manche tadeln es scharf, daß besondere protestantische Gemeinden gebildet sind, und halten fest an dem Streben nach innerer Erneuerung der Gesamtkirche. Daß sie dieses thun, ist sehr erfreulich. In jenen Tadel aber können wir nicht einstimmen; sie verdammen, was eine geschichtliche Notwendigkeit war. Und die islamische Bevölkerung? Sie hat je länger je mehr merken können, daß es noch andere Christen giebt als die verknöcherten, im äußerlichen Werkdienst versunkenen, verschmitzten Heiligen- und Bilderverehrer. Das ist sehr wichtig. Wenn auch die Mohammedaner-Mission nicht ganz ohne allen Erfolg geblieben ist, so ist die Vorarbeit dafür die Evangelisation unter den morgenländischen Christen gewesen.

Zur religiösen Charakteristik der Chinesen.

„Polytheismus, Pantheismus, Atheismus.“[1]

Der Konfuzianismus als Gedankensystem gehört zu den bedeutendsten geistigen Errungenschaften der Chinesen. Allerdings kann sich der abendländische Leser nicht des Gefühles erwehren, daß vieles in den klassischen Büchern des Konfuzius fade und trocken ist. Wir erhalten auch die mächtigsten Eindrücke von den chinesischen Klassikern nicht durch ein bloßes Lesen derselben, sondern durch genaue Beobachtung der Wirkungen, welche sie erzielen. Das chinesische Volk ist die bei weitem mächtigste Anhäufung menschlicher Wesen irgend einer Nation der Erde, deren geschriebene Geschichte so weit zurückreicht, wie je eine der Welt bekannte. Es ist die einzige Nation, die ihre Nationalität durchaus zu bewahren gewußt hat und niemals aus dem Lande verstoßen wurde, in dem sie zuerst erschien und die allem Anscheine nach in derselben Weise fortbesteht wie im grauen Altertum. Was erklärt diese nie dagewesene Thatsache? Wodurch ist die unzählbare Menge menschlicher Wesen, welche von Anbeginn der Geschichte bis auf den heutigen Tag die Ebenen von China bewohnt, gelenkt worden und woher kommt es, daß sie eine Ausnahme von dem allgemeinen Gesetz des Verfalles und Aussterbens der Nationen zu bilden scheint?

---

[1]) Aus Smith, Chinese Characteristics. Kap. XXVI.

Die Gelehrten, welche diesen Gegenstand auf das Genaueste erforscht haben, schreiben dieses Resultat einmütig der Thatsache zu, daß, während andere Nationen sich auf ihre physische Kraft verließen, die Chinesen sich allein auf die moralische stützten. Welcher Geschichtsforscher, welcher aufmerksame Reisende, der die menschliche Natur kennt, wäre nicht bewegt, ja von tiefer Ehrfurcht ergriffen bei dem Gedanken an die wunderbare, alles beherrschende Macht, welche die chinesische Moralität von den frühesten Zeiten bis auf den heutigen Tag auf die Nation ausgeübt hat.

Es ist kaum möglich, sagt Dr. Williams, den Einfluß des Konfuzius durch das von ihm aufgestellte Idealbild des „gebildeten Mannes"[2]) zu überschätzen, noch die Kraft zum Guten, welche dieser Begriff seitdem in seiner Nation gewirkt hat. Der unermeßliche Einfluß des so geschilderten Charakters auf die späteren Zeiten zeugt von der Erhabenheit seines eigenen Standpunktes und das Gewissen der gesamten Nation hat der Richtigkeit dieser Darstellung seither zugestimmt." „Die Lehre des Konfuzianismus über die menschliche Pflicht ist erhaben und bewundernswürdig", schreibt Dr. Legge; „allerdings ist sie nicht vollkommen, aber seine Aussprüche über die drei letzten der vier Dinge, bei denen Konfuzius mit besonderem Entzücken verweilte, Litteratur, Ethik, ernstes Streben und Wahrheitsliebe stehen sowohl mit dem Gesetz als mit dem Evangelium in Einklang. Wie schön wäre die Welt, wenn sie von diesen Prinzipien geleitet würde!"

Ein besonderes Merkmal der chinesischen klassischen Werke ist deren Freiheit von allem, was den Geist der Leser herabziehen könnte; hierin bilden sie den größten Kontrast zu den indischen, römischen und griechischen Klassikern. Kein Volk der alten oder neuen Zeit hat eine Litteratur besessen, die so frei von ausschweifenden, unsittlichen Beschreibungen und irgend welchen anstößigen Ausdrücken gewesen wäre, wie die chinesische. In sämtlichen heiligen Büchern und deren Anmerkungen ist auch nicht ein einziger Satz, der nicht in jedem Familienkreise gelesen werden könnte. In jedem andern nicht christlichen Lande ist der Götzendienst mit Menschenopfern und mit Vergötterung des Lasters, sowie mit allerlei unsittlichen Gebräuchen und Orgien verbunden: davon zeigt sich in China nicht die leiseste Spur.

Die direkte persönliche Verantwortlichkeit, welche der Kaiser dem Himmel für seine Herrschaft schuldet; die Thatsache, daß die Erhebung des Volkes von größerer Wichtigkeit war als die des Herrschers; die Lehre, daß die Tugendhaften und Befähigten die Herrscher sein sollten und daß ihre Macht sich auf die Tugend gründete; die umfassende Theorie von den

---

[2]) Das chinesische Wort ist nicht vollkommen wiederzugeben, ebensowenig wie das deutsche Wort Bildung oder das englische gentleman. Dr. Williams übersetzt es möglichst wörtlich: „Der fürstliche Gelehrte."

fünferlei Beziehungen der Menschen zu einander; die Lehre, daß „Keiner dem Anderen thun solle, was er nicht wolle, daß ihm geschehe“ — diese Punkte erheben sich wie Berggipfel über das allgemeine Niveau chinesischen Denkens und haben stets die Aufmerksamkeit aller Beobachter auf sich gezogen. Ehe wir beschließen, was wir über die Chinesen zu sagen haben, möchten wir die moralischen Vorzüge des konfuzianischen Systems hervorheben, denn nur indem wir dieselben in das richtige Licht stellen, können wir hoffen, zum richtigen Verständnis des chinesischen Volks zu gelangen. Die Verwendung der klassischen Schriften in den Prüfungen für den Staatsdienst hat dem Geist des Volks eine wunderbare Einheit gegeben und die mächtigen Antriebe, welche auf diese Weise ins Spiel kommen, sind ohne Zweifel ein Hauptfaktor zur Fortdauer des chinesischen Volks bis auf den heutigen Tag, indem sie jeden Kandidaten, der promovieren wollte, auf den Bestand der Regierung hoffen ließen als notwendiges Erfordernis zum eigenen Erfolg.

Ob die Chinesen jemals eine Kenntnis von Einem wahren Gott gehabt haben, ist allerdings ein Gegenstand von großem Interesse. Diejenigen, welche die klassische Litteratur der Chinesen mit der größten Kritik durchforscht haben, versichern uns, daß das Gewicht der Gelehrsamkeit für die Bejahung in die Wagschale fällt. Andere, die auch ein selbständiges Urteil geltend machen können, sind durchaus entgegengesetzter Ansicht. Wenn die Chinesen den wahren Gott je gekannt haben, so ist ihnen diese Erkenntnis jedenfalls gänzlich verloren gegangen, wie die Inschrift einer alten mit dem Rost von Jahrtausenden überzogenen Münze. Uns scheint diese Frage von viel geringerer praktischer Bedeutung als Einige behaupten möchten und für unseren gegenwärtigen Zweck können wir sie ignorieren. Handelt es sich doch bei unserer gegenwärtigen Untersuchung weder um eine theoretische noch historische, sondern lediglich um die praktische Frage: In welcher Beziehung stehen die Chinesen zu ihren Gottheiten?

In manchen Fällen ist es nicht schwer nachzuweisen, wie es kam, daß Helden nnd hervorragende Männer des Altertums zuerst zu Ehren und Ansehen gelangten, daß ihr Andenken später bewahrt blieb und sie schließlich geradezu göttlich verehrt und angebetet wurden. Man kann alle Götter Chinas als verstorbene Menschen bezeichnen, ja nach dem Ritus der Ahnenverehrung kann man sagen, daß in gewissem Sinne alle Verstorbenen Chinas Götter sind.

Mit Zustimmung des Kaisers werden den Männern, die sich zu ihren Lebzeiten ausgezeichnet haben, Tempel errichtet und es ist unmöglich zu

sagen, ob nicht einer oder der andere derselben in der langsamen Entwickelung der Zeiten den höchsten Platz unter den nationalen Gottheiten einnehmen werde. Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß die Chinesen als Nation Polytheisten sind. Es ist eine einleuchtende Wahrheit, daß in dem Menschen eine Neigung zur Anbetung der Natur liegt. Die Erkenntnis unwiderstehlicher und unbekannter Mächte führt zu deren Personifikation und zur äußeren Anbetung, welche sich auf die Voraussetzung gründet, daß diese Kräfte Bewußtsein haben. Darum giebt es auch eine solche Unmasse von Tempeln, welche den Göttern des Windes, des Donners u. s. w. geweiht sind. Der Nordstern ist ein Gegenstand beständiger Anbetung. In Peking giebt es der Sonne und dem Mond geweihte Tempel in Verbindung mit dem Gottesdienst des Kaisers, aber in manchen Gegenden ist die Anbetung der Sonne dem Volk im allgemeinen zur Gewohnheit geworden an einem Tage des zweiten Monats, welcher für ihren Geburtstag gilt. Schon am frühen Morgen pilgern die Dorfbewohner dem Osten zu und am Abend ziehen sie in Scharen nach dem Westen, um der Sonne das Geleite zu geben. Hiermit schließt der Sonnendienst für ein Jahr. Eine sehr allgemeine Kundgebung dieses Naturdienstes ist die Verehrung der Bäume, die in einigen Provinzen, z. B. im nordwestlichen Honan so verbreitet ist, daß man hunderte von Bäumen der verschiedensten Größe finden kann, welche mit Fähnchen geschmückt sind, zum Zeichen, daß sie von irgend einem Geist bewohnt werden. Selbst wo kein derartiges äußeres Symbol göttlicher Verehrung bemerkbar ist, besteht der Aberglaube in voller Kraft. Wenn z. B. ein schöner alter Baum vor einer elenden Hütte steht, kann man als sicher annehmen, daß der Eigentümer desselben um der inwohnenden Gottheit willen nicht wagt, ihn niederzuhauen.

Häufig wird angenommen, daß der Kaiser die einzige Persönlichkeit im Reiche sei, die das Vorrecht genießt, den Himmel anzubeten. Jedenfalls sind die merkwürdigen und interessanten Ceremonieen, welche der Kaiser persönlich in dem dem Himmel geweihten Tempel ausübt, einzigartiger Natur. Aber auch das chinesische Volk als solches ließ es sich nicht nehmen, Himmel und Erde seine Anbetung darzubringen. Man findet häufig in der dem Süden zugewandten Mauer der Häuser kleine Altäre, welche in manchen Gegenden dem Himmel und der Erde geweiht sind. Eine Unmenge von Chinesen würden bezeugen, daß ihr einziger gottesdienstlicher Brauch darin besteht, daß sie am 1. und 15. jeden Monats — in manchen Fällen bei Beginn jeden neuen Jahres — dem Himmel

und der Erde durch Niederknieen und Darbringen von Opfern ihre Verehrung erweisen. Gebete werden dabei nicht gesprochen; nach einiger Zeit wird das Opfer wieder vom Altar genommen und wie in anderen Fällen gegessen. Welches ist wohl der Gegenstand solcher Anbetung? Das Volk behauptet zuweilen, daß diese Anbetung „dem Himmel und der Erde" gelte; bald nennen sie den Gegenstand der Verehrung „Himmel", bald den „himmlischen Großvater".[1]) Diese letztere Bezeichnung führt oft zu der Annahme, daß die Chinesen wirklich die Vorstellung von einer persönlichen Gottheit haben. Macht man dann aber die Bemerkung, daß diese vermutliche „Person" häufig einer anderen, — nämlich der Großmutter Erde — gegenüber gestellt wird, so verliert diese Schlußfolgerung bedeutend an Wert.[2]). An manchen Orten ist es gebräuchlich, „dem alten Mann vom Himmel" am neunzehnten des sechsten Monats, als an seinem Geburtstag göttliche Verehrung zu erweisen. Aber bei einem Volke, das von einem Geburtstag der Sonne spricht, ist es überflüssig zu forschen, wer etwa der Vater des „alten Mannes vom Himmel" sein könnte, oder wann derselbe geboren ist, denn in Bezug auf derartige Dinge haben die Chinesen überhaupt keine Ansicht. Es hält schwer, einem gewöhnlichen Chinesen begreiflich zu machen, daß solche Fragen eine praktische Bedeutung haben. Er nimmt die Überlieferung wie er sie findet, ohne daß es ihm einfiele, über diesen oder jenen Punkt genauer nachzuforschen. Selten haben wir einen Chinesen getroffen, welcher eine verständliche Theorie in Bezug auf die Antecedenzien und Eigenschaften „des alten Mannes vom Himmel" geltend machen konnte, außer daß er ihm die Regelung des Wetters und somit auch die Ernte zuschrieb. Bis jetzt erklärt nichts diese unter dem chinesischen Volk allgemein verbreitete Bezeichnung, welche auf eine Persönlichkeit hinweist, der jedoch, unseres Wissens, kein Tempel errichtet, von welcher kein Bildnis gemacht und der keine göttliche Verehrung dargebracht wird, abgesehen von derjenigen, welche sie dem Himmel und der Erde zollen.

In den chinesischen Klassikern wird das Wort „Himmel" oft in einer Weise gebraucht, die den Gedanken an eine Persönlichkeit und an einen Willen nahe legt, oft aber auch so, daß davon schwerlich die Rede sein kann; und wenn wir im Kommentar lesen, der Himmel sei ein Prinzip, so fühlen wir, daß der Begriff kaum unbestimmter sein könnte. Dieser

---

[1]) Der Verfasser sagt hier für Himmel: heaven, für himmlischer Großvater: the old man of the sky. Um seiner Auffassung gerecht zu werden, ist bei der Wiederkehr des letzteren Ausdrucks „der alte Mann vom Himmel" gesagt.

[2]) Der Grund von dieser Behauptung ist nicht recht einzusehen.

Zweideutigkeit im klassischen Gebrauch entspricht die Ungenauigkeit der Bedeutung im täglichen Leben. Wenn man einen Chinesen, der soeben dem Himmel seine Verehrung dargebracht hat, fragt, was er unter dem „Himmel" versteht, erhält man häufig die Antwort, der Himmel sei das blaue Gewölbe über uns. Daher gleicht seine Anbetung der eines Menschen, welcher den Naturkräften im einzelnen oder in der Gesamtheit göttliche Verehrung erweist. Um einen Ausdruck Emersons zu gebrauchen, gleicht sein Glaubensbekenntnis „dem blühenden Klee und dem strömenden Regen." Mit anderen Worten: er ist Pantheist. Dieser Mangel eines bestimmten Begriffes von Persönlichkeit ist ein großer Fehler in der chinesischen Anbetung des Himmels.

Dem Polytheismus und Pantheismus der niederen Klassen des chinesischen Volks entspricht in den oberen Klassen das, was reiner Atheismus zu sein scheint.

Nach dem Zeugnis Sachverständiger, nach zahlreichen äußeren Merkmalen und nach dem, was von vornherein wahrscheinlich ist, zu schließen, hat es auf der ganzen Welt nie eine Gemeinschaft gebildeter und unterrichteter Männer gegeben, die so durchaus agnostisch und atheistisch gewesen wäre, als die Menge konfuzianischer Gelehrter. Der Ausdruck „was von vornherein wahrscheinlich ist" bezieht sich auf den bekannten Einfluß, welchen die materialistischen Kommentatoren der Szung-Dynastie auf die chinesische Litteratur ausgeübt haben. Die Autorität des Tschu Hsi, des gelehrten Auslegers der chinesischen Klassiker ist so bedeutend gewesen, daß es schon lange für Ketzerei gegolten hat, eine seiner Ansichten in Frage zu ziehen. Dies ist der Grund, weshalb die Lehren der Klassiker eine Deutung erhielten, welche nicht nur materialistisch, sondern, soweit wir es verstehen, durchaus atheistisch ist.

Nachdem der gelbe Fluß aus den Bergen von Schan-ßi und Schen-ßi herausgetreten ist, fließt er hunderte von Meilen weiter dem Meere zu. Im Laufe der Zeit hat er verschiedene Richtungen eingeschlagen, durch 6 oder 7 Breitengrade hindurch, von der Mündung des Jang-zi-Kiang bis zu der des Pe'-ho. Aber wohin er auch floß, brachte er Zerstörung und hinterließ eine öde Sandwüste. So war es mit der materialistischen Strömung, welche die Kommentatoren der Szung-Dynastie in den Lauf des chinesischen Gedankenganges einführten, eine Strömung, welche nach einem sieben Jahrhunderte lang ungehinderten Lauf eine moralische Wüste atheistischen Sandes zurückgelassen hat, die dem geistigen Leben nichts zu bieten vermag. Der Taoismus ist in ein System von Zaubersprüchen gegen

die bösen Geister ausgeartet. Er hat vieles dem Buddhismus entlehnt, um seine eigenen Lücken auszufüllen. Der Buddhismus selbst wurde eingeführt, um die tiefinnersten Bedürfnisse der menschlichen Natur zu stillen, zu deren Befriedigung der Konfuzianismus wenig oder nichts gethan hat. Eine jede dieser Lehrformen ist durch die anderen modifiziert worden. Jedwede Einrichtung, welche eine Methode zur Ausübung der Tugend bietet, wird von denen benutzt, die sich gern ein gewisses Verdienst erwerben möchten, und welchen dieser Weg dazu ebenso gut scheint wie ein anderer. Gerade wie ein Mann, der einen Regenschirm braucht, in einen Laden gehen wird, in welchem derartige Waren geführt werden, so geht man zu derjenigen Gottheit, die einen günstigen Einfluß in einer bestimmten Richtung auszuüben geeignet scheint. Dabei fällt es dem Chinesen ebensowenig ein, den Antecedenzien der also verehrten Gottheit nachzuforschen, als es einem Engländer, der einen Regenschirm bedarf, in den Sinn käme, über den Ursprung des Regenschirms nachzudenken oder über den Zeitraum, aus welchem der Gebrauch desselben stammt. Nicht selten begegnet man gelehrten Abhandlungen über die Frage betreffs der Zahl der Buddhisten und Taoisten in China. Unserer Ansicht nach könnten wir gerade so gut fragen, wie viele Leute im Königreich Großbritannien und Irland Zehnpfennig-Nägel gebrauchen, im Vergleich zu denen, welche Abziehbohnen essen. Wer erstere bedarf, wird sie sich zu verschaffen suchen, während die Liebhaber der Abziehbohnen nicht Anstand nehmen werden, dieselben zu kosten, sofern dieser Genuß ihre Mittel nicht übersteigt. So ist es mit den beiden in China vorherrschenden Lehren. Jeder Chinese, welcher die Dienste eines buddhistischen Priesters wünscht und dieselben bezahlen kann, wird einen solchen zu sich rufen und somit „Buddhist“ sein. Wünscht er hingegen einen taoistischen Priester, so läßt er einen solchen kommen und wird infolgedessen zum „Taoisten“. Es ist dem Chinesen einerlei, an welchen Priester er sich wendet, ja möglicherweise beruft er beide zugleich und ist also „Buddhist“ sowohl als „Taoist“. So kommt es, daß ein und derselbe Mensch zugleich ein Konfuzianer, ein Buddhist und ein Taoist sein kann, ohne daß ihm dies im geringsten widersinnig schiene. Der Buddhismus nahm den Taoismus in sich auf, der Taoismus den Konfuzianismus, bis letzterer schließlich sowohl den Buddhismus als den Taoismus in sich aufnahm, wodurch die drei verschiedenen Religionen zu einer einzigen wurden.

Die praktische Beziehung der Chinesen zu ihren drei Religionen mag durch die Beziehungen eines Angelsachsen zu den verschiedenen Bestandteilen seiner Sprache veranschaulicht werden. „Sachsen, Normannen und Dänen sind wir!“ aber selbst

wenn es möglich wäre, unsere entfernte Abkunft zu bestimmen, würde die Wahl unserer Worte nicht im geringsten durch den Umstand beeinflußt, wie viel oder wie wenig sächsisches oder normannisches Blut wir in unsern Adern haben. Diese Wahl wird vielmehr durch unsere geistigen Gewohnheiten bestimmt, sowie durch den Gebrauch, welchen wir von den Worten zu machen gedenken. Der Gelehrte wird vorwiegend lateinische Worte mit einer starken Beimischung normannischer benützen, während der Landmann sich meist einfacher sächsischer Ausdrücke bedienen wird. In beiden Fällen bildet jedoch das Sächsische die Grundlage, welcher der Vorrat von andern Wörtern beigefügt ist. In China ist der Konfuzianismus die Grundlage und alle Chinesen sind Anhänger des Konfuzius, wie alle Engländer Sachsen sind. Inwieweit buddhistische oder taoistische Ideen, Redeweisen und Gebräuche auf diese Grundlage aufgebaut werden, wird durch die Umstände bestimmt. Aber für den Chinesen liegt nicht mehr Mißverhältnis oder Widerspruch in der Vereinigung der drei Religionen in eine äußere Form als unseren Begriffen nach in dem Einfügen von Worten verschiedener Abstammung in ein und denselben Satz.

Man kann einem Chinesen nicht leicht verständlich machen, daß zweierlei Glaubensformen sich gegenseitig ausschließen. Er weiß nichts von logischen Widersprüchen, noch weniger kümmert er sich darum. Er hat instinktmäßig die Kunst gelernt, Lehrsätze zu vereinen, die der Natur nach unvereinbar sind, indem er jeden einzelnen derselben auf das entschiedenste behauptet, ohne deren gegenseitigen Beziehungen Rechnung zu tragen. Seine ganze geistige Ausbildung hat ihn gewöhnt, die Vereinbarung der widersprechendsten Glaubensformen zu gestatten, wie die Flüssigkeiten sich durch Endosmose und Exosmose vermengen. Er hat die „geistige Gastfreundschaft" bis zum logischen Selbstmord getrieben, aber er weiß es nicht und kann es nicht begreifen, wenn man es ihm klar zu machen sucht.

Zwei Resultate dieser mechanischen Vereinigung von Glaubensbekenntnissen sind sehr bemerkenswert. Das erste ist die Gewalt, welche damit dem angeborenen Ordnungssinn angethan wird, einem Sinn, den die Chinesen in hohem Grad besitzen und der ganz besonders in dem genau ausgearbeiteten Mechanismus der sorgfältig abgestuften Rangliste der Beamten vom ersten bis zum neunten Grad zur Geltung kommt; jeder einzelne Rang hat sein besonderes Kennzeichen und seine besonderen Grenzen. In dem chinesischen Pantheon hätte man ähnliches erwarten können, dennoch hat sich nichts derartiges gefunden. Es ist ganz vergeblich, einen Chinesen zu fragen, welche Gottheit er für die größere hält, den „Perlenkaiser" oder Buddha. Selbst in dem „allen Göttern" geweihten Tempel ist die Ordnung eine durchaus willkürliche, zufällige und beständigen Änderungen unterworfene. Es herrscht keine regelmäßige Abstufung der Autorität in der Geisterwelt der Chinesen, sondern eine so gänzliche Verwirrung, daß

sie chronischer Anarchie gleichkäme, wenn sie auf Erden gefunden würde. Dieser Stand der Dinge findet sich in noch auffallenderer Weise in den „Hallen der drei Religionen", wo die Bildnisse des Konfuzius, des Buddha und des Laoze in schönster Eintracht nebeneinander stehen. Der Ehrenplatz befindet sich in der Mitte und wir würden erwarten, daß derselbe dem Konfuzius gebühre, oder wenn nicht ihm, da er keinerlei Anspruch an göttliche Ehren machte, dem Laoze. Es ist Grund vorhanden zur Annahme, daß die Frage des Vorranges in früheren Zeiten Gelegenheit zu bittern Streitigkeiten gegeben hat, aber fast in allen Beispielen, die uns zu Ohren gekommen sind, wurde sie zu Gunsten des Buddha entschieden, obwohl er ein Ausländer ist.

Ein anderes bedeutungsvolles Resultat der Vereinigung aller Glaubensformen in China ist die Herabziehung der sittlichen Natur des Menschen zu der niedrigsten Stufe, die in irgend einem der Glaubensbekenntnisse zu finden ist. Dies geschieht in Übereinstimmung mit einem Gesetz, demzufolge eine schlechtere Münzsorte die bessere verdrängt. Die erhabensten Maximen des Konfuzianismus konnten die Anhänger dieser Lehre nicht von der Furcht vor bösen Geistern und Teufeln frei machen, welche im Taoismus eine so bedeutende Rolle spielen. Es ist oft bemerkt worden und allem Anschein nach mit vollem Recht, daß keine civilisierte Nation so sehr im Banne des Aberglaubens und der Leichtgläubigkeit liegt als die chinesische. Wohlhabende Kaufleute und große Gelehrte schämen sich nicht, an zwei, für diesen Zweck bestimmten Tagen des Monats den Fuchs, das Wiesel, den Igel, die Schlange und die Ratte anzubeten. Diese Tiere werden in gedruckten Inschriften „Ihre Excellenzen" genannt und es wird allgemein angenommen, daß sie einen wichtigen Einfluß auf das Geschick der Menschen ausüben.

Erst vor einigen Jahren ist der hervorragendste Staatsmann Chinas vor einer Wasserschlange auf die Kniee niedergefallen, weil es hieß, dieselbe sei eine Verkörperung des Gottes der Fluten, den man für die Menschwerdung eines Beamten einer früheren Dynastie hält, dessen Erfolg in Beruhigung der tobenden Wellen für wunderbar galt. In der Umgebung eines Flusses gilt jede gewöhnliche Wasserschlange als Gottheit. Wenn die Gewässer fallen, werden zuweilen große theatralische Aufführungen gehalten zu Ehren des Gottes, der diese Wohlthat erwiesen, nämlich der Schlange, die zu diesem Zwecke auf einem Präsentierbrett in einem Tempel oder an einem sonstigen öffentlichen Platz aufgestellt wird. Der Kreis-Mandarin und alle andern Beamten begeben sich täglich dahin, um sich

vor der Gottheit niederzuwerfen und ihr Weihrauch zu opfern. Als Regenspender gilt gewöhnlich ein Flußgott in den nahe am Wasser gelegenen Gegenden; weiter im Innern des Landes wird der Kriegsgott Kuan Ti als solcher angebetet, zuweilen tritt die Göttin der Barmherzigkeit an Stelle beider.

In Verbindung mit diesen Bitten um Regen ist uns oft eine andere merkwürdige That zu Ohren gekommen. In der berühmten chinesischen Novelle „Reisen nach dem Westen“ war ursprünglich einer der Hauptcharaktere ein aus Stein gehauener Affe, der sich nach und nach zu einem Menschen entwickelte. An manchen Orten wird dieses eingebildete Wesen als Gott des Regens verehrt mit Ausschluß des Kriegs- und des Flußgottes. Nichts könnte Chinas gänzlichen Mangel an einer Unterscheidungslinie zwischen Wirklichkeit und Fiktion in ein helleres Licht stellen. Wir haben keine Ahnung, welche Anschauung von Ursache und Wirkung ein Chinese, der einen imaginären Affen um Regen bittet, haben mag.

Da die Götter Chinas so verschiedenartig beschrieben werden, ist es von der größten Wichtigkeit nachzuforschen, wie sich die Chinesen zu denselben verhalten? Auf diese Frage giebt es zweierlei Antworten: sie beten sie an und sie vernachlässigen sie! Häufig findet man einen Überschlag des Betrages, welchen die gesamte chinesische Nation innerhalb eines Jahres für Weihrauch, Papiergeld u. s. w. ausgiebt. Derselbe gründet sich natürlich auf eine Berechnung scheinbarer Thatsachen in einem besonderen Kreise, welcher erst als Einheit und dann als Multiplikator für alle anderen Kreise des Reiches genommen wird. Nichts ist unbestimmter als eine derartige sogenannte Statistik, welche buchstäblich nicht mehr Wert hat, als die Zählung einer Wolke von Mosquitos, welche ein Mann unternahm, bis er müde wurde, worauf er sich mit einer allgemeinen Schätzung begnügte.

Es giebt nur Weniges, das man von dem chinesischen Reich als großem Ganzen mit Sicherheit berichten könnte. Der Gottesdienst in den chinesischen Tempeln liefert einen schlagenden Beweis von der Richtigkeit dieser Behauptung. Der in Canton landende Reisende wird beim Anblick der Rauchwolken, welche den zahlreichen Götzenopfern entsteigen, ganz natürlich auf den Gedanken kommen, daß die Chinesen eines der götzendienerischsten Völker der Welt seien. Er thut jedoch wohl daran, mit seinem Urteil zurückzuhalten, bis er den andern Teil des Reichs besucht hat, denn er wird daselbst einer Menge vernachlässigter Tempel begegnen, welche nur am 1. und 15. des Monats besucht werden und in vielen

Fällen nicht einmal dann, kaum am Neujahr, dem Zeitpunkt, an welchem das Andachtsgefühl der Chinesen vorherrscht. Er wird auf Hunderte, ja Tausende von Tempeln stoßen, deren Erbauung bis ins graue Altertum zurückreicht, welche gelegentlich restauriert werden, über welche das Volk keine Auskunft zu geben vermöchte und für die es keine Verehrung hegt. Ebenso kann er Hunderte von Quadratmeilen des reichbevölkerten Territoriums durchwandern, ohne je einem einzigen taoistischen oder buddhistischen Priester zu begegnen. In diesen Gegenden findet er gewöhnlich keine Frauen in den Tempeln und die Kinder wachsen ohne die geringste Unterweisung bezüglich der Notwendigkeit, die Götter zu versöhnen, auf.

Konfuzius hat seinen Anhängern den Rat gegeben, „die Götter zu verehren, sich aber in respektvoller Entfernung von ihnen zu halten.“ Daher können wir uns durchaus nicht wundern, wenn seine Anhänger es bis auf den heutigen Tag für das Klügste halten, den zahlreichen verschiedenartigen Gottheiten im chinesischen Pantheon eine ehrerbietige Vernachlässigung zu teil werden zu lassen. Im Vergleich zu den Mongolen und Japanern sind die Chinesen verhältnismäßig frei von religiösen Vorurteilen. Nicht selten findet man über den Tempelthüren die klassische Inschrift: „Verehre die Götter, als ob sie gegenwärtig wären.“ Der Volksinstinkt hat die in den Worten, „als ob“ liegende Ungewißheit in ihrem wahren Wert erkannt und hat dieselbe in die allgemein bekannte Redensart gekleidet, welche dem Geisteszustand des ganzen Volkes genauen Ausdruck verleiht:

Verehre die Götter, als ob sie kämen,
Doch ist es einerlei, ob du dies thust oder nicht;
Verehre die Götter, als ob sie da wären,
Doch machen sich die Götter nichts daraus, wenn du es unterläßt.

Von respektvoller Vernachlässigung der Götter schreiten viele zu ceremonieller Ehrerbietung gegen dieselben vor, um durch eine in bestimmter Art ausgeübte Routine äußere Resultate zu erzielen.

Der Begriff von Feierlichkeit scheint dem Geiste der Chinesen fremd zu sein. Wir wissen nicht, wie davon sprechen, ohne dem Gedanken eines bloßen Dekorums Ausdruck zu geben. Alle Anbetung chinesischer Gottheiten, von der wir je Kenntnis genommen, schien entweder eine gewohnheitsmäßige Form zu sein oder ein bloßer Tauschhandel, nämlich so und so viel Anbetung für ein entsprechendes Maß von Wohlthaten. Wenn von dem „alten Mann vom Himmel“ als von einem göttlich zu verehrenden Wesen gesprochen wird, zeigt die gleichmäßige Darstellung dieses Bildes, mit Ausschluß aller anderen, in bestimmtester Weise, was diese Verehrung wirklich ist. Fragt man einen Chinesen, weshalb er diesem Wesen zeitweise

Huldigungen darbringt, so lautet die Antwort: weil wir Nahrung und Kleidung von ihm erhalten. Selbst wenn der einzelne keine bestimmte Meinung über die wirkliche Existenz eines solchen Wesens hat, hindert ihn dies durchaus nicht, sich diesem Gebrauch anzuschließen. So haben es die Alten gehalten und er thut, wie sie thaten. Wer kann sagen, ob es etwas nützt?

Diese Gewohnheit, äußere religiöse Formen von einem oberflächlichen Standpunkt zu betrachten, wird veranschaulicht durch einen Vers, welchen man zuweilen in halb satirischem Sinn über den Säulen eines vernachlässigten Altars findet. Er lautet:

„Wenn der Tempel keinen Priester hat, fegt der Wind den Boden; wenn das Gebäude ohne Licht ist, dient der Mond als Lampe."

Die Götter werden verehrt, wie man in Europa eine Versicherungspolice löst: um sich geborgen zu fühlen. „Es ist besser an die Existenz der Götter zu glauben, sagt man im Volk, als zu glauben, daß es keine Götter giebt", d. h. wenn die Götter nicht existieren, so schadet es nichts; falls sie jedoch existierten und sich vernachlässigt fühlten, könnten wir dadurch ihre Rache und ihren Zorn herausfordern. Die Chinesen vermuten, daß die Götter von denselben Motiven geleitet werden wie die Menschen. Es giebt ein Sprichwort: wer einen Schafskopf opfert, der kann alles haben, was er wünscht. Folglich bleiben Gottheiten, welche, wie z. B. „die drei Reinen" nichts Besonderes zu spenden haben, immer arm, während die Göttin der Barmherzigkeit und der Kriegsgott geehrt und beschenkt werden.

Die Chinesen stützen das Argument über die Götterverehrung auf den streng hypothetischen Grund: „es kann nicht schaden, möglicherweise aber nützen;" doch gehen sie noch einen Schritt weiter in eine Region, wohin ein Europäer ihnen durchaus nicht zu folgen vermag. Sie sagen oft und scheinen zu denken: „Wenn man an sie glaubt, sind sie wirklich Götter, aber wenn man nicht an sie glaubt, sind sie keine!" Diese Redensart — denn eine Denkart kann man es kaum nennen — gleicht der eines Chinesen, der sagen würde: „Wenn man an den Kaiser glaubt, giebt es einen solchen, glaubt man aber nicht an ihn, so giebt es keinen Kaiser!" Weist man die Chinesen auf diese Analogie hin, so sind sie bereit, dieselbe zuzugeben, aber sie scheinen nicht von selbst darauf zu kommen, als notwendige Schlußfolgerung.

Viele chinesische Anbeter verbeugen sich bei jedem Schritt und verwenden zuweilen eine lange Zeit auf mühselige schwierige Wallfahrten.

Fragt man sie, aus welchem Grund sie sich diesen Übungen unterwerfen, so werden sie antworten: „es giebt so viele falsche Anbeter, daß wir auf diese Art unsere Aufrichtigkeit beweisen müssen.“ Was auch über solche Ausnahmefälle gesagt werden mag, zögern wir nicht zu behaupten, daß alles, was über die Unaufrichtigkeit der Chinesen in ihren gegenseitigen Beziehungen bekannt ist, in höherem Grade in Bezug auf ihren Gottesdienst gilt. Die Photographie einer Gruppe von Priestern aus einem Tempel Pekings stellt den Ausdruck von Schlangenlist in ihren Zügen meisterhaft dar. Leute, die solche Gesichter haben, führen gewiß ein diesen Gesichtern entsprechendes Leben.

Es gilt für die Chinesen, was für alle heidnischen Völker gilt: sie stellen sich ihre Götter vor, wie sie selbst sind und nicht ohne Grund, denn viele der Götter sind Landsleute derer, die sie anbeten. Der Schreiber dieser Zeilen hat eine im Namen der Göttin der Barmherzigkeit erlassene Proklamation gesehen, durch welche der Welt mitgeteilt wird, daß am himmlischen Gerichtshof eine Beschwerde über die zunehmende Schlechtigkeit der Menschen eingelegt wurde. Als der „Perlenkaiser“ dies hörte, wurde er sehr böse und tadelte die untergeordneten Götter mit lauter Stimme, daß sie die Menschheit nicht durch Ermahnungen zu bessern gesucht hätten.

Die Chinesen vermuten, daß die Menschen von einer Unmasse von bösen Geistern umgeben sind, welche die Macht haben Schaden zu thun, aber der Bestechung und Schmeichelei zugänglich sind und sich leicht betrügen lassen. Jeder Chinese sucht denjenigen zu übervorteilen, mit dem er einen Handel abzuschließen beabsichtigt, dasselbe Motiv leitet ihn bei seinen Unterhandlungen mit den Göttern, zu welchen er betet. Er möchte vielleicht Glück und Wohlstand erkaufen, in dem er sich bei der Restauration eines Tempels beteiligt; dabei kommt es häufig vor, daß er seinen Beitrag von 250 Messingmünzen fälschlich als 1000 einschreibt. Er hofft alsdann, die Gottheit werde den Betrag für so hoch halten, als er angegeben hat. Es kommt vor, daß bei Erneuerung eines Tempels ein Stück roten Papiers auf die Augen der darin aufgestellten Götter geheftet wird, damit sie die sie umgebende und als respektwidrig geltende Unordnung nicht sehen. Steht der Tempel außerhalb eines Dorfes, so benützen häufig Diebe denselben zur Teilung ihres Raubes, wobei die Thüre ganz oder teilweise zugemauert wird und es den Göttern anheimgestellt bleibt, mit der Außenwelt zu verkehren, so gut sie es vermögen.

Der bekannte Fall des Küchengottes, welcher am Ende jedes Jahres gen Himmel emporsteigt, um über das Betragen der Familie zu berichten und dessen Lippen vorher mit klebrigem Kandiszucker bestrichen werden, damit er nichts von den bösen Thaten, die er mit angesehen, ausplaudere, ist ein typisches Beispiel davon, wie die Chinesen ihre himmlischen Vorgesetzten überlisten. In gleicher Weise erhält ein Knabe zuweilen einen Mädchennamen, damit der unverständige Geist in dem

Glauben bleibe, daß es ein Mädchen sei und dadurch den Eltern der zu entrichtende Zins erspart werde. Herr Baber erzählt von dem Mord kleiner Mädchen in Szitschhuen, deren Geister alsdann durch falsches Geld, das verbrannt wird, versöhnt und für ihre Auslagen entschädigt werden sollen. Die den Gottheiten, welche Kinder schenken, geweihten Tempel werden im Gegensatz zu den andern, viel von Frauen besucht. Einige dieser Tempel sind mit vielen Thonbildnissen kleiner Knaben ausgestattet, welche teils in den Armen der Göttin ruhen, teils auf Regalen aufgestellt sind. Es ist Sitte bei den Chinesinnen, diejenigen Teile, welche das Geschlecht des Kindes unterscheiden, abzubrechen und zu essen, um dadurch die Geburt eines Sohnes zu erzielen. In Tempeln, die von vielen Frauen besucht werden, giebt es eine große Anzahl solcher Bilder, damit keine leer ausgehe, doch müssen dieselben heimlich entwendet und fortgetragen werden. Falls das ersehnte Kind geboren wird, erwartet man als Beweis der Dankbarkeit der Mutter, daß sie zwei Bilder anstatt des einen zurückgebe. Die chinesischen Matrosen sind der Ansicht, daß die gefürchteten Taifune im chinesischen Meer durch böse Geister hervorgerufen werden, welche auf der Lauer liegen, um die Dschunken zu fangen. Man erzählt, wenn der Sturm die größte Macht erreicht, lassen sie ein Papierschiff nach dem genauen Modell ihres eigenen Schiffes anfertigen. Dasselbe wird alsdann in den ärgsten Strudel geworfen, in der Hoffnung, die Wassergeister zu täuschen, in dem sie das Papierschiff für das wirkliche halten, dessen sie begehren, damit letzteres auf diese Weise entkomme.

In vielen Teilen Chinas herrscht die Sitte bei Gelegenheit einer unheilvollen Seuche wie z. B. der Cholera, am Anfang des 6. oder 7. Monats eine Neujahrsfeier zu halten. Dies geschieht mit der Absicht, den Gott der Seuche zu täuschen, die Chinesen erwarten alsdann ihn höchst erstaunt zu finden, wenn er entdeckt, daß er sich in der Berechnung der Zeit des Jahres geirrt habe, und hoffen, daß mit seinem Rückzug die Plage aufhören wird. Dieser Brauch ist so wohl bekannt, daß der Ausdruck: „der zweite Monat im Herbst“ eine Periphrase für „niemals“ ist. Eine andere Methode zur Überlistung der Götter besteht darin, daß ein Mann unter einen mit Opfern beladenen Tisch kriecht und den Kopf durch eine zu dem Zweck angebrachte Öffnung steckt. Der Gott wird sich einbilden, daß ihm wirklich ein Menschenkopf zum Opfer gebracht wird und seine Handlungsweise darnach einrichten, während der Mann seinen Kopf zurückzieht und sein wohlverdientes Glück genießt.

Ein gewisser Fall ist uns zu Ohren gekommen, wo die Bewohner eines Dorfes beschlossen, die Götter aus einem Tempel zu entfernen und denselben als Schulhaus zu benützen. Sie hatten gehofft einen bedeutenden Teil der Auslagen für die Umänderungen mit dem aus den Herzen dieser Götter gewonnenen Silber zu bestreiten, aber die einfachen Landleute kannten weder die Beschaffenheit der chinesischen Götter noch die Art und Weise wie deren Fabrikanten sie hergestellt hatten, denn als sie nach den kostbaren Herzen suchten, fanden sie, daß dieselben einfach aus Zinnklumpen bestanden! Ohne Zweifel kommt es vor, daß die Priester in den Bildnissen der Götter Schätze verbergen, wie auch daß die Tempel beraubt und die Götter entweder fortgeschleppt oder an Ort und Stelle pulverisiert werden. Auch ist eine gewaltsame Behandlung der chinesischen Gottheiten von seiten derer, die sie anbeten sollten, keineswegs undenkbar. So haben wir z. B. gehört, daß

ein Kreismandarin einen Fall untersuchte, in welchen ein Priester verwickelt war, der einen Buddha, den Bewohner des Tempels, der Teilnahme an seinem Verbrechen beschuldigte. Der Götze wurde vor den Richter gerufen, der ihm befahl niederzuknieen, als er dies nicht that, lautete die Strafe auf 500 Streiche. Durch dieselben wurde der Gott in einen Sandhaufen verwandelt und er wurde in Abwesenheit verurteilt.

Fast alljährlich steigt die Bitte zum Regengott auf, er möge seine Macht an der ausgetrockneten Erde beweisen, da dieselbe erst nach einem wohlthätigen Regenschauer bepflanzt werden kann. Wenn lange ohne Erfolg gebetet worden ist, geschieht es nicht selten, daß die Landleute eine gelinde Züchtigung für angezeigt halten. Sie schleifen demnach den Kriegsgott aus seinem Tempel und stellen ihn an den heißesten Platz, den sie finden können, damit er den Stand der Atmospähre an sich selbst wahrnehme. Die Gewohnheit offenkundige Unzufriedenheit mit dem Betragen der Götter an den Tag zu legen, findet einen Ausdruck in der bekannten Redensart: „Wenn du im 3. oder 2. Monat nicht das Dach deines Hauses ausbesserst, wirst du im 5. oder 6. Monat dem Gott der Fluten fluchen.“

Die Bewohner einer großen chinesischen Stadt, welche von einer heftig auftretenden Seuche heimgesucht wurde, kamen zu dem Schlusse, daß diese dem bösen Einfluß einer besonderen Gottheit jener Gegend zuzuschreiben sei. Infolgedessen verbanden sie sich miteinander, gerade als ob sie es mit einem lebenden Raufbold zu thun hätten und verwandelten ihn in seine Bestandteile. Von der Richtigkeit dieser Erzählung haben wir keinen Beweis außer dem ihrer allgemeinen Verbreitung, aber derselbe scheint zu genügen. Dieses ganze Verfahren ist übereinstimmend mit den chinesischen Begriffen über Götter und Geister.

Angesichts solcher Thatsachen könnte ein mit dem chinesischen Charakter Unbekannter leicht den Schluß ziehen, daß die Chinesen überhaupt keine Religion haben. In dem Werke des Mr. Meadows über die Chinesen und deren Empörung werden einige der zu allgemein gehaltenen Angaben des Mr. Hui angeführt und als grundlose Verleumdung des höhern Lebens eines Teils des Menschengeschlechts gerügt. Mr. Meadows giebt zwar zu, daß die Chinesen sich nicht angezogen fühlen von den bloßen Resultaten langjähriger gelehrter Streitigkeiten, noch von dem Betragen der Nationen, welche diese Resultate als Glaubensbekenntnis annehmen; hingegen verwirft er die Annahme, daß die Chinesen

„kein Verlangen nach Unsterblichkeit, keine herzliche Bewunderung alles Guten und Großen, keine rückhaltlose Hingabe an gute, edle Menschen empfinden oder daß ihre Seele sich nicht sehnte, etwas Hohes und Heiliges anzubeten.“

Andererseits hat Sir Thomas Wade, dessen lange Bekanntschaft mit China und den Chinesen ihn berechtigt, mit Autorität über die höchst einfache Frage zu urteilen, ob die Chinesen Religion haben oder nicht, vor kurzem folgende Ansicht ausgesprochen:

„Wenn man unter Religion mehr versteht als bloße Ethik, so bestreite ich daß die Chinesen eine Religion besitzen. Sie haben wohl einen Gottesdienst oder

vielmehr eine Mischung von Gottesdiensten, aber kein Glaubensbekenntnis; unzählige Variationen von kleinlichem Götzendienst, über den sie selbst zu lachen bereit sind, den sie aber nicht zu unterlassen wagen."

Wir fühlen uns nicht berufen, auf die hier aufgestellte interessante und durchaus nicht leicht zu beantwortende Frage näher einzugehen: es fragt sich, ob dadurch ein neues Licht darauf geworfen würde. Unserer Ansicht nach giebt es eine praktische Art die Frage zu erörtern, welche viel zweckdienlicher wäre als deren abstrakte Behandlung. Der Taoismus und der Buddhismus haben großen Einfluß auf die Chinesen gehabt, trotzdem sind dieselben weder Taoisten noch Buddhisten. Sie sind Anhänger des Konfuzius und bleiben Konfuzianer, was auch durch die andern Gedankensysteme ihrem Glauben genommen und zugefügt werden mag.

Wir schließen, indem wir uns bemühen zu zeigen, in welcher Hinsicht der Konfuzianismus nicht der Religion entspricht, welche den Chinesen not thäte. Zu diesem Behuf citieren wir die Aussprüche eines hervorragenden chinesischen Gelehrten, dessen Schlußfolgerungen man nicht leicht beiseite setzen kann.

Am Schlusse seines „Lehrbegriffs des Konfuzius" widmet D. Ernst Faber den Mängeln und Fehlern der konfuzischen Lehre einen Abschnitt, den wir hier anführen, indem wir hier und da ein Wort der Erklärung beifügen.

„Trotz so vieles Ausgezeichneten der konfuzischen Lehre über das Verhalten der Menschen zu einander, mit mancherlei Anklängen an die Lehren christlicher Offenbarung, müssen wir doch eine große Anzahl Punkte als Mängel oder Fehler bezeichnen.

1. Sie kennt kein Verhältnis zu einem lebendigen Gott.

2. Die menschliche Seele wird nicht vom Leibe unterschieden, überhaupt der Mensch weder physisch noch psychisch näher bestimmt.

Der Mangel einer klaren Lehre betreffs der menschlichen Seele ist höchst verwirrend für den ausländischen Forscher des Konfuzius. Für viele Laien ist das schließliche Resultat dieser Lehre, daß sie überhaupt nichts von einer Seele wissen, es sei denn im Sinne animalischer Lebenskraft. Wenn ein Mensch stirbt, giebt es eine klassische Autorität für die Behauptung, daß seine „Seele" gen Himmel und seine „animale Seele" in die Erde geht. Eine einfachere Theorie ist jedoch die so oft vorgebrachte und durchaus mit dem wahren Konfuzianismus übereinstimmende, daß die „Seele" oder der Odem sich in die Luft und das Fleisch in Staub auflöst. Häufig ist es geradezu unmöglich einen Chinesen dafür zu interessieren, ob er drei, eine oder gar keine Seele habe. Er fühlt nicht mehr Interesse für die Aufklärung eines solchen Themas, als für die Frage, welche besonderen Muskeln des Leibes das zum Essen erforderliche Organ in Bewegung setzen. So lange der Prozeß fortdauert, ohne irgend welche Beschwerde zu verursachen, ist es ihm ganz einerlei, welchen Namen der Anatom den verschiedenen Muskeln giebt. Gleicherweise so

lange das Interesse von seinem und seiner Angehörigen Verdauungssystem den Chinesen hinreichend beschäftigt, kümmert er sich wenig um seine eigene und der Seinigen Seele, es werde ihm dann bewiesen, daß diese Angelegenheit in irgend einer Weise mit dem Preise des Getreides in Verbindung stehe.

3. Es wird kein Aufschluß gegeben, warum manche als Heilige, andere als gewöhnliche Menschen geboren werden.

4. Alle Menschen sollen Anlage und Kraft zu sittlicher Vollkommenheit (zum „Edlen" oder „Mann von Bildung") haben, aber der Widerspruch mit der Wirklichkeit wird nicht erklärt.

5. Es fehlt dem System der rechte Ernst gegen das Böse, von dessen Bestrafung keine Rede ist, abgesehen von der Vergeltung im sozialen Leben.

6. Es fehlt tieferes Verständnis der Sünde und des Übels überhaupt.

7. Eine Erklärung des Todes ist ihr darum unmöglich.

8. Sie kennt keinen Mittler, keinen Wiederhersteller der ursprünglichen Natur nach dem im Menschen liegenden Ideal.

9. Das Gebet mit seiner ethischen Macht findet keine Stelle im System.

10. Obwohl Vertrauen (Aufrichtigkeit) häufig betont wird, ist doch die Voraussetzung, Wahrheit der Rede, nicht praktisch eingeschärft, sondern das Gegenteil.

11. Polygamie wird vorausgesetzt und geduldet.

12. Polytheismus wird sanktioniert.

13. Wahrsagerei, Tagewählerei, Omina, Träume und andere Schäume (Phönix, Flußkarte 2c.) werden geglaubt.

14. Die Ethik ist mit äußerem Cermoniell und bestimmter Staatsform vermengt.

15. Des Konfuzius Stellung zu den alten Einrichtungen ist eine willkürliche.

16. Der behauptete Einfluß gewisser musikalischer Weisen auf die Sitten des Volks ist lächerlich.

17. Der Einfluß des bloßen guten Beispiels wird übertrieben und von Konfuzius selbst am wenigsten bewahrheitet.

Wenn es wahr ist, was die Ethik des Konfuzius behauptet, daß der Fürst das Schiff, sein Volk das Wasser ist, daß infolge der runden Form des Bechers das Wasser rund, infolge der flachen Form der Schüssel das Wasser flach wird, so scheint es schwer zu erklären, warum die großen Männer Chinas auf die Charakter-Bildung derer, die ihre Schriften studieren, nicht mehr Einfluß ausgeübt haben. Wenn das Beispiel wirklich so mächtig ist, wie der Konfuzianismus hinstellt, woher kommt es dann, daß seine Wirkungen verhältnismäßig so gering sind? Der (man kann wohl sagen) Vergötterung des „gebildeten oder bedeutenden Menschen" entspricht der gänzliche Mangel eines Mittlers. Wie „gebildet" oder „bedeutend" der Weise auch sein mag, muß er sich doch darauf beschränken, guten Rat zu erteilen. Wird sein Rat nicht angenommen, so kann er es nicht ändern, sondern wird ihn in Zukunft zurückhalten.

Uns schien folgender Abschnitt des Konfuzius immer ein besonders inhaltsschwerer: „Ich führe den, der nicht nach Kenntnis begehrt, nicht in die Wahrheit ein, noch helfe ich dem, der sich nicht erklären will, aus seiner Schwierigkeit. Wenn ich jemandem einen Teil des betreffenden Gegenstandes begreiflich zu machen gesucht

habe und er lernt daraus nicht die übrigen Teile, so wiederhole ich die Lektion nicht." Der Rat, welchen er erteilt, ist nur für bedeutende Männer. Ein solcher Rat ist vorzüglich, aber keineswegs ein Schutzmittel. Wenn er als solcher seine Wirkung verfehlt hat, bedarf es eines Stärkungsmittels. Was nützt es, einem Reisenden, welcher, nachdem er unter Räuber und Mörder geraten ist, entkleidet und verwundet daliegt, vorzustellen, wie wichtig es ist, sich den Karawanen anzuschließen, wie gefährlich ernstliche Verletzungen der Gewebe sind, wodurch viel Blut verloren wird und die Centralnerven leiden. Der durch den Blutverlust bereits erschöpfte Verwundete weiß dies alles und hat es längst gewußt. Was ihm jetzt not thut, sind nicht Vorlesungen über die Folgen einer Verletzung der Naturgesetze, sondern Öl, Wein, ein Zufluchtsort im Falle etwaiger Erholung und vor allem ein kluger hilfreicher Freund. Für die physisch Heruntergekommenen kann der Konfuzianismus zuweilen etwas thun, nicht aber für die sittlich und geistlich Verwundeten.

18. Das soziale System ist tyrannisch. Das Weib ist Sklave. Kinder sind rechtlos den Eltern gegenüber, Unterthanen aber stehen im Verhältnis von Kindern zu den Oberen.

19. Kindliche Pflicht wird zur Vergötterung der Eltern übertrieben.

20. Die Konsequenz des Systems, von ihm selbst gezogen, ist Kultus des Genius, d. h. Menschenvergötterung.

21. Es fehlt bestimmter Ausdruck der Unsterblichkeitslehre, außer im Ahnendienste, welcher ohne wirklichen ethischen Gehalt ist.

22. Aller Lohn wird in dieser Welt erwartet, damit unwillkürlich die Selbstsucht gepflegt, wenn nicht Habsucht, so Ruhmsucht.

23. Das ganze System bietet geringen Leuten keinen Trost weder fürs Leben, noch fürs Sterben.

24. Die lange chinesische Geschichte lehrt, daß der Konfuzianismus nicht fähig ist, eine Wiedergeburt zu höherem Leben und Streben im Volk zu bewirken, ist deshalb auch im praktischen Leben jetzt ganz versetzt mit schamanistischen und buddhistischen Anschauungen und Gebräuchen." (Schluß folgt.)

Missionsrundschau.

Von G. Kurze.

Australien und Ozeanien. III (Schluß).

In Rarotonga, der Hauptinsel, die nach der Zählung vom 1. Juli 1895 2545 Einwohner — darunter 2425 Eingeborene, 109 Europäer und 11 Chinesen — hat, macht sich besonders das Verlangen nach englischem Unterrichte geltend. Auf Anordnung des Staatsrates sind seit Anfang 1896 3 weltliche Freischulen für den Unterricht im Englischen in den 3 Bezirken Avarua, Arorangi und Ngatingiia eingerichtet wurden. Da die Londoner Mission nicht schnell genug Lehrkräfte beschaffen konnte, bemächtigten sich die „Seventh Day Adventists", diese amerikanischen Plagegeister der Südseemissionen, der Leitung zweier Schulen. Der „Pitcairn", das Missionsschiff dieser Sekte, hat in Rarotonga auch einen Missionsarzt gelandet. Wenn man dann noch berücksichtigt, daß die katholische Mission von Tahiti aus 2 Patres und 2 Schwestern und die Mormonen einen verheirateten

Missionar in Rarotonga unterhalten, so fehlt es der Londoner Mission, speziell ihrem Leiter Hutchin, nicht an Arbeit und Kampf. Das Londoner Missionsinstitut auf Rarotonga zählte im J. 1895 22 Zöglinge, von denen 6 mit ihren Frauen nach Neuguinea zogen.

Auf Mangaia starb ein alter Missionsgehilfe Laurae, der durch seine Treue und christliche Charakterfestigkeit einen überaus segensreichen Einfluß auf seine Landsleute ausgeübt hatte. Auch ging im Herbst v. J. in der Nähe von Sydney der Veteran der Hervey-Mission, Wyatt Gill, der litterarisch sehr im Interesse seines alten Arbeitsgebietes thätig war, im 68. Lebensjahre heim.

Von den nördlichen Außenposten der Hervey-Mission waren die 4 Inseln Penrhyn, Rakaanga, Manihiki und Pukapuka drei Jahre hindurch von keinem Missionar besucht worden. Trotzdem fand Missionar Cullen, als er im August 1895 dahin kam, die Arbeit in befriedigendem Fortgange; nur Pukapuka macht einen sehr herabgekommenen Eindruck. Hoffentlich kommen in Zukunft nicht wieder so lange Pausen zwischen den Visitationsreisen vor. Gerade in dieser Übergangszeit, wo europäischer Handel und Verkehr auch die entferntesten Südseeinseln immer mehr in ihren Bereich ziehen, bedürfen die eingeborenen Missionare des öfteren Beirates der europäischen Glaubensboten.

Auch auf den Hervey-Inseln und zwar in Rarotonga wurde unter Vorsitz des Residenten das Centenarjubiläum der Londoner Mission festlich begangen. Die Königin Makea und die Frauen von Avarua, die davon gehört hatten, daß die Zöglinge von Malua auf Samoa an Stelle der wenig lohnenden Kopraerzeugung Kaffeebau einführen wollten, machten sich ein Vergnügen daraus, jenen 5 Säcke frischgeernteter Kaffeebohnen als Geschenk zur Aussaat zu übersenden (Chronicle 1895, 243, 268; 1896, 103. Austr. C. W. 556, 8. Austr. Independent 1896, 251. Ann. R. L. M. S. 1896, 163. D. Rundschau f. G. u. St. 1896, 85.

Missionar Lawes von Niue klagt sehr über die zunehmende Auswanderung, die einen beträchtlichen Teil der jungen Männer auf Jahre hinaus nach Tonga und anderen Gruppen entführt. Bei ihrer Rückkunft bürgern sie manches Schlimme auf der Insel ein. So waren am Ende d. J. 1895 von einer Gesamtbevölkerung von 5000 Seelen nicht weniger als 421 junge Leute abwesend. Große Sorge macht dem Missionar auch die schier unausrottbare Unkeuschheit unter der Jugend; im Berichtsjahre mußten beispielsweise 69 Fälle von Versündigungen gegen das 6. Gebot mit Ausschluß aus der Kirchengemeinschaft bestraft werden. Der Missionar wünscht daher sehr, daß die Londoner Direktion die nötigen Kräfte und Mittel bewilligen möge, um auf die weibliche Jugend durch die Einrichtung eines Internates im Geiste christlicher Zucht einwirken zu können. Ein Lichtstrahl in diesem trüben Bilde ist die fast sprichwörtlich gewordene Freigebigkeit und Opferwilligkeit der Niueaner Christen; im J. 1895 brachten sie für kirchliche Zwecke die Summe von 10330 Mk. auf; die Frauen in den beiden Dörfern Hakupu und Liku hatten als Extrabeitrag 924 Hüte im Werte von 800 Mk. geflochten (Chronicle 1896, 210. Ann. R. L. M. S. 1896, 163.)

Die wackeren Sendboten der Pariser Evangelischen Missionsgesellschaft sind unermüdlich thätig, von Tahiti, als ihrem Centrum, aus die evangelischen Insulaner von Französisch-Ozeanien in ihrem Christenglauben zu stärken. Die hauptstädtische Gemeinde in Papeete zeigte sich im J. 1895 recht opferwillig; die

über 300 kommunionberechtigten Mitglieder derselben brachten im ganzen 6300 Frcs. für kirchliche Zwecke und 1750 Frcs. für die Mission auf. Leider wird in den Landgemeinden Tahitis die von den Behörden gewünschte geräuschvolle jährliche Feier des Nationalfestes mit den dabei unvermeidlichen Trinkgelagen und zügellosen Tänzen für manchen schwachen Christen ein Fallstrick zur Sünde. Ein eingeborener Diakon Tiarei, sowie der Pastor von Punania, hatten übrigens am 14. Juli 1895 den Mut, ihre Gemeinden von der Teilnahme an jenen Festen zurückzuhalten, obgleich ihnen die Behörde dafür mit Gefängnis drohte. Eine Zeitlang war das evangelische Volksschulwesen auf Tahiti, um dessen Hebung sich die Pariser Missionare ein ganz besonderes Verdienst erworben haben, durch die Ränke der katholischen Missionare gefährdet. Die katholische Partei benutzte nämlich die Aufhebung der sogenannten „Laienschulen" zu einem Petitionssturm auf den „Generalrat" mit der Absicht, das ganze Unterrichtswesen in die Hände der Schulbrüder zu legen. Zum Glück verliefen alle diese Machinationen erfolglos; im Gegenteil, der Generalrat bewilligte den evangelischen Schulen, von deren Vortrefflichkeit die jährlichen Prüfungen die Behörde überzeugt hatten, eine angemessene Unterstützung.

Im Gegensatz zu Tahiti beklagt sich auf dem benachbarten Moorea Missionar Brun über den Niedergang der Schulen; dagegen erfreut sich das in Papetoaï, dem Hauptorte der Insel, befindliche, von 15 Zöglingen besuchte Predigerseminar der Blüte; drei Abiturienten der Anstalt konnten ordiniert werden, von denen zwei in Tahiti und Moorea Pfarrstellen übernahmen, während der dritte als Missionar in den Tuamotu-Archipel zog.

Auf den Austral-Inseln, deren Christengemeinden von Papeete aus durch Missionar Vernier beaufsichtigt werden, herrscht ein reges kirchliches Leben, und weder den Adventisten, noch den Mormonen hat es bisher gelingen wollen, dort festen Fuß zu fassen. Leider ist die Verbindung zwischen Tahiti und jener Gruppe eine sehr unsichere und kostspielige. Die Pariser Gesellschaft hat sich daher entschlossen, einen Missionsschooner zu beschaffen und einen eigenen Missionar für die Gruppe anzustellen, der dann auch seine Kräfte zugleich den großenteils noch heidnischen Tuamotu- und Markesas-Inseln zu widmen hätte. Für diesen Posten ist ein Sohn Verniers in Aussicht genommen, der aber zur Zeit noch das Pariser Missionsinstitut besucht. In der Zwischenzeit gedenkt der Enkel eines der ersten Tahiti-Missionare, der amerikanische Pastor Henry — von Geburt ein Tahitianer —, unterstützt von seinen amerikanischen Freunden, drei Jahre lang die Leitung der Austral-Mission zu übernehmen.

Auf den Inseln unter dem Winde ist es der französischen Regierung noch immer nicht gelungen, ihre 1888 geschehene formelle Besitzergreifung nun auch überall in Wirklichkeit durchzuführen. In Rajatea und Tahaa wenigstens stehen noch zwei Drittel der eingeborenen Bevölkerung mit den Franzosen auf dem Kriegsfuße. Für die evangelische Mission entstehen dadurch ganz besondere Schwierigkeiten; denn die durchweg, wenigstens nominell evangelischen „Renitenten" wollen nichts von den Pariser Missionaren wissen und haben am 2. August 1895 den Gemahl ihrer Königin zum Pastor gewählt und ordiniert. Daß das Christentum dieser Eingeborenen bei ihrer auf die Dauer ganz fruchtlosen Isolierung ein sehr trübes Gepräge trägt, ist sehr natürlich; Streitsucht und Zauberei richten viel Schaden an und verbittern die Herzen. Missionar Brunel hat im Frühjahr 1896

an seinen jungen Kollegen Huguenin eine willkommene Hilfe erhalten. Der Generalkommissar Cheffé, früher Gouverneur von Tahiti, der im August 1895 in besonderem Auftrage der Pariser Centralregierung auf Rajatea war, um die Unterwerfung der Aufständischen herbeizuführen, mußte unverrichteter Sache wieder abziehen; wes Geistes Kind er war, geht daraus hervor, daß er den eingeborenen Pastoren den Rat gab, die Missionskollekten für sich zu behalten! Die treuen Männer ließen sich natürlich durch den Versucher nicht beirren und die 1895er Kollekte betrug in Rajatea — bei einer Anzahl von 150 Kirchengliedern — die hohe Summe von 2500 Frcs., obgleich im selben Jahre der „Generalrat" die kirchlichen Lasten der Insel durch Einziehung der Subvention der eingeborenen Geistlichkeit vermehrt hatte. Sehr segensreich für das innere Leben der Evangelischen in Rajatea erwiesen sich die Gebetsversammlungen, welche Brunel in den Tagen vom 9.—11. September im Hauptort Uturoa abhielt (Journal des Miss. Evang. 1895, 396, 432, 517; 1896, 93, 133, 283, 285, 295, 326, 333, 383, 482, 479, 479, 569. Rapport Ann. 1895, 62, 64).

Litteratur-Bericht.

1. **Warneck:** „Das Bürgerrecht der Mission im Organismus der theologischen Wissenschaft." Antrittsvorlesung an der Universität Halle-Wittenberg. — Berlin 1897. M. Warneck. 50 Pf. — Völlig ungesucht ist dem Herausgeber in seinem Alter noch der Beruf geworden, die Mission als Universitätslehrer zu vertreten, und bei dem Beginn dieser Thätigkeit empfand er es ebenso als ein persönliches wie sachliches Bedürfnis, über die Qualifikation und Berechtigung der Missionskunde als theologischer Wissenschaftszweig ein Wort zu sagen. Wer mit meinen verschiedenen Schriften bekannt ist, wird ja in dieser Antrittsvorlesung nicht lauter neue Gedanken finden, sie enthält vielmehr im knappsten Rahmen — denn es standen für sie nur ¾ Stunden zur Verfügung — gleichsam das Programm meiner missionarischen Lebensarbeit. Nicht als ob ich von vornherein überhaupt ein Programm gehabt oder gar systematisch nach dem vorliegenden gearbeitet hätte. Als ich vor ca. 30 Jahren Missionsstudien begann, tappte ich sehr im Dunkeln, aber nach und nach enthüllte sich mir eine Reihe größerer Gesichtspunkte, die allmählich sich immer mehr klärten und reiften und ganz langsam und fast unwillkürlich zu einem Ganzen gestalteten. Lange habe ich nur Bausteine gesammelt sowohl zu einer wissenschaftlichen Missionsgeschichtsbehandlung wie zu einem Systeme der Missionstheorie; zu einer missionarischen Apologetik auch diese kaum. Wenn ich nun die Grundgedanken unter die sich mir über einer jahrelangen Arbeit die Missionskunde gestellt hat, beim Antritt einer akademischen Lehrthätigkeit zusammenfasse, um zunächst vor meinen Zuhörern, dann aber auch vor den Vertretern der Theologie, das Heimatrecht der Mission im Ganzen dieser Wissenschaft zu erweisen, so hoffe ich den Lesern zugleich eine Art Einleitung in die Missionskunde darzubieten, die ihnen den Dienst einer Orientierung thut und sie überzeugt, daß die ausbreitende Thätigkeit der christlichen Kirche auch der theologischen Arbeit ein weites Gebiet öffnet, dessen Bebauung der Zukunft noch sehr fruchtbare Aufgaben stellt.

2. **Burkhardt:** „Die Brüdergemeine". Zweiter Teil. Die Brüdergemeine in ihrer gegenwärtigen Gestalt. Gnadau 1897. I und II geb. 2,50 Mk. Indem wir auf unsere Anzeige des ersten Teiles dieses Werkchens verweisen (1893, 575), bemerken wir nur, daß der zweite viel kürzere Teil dieselben Vorzüge bündiger Klarheit trägt. Nach des Verfassers Erklärung soll er nicht bloß als ein Anhang zum ersten Teil, sondern als die eigentliche Hauptsache betrachtet werden; vielmehr sollte die geschichtliche Entwickelung der Brüdergemeine nur dazu dienen, ihre gegenwärtige Gestalt verständlich zu machen. Das Bild dieser Gestalt wird in 5 Hauptkapiteln gezeichnet: die Lehre, die Ordnung des Gottesdienstes, die Verfassung, die Thätigkeit und der gegenwärtige Bestand der Brüdergemeine. Kapitel 4 und 5 schließen das Hauptwerk der Brüdergemeine, die Mission, ein.

3. **Heilmann:** Missionskarte der Erde nebst Begleitwort. Mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Kolonieen. 3. verb. Auflage. Gütersloh 1897. 1,20 Mk. Dieses brauchbare Hilfsmittel, besonders für den Missionsunterricht in der Schule, erscheint in seiner 3. Auflage wesentlich vermehrt nicht bloß durch die Zahl der Abbildungen (von 7 auf 18), sondern vornehmlich durch reichere litterarische Fingerzeige, und verbessert durch eine Revision eines großen Teils des Textes. Selbstverständlich sind auch die statistischen Angaben nach den neueren Ergebnissen geändert. Die Hauptsache bleibt die Karte.

4. **L. Guinneß:** „Welches Haus?" Eine Missionsstudie. Aus dem Englischen. Gütersloh 1897. 1 Mk. Die Verfasserin gebraucht die Geschichte des zweiten Tempelbaus als Typus der Thatsache, daß die Bauarbeit am Reiche Gottes leider der Befriedigung unserer persönlichen Bedürfnisse immer nur zu sehr nachstehe und läßt die Not der Heidenwelt einen beredten Appell an die Gewissen richten, damit ihr missionarisches Pflichtgefühl geweckt und gestärkt werde. Wck.

Wer das lieset, der merke darauf.

Ich fürchte, der unter dieser Überschrift S. 230 gebrachte Artikel ist von den Lesern der A.M.Z. seines Kleindrucks wegen übersehen worden. Ich erlaube mir daher, noch einmal auf ihn aufmerksam zu machen. Die Norddeutsche Miss.-Gesellschaft feiert bald das erwähnte 50jährige Jubiläum und Pastor Zauleck wie der Unterzeichnete möchten ihr gern eine größere Jubiläumsgabe übermitteln, als die 50 Mk., die bis jetzt eingegangen sind.

Warneck.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

Die moderne Weltevangelisations-Theorie.[1])

Vortrag des Herausgebers auf der neunten kontinentalen Missionskonferenz in Bremen.[2])

Unter dem Schlagworte: „Evangelisation der Welt“, jetzt mit dem Zusatze: „in dieser Generation“ hat sich seit einigen Jahrzehnten in weiten englischen und amerikanischen Missionskreisen eine Auffassung der Missionsaufgabe geltend gemacht, die eine gegen die bisherige wesentlich veränderte Missionsmethode im Gefolge hat. Dieses moderne Schlagwort fordert unsere Prüfung umsomehr heraus, als die durch dasselbe in Gang gebrachte Missionsbewegung auch auf dem europäischen Kontinente um sich zu greifen scheint und die Vereinigung der sog. Student Volunteers jüngst an die Missionsgesellschaften — allerdings zunächst nur Britanniens — die Aufforderung gerichtet hat: das Schlagwort: „Evangelisation der Welt in dieser Generation als ihre Missionspolitik[3]) zu acceptieren.“

---

[1]) Öhler, Gedanken über Evangelisation und Mission. Ev. Miss. Mag. 1894, 177. Warneck, Evang. Missionslehre, III, 224. Hartmann, Die China-Inland-Mission, A. M.-Z. 1894, 485. Clemen, Die Missionsbewegung unter den Studenten Englands im Lichte der Missionskonferenz in Liverpool, Ebd. 1896, 122, cf. 1890, 272. Berlin, Die modernen Allianzmissionen, Ebd. 1897, 71, 112. Report of the Detroit convention, Boston, 1894. Wishard, A new programme of missions, New York, 1895, cf. Miss. Rev. of the World, 1895, 641. Report of the international Students Miss. Conf. at Liverpool, 1896. The evangelization of the world in this generation: Int. 1896, 253 (Stock) und 1897, 253 (Mc Neille) und The Student Volunteer Januar bis April 1897.

[2]) Ich bin durch die genannte Konferenz ausdrücklich ermächtigt worden zu erklären, „daß dieser Vortrag in allen wesentlichen Punkten ihre ungeteilte Billigung gefunden.“ Nur wurde von einigen Seiten geltend gemacht, daß vielleicht die Energie, mit welcher das besprochene moderne Schlagwort in Tausenden das Missionsgewissen geweckt, noch anerkennender hätte hervorgehoben werden können und daß in der kraftvollen Bewegung, die die Folge dieser Gewissenserweckung, auch ein berechtigter Protest gegen eine gewisse Schwerfälligkeit in dem gegenwärtigen Missionsbetriebe liege. Die Konferenz wünschte auch eine Übersetzung des Vertrages ins Englische, Französische und Holländische.

Ein Gesamtbericht über die Bremer Konferenz folgt in der nächsten Nummer. Auch wird ein Separatbericht über die Verhandlungen derselben veröffentlicht werden.

[3]) Memorial of the Stud. Vol. Miss. Union to the Church of Christ of Britain. Int. 1897, 371 und The Stud. Vol. 1897, 77. Selbst wenn die Verfasser dieses Aufrufes wirklich Universitäts-Studenten sind, bleibt es immer etwas Gewagtes, daß die zunächst ans Lernen gewiesene Jugend den alten erfahrenen

Nachdem schon früher die bloße Weltevangelisation als Missionsaufgabe seitens des Begründers der China-Inland-Mission mit einer gewissen Offenheit für Modifikationen proklamiert worden ist, hat sie auf dem amerikanischen Boden vornehmlich durch den Zusatz: „in dieser Generation“ ein weit enthusiastischeres Gepräge bekommen und beherrscht neben den Allianz-Missionen namentlich die sog. studentische Missionsbewegung englischer Zunge. Ihre Hauptvertreter sind außer Hudson-Taylor, Grattan Guinneß, Arthur Pierson, Mr. Wishard, Mr. Wilder, Dr. Simpson und der schwedische Evangelist Franson.

So groß unsere Hochachtung ist vor der persönlichen Frömmigkeit und selbstlosen Hingabe dieser Männer wie der großen Mehrzahl ihrer Anhänger; so dankbar wir die missionarische Erweckungsbewegung begrüßen, welche durch die Energie hervorgerufen worden ist, mit der das neue Feldgeschrei der heimatlichen Christenheit das Missionsgewissen geschärft hat; und so bereitwillig wir zugeben, daß die Grundsätze der Weltevangelisations-Theorie für die Missionspraxis auch manche beachtenswerte Winke enthalten, so darf uns diese dreifache Anerkennung doch nicht gegen die Gefahren verblenden, mit welchen sie den gesunden Missionsbetrieb bedroht. Biblische Nüchternheit wie missionarische Erfahrung machen uns sachliche Kritik zur unabweisbaren Pflicht.

Fragen wir zuerst: was versteht man unter Weltevangelisation als Missionsaufgabe? um dann die Begründung, die man ihr giebt und die missionsmethodischen Grundsätze, die man aus ihr ableitet, einer Prüfung zu unterziehen. Unsere Stellung zu ihr ergiebt sich dann von selbst.

I.

Eine klare Definition von Weltevangelisation zu geben, ist darum nicht leicht, weil ihre Vertreter teils sich in rhetorischen Ausdrücken bewegen, teils in ihren Erklärungen sich widersprechen, teils bestimmte Definitionen geradezu ablehnen.

Der oratorisch begabte und an Schlagworten erfindungsreiche Hauptapologet der Weltevangelisations-Theorie, Arthur Pierson, erklärt das eine Mal: „evangelisieren heißt: sagen, erzählen (to tell) die gute Bot-

---

Missionsgesellschaften ein rhetorisches Schlagwort als die Richtschnur für eine neue „Missionspolitik“ empfiehlt. Bekanntlich deckt sich aber nicht einmal die englische Bezeichnung student mit dem deutschen Begriff dieses Wortes, sondern schließt auch die Gymnasiasten ein, und namentlich in Amerika scheint die Majorität der Student Volunteers aus Gymnasiasten zu bestehen.

schaft. In Matth. 24, 14 findet man zwei große Worte, die gebraucht sind, um die Proklamation des Evangelii zu beschreiben: Predigen und Zeugnis. Diese beiden Worte umfassen alles, was unter Evangelisation gemeint ist. Die uns beschäftigende große Frage schließt Unterricht (education) und Aufbau (edification) aus. In Römer 10, 17 ff. sind als die 4 Stufen der Evangelisation bezeichnet: senden, proklamieren, hören, glauben." [4]) Dagegen protestiert derselbe Mann ein andermal gegen die Auffassung der Evangelisation als bloßer Proklamation der Heilsbotschaft, indem er ausdrücklich in sie einschließt: Gemeindesammlung, Erneuerung des Familienlebens, Schulgründung, Preßthätigkeit und ärztliche Mission. [5]) Ähnlich ist es bei Hudson-Taylor. Während er erst schreibt: „Es giebt im Worte Gottes kein Gebot, Missionsstationen zu errichten und auch kein Beispiel. Das Gebot ist, zu evangelisieren, d. h. in die ganze Welt zu gehen und aller Kreatur das Evangelium zu predigen," giebt er dann doch wieder zu, daß „Stationen bis zu einem gewissen Maße nötig werden" und legt selbst Stationen an, freilich — wenn wir ihn recht verstehen — wesentlich nur als Ausgangs- und Mittelpunkte für Reisepredigt. Auf die letztere legt er alles Gewicht, daneben aber bekennt er auch, daß sie vielfach nur den Wert einer „Vorbereitungsarbeit" habe. [6]) Diese Unklarheit geht durch die ganzen Verhandlungen der internationalen Studenten-Missionskonferenz in Liverpool, [7]) durch das Organ der Student Volunteer Missionary Union [8]) und durch die Grundsätze der Allianz-Missionen. [9]) Der

---

[4]) Rep. Conf. at Liverpool, 178 f.

[5]) The divine enterprise of missions. Ch. M. Int. 1896, 258.

[6]) A. M.-Z. 1894, 497 f.

[7]) Rep. 117, 178 f., 223 f.

[8]) Der Student Volunteer bringt durch die vier ersten Nummern 1897 einen Artikel über die Evangelisation of the world in this generation. Mit großem Nachdruck wird in demselben immer wieder betont, daß dies das Schlagwort der Bewegung sei, aber wenn man nun denkt, man werde in ihm eine klare Auskunft erhalten darüber, was unter diesem Schlagwort zu verstehen sei, so wird man sehr enttäuscht. Alles was über evangelisation gesagt wird, ist dies (ich gebe es in englisch, um durch Übersetzung mich nicht dem Vorwurf einer Trübung auszusetzen): evangelisation shall not mean a hasty and imperfect heralding of the gospel but such as we should have ourselves (S. 5) und evangelisation means to witness, to preach the gospel, to teach, to lay the foundation in and for the holy spirit; it is a process continuous and illimitable, springing from a heart of love; it means praying, striving, pleading, until Christ gains the victory and then it merges into Christian fellowship and

besonnene Herausgeber des Intelligencer, der nicht bloß die Unklarheit, sondern die Unhaltbarkeit des Schlagwortes „Weltevangelisation" im Sinne von bloßer Proklamation des Evangelii wohl durchschaut,[10]) aber mit seiner Kritik offenbar aus praktischen Bedenken hinter dem Berge hält, sucht sich dadurch zu helfen, daß er der Phrase: „in der gegenwärtigen Generation" nur einen anderen Sinn giebt und von Weltevangelisation eine bestimmte Definition ablehnt. Es überrascht, wenn ein Mann wie Eugen Stock erklärt: „Wir müssen folgern, daß, weil uns Gott nicht deutlich (exactly) geoffenbart hat, in welchem Sinne die Evangelisation der Welt ein wesentliches Vorerforderniß der Wiederkunft

---

brotherhood. On the other hand we must beware of undne concentration. Jesus preached in the cities and villages of Samaria, Galilee and Indaea; St. Paul „fully preached the gospel" from Jerusalem to Illyricum (S. 52). Our watchword is not a prophecy but we have seen a vision of the world evangelised, and henceforth we look for it, we pray for it, we work for it (S 51).

Diese unklare Begriffsbestimmung der evangelisation wird noch übertroffen durch die völlig vage Erklärung des in this generation, die gar keine Erklärung ist: it shall mean that the great consummation, that He is exspecting, shall have not a second place in our thoughts but the first and the first fruits of our lives and efforts. The fuller interpretation of our watchword . . . must be found in the words of Christ, which it sums up and in the whole word of God and in the guidance of the holy spirit; but let it be our prayer, our hope, our life-long aim (5). Is it possible in this generation? Most distinctly we answer: yes (52). Das ist alles.

Und ähnlich ist es in dem Memorial (Int. 1897, 371). Da heißt es: We do not understand evangelisation to mean a mere hurried proclamation of the truth of Christ. We understand it to mean that the gospel should be preached intelligibly and intelligently to every soul in such a manner, that the responsibility for its acceptance shall not longer rest upon the Christian church but upon, each man for himself. Hence the watchword is perfectly in harmony with the leavening influences, educational, medical and pastoral, now in operation in the mission field. Wird mit dieser Definition Ernst gemacht, dann ist der Zusatz: in this generation pure Phrase, denn es ist unmöglich, daß eine Generation ausreicht, in solcher Weise jeden einzelnen Menschen in der ganzen Welt unter alle Einflüsse des Evangelii zu stellen. Wird aber das Schlagwort: in this generation ernst genommen, so wird die oben gegebene Definition der Evangelisation zur Phrase. Freilich giebt das Memorial auch eine ganz nichtssagende Erklärung von in this generation, nämlich: Christ wishes his followers in every age to carry the message of his love to the whole fallen race.

[9]) Allg. M.-Z. 1897, 75.

[10]) Int. 1896, 258.

des Herrn ist, es unsere Schuldigkeit ist, seinen klaren Befehlen zu gehorchen, ohne Fragen zu stellen. Und seine Befehle sind: „prediget das Evangelium aller Kreatur und „machet zu Jüngern" alle Völker."[11])

Es liegt der Unklarheit und dem Widerspruche in der Definition des in Rede stehenden Schlagwortes wohl die Empfindung zu Grunde, daß die einseitige Betonung der bloßen Proklamation des Evangeliums die ganze Missionsaufgabe nicht erschöpfe und in der Missionspraxis sich als unhaltbar erweise und diese Empfindung ist als Kritik und Korrektiv zu bewillkommnen. Aber der Mangel einer präcisen Definition darf uns nicht täuschen. Zumal der Zusatz: „in der gegenwärtigen Generation", der geradezu als das charakteristische Feldgeschrei der Evangelisationsrichtung ausgegeben und der zur inhaltlosen Phrase wird, wenn er nicht etwas als Möglichkeit Gedachtes besagt, dieser Zusatz enthält eine solche nähere Bestimmung des Begriffs Weltevangelisation, welche ihn wesentlich auf die bloße Kundmachung des Evangelii in der ganzen Welt oder auf das bloße Zeugnisablegen beschränkt. Daß der Begriff thatsächlich auf eine solche Auffassung der Missionsaufgabe hinausläuft, welche die Hauptvorbedingung der Wiederkunft Jesu für erfüllt hält, wenn überall jedermann das Evangelium nur zu Gehör gebracht worden ist, das ergiebt sich am klarsten aus den Missionsgrundsätzen, nach denen man sie praktisch betreibt. Die Grundsätze ergänzen, was den Definitionen an Klarheit fehlt. Welche sind es?

Erstens: es müssen große Scharen von Evangelisten ausgesandt werden. Wiederholt ist durch Divisionsexempel festgestellt worden, wieviel Evangelisten man brauche, damit jedem Menschen innerhalb einer bestimmten Zeit das Evangelium zu Gehör gebracht werden könne. Je nachdem man dem einzelnen Ausrichter der Heilsbotschaft mehr oder weniger als 10000 Nichtchristen zugewiesen,[12])

---

[11]) Ebd. 259. Ebenso ist Stock geneigt, die Frage abzulehnen, ob die Weltevangelisation in dieser Generation möglich sei. Der Glaube werfe diese Frage überhaupt nicht auf. 225. — Auch der zweite Artikel im Int. über denselben Gegenstand bringt keine Definition. Nur einmal sagt er die Evangelisation sei von dem pastoral work sehr verschieden (1897, 254).

[12]) Im Int. (1897, 253) wird das Divisionsexempel auf Grund einer Verteilung des Areals gemacht, d. h. nach Quadratmeilen bestimmt, wie viel Evangelisten man brauche, um in 15, sage fünfzehn Jahren die auf England entfallende Hälfte der Welt zu evangelisieren. Der Rechner bringt das Kunststück mit 1000 Geistlichen und 500 Laienmissionaren fertig.

hat man weniger oder mehr als 100000 Sendboden verlangt.[13]) Selbst ein so geistlich gesinnter Mann wie Hudson-Taylor motiviert die Forderung von 1000 weiteren Missionaren für China wiederholt auf folgende Weise: „Wenn man die Bevölkerung Chinas auf 250 Millionen schätzt, werden ungefähr 50 Millionen Familien da sein. Wenn 1000 Tage lang jeden Tag 50 Familien oder 150 Erwachsene, die vorher unerreicht waren, von jedem der 1000 Evangelisten beeinflußt würden, dann könnte jede Familie binnen 3 Jahren das Evangelium hören.„[14]) Und wie für China so fordert man für die ganze Welt darum auf einmal so viele Missionare, um in kürzester Zeit überall jedermann die Kunde von Christus sagen zu können. Ist so allen Menschen Gelegenheit gegeben, diese Kunde zu hören, so ist Zeugnis abgelegt und die Missionsaufgabe erfüllt. Das Schlagwort: „in dieser Generation" kann nur einen Sinn haben, wenn die Missionsaufgabe als bloße Proklamation des Evangelii aufgefaßt wird, denn kein mit dem Detail der Missionsarbeit auch nur einigermaßen vertrauter Mensch kann für möglich halten, daß eine Christianisierung, zu der in den früheren Missionsperioden auf beschränkterem Missionsgebiete Jahrhunderte gehört haben, heute für die ganze Welt innerhalb einer Menschengeneration ausführbar ist.[15])

Der zweite Grundsatz heißt: Eile. Schnell soll die ganze Welt evangelisiert werden, darum wird alles auf Beschleunigung angelegt und das Zeitmaß für die Arbeit möglichst kurz bemessen. Damit die vielen Evangelisten bald ausgehen können, soll man sich nicht lange mit ihrer Vorbildung aufhalten. Es genügt, daß sie bekehrt sind und daheim andere bekehrt haben; vielleicht noch einiger biblischer Unterricht und — wenigstens nach Taylors verständiger Praxis — ein sprachlicher Kursus.[16]) Um schnell überallhin die Kunde von Christus zu tragen, wird

---

[13]) Der Student Volunteer (53) erklärt es als die Ansicht der Majorität (few would doubt), daß 100000 hinreichen würden, alle Schwierigkeiten zu überwinden. Von diesen 100000 kämen 33000 auf Großbritannien.

[14]) A. M.-Z. 1894, 457, 497.

[15]) Um ein etwaiges Mißverständnis zu vermeiden, bemerke ich, daß selbst die bloße Proklamation des Evangelii durch die ganze Welt innerhalb der gegenwärtigen Generation unausführbar ist, wenn unter ihr auch nur eine leiblich verständliche Predigt gemeint ist. Schon die geographischen und sprachlichen Schwierigkeiten sind in so kurzer Zeit nicht zu überwinden, selbst wenn genug Evangelisten da wären und sie sich planmäßig über die ganze Erde verteilten, was jedenfalls sehr unwahrscheinlich ist.

[16]) A. M.-Z. 1894, 488. 1897, 74.

ferner die Reisepredigt zur missionarischen Hauptaufgabe gemacht. Auf Gemeindbegründung, kirchliche Organisation, Schulthätigkeit und dergl. läßt man sich wenig oder gar nicht ein. Und zwar wird auf das Reisen so sehr der Nachdruck gelegt, daß man einen Aufenthalt von wenig Wochen, ja vielleicht nur Tagen, an jedem Ort für ausreichend hält, um die Predigt zum Zeugnis auszurichten. Sind Eingeborene da, die Erweckten im Glauben zu befestigen, so ist das willkommen, aber nicht unerläßlich; bleibt kein Evangelist, so wird der heilige Geist die Neubekehrten weiter führen auch ohne die Hilfe menschlicher Werkzeuge.[17]) Diese Eile auch im Weiterziehen ist nur verständlich, wenn als Missionsaufgabe die bloße Proklamation des Evangelii und diese Proklamation als Predigt aufgefaßt wird, welche zum „Zeugnis" hinreicht.

Zum dritten sollen die Evangelisten vornehmlich dahin gesandt werden, wo bisher „noch kein Zeugnis abgelegt worden ist." Das geschieht nicht, um die Konkurrenz mit anderen Missionen zu vermeiden, sondern um dem Missionsgebiete schnell einen weltweiten Umfang zu geben. Man fragt nicht: „wo sind die Thüren offen", sondern wo ist ein Land ohne Kunde vom Evangelio? Ob es durch eine vorsehungsvolle Präparation missionsreif ist, das steht ganz zurück wesentlich gegen die Erwägung, daß der Aufschub der Heilspredigt in einem nichtchristlichen Lande die Wiederkunft Jesu aufhalte. Weil in kürzester Zeit überall Zeugnis abgelegt werden muß, so wird die Losung ausgegeben: Zerstreuung der Kräfte. Namentlich Pierson wird nicht müde zu wiederholen: diffusion, not concentration.[18]) Auch diese Parole bezweckt nichts anderes, als durch ausgebreitete Tirailleurkolonnen über die weitesten Räume in der kürzesten Zeit die Heilsbotschaft ausrufen zu lassen, oder den Samen des Evangelii auszustreuen, ohne weder zu fragen, ob der Acker gepflügt ist, noch Fürsorge zu treffen, daß die Saat gepflegt wird.

II.

Tiefer in diese ganz moderne Missionstheorie werden wir aber erst eingeführt, wenn wir uns mit ihrer Begründung beschäftigen. Soweit ich sehe, ist dieselbe eine dreifache: Christi Befehl, das apostolische

[17]) Chinabote 1894, Febr. Vergl. Ev. Miss. Mag. 1894, 179. A. M.-Z. 1897, 30.

[18]) Rep. Cent. Conf. in London 1888, 183: Not concentration but diffusion; not the selection of fields because they seem to be promising or are attractive because permeated with modern occidental civilisation. (Pierson).

Vorbild und der Zusammenhang der Mission mit der Parusie. So biblisch diese Begründung zu sein scheint, so beruht sie doch auf einer einseitigen Schriftbenutzung, oberflächlichen Schriftauslegung und ungeschichtlichen Schriftanwendung auf die Gegenwart.

Die neutestamentliche Beweisstelle für die Weltevangelisation als Missionsaufgabe ist vornehmlich Matth. 24, 14: „Das Evangelium vom Reich wird gepredigt werden in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker und dann wird das Ende kommen.“ Als Vorbedingung seiner Parusie bezeichne hier Christus lediglich die allgemeine Predigt des Evangelii; sie und nichts weiter sei daher der Missionsauftrag. Die Christenheit habe ihrer Missionspflicht genügt, wenn sie fürgesorgt habe, daß allen Menschen an allen Orten das Evangelium angeboten werde (presented); sie sei dann der Verantwortung ledig, dieselbe falle ganz auf das Haupt der Hörer.[19]) Es wird wohl einmal die Frage aufgeworfen: wenn nun niemand das Evangelium annimmt, obgleich es allallgemein bezeugt wird, ob das Evangelisation sei? aber die Frage bleibt unentschieden.[20]) Jedenfalls ist die Meinung, auf den Erfolg oder Nichterfolg der Predigt bei dem einzelnen Hörer oder gar im Gemeinschaftsleben komme es nicht an, sondern lediglich darauf, daß sie überall ausgerichtet worden ist. Daß die Predigt bei einzelnen auch Errettung wirke, wird wohl als selbstverständlich angenommen, aber das Vorerfordernis für die Parusie bleibt nur die universale Zeugnisablegung.

Nun ist freilich die Predigt missionarischer Auftrag und im gewissen Sinne kann man ja sagen, die Mission habe ihre Aufgabe erfüllt, wenn sie die Predigt gewissenhaft ausrichtet, denn wie der Glaube so kommt das christliche Leben aus der Predigt. Und wenn die Theorie der Weltevangelisation nichts weiter besagte, als daß in der Mission der Hauptnachdruck auf die Predigt gelegt und daß dieselbe auch als Reisepredigt energisch betrieben werden müsse, so könnte man das gegenüber der überschätzenden Bevorzugung mancher anderen Missionsagentien, zu der menschliche Klugheit, welche weiser sein will als die göttliche Thorheit, die heutige Missionsmethode manchmal verleitet, nur als ernste Mahnung dankbar begrüßen. Jedenfalls hätten wir dann keine Veranlassung zu einer prinzipiellen Auseinandersetzung mit ihr; es genügte, etwa die einseitige Geltendmachung der Predigt durch Hinzufügung anderer evangelischer Missionsanforderungen zu ergänzen.

[19]) Rep. Conf. at Liverpool 117.
[20]) Int. 1896, 258.

Allein die Sache liegt anders. Die Predigt wird nicht bloß als das wirksamste Missionsmittel, sondern geradezu als die Missionsaufgabe hingestellt. Und gegen diese Verwechselung von κηρύσσειν mit μαθητεύειν und ἐπιστρέφειν müssen wir protestieren. Die eigentlichen loci classici für die Bestimmung der Missionsaufgabe sind der Missionsbefehl (Matth. 28, 19 f.) und die Paulinische Missionsinstruktion (Akt. 26, 18). Ohne uns nun auf eine umständliche Exegese dieser für die Missionsaufgabe grundlegenden Stellen einzulassen,[21]) erhellt aus ihnen, daß die Missionspredigt nur Mittel zu dem Zweck ist: Jesusjünger zu machen oder Bekehrungen zu bewirken. Und zwar hat das μαθητεύειν zum Objekt τὰ ἔθνη. Wie immer man diese Objektsbestimmung übersetze: Heiden oder Völker, jedenfalls ist sie ein Kollektivbegriff, der das missionarische Jüngermachen nicht bloß in die Gewinnung vereinzelter Individuen setzt. Soll aber die missionarische Einwirkung über Einzelbekehrungen hinausgehen, soll eine Christenheit gesammelt werden, die sich über alle volklichen Naturverbände erstreckt und zugleich in jedem derselben heimatlich wird, so genügt die bloße Zeugnisablegung zumal durch flüchtige Reisepredigt nicht. Bewirkt werden soll das μαθητεύειν vermittelst Taufe und Gehorsamsunterweisung. Die Mission hat ihre Aufgabe nicht erfüllt, wenn keine Taufen stattfinden. Nun mag man die Taufbedingungen noch so niedrig stellen; will man den evangelischen Heilsweg nicht verleugnen, so muß wenigstens ein Anfängerglaube und eine elementare Sinnesänderung vorhanden sein. Beides setzt eine solche Jesusbekanntschaft und Sündenerkenntnis voraus, die durch eine oberflächliche Kundmachung des Evangelii unter den heutigen Verhältnissen der Regel nach nicht gegeben werden kann. Nun rechnet aber Jesus zu dem μαθητεύειν noch eine fortgehende Arbeit an den Getauften, die auf die Einführung in den christlichen Wandel hinausläuft. Die Annahme des christlichen Glaubens hat sittliche Konsequenzen, und darin besteht eine Hauptaufgabe der Mission, daß sie den Getauften praktische Anweisung giebt, diese Konsequenzen in ihrem Leben zu ziehen. Hier liegt eine der größten missionarischen Schwierigkeiten. Die Heidenchristen müssen ihre bisherigen religiös-sittlichen Anschauungen nicht bloß umdenken, sondern umleben, was ihnen um so schwerer wird, als sie bisher meist gewohnt sind, Religion und Sittlichkeit außer Zusammenhang mit einander zu setzen und der „Wandel nach väterlicher Weise“ eine große Macht ist. Eine Mission, die nicht mit aller Energie an dieser Lebenserneuerung der Getauften

[21]) Ich verweise für dieselbe auf meine Ev. Missionslehre III 201 ff.

arbeitet hat ihre Aufgabe nicht erfüllt. Dem διδάσκειν τηρεῖν πάντα ὅσα ἐνετειλάμην ὑμῖν wird so schon nicht immer mit dem vollen Ernste praktisch nachgekommen, der ihm gebührt; durch die Weltevangelisationstheorie wird es geradezu in den Hintergrund gedrängt. Die weitverbreitete Klage über die sittlichen Mängel der heutigen Heidenchristen ist leider nicht unbegründet. So sehr man auch alles in Rechnung setzen mag, was zur Entschuldigung dieser Mängel dient,[22]) die Mission darf sich bei dieser Entschuldigung nicht beruhigen. Zum großen Teil liegt es in den sittlichen Mängeln unserer heidenchristlichen Gemeinden, daß sie so wenig missionierenden Einfluß üben. Das Leben der Christen ist eine missionarische Hauptmacht und darum Pflege der Getauften durch Gehorsamsunterweisung Seelsorge, Kirchenzucht, heilsame Kirchenordnung eins der wirksamsten Missionsmittel, und gerade dieses Missionsmittel läßt die Theorie der bloßen Weltevangelisation fast ganz außer Acht. Ist Missionsaufgabe nicht blos Berufung, auch nicht bloß Taufe der die Berufung Annehmenden, sondern auch Eingewöhnung der Getauften in ein christliches Leben, so ist die durch jene Theorie gestellte Missionsaufgabe einseitig und verhängnisvoll.

Zu demselben Ergebnis führt uns der Paulinische Missionsauftrag. Pierson (und ihm folgend der Student Volunteer) betont wiederholt, daß nicht Bekehrung, sondern Evangeliumsproklamation Missionsaufgabe sei. Das klingt bestechend, aber es ist als missionarisches Schlagwort nur halbwahr. Wäre die Bekehrung so ausschließlich Gottes Sache, daß sie eine Vermittelung durch menschliche Werkzeuge nicht bedürfte, wie hätte dann Paulus dazu unter die Heiden gesendet werden können, ihre Augen aufzuthun, damit sie sich bekehren! Man könnte ebenso gut sagen: auch das Aufthun der Augen ist Gottes Sache; aber doch geschieht es, zumal unter Heiden, nicht, ohne daß lichtvolle menschliche Belehrung das Mittel wird, die Decke von den Augen zu nehmen. Die Mission hat es also wohl auf Bekehrungen anzulegen, und eben darum kommt sie mit der bloßen Evangeliumsproklamation nicht aus. Ihre Aufgabe ist erst erfüllt, wenn die Heiden sich abkehren von ihrem bisherigen religiösen Irrtum mit seinem abgöttischen Wesen und unheiligem Wandel und sich zukehren der Wahrheit und der Gerechtigkeit, die in Christo Jesu sind. Dazu ist eine Erleuchtung nötig, die der Augenöffnung eines Blinden gleicht; freilich geschieht diese Erleuchtung in Kraft der Predigt, aber meist nur der anhaltenden und gründlichen Predigt, nicht der bloßen Proklamation.

[22]) Buchner, Die gerechte Würdigung der heidenchristlichen Gemeinden. A. M.-Z. 1894, 193.

Von einer solchen ist selbst Matth. 24, 14 keine Rede. Wenn es hier heißt: es wird verkündigt werden das Evangelium vom Reich allen Völkern εἰς μαρτύριον, so bedeutet diese nähere Bestimmung, daß die Verkündigung eben keine oberflächliche, sondern eine solche sein soll, welche eine Verantwortlichkeit der Hörer rechtfertigt, indem sie wirklich eine Entscheidung ermöglicht. Die Heilsanbietung soll freilich einen gerichtlichen Charakter annehmen, wenn sie verworfen wird. Aber diese Verwerfung muß dann mit Bewußtsein geschehen und das ist nur der Fall, wenn die Verkündigung eine vollverstandene gewesen ist. Soll sie aber eine vollverstandene sein, so ist geduldige Lehrunterweisung und ein längeres Zeitmaß zur Auswirkung der Predigt unerläßliche Bedingung. Es wäre eine mit der geduldigen Barmherzigkeit Gottes unverträgliche Härte, wollte man unter den heutigen Verhältnissen ein heidnisches Volk für zum Gerichte reif erklären, wenn es innerhalb einer Menschengeneration das ihm verkündigte Heil nicht angenommen hätte; denn selbst in dem Falle, daß ihm die Heilsbotschaft in dieser Generation wirklich nach und nach zum Gehör gebracht worden wäre, ist es ganz unmöglich, in dieser Zeitspanne innerhalb eines ganzen Volkes die Schwierigkeiten zu überwinden, welche dem vollen Verständnis der fremden neuen Lehre entgegenstehen. Wieviel geduldige Arbeit haben die Knechte Gottes an Israel gewendet und wieviel geduldige Arbeit ist auf die Christianisierung z. B. Europas gewendet worden — wäre es nicht eine schreiende Ungerechtigkeit, wenn die heutige so tief gesunkene Heidenwelt dem Gerichte verfallen sollte, wenn sie das bloße Zeugnis nicht annimmt, das ihr flüchtig abgelegt wird!

Nun wird seitens der Vertreter der Weltevangelisation gelegentlich allerdings die Forderung an die Missionspredigt gestellt, daß sie den Hörern verständlich sein müsse und unsere Kritik würde sich bedeutend limitieren, würde diese Forderung wirklich erfüllt. Leider bieten dafür die sonstigen Evangelisations-Grundsätze wenig Garantie. Der Mangel an missionarischer Durchbildung, an Verständnis für wie Rücksichtnahme auf die fremde Denk- und Anschauungsweise, an pädagogischer Weisheit und an geduldigem Warten läßt es schwer zur verständnisvollen Predigt kommen. Doch darüber mehr nachher.

Wie auf Christi Wort, so beruft man sich zum andern auf das apostolische Vorbild. Ja die Weltevangelisations-Mission bezeichnet sich geradezu als die apostolische. Wir finden das ebensowenig bescheiden, wie daß sich ein besonderer Flügel dieser Missionsrichtung als die

Glaubensmission bezeichnet. Aber das nur nebenbei. Es ist eine missionsmethodische Frage von großer Tragweite, wie weit die apostolische Missionspraxis für die Mission aller Zeiten und Orte normativ ist. Wie es scheint, haben sich die Vertreter der Weltevangelisation diese schwierige Frage nie vorgelegt, sondern ohne weiteres angenommen, daß man auch unter ganz veränderten Verhältnissen die Apostel kopieren könne. Leider kann man nicht so nebenbei diese große Frage prinzipiell erledigen; wir müssen uns nur auf die kasuistische Beleuchtung beschränken, welche die spezielle Berufung der Evangelisationstheorie auf das apostolische Vorbild mit sich bringt. Und diese Berufung müssen wir für unstichhaltig erklären, und zwar aus 2 Gründen: 1. weil die Apostel thatsächlich nicht nach dieser Theorie gehandelt haben, und 2) weil, wo sie nach ihr gehandelt zu haben scheinen, die Voraussetzungen ganz andere waren, als sie unter den heutigen Zuständen sind.

Auf den ersten Blick hat es etwas Bestechendes, die apostolische Missionspraxis für die bloße Evangelisationstheorie in Anspruch zu nehmen. Denn was sind die Apostel anders gewesen als Prediger, ja als Reiseprediger, die schnell von Ort zu Ort gezogen sind? Was zunächst das schnelle Weiterreisen betrifft, so sind wir mit Ausnahme von Paulus und den ersten sich wesentlich in Palästina und seinen nächsten Grenzgebieten bewegenden apostolischen Reisen so gut wie gar nicht über dasselbe unterrichtet. Die Berufung muß sich also lediglich auf Paulus beschränken, und wenn wir seine Briefe wie die Apostelgeschichte aufmerksam lesen, so finden wir zu unserer Überraschung, daß er es gar nicht so eilig mit dem Weiterziehen gehabt hat, sondern Monate, ja Jahre lang auf den meisten derjenigen Stationen geblieben ist, auf welchen nicht eine Verfolgung oder ein sonstiger spezieller Grund seinen Aufenthalt abkürzte. Von Ephesus und Korinth kennen wir genau die Länge seines 2 bzw. 1 Jahr übersteigenden Aufenthalts; aber wenn man die Zeitlänge seiner einzelnen Missionsreisen und die Zahl der auf denselben besuchten Orte in Rechnung stellt, so ergiebt sich, daß der Apostel auch anderswo als in Ephesus und Korinth länger als 1 Jahr geweilt haben muß. Ich nehme beispielsweise nur die erste Missionsreise. Sie dauerte volle 5 Jahre, von 45—50, und abgesehen von Cypern, das nur Durchgangsstation gewesen zu sein scheint, verweilt Paulus nur in Antiochien, Ikonium, Lystra und Derbe. Von Ikonium heißt es ausdrücklich: „sie hatten ihr Wesen daselbst eine lange Zeit“ (Akt. 14, 3). Nehmen wir an 1½ Jahr, so bleiben für die 3 anderen besuchten Orte zusammen noch wenigstens 3 Jahre. Und

ähnlich ist es auf den folgenden Reisen gewesen; der summarische Lukanische Bericht verleitet uns nur leicht zu der fast zum Vorurteil gewordenen irrtümlichen Annahme einer großen Reiseeile. Die heutigen Evangelisten, die sich mit einem Aufenthalte von wenigen Wochen an einem Orte begnügen, haben also Paulus nicht für sich.

Ebenso unzutreffend ist es zu behaupten, der Apostel der Heiden habe nur Reisepredigt im Sinne der Evangelisation getrieben. Er hat gepredigt, um Jünger zu machen, hat die Jünger in Gemeinden gesammelt, hat die Gemeinden organisiert, mit Ältesten versehen, wiederholt visitiert oder visitieren lassen und durch das alles eine solide kirchliche Grundlage gelegt. Auch abwesend trägt er Sorge für alle Gemeinden (2. Kor. 11, 28) und leitet sie aus der Ferne durch Briefe. Welche seelsorgerliche Pflege der Getauften bekunden diese Briefe. Und was für Blicke lassen sie uns thun in den Umfang und in die Gründlichkeit seiner mündlichen Lehrunterweisung. Sie sind die Beweise für die Wahrheit des Selbstzeugnisses vor den Ephesinischen Ältesten: „Ich habe euch (in meiner mündlichen Verkündigung) nichts verhalten, was da nützlich ist und euch gelehret öffentlich und sonderlich und habe bezeuget, beides den Juden und den Griechen, die Buße zu Gott und den Glauben an unsern Herrn Jesum Christum" (Akt. 20, 20 f.). Dieses Zeugnis war mehr als bloße Proklamation des Evangelii.

Allerdings geht es verhältnismäßig schnell mit der Taufe und mit der Gemeindegründung. Das lag sowohl in der ganz einzigartigen Vorbereitetheit der apostolischen Missionsobjekte wie in der besonderen missionarischen Qualifikation des Paulus. Schon das bevorzugt die Apostel vor den Missionaren aller Zeiten, daß sie Missionsstationen garnicht erst anzulegen brauchten, weil sie ihnen in den Ansiedelungen der jüdischen Diaspora mit ihren Synagogengemeinden gegeben waren. Hier fanden sie unter Juden und Proselyten empfängliche Hörer, die nicht nur durch ihre aus dem hebräischen und griechischen A. T. stammende religiöse Erkenntnis innerlich für das Verständnis der neutestamentlichen Heilsbotschaft, sondern auch vermöge ihrer kulturellen und gesellschaftlichen Schulung für kirchliche Selbstverwaltung äußerlich vorgebildet waren. Auf den heutigen Missionsgebieten sind die Zustände total andere. Wir finden weder fertige Missionsstationen, noch so vorbereitete Hörer, daß wir schnell taufen, weiter ziehen und die kleinen etwa gegründeten Gemeinden sich selbst überlassen könnten. Wollten wir das thun, so würden

wir ein Haus auf Sand bauen, das keinem Sturme gewachsen wäre. Weder Hindu noch Chinesen vermögen sich schnell in die ihnen ganz fremde christliche Gedankenwelt hinein zu denken, geschweige hinein zu leben, und wie viel Zeit brauchen dazu erst die auf tiefster Civilisationsstufe stehenden Völker. Nimmt man dazu, daß es ihnen meist auch an charakterlicher Begabung sehr fehlt, und dieser Mangel eine baldige Übertragung kirchlicher Selbständigkeit auf die heidenchristlichen Gemeinden erfahrungsmäßig als ein verderbliches Experiment hat erscheinen lassen, so muß man viel ungeschichtlichen Sinn besitzen, um überhaupt eine mechanische Kopierung des apostolischen Vorbildes zu empfehlen und gar die moderne Eil-Evangelisation durch die Berufung auf dieses Vorbild zu rechtfertigen.[23]) Anders geartete Missionsobjekte fordern gebieterisch eine Modifikation der apostolischen Missionspraxis. Wollen wir heute nicht verzichten auf die Gründung ihres Namens würdiger und lebensfähiger heidenchristlicher Gemeinden, so müssen wir auf dieselbe längere Zeit Arbeit verwenden als weiland Paulus brauchte; wir müssen unsere Stationen zu Bleibstätten der Missionare und die missionarische Reisepredigt nicht ausschließlich aber wesentlich auf das Stationsgebiet beschränken.

Und wie die Missionsobjekte der apostolischen Zeit zur verständnisvollen Auffassung der evangelischen Heilsbotschaft, so war namentlich Paulus zur verständnisvollen Mitteilung derselben besonders zubereitet. Er redete nicht nur die griechische Sprache, in der er das Evangelium verkündigte, neben dem Aramäischen als seine Muttersprache, sondern war auch, obgleich rabbinisch geschult, unter den Einflüssen griechischer Bildung aufgewachsen, also kein Fremdling in dem Kulturleben seines Missionsgebiets. Und weil er selbst heimisch war in dem geistigen Leben der Bevölkerung, unter der er arbeitete, und ihre Denk- und An-

[23]) Wie mechanisch die Vertreter der Evangelisationstheorie zu Werke gehen, zeigt folgende Vergleichung, die der Student Volunteer (31) zwischen der apostolischen und der gegenwärtigen Missionszeit nach der entgegengesetzten Seite hin macht, daß nämlich die Gegenwart sehr bevorzugt sei vor dem apostolischen Zeitalter. „Sie (die ersten Jünger Jesu) waren 500, wir sind 500 Millionen; sie hatten keine written scriptures, wir haben Millionen von Bibeln u. s. w.“ Wie unzutreffend diese Zahlenvergleichung ist, darüber verliere ich kein Wort; aber wie man vergessen kann, daß eine alttestamentliche Schrift und eine weit verbreitete Übersetzung derselben in der griechischen Sprache da war, und daß die Bekanntschaft der apostolischen Missionsobjekte mit der Septuaginta mehr wert war als unsere „Millionen Bibeln“, die nicht in den Händen der Heiden sind, zu denen wir kommen, das ist — oberflächlich.

schauungsweise verstand, so konnte er auch seinen Hörern die Gedankenwelt des Evangelii viel leichter verständlich machen, als selbst der begabteste Missionar der Gegenwart es vermag, der erst die fremde Sprache mühsam erlernen und in die fremde Art allmählich sich eindenken und einleben muß. Wir bewundern, wie sehr Paulus den Griechen ein Grieche geworden ist, aber jedenfalls ist ihm das viel leichter gemacht gewesen, als wenn heute ein Deutscher den Chinesen ein Chinese oder ein Engländer den Hindu ein Hindu wird. Kurz, der heutige Missionar braucht selbst viel Arbeit und Zeit, bis er seinen ihm fremdartigen Missionsobjekten die christliche Heilswahrheit in einer ihnen so verständlichen Weise zu predigen vermag, daß sie dieselbe in ihrem wirklichen Sinne erfassen. Die modernen schnellfüßigen Evangelisten machen sich diese Arbeit kaum.

Am ausschlaggebendsten ist zuletzt der eschatologische Gesichtspunkt. Man müsse eilen auf die Wiederkunft Jesu und alle Hebel in Bewegung setzen, sie zu beschleunigen. Mit der jetzigen Missionsmethode geht es zu langsam; man zieht die Christianisierung der Völker als Missionsaufgabe in Zweifel und glaubt, wenn eine bloße Zeugnisablegung durch die ganze Welt an ihre Stelle gesetzt werde, so müsse in absehbarer Zeit die Parusie eintreten. Der Parusiegedanke beherrscht diese ganze modernste Missionsrichtung so sehr, daß er fast zum wesentlichsten Missionsmotiv wird. Am stärksten tritt das in den Allianzmissionen hervor.[24])

Die Energie, welche die Mission mit der Wiederkunft Jesu in Zusammenhang setzt, hat etwas Imposantes und die Thatsache ist unleugbar, daß dadurch in weiten Kreisen das Missionsgewissen mächtig geschärft und die Missionsthatkraft gesteigert worden ist. Gewiß sollen wir daraus lernen, daß in der Parusiehoffnung eine gewaltige Missionsmacht liegt und daß daher diese Hoffnung, die vielleicht in den alten Missionskreisen etwas in den Hintergrund getreten ist, mehr belebt werden muß. Die Sehnsucht nach der Offenbarung der Herrlichkeit des Herrn Jesu Christi war zur apostolischen Zeit ein mächtiger Missionstrieb und wie sehr sie es auch heute noch ist, das zeigt uns das überraschende Wachstum der evangelisierenden Missionen. Gewiß hat dieses Wachstum auch noch andere Gründe, aber die Parusiehoffnung ist der stärkste.

Nun ist aber von den Tagen der Apostel an gerade mit dieser Hoffnung viel menschliche Ungeduld, Rechnerei und Schwärmerei verbunden gewesen. Und so ist es auch bei der modernen Umsetzung der Missions-

[24]) A. M.-Z. 1897, 72.

aufgabe in bloße Weltevangelisation. Indem man über dem Eilen das Warten und über der Sehnsucht die Nüchternheit vergißt, glaubt man durch menschliche Gedanken und Mittel die Zeit vorwärts schieben zu können, etwa wie man einen Uhrzeiger mit dem Finger schieben kann. Aber so wenig es zwölf wird, wenn man den Uhrzeiger auf zwölf stellt, so wenig kann man die Wiederkunftsstunde künstlich beschleunigen. Es giebt Reifegesetze im Reiche Gottes, die unwandelbar sind, und wie die Zeit erfüllet sein mußte vor dem Kommen Jesu in das Fleisch, so muß sie auch erfüllet sein vor seinem Kommen in Herrlichkeit. Erst muß das Gute wie das Böse völlig ausgereift, die Vollendung der Zeiten der Heiden vorhanden, das *πλήρωμα τῶν ἐθνῶν* eingegangen und Israels Bekehrung erfolgt sein, dann ist das Ende des gegenwärtigen Äon da. Künstliche Berechnungen, die trotz des Verbotes Jesu immer wieder gemacht worden sind und sich immer wieder als trügerisch erwiesen haben, können diese Reifegesetze ebensowenig außer Kraft setzen wie künstliche Missionsgeschäftigkeit. Die Ungeduld, welche uns zur Hast drängt, vermag den Gott nicht zur Eile zu treiben, dessen Geduld für Seligkeit zu achten die Schrift uns lehrt. Und wenn diese Ungeduld die Missionsaufgabe veroberflächlicht, um desto schneller eine der Vorbedingungen der Parusie zu erfüllen, so bewegt sie sich in einer Selbsttäuschung, die, so fromme Motive sie auch haben mag, auf Gott doch weder eine Blendung noch einen Zwang ausüben kann.

III.

Ebenso bedenklich wie die Begründungen der Weltevangelisation sind ihre missionsmethodischen Konsequenzen.

Wir verkennen ganz und gar nicht die kraftvolle Mahnung an die Christenheit, die in der Forderung liegt: viel Missionare; denn es ist eine schmerzliche Thatsache, daß bis auf den heutigen Tag die Mission im Ganzen der kirchlichen Bauarbeit noch immer die Stellung eines kirchlichen Almosens einnimmt. Wie dürftig steht sie da, wenn man die Zahl der Arbeiter in ihr vergleicht mit der im heimatlichen Kirchendienst. Allein das Berechtigte der Forderung wird überschattet durch die ebenso illusorische wie ungeistliche Rechnerei, die sich mit ihr verbindet. Schon die plötzliche Vermehrung der Sendboten um tausende ist etwas Ungesundes. Erstens kommt sie nur zustande auf dem Wege einer treiberischen Agitation, die sich weder mit den Naturgesetzen des Wachstums noch mit den Geistesgesetzen des Himmelreichs verträgt. Und zweitens vermag die heimatliche Christenheit eine solche plötzliche Steigerung der Missionskräfte schon darum

nicht zu tragen, weil die durch sie bedingte Steigerung der Missionsbeiträge mit ihr nicht gleichen Schritt hält. In Amerika, wo in den letzten Jahren über 6000 sog. Studenten sich zum eventuellen Eintritt in den Missionsdienst durch Namensunterschrift bereit erklärt haben sollen, leiden 12 Missions-Gesellschaften, welche 5 Denominationen repräsentieren, an einer Gesamtschuld von 4 054 000 Mark und die größte unter ihnen, der American Board, ist genötigt, seine Arbeit zu reduzieren. Die Miss. Reviev of the World erklärt — allerdings in ihrer rhetorischen Weise wie immer übertreibend — angesichts dieser Thatsache: „während des letzten halben Jahrhunderts hat sich die Heidenmission niemals in einer größeren Gefahr des Zusammenbruchs befunden.“ [25]) Im Intelligencer [26]) wird der Vorschlag gemacht, die finanzielle Schwierigkeit dadurch zu beseitigen, daß die Scharen von Missionaren, für welche die Heimat nicht zu sorgen vermag, sich durch ihrer Hände Arbeit ihren Unterhalt selbst verdienen sollen; aber die alte wie die neue Missionserfahrung beweist, daß dieser Vorschlag ebenso illusorisch wie bedenklich ist, was für Kundige keiner weiteren Darlegung bedarf. [27]) Künstlichen Treibereien, welche die göttlichen und menschlichen Entwickelungsgesetze verletzen, folgen immer enttäuschende Reaktionen. — Und ganz ungeistlich ist es, auf die bloße Menge von Missionaren bestimmte Erfolge zu bauen. Als ob das Himmelreich eine Maschine wäre, die desto mehr fertig bringt, je mehr Räder sich in ihrem Betriebe befinden. Die Rechnung mit den Massen läßt ganz außer Betracht, daß im Reiche Gottes gewogen und nicht gezählt wird und mehr auf die Qualität als auf die Quantität der Arbeiter ankomme. Alle die Divisionsexempel, die man macht, sind aber auch, von ihrem ungeistlichen Charakter abgesehen, nur Spielereien auf dem Papiere.

Die Mengen, die man für eine schnelle Evangelisation der Welt beansprucht, sind so riesig, daß selbst Vertreter dieser Richtung an der Wahrscheinlichkeit zweifeln, sie zusammenzubringen. Mr. Wischard, der Sekretär der amerikanischen Young men's Christian Association, reduziert daher in seinem New Programme of Missions die 100 000 Missionare aus der alten Christenheit auf nur 30 000, die sich aus den studentischen Freiwilligen rekrutieren sollen, und mit diesen 30 000 will er die Colleges auf den Missionsgebieten „zu Festungen und Centralausbreitungsstätten des Christentums machen, indem die hunderttausende ihrer Schüler zu Führern für den gegenwärtigen

[25]) 1897, 219.
[26]) 1897, 255.
[27]) Warneck, Ev. Missionslehre II Kap. 27.

Evangelisations-Kreuzzug erzogen werden." [28]) Auf diese Weise werde die Mission zu einer **home** evangelization gemacht; man brauche dann nur in den Missionsländern selbst a Student volunteer movement for home missions, und das Werk der Weltevangelisation in dieser Generation sei durchgeführt. Es heiße nun nur für die Studenten daheim: „bete, gehe, bringe; und es bedürfe keines Beweises, daß keine Körperschaft von Menschen in gleicher Weise geeignet sei, die Studenten des Ostens zu erreichen, zu rühren, zu bewegen und zu bilden wie ihre Kommilitonen des Westens." [29])

Es liegt in diesem phantastischen Vorschlage immerhin eine gesunde Empfindung, nämlich daß das Werk der Weltchristianisierung oder selbst der Weltevangelisation nicht hinausgeführt werden kann durch eine ins Riesenhafte gesteigerte Sendbotenschar aus der alten Christenheit. Die **Eingeborenen** müssen die Hauptarbeit thun. Aber das Wishardsche Projekt ist eine Verzerrung dieser Wahrheit. Abgesehen davon, daß sich die gesunde missionarische Mitarbeit der Eingebornen wesentlich anders gestaltet, ist es eine pure Träumerei, daß jeder von den 30000 „Studenten" des Westens auch nur 10 von den Herren „Studenten" des Ostens zu christlichen Evangelisten machen werde. Die bisherige Missionserfahrung

---

[28]) Miss. Rev. 1895, 641. Int. 1897, 256.

[29]) Dieses New Programme scheint auch der Student Volunteer zu dem seinen zu machen (53). Die Student Vol. Miss. Union sendet zu diesem Zweck mehrere ihrer Sekretäre nach Indien, China und Japan; aber ihr Organ berechnet, daß bei aller native help doch nicht weniger als 27000 Europäer erforderlich seien zur Evangelisation allein der **civilisierten** Rassen.

Einer dieser amerikanischen Sekretäre, Mr. **Mott**, „hat in 20 Monaten 22 verschiedene Länder und in denselben 144 Universitäten, Kolleges und Schulen besucht und 21 Konferenzen abgehalten, denen 5500 Delegierte beiwohnten, welche 308 höhere Lehranstalten repräsentierten. Unter den Früchten dieser Tour sind diese, daß 70 neue studentische Vereinigungen organisiert worden sind, nationale studentische christliche Bewegungen in 5 Ländern zustande gekommen sind, 505 Jünglinge, fast alle Studenten, Jesum als ihren Heiland angenommen haben mit Einschluß von Buddhisten, Hindus, Mohammedanern, Konfuzianern, Skeptikern und Agnostikern, 2222 Studenten und christliche Arbeiter engagiert worden sind, the Morning Watch anzunehmen und 300 Studenten ihr Leben dem christlichen Werke geweiht haben." Der Intelligencer, der diese Zahlen mitteilt (1897, 383 f.), bemerkt in einem folgenden Passus (384), daß der anglikanische Bischof Awdry in Japan die Ansichten des Mr. Mott bezüglich seiner hoffnungsvollen Aussichten für Japan zwar unterstütze, aber **with a studied moderation of language**. Ich glaube, daß diese Studied moderation of language auch **bezüglich der Zahlen des Mr. Mott und der an sie geknüpften Erwartungen am Platze ist.**

beweist hinlänglich, daß das nicht so maschinenmäßig und im Handumdrehen geht. Aber Herr Wishard stützt sein „Neues Programm“ auf Fakta. Er hat eine 4jährige Touristenreise durch die Welt gemacht und erzählt von Colleges in Japan, China, Indien, Ceylon, Persien, Ägypten und der Türkei, die nur auf das Feuer von Westen warten, um sofort in evangelistischen Enthusiasmus versetzt zu werden. Von den 500000 Schülern, die sie besuchen, seien 50000 bereits bekennende Jünger. Leider sind diese Fakta zum großen Teil Gebilde einer ähnlichen rhetorischen Phantasie, wie die ungeheuerliche Phrase, mit welcher Pierson die Aufzählung derselben einleitet: „Vor 10 Jahren erreichte die unter dem Feldgeschrei der Evangelisation der Welt in dieser Generation stehende studentische Missionsbewegung die Universität Berlin und hat eine neue Reformation in Deutschland hervorgebracht.“ [80]) Es ist die mildeste Kritik, wenn man von dieser phantastischen Rhetorik sagt, daß sie Häuser auf Sand baue und ich glaube, daß es überflüssig ist, ein weiteres Wort zu ihrer Widerlegung zu verschwenden. Man muß sich nur wundern, daß in Amerika und auch in England gegen den Zauberbann dieser rhetorischen Phrasen so selten eine nüchterne Stimme sich erhebt.

Wir können wieder von Herzen zustimmen, wenn die Vertreter der Weltevangelisation energisch betonen, daß die eigene Bekehrung die Grundqualifikation zum missionarischen Berufe sei. Freilich dieser Grundsatz ist nichts weniger als neu; aber immerhin lassen wir ihn uns von neuem gern ins Gewissen schreiben. Nur mit seiner einseitigen Betonung können wir uns nicht einverstanden erklären und noch weniger mit der oratorischen Übertreibung Piersons, daß „eine ausgedehnte wissenschaftliche Bildung in den meisten Fällen einer wahrhaft geistlichen evangelistischen Laufbahn verhängnisvoll sei.“ [81]) Selbst wenn man unter Mission nichts weiter versteht als Kundmachung des Evangelii, so müssen die Herolde doch wenigstens so viel sprachliche und theologische Grundbildung besitzen, um ihre Verkündigung den Fremdlingen wirklich verständ-

---

[80]) Rev. 1895, 643. — Nicht ganz so ungeheuerlich, aber immer noch rhetorisch genug schreibt die Mission World (1897, 217) von der jüngst in Halle abgehaltenen 1. allg. Konferenz des Studentenbundes für Mission, der ich selbst beiwohnte: „Es scheint, als ob diese Bewegung die deutschen Universitäten von dem todähnlichen Einfluß befreien werde, der sich über sie ausgebreitet hat, vornehmlich durch rationalistische theologische Professoren.“ Solche Rhetorisierungen sind nur dazu angethan, in Deutschland der guten Sache zu schaden, die man fördern will.

[81]) Rep. Cent. Conf. in London 1888 II 14.

lich machen zu können. Unter den frommen Jünglingen und Jungfrauen der Allianz- und selbst der China-Inland-Mission giebt es aber thatsächlich nicht wenige, deren Sprachkenntnis immer so mangelhaft bleibt, daß sie über eine durch unreife Dolmetscher gebrochene Verkündigung nie hinauskommen, und deren allgemeine und theologische Bildung so dürftig ist, daß sie das große missionarische Problem der eigenen innern Auseinandersetzung mit der fremden Denkweise und Religionsanschauung nicht einmal zu verstehen, geschweige zu lösen vermögen. Daß eine solche moderate education außerstande ist, gegenüber dem versuchungsreichen Heidentum eine widerstandsfähige Erkenntnis Christi einzupflanzen, ist selbstverständlich. Man legt mit Recht ein großes Gewicht auf ungeschulte Laienevangelisten; nur sollten das nicht Missionare aus der alten Christenheit, sondern, wie in der apostolischen Zeit, einfache Heidenchristen sein, die ihr überzeugungsgewisser Glaube zum freiwilligen missionierenden Zeugnis drängt. Solche Zeugen müssen aber immer gegründet sein in der Erkenntnis der Wahrheit und um sie zu gründen, dazu braucht man Missionare, die selbst in dieser Erkenntnis gegründet sind. Die Zeit, welche auf ihre Vorbildung gewendet wird, ist kein Verlust. Gerade die tüchtigsten unter den mangelhaft vorgebildeten Missionaren fühlen diesen Mangel in der Praxis am schmerzlichsten; und wenn viele liebe fromme Missionare ihn nicht fühlen, so kommt das daher, daß sie eine oberflächliche Auffassung von der Missionsaufgabe haben. Und diese oberflächliche Auffassung wird geradezu legalisiert durch die Evangelisationstheorie. Je mehr man mit den ungebildeten Laienevangelisten schmerzliche Erfahrungen machen wird, desto gerechtfertigter wird die allgemeine Praxis fast aller älteren Missionsgesellschaften sich erweisen, die zu gesteigerten Bildungsansprüchen an ihre Sendboten genötigt hat.

Daß die flüchtige Reisepredigt, selbst wenn, wie es in der China-Inland-Mission der Fall ist, der Besuch wiederholt wird, eine tief und fest gründende christliche Erkenntnis nicht bewirken und eine solide Gemeindearbeit nicht thun kann, wissen alle mit den thatsächlichen Zuständen auf dem heutigen Missionsgebiete vertrauten Männer. Als missionarischer Pionierdienst ist die Reisepredigt von großem Werte; aber betrachtet man sie als ausschließliche die missionarische Aufgabe so verurteilt man die Mission zur Wirkungslosigkeit.

Denn was kommt dann heraus! Selbst angenommen, daß einzelne Seelen gläubig geworden sind, was wird aus ihnen in der Isolierung und ohne Leitung? Selten ein Licht und ein Salz für ihre Um-

gebung; in den meisten Fällen verkümmern sie entweder, oder fallen wieder ab, oder — werden eine Beute Roms. Man arbeitet fast pro nihilo, wie besonders ersichtlich wird, wenn man sich nach den bleibenden Erfolgen der Freimissionaren umsieht. Das Piersonsche diffusion not concentration ist allerdings eine konsequente Folgerung aus der Weltevangelisations-Theorie, aber es ist als Schlagwort-Antithese einer der verhängnisvollsten Missionsgrundsätze. Es begünstigt das abenteuernde missionarische Franctireurtum, atomisiert den evangelischen Missionsbetrieb und untergräbt alle gesunden organischen Gebilde. Man könnte darüber weinen, daß enthusiastische Ungeduld und Mangel an pädagogischer Weisheit so viele edle Kräfte nicht nur zersplittert und in ihrer Isolierung lähmt, sondern geradezu verbraucht, ohne daß sie die Frucht geschafft haben, die sie unter verständiger Leitung und Konzentration hätten schaffen können. Alle bloße Aggressivität ist vergeudete Kraft, wenn sie keinen bleibenden Erfolg hinterläßt. Das ist aber bleibender Erfolg, der eine dauernde Kirchengründung erzielt; und darauf muß es jeder gesunde Missionsbetrieb anlegen. Es genügt nicht, vereinzelte Bausteine zu sammeln, es soll ein Haus Gottes, eine Ekklesia gebaut werden; ohne diesen Bau aufzuführen, thut die Mission nur ein halbes und noch nicht einmal ein halbes Werk. Ist aber ihre Aufgabe, auch unter den Heiden der Gegenwart eine Ekklesia zu bauen, die die Pforten der Hölle nicht überwältigen, so reicht dazu die flüchtige Proklamation des Evangelii nicht aus; es ist geduldige Ausdauer in gründlicher Lehrunterweisung, treuer Seelsorge, ernster Kirchenzucht, weiser Organisation unerläßlich und diese solide Arbeit kann nicht gethan werden über die ganze Erde innerhalb einer Generation.

Religiöse Excentricität wirkt für den Augenblick mächtiger als religiöse Besonnenheit, aber es ist kein Zeichen christlicher Gesundheit, wenn man das Aufregende für das Gottseligere hält und auf unhaltbare rhetorische Schlagworte eine Bewegung gründet, von der man die Welteroberung hofft. Auf die Dauer kommt man mit der Nüchternheit weiter als mit dem Enthusiasmus. Als Männer, die sich ebenso in die Zucht der biblischen Sophrosyne wie der Missionserfahrung stellen, müssen wir daher gegen den Missionsbetrieb in der Form der bloßen Weltevangelisation nachdrucksvoll protestieren; aber wir thun es mit dem brüderlichen Wunsche, daß unsere Kritik die missionarische Erweckungsbewegung, welche diese Theorie hervorgerufen, nicht lähmen, sondern in Bahnen leiten helfe, die die evangelische Mission daheim und draußen zu positiver, gesunder Förderung führen.

Konstantinopolitanische Plaudereien.

Von O. Flex. — (Fortsetzung.)

Zuerst wurde der Bosporus untersucht, — und zwar auf seine Heilkraft. Das erste nämlich, was mir Dr. Ben Said verordnete, waren Bäder in demselben. „Tauchen Sie Ihren matten Körper in diese Fluten, und Sie werden sich sofort gekräftigt fühlen," meinte er lächelnd und erklärte auf meine etwas zweifelnde Frage, worin die besondere Heilkraft gerade dieses Wassers bestünde, daß das Ineinanderströmen der kalten Gewässer des Schwarzen Meeres und derjenigen des Marmarameeres, dessen Wärmegrad ein viel höherer sei, eine Temperatur erzeuge, welche dem Körper außerordentlich angenehm sei und durch den gelinden Wellenschlag werde dem System ein prickelnder Reiz verliehen, welcher Muskeln und Nerven wunderbar belebe. Ich war ganz geneigt, ihm das zu glauben, ich hatte nämlich vom ersten Tage meines Einzugs hier einige Eunuchen beobachtet, welche jeden Morgen ihr Bad im Bosporus nahmen und jedesmal nach demselben so ausgelassen lustig und lebensfroh schienen, wie ich es nie bei solchen Leuten für möglich gehalten hätte. Sie gehörten zum Haushalt eines nebenan wohnenden reichen Türken. Sonderbar! Was hat man sich alles unter Leuten dieser Klasse gedacht! Hier erschienen jeden Morgen zwei Herren, glänzend schwarz, wie poliertes Ebenholz, aber mit höchster Eleganz nach neuestem Pariser Schnitt gekleidet, mit Patentlederstiefletten und braunen Glaceehandschuhen, schwere goldene Uhrketten und Diamantkravattennadeln. Nur der rote Fez und die Hautfarbe verrieten ihre Herkunft, im übrigen erschienen sie wie die vornehmsten Europäer. Ben Said sagte mir, daß diese Leute oft eine sehr gute Ausbildung erhalten und bei der Vertrauensstellung, die sie im Haushalt der vornehmen Türken einnehmen, mit reichen Geschenken bedacht werden und überhaupt eine sorgenfreie Lebensstellung haben.

Jedes größere Haus am Bosporus hat seine eigene Badehütte, die aus Brettern zusammengeschlagen ist, und in die man oft unmittelbar von der untern Galerie eintreten kann. So schwamm auch ich bald in den Fluten umher und das Resultat war wirklich erstaunlich günstig. Nach einer Woche konnte ich an Leib und Seele wieder hergestellt zu meiner Arbeit und in die Rue Haïre zurückkehren.

Gewohnt, alles systematisch und methodisch zu thun, beschloß ich zuerst, den ganzen Bosporus[1]) vom Goldenen Horn bis zum Schwarzen Meer zu durchfahren.

[1]) In Konstantinopel sagt und schreibt kein Mensch Bosporus, sondern Bosphorus, wie das französische Bosphore, ursprüngliche Bedeutung „Ochsenfurt."

Die fortwährend auf und abgehenden Dampfboote bieten einem dazu die bequemste und billigste Gelegenheit. Vom Marmarameer auslaufend ist diese interessante Meeresstraße über eine englische Meile breit; weiterhin enger werdend windet sich der Bosporus zwischen den Höhenzügen der europäischen und asiatischen Ufer hindurch, hier und da in breiten Buchten sich ausweitend, bis sich seine Wellen mit denen des Schwarzen Meeres vereinigen.

Von Stambul und Galata aus sind seine Ufer mit mächtigen Steinquadern eingefaßt. Hier sind die Landungsplätze für die Kauffarteischiffe. Weiterhin erheben sich in dichter Reihenfolge die Paläste und Sommerwohnungen des Sultans und einiger Minister. Unter den ersteren zeichnet sich besonders der Palast Dolma Baghtsche durch die Großartigkeit seines Baustils und die wunderbar kunstvollen, in weißem Marmor ausgeführten Arabesken-Verzierungen aus, welche den Anblick desselben wirklich feenhaft machen. Vor diesem Palast landete das deutsche Kaiserpaar bei seiner Ankunft in Konstantinopel und hier nahmen die Kaiserlichen Herrschaften bei der Rückreise Abschied von dem Sultan.

Es folgen nun ohne Unterbrechung Ortschaften, Villen und kleinere Kolonien, in der That beide Ufer sind fast bis zum Schwarzen Meer hinauf mit den reizendsten Bauten und Gartenanlagen bedeckt. Die großartigen Ruinen alter Festungswerke, welche noch aus der griechischen Kaiserzeit stammen, tragen nicht wenig dazu bei, den imposanten Eindruck zu erhöhen, welchen der Bosporus auf den Besucher macht, der ihn zum erstenmal befährt. Vor allen sind es die Ruinen von Rumeli Hissar, welche das Auge auf sich ziehen. Auf felsigen Klippen, deren Fuß mit dichtem Gebüsch und Cypressen bewachsen ist, heben sie sich steil empor, und beherrschen jetzt noch in ihrer altersgrauen Majestät weithin die Ufer der Meeresstraße. Auf einem noch höheren Felsplateau ragt darüber hinaus das im modernen Stil gebaute Roberts-College, die schon früher erwähnte amerikanische Hochschule, welche von christlichen und türkischen Studenten besucht wird und sich eines ausgezeichneten Rufs erfreut. Von den Ruinen der alten Festungswerke hat man eine wundervolle Aussicht auf die Höhenzüge der asiatischen Seite im Süden sowie auf den Oberlauf des Bosporus nach Osten zu. Beide Ufer treten hier an einigen Windungen ziemlich nahe an einander und bieten mit ihren Hainen, Waldungen und bunt durcheinander schillernden Häusergruppen dem Beschauer ein entzückendes Landschaftsbild dar.

Von den hier angelegten Ortschaften und Sommerfrischen ist von allen Therapia zu erwähnen, wo sich die Sommerquartiere der Gesandtschaften befinden. Mich zogen besonders das deutsche und das englische Gesandtschafts-Hotel durch ihren eleganten und geschmackvollen Baustil an. Von Therapia aus erreicht man das Schwarze Meer in etwa einer Stunde per Dampfer. Die ganze Fahrt vom Goldenen Horn bis zum Meer dauert etwa zwei Stunden und kostet 1 Mk. Leider ist der Wind in der Nähe des Meeres manchmal so stürmisch, daß die Boote nicht wagen, bis ganz hinauf zu fahren, man steigt dann an einem der vielen Landungsplätze aus und läßt sich in einem der Kaffee- oder Biergärten, die hier überall angelegt sind, nieder. Diese Garten-Restaurants sind nach unseren Begriffen von der allerprimitivsten Einrichtung. Zum Sitzen dienen niedrige Strohsessel mit oder ohne Lehne, die geradezu peinlich unbequem sind und nur den Vorteil haben, daß man sie ihrer Leichtigkeit wegen an jeden beliebigen Ort tragen kann. Das hier verzapfte Bier ist durchweg deutschen Ursprungs, der Kaffee jedoch echt türkisch. Winzige Täßchen,

etwa wie die in einem Puppenservice bei uns, werden mit fein gemahlenem Kaffee halb gefüllt, dann mit kochendem Wasser bis nahe an den Rand voll gegossen, das Ganze wird in der Tasse umgerührt, bis eine breiähnliche Flüssigkeit daraus entsteht, welche stark versüßt dem Gast vorgesetzt wird. Zu jeder Tasse Kaffee giebt es eine große Flasche Wasser. Leider ist das letztere in Konstantinopel nicht gut, es hat eine graue, trübe Farbe und bitterlichen Geschmack. Infolgedessen wird es in vielen Häusern nur zum Waschen benutzt, während man sich das Trinkwasser von Quellen, den sogenannten „sweet waters" (süße Gewässer) oberhalb des Bosporus kommen läßt. Die Leute bringen es in Schläuchen auf Eseln in die Stadt und bieten es von Haus zu Haus feil. Dies verteuert natürlich das Wasser bedeutend, aber es ist dafür auch von außergewöhnlicher Güte und Reinheit.

Zum Kaffeetrinken gehört in der Türkei stets das Rauchen. Der türkische Tabak ist ja seiner vorzüglichen Qualität wegen berühmt, doch sind die besseren Sorten sehr teuer und die billigeren Sorten schlecht, stark mit Salpeter versetzt und nicht wohlschmeckend. Der salzige, scharfe Geschmack des gewöhnlichen Tabaks wird aber durch den Gebrauch der mit Wasser gefüllten Pfeifen neutralisiert. Dieselben sind daher allgemein im Gebrauch. In allen Restaurants, öffentlichen Gärten und Kaffeehäusern werden sie von den Gästen verlangt. Es macht besonders in den von den Türken besuchten Kaffeehäusern zuerst einen höchst komischen Eindruck, wenn man ganze Reihen von Männern mit diesen Pfeifen, den langen, biegsamen Schlauch, der mit einer dicken, kolbenartigen Bernsteinspitze versehen ist, im Munde, auf den niedrigen Strohsesseln im vollen Genuß des narkotischen Krautes dasitzen sieht. Aber auch Europäer genießen den Tabak auf die Weise. Im Stadtgarten, einem reizend angelegten Park in Pera, wo sich jeden Nachmittag die elegante Welt der Hauptstadt einfindet, um frische Luft zu atmen, die Konzerte zu hören, welche von fremdländischen Kapellen hier gegeben werden, und den Theatervorstellungen beizuwohnen, sah ich nicht nur Herren, sondern auch einzelne Damen diese Pfeifen benutzen. Daneben werden Cigaretten geraucht, und zwar in ganz unglaublichen Mengen. Mrs. Walker sagte mir einmal, daß türkische Damen in ihren Gemächern 40 bis 50 Cigaretten im Lauf des Tages vertilgen. Sie drehen sich die Cigaretten selbst und eine Sklavin steckt dieselben vermittelst einer glühenden Kohle, die sie mit einem silbernen Zängchen von einem zu diesen Zweck stets bereit stehenden Kohlenbecken nimmt, in Brand. Diese Sitte oder vielmehr Unsitte des allgemeinen Rauchens macht sich dem Abendländer oft auf recht unangenehme Weise fühlbar. Vor allem fand ich es in den Pferdebahnwagen unerträglich. Diese Wagen werden von allen Klassen der Bevölkerung außerordentlich stark benutzt. Auf den Hauptlinien sind die Wagen mit einem durch Vorhänge abgeschlossenen Reservecoupé für türkische Frauen versehen, so daß dem übrigen Publikum nur ein verhältnißmäßig geringer Raum zu Benutzung bleibt. Wenn dieser nun von Fahrgästen dicht besetzt ist, und wenn jeder von diesen es für das dringendste Bedürfnis hält, sofort nach dem Einsteigen sich eine Cigarette anzuzünden und den Rauch derselben mit vollständigem Gleichmut seinem Gegenüber entgegenzublasen, so kann sich der Leser denken, besonders wenn er ein Nichtraucher sein sollte, welche Qualen ein Mitfahrender ausstehen muß, der dem Genuß des Tabaks nicht im gleichen Maße ergeben ist.

Am besten unter den Kaffeegärten am Bosporus gefiel mir Bebek. Schon der Landungsplatz mit seinen schattigen Sitzen unter den weitästigen Platanen zieht

einen an. Weiterhin sind lauschige Plätzchen in Lauben und Bosketts angelegt. Unmittelbar hinter denselben steigen die schroffen Abhänge der Bergkette, die sich hier am Wasser hinzieht, in die Höhe und bieten ausgedehnte Spaziergänge, welche alle die schönste Aussicht über den Bosporus und die jenseitigen Ufer gewähren. Der erstere ist hier etwas enger geworden, und ich konnte mir wohl denken, daß ein tüchtiger Schwimmer bei nicht zu stürmischem Wetter den Bosporus durchschwimmen könne. Alte Chroniken geben an, daß diese Meeresstraße früher viel schmaler gewesen sei, ja an einigen Stellen so schmal, daß man sich von beiden Ufern aus durch Rufen verständigen konnte und daß die Leute ihr Vieh durch dieselbe auf die gegenüberliegenden Weiden trieben, woher auch der Name Ochsenfurt, gekommen sei. — Die gewaltige Strömung, welche die Wassermassen vom Schwarzen Meer herunter treibt, hat jedoch im Lauf der Jahrhunderte das Bett so tief ausgearbeitet und die Ufer soweit zurückgedrängt, daß jetzt die größten Dampfer genügende Tiefe finden und ein Durchschwimmen des Bosporus zu den besonderen Kraftstücken der Schwimmer gehört. Ich selbst hatte das Vergnügen, einen solchen modernen Leander kennen zu lernen und zwar in der Person des anfangs erwähnten englischen Gesandtschaftsgeistlichen. Eines Tages trat derselbe mittags in mein Zimmer.

„Nun, Mr. Cockshott, wie geht es Ihnen, Sie sehen bleich und frostig aus, sind Sie auch von der Influenza befallen worden?“ Diese Krankheit grassirte nämlich zur selben Zeit in Konstantinopel in höchst bedenklicher Weise.

„Nein, Gott sei Dank, ich war nie wohler in meinem Leben, als ich mich gerade jetzt fühle, ich bin nur etwas müde und erschöpft.“

„Ja, es ist heut drückend heiß, Pierre soll Ihnen sogleich eine Erfrischung bringen.“

„Nein, nein, ich bedarf derselben nicht, ich wollte mich nur bei Ihnen ein paar Minuten ausruhen, ich bin nämlich von Therapia herunter geschwommen und infolgedessen etwas müde.“

„Von Therapia heruntergeschwommen! Im Bosporus bis hierher! Das ist ja eine Entfernung von 13 englischen Meilen!“

„Nun ja,“ erwiderte Mr. Cockshott lächelnd, „Gordon — einer der Gesandtschaftssekretäre — und ich wollten einmal versuchen, ob wir es fertig brächten. Über den Bosporus sind wir schon mehreremale geschwommen, das macht uns kein Vergnügen mehr; da schlug ich vor, wir wollten einmal sehen, ob wir von Therapia bis hierher schwimmen könnten, und wir haben beide die Strecke glücklich zurückgelegt. Gordon wollte sogar noch durch die Brücke im Goldenen Horn schwimmen, mir war aber das Wasser zu schmutzig, und so stiegen wir vor derselben ans Land; unsere Sachen hatten wir in einem Boot mitgenommen. Gordon ist hinauf ins Gesandtschaftspalais gegangen, um etwas zu besorgen, während dessen wollte ich mich ein paar Augenblicke bei Ihnen ausruhen.“

Bei meinen Plaudereien über den Bosporus darf ich einen interessanten Punkt nicht unerwähnt lassen, und das ist der Leander-Turm.

Unmittelbar vor der Landungsbrücke bei Skutari kommt der Dampfer an einem aus den Fluten emportauchenden Turm vorüber, der in allen Reisehandbüchern Leander's tower genannt und als solcher allgemein bekannt ist. Es ist ein ziemlich hoher Turm, welcher auf einer seichteren Stelle des Bosporus vor grauen Jahren erbaut wurde, um die Schiffe vor der gefahrvollen Felsbank, auf der er steht, zu

warnen. Als die Pest in Konstantinopel und der Umgegend wütete, wurde er seiner isolierten Lage wegen als Hospital, oder eigentlich als Sterbehaus der als unrettbar aufgegebenen Kranken benutzt; jetzt dient er wieder als Leuchtturm. In allen Photographieläden der Stadt hängt sein Bild in allen möglichen Größen aus, und stets mit der Bezeichnung „Leanders-Turm“ versehen, so daß man unwillkürlich denkt, er bezeichne wirklich den Ort, an welchem sich Hero und Leander trafen, und es dauert einige Zeit, ehe man dahinter kommt, daß es sich auch hier um eine kleine Geschäftsmanipulation handelt, um dem Bilde einen größeren Absatz zu sichern, denn Leander schwamm bekanntlich nicht über den Bosporus, sondern über den Hellespont.[1]) Daran denkt aber niemand sogleich, und so freut sich jeder Reisende, den alten klassischen Platz gesehen zu haben, wo Hero auf Leander wartete, und wo der letztere ein so tragisches Ende fand. — In Wirklichkeit heißt der Turm, wie mir Mrs. Walker sagte, the Maiden's tower (Jungfernturm), und der Name rührt nach türkischen Quellen von folgendem Ereignis her.

Vor vielen hundert Jahren lebte ein Sultan in Konstantinopel, welcher ein einziges Kind, eine Tochter hatte. Als sie zur Jungfrau heranwuchs, wurde ihr von einem der Hofastrologen prophezeit, daß sie am Biß einer Schlange sterben würde. Der Sultan, welcher seine Tochter leidenschaftlich liebte, suchte mit angsterfülltem Herzen ein Mittel ausfindig zu machen, um die Prinzessin vor diesem schrecklichen Tode zu bewahren. Da verfiel er auf den Gedanken, diesen Turm im Bosporus bauen zu lassen und ihn seiner Tochter zur Wohnung anzuweisen, denn mitten im Wasser, so meinte er, könne sie doch keine Schlange erreichen. Der Turm wurde mit dem größten Luxus ausgestattet und alles Mögliche gethan, um der Prinzessin den Aufenthalt in demselben angenehm zu machen. Wachen wurden ausgestellt, Boote umkreisten das Gebäude Tag und Nacht, um jedem Fremden dem Eintritt in dasselbe zu wehren. Sie erhielt ihre Speisen aus der Küche des väterlichen Palastes, ihre Blumen und Früchte aus den Gärten des Sultans, und die Boote, welche diese Sachen hinüber brachten, wurden bei der Abfahrt vom Ufer aufs sorgfältigste untersucht, ob auch kein Gewürm in dieselben gekommen. So lebte die Prinzessin mehrere Jahre in ihrem abgeschlossenen und sicheren Heim und alle Besorgnis schien geschwunden. — Da erhielt sie eines Tages wieder einen Korb mit Früchten aus des Vaters Garten. Als sie die frischen Blatthüllen, in welchen die Früchte zierlich aufgebaut waren, auseinander schlug, fuhr eine Natter heraus und biß sie in die Hand. — Das Tier war, unbemerkt vom Gärtner, durch die weiten Löcher des Fruchtkorbes zwischen die Blätter gekrochen und so in den Turm gekommen, und die Prinzessin starb.

Es begann jetzt eine schwere und mühevolle Zeit für mich, und mußte ich auch darin eine Gnadenführung meines himmlischen Vaters erkennen, daß er mir Zeit gab, mich von meiner eigenen Krankheit zu erholen und neue Kräfte zu sammeln, ehe er mich an die Krankenlager und Sterbebetten anderer rief. (Fortsetzung folgt.)

---

[1]) Was ihm Lord Byron später nachmachte, um zu beweisen, daß es möglich sei.

Das Evangelium unter den Armeniern.

Von P. Meisel in Wechold.

IV.

1. Nun aber müssen wir unser Augenmerk auch auf die Ereignisse der letzten drei Jahre richten. Die Verluste, die der Krieg mit Rußland von 1877 und 1878 der Türkei gebracht hat, sind bekannt. Was uns jetzt interessiert, das ist die Pflicht, die der Sultan im Berliner Vertrage für seine sechs armenischen Provinzen, die Vilajets Erzerum, Bitlis, Mamuret-ul-Aziz, Wan, Diarbekr und Siwas übernommen hat. Wir wissen, wie er sich dieser Pflicht entledigt hat! Im Herbste 1894 fiel in Sassun im Vilajet Wan in Hocharmenien und in 27 Ortschaften ringsum der türkische Pöbel unter Beteiligung des Militärs über die Armenier her und würgte Tausende. Nach diesem Anfange ist an mehreren hundert Orten dasselbe geschehen, in der Reichshauptstadt wie im entlegensten Gebirgsdorfe, mit Einzelheiten so grauenerregend und herzzerreißend, daß man frei sein möchte von der Pflicht sie zu lesen, wenn man es als mitfühlender Mensch und Christ unterlassen dürfte. Und welche Not traf die Überlebenden! Und dazu sind Brandfackel und Mordschwert noch immer am Werk, weiter zu sengen und zu morden!

Hätte nach dem blutigen Anfange wohl der weitere Fortgang dieser Schrecknisse verhindert werden können? Wir meinen es allerdings. Es zu thun war Pflicht der christlichen Mächte. Der 61. Artikel des Berliner Vertrages heißt:

> „Die hohe Pforte übernimmt die Verpflichtung, ohne Verzug die durch die örtlichen Bedürfnisse in den von den Armeniern bewohnten Provinzen erforderten Verbesserungen und Reformen ins Werk zu setzen und den Armeniern Sicherheit vor Kurden und Tscherkessen zu garantieren. Sie wird die in dieser Hinsicht gethanen Schritte in bestimmten Zeitabschnitten den Mächten bekannt geben, die ihr Inkrafttreten überwachen werden."

Hier ist die Pflicht der Pforte, aber auch der Mächte klar gesagt. Daß diese es an Erinnerungen und Vorstellungen nicht haben fehlen lassen, wissen wir. Aber dadurch sind jene 100000 Menschen nicht am Leben erhalten. Dazu hätte gehandelt werden müssen! Allerdings sagt man, die Mächte haben keinen europäischen Krieg herbeiführen wollen. Aber welch ein Armutszeugnis stellt sich die Diplomatie aus, wenn sie jene Schrecken wirklich nicht hat verhindern können ohne einen europäischen Krieg!

Die Armenier waren Empörer, wird gesagt. Einer Handvoll wirklicher Verschwörer wegen, welche die lange versprochenen nie ausgeführten Reformen für ihr Volk erzwingen wollten, wagt man dieses ganze Volk

selbst zu Rebellen zu stempeln. Dr. Lepsius hat diese Rede glänzend widerlegt. Er ist viel angefochten; daß er aber in seiner Darlegung über die „Rüstungen" der türkischen Behörden zum „Aufstande" der Armenier und über den blutigen Schachzug zur Beseitigung der Pflicht der Reformen die Unwahrheit geredet hätte, das hat ihm niemand nachgewiesen. Reformen sind für die Armenier 1878 von den Mächten für nötig erkannt und von der Pforte versprochen. Darf man es tadeln, wenn ein viel geplagtes Volk ein menschenwürdiges Dasein führen will, wenn es Sicherheit für Leben und Eigentum vor umwohnenden Raub- und Mordbanden, eine Rechtspflege, die diesen Namen wirklich verdient, Schutz vor Aussaugung durch die Behörden, Teilnahme an der Verwaltung, wirksame Vertretung bei der Regierung begehrt? Kann man es beklagen, wenn in den letzten Jahrzehnten das Selbstgefühl dieses Volkes gestiegen ist? Soll man es verdammen, wenn dazu auch Fremde, die ein Herz hatten, für die innerliche und äußerliche Not der Christen in der Türkei, durch Aufklärung und Unterricht mit geholfen haben? Ganz gewiß nicht. Aber gerade den letzten Punkt wagt man schändlich zu verdrehen. Auch in Deutschland entblöden sich manche Leute nicht, die armenischen „Unruhen" auf das „Schuldkonto" verhetzender ausländischer Missionare zu schreiben. Diese kecke Behauptung läßt sich leicht aussprechen, aber auch beweisen? Leute, welche nichts Höheres kennen als die eigene Bequemlichkeit, und die vom Geiste des Christentums keinen Hauch verspürt haben, mögen so reden. Das Körnlein Wahrheit aber, welches in der Verleumdung steckt, der innerliche Anteil der Mission an der geistigen Regsamkeit der Armenier, gereicht der Christenheit zur Ehre! In Urfa, wo die vielen Menschen in der Kathedrale verbrannten, wurden armenische Priester am Altare ermordet. Ehe dies geschah, hatten sie einen merkwürdigen Brief an den Sultan, an ihre Glaubensgenossen, an die europäischen Machthaber, welche nicht geholfen, und an die evangelischen Christen aus Amerika geschrieben. Diesen letzten schrieben sie so:

„Wir sind immer entschiedene Gegner eurer Mission gewesen. In diesen blutigen Tagen aber haben wir gesehen, daß manche unsrer protestantischen Brüder unentwegt für unsere Ehre und unsern Glauben eingetreten sind. Ihr wißt, daß in den Augen der Türken dies das größte Verbrechen gewesen ist, daß wir die von euch gebrachte Bildung angenommen haben. Siehe da, die Missions- und Schulanstalten, die ihr unter uns errichtet habt, die euch viele Millionen an Geld und hunderte von teuren Menschenleben gekostet haben, liegen in Trümmern, und der Türke setzt alles daran, sich der Missionare und Lehrer zu entledigen, indem er diejenigen ausrottet, unter denen sie gearbeitet haben."

So ist es. Die armenischen Greuel sind ein beredtes Zeugnis für den Geist des Islam, zugleich auch für die Furcht, die er für sich selber hat. Die Mohammedaner, Volk wie Regierung sehen, wie die christlichen Nationen die vielgedrückten in ihrer Mitte, sich emporarbeiten, während sie selbst immer mehr zurückkommen. Den bisherigen Knechten sollen sie sogar Rechte einräumen! Das wollen und können sie nicht. Sie nehmen wahr, daß manche aus der eigenen Nation sich der Kultur und Religion der verachteten Christen zuwenden; das erfüllt sie mit Furcht. Da rafft sich der Islam auf und schlägt darein mit brutaler Gewalt. Er zeigt aller Welt, wieviel Unheil er mit dieser brutalen Gewalt anrichten kann, zugleich aber, daß er keine andere Macht hat als nur diese Brutalität. Und damit spricht er sich selbst das Urteil.

2. Eine unvergleichlich große und schwere Christenverfolgung hat sich in unsern Tagen abgespielt. Alle Kämpfe, die der Türke führt, sind ja zugleich Glaubenskämpfe. Das Christentum hat große Einbußen erlitten, durch zwangsweise Bekehrung wie durch Vernichtung. In manchen Gegenden wie im großen Distrikte Beiburt ist der Christenname fast völlig ausgerottet. Und überall hat man es verstanden, gerade die hervorragendsten und geistig bedeutendsten unter den Verfolgten unschädlich zu machen. „Ich glaube eine heilige christliche Kirche, die Gemeinde der Heiligen.“ Zu dieser einen Kirche gehört auch die altarmenische, obwohl sie beschwert ist mit Irrtümern und vielfach ohne frisches Leben. Sie hatte doch dem Ansturm des Islam jahrhundertelang widerstanden. Wie kann es Christen geben, die dem Untergange dieses Gliedes am Leibe ihres Herrn gleichgültig zusehen mögen? Nun giebt es aber auch Evangelische unter den Armeniern; ihnen galt ja unsere ganze Besprechung. Darum möchten wir insonderheit noch etwas über das Ergehen dieser Evangelischen in den Schreckenstagen hören. Viel kann es freilich nicht sein; denn eingehende Berichte fehlen noch.

Von den ausländischen evangelischen Sendboten, die treu bei ihren Gemeinden in der Schreckenszeit ausgehalten, ist keiner ermordet worden. Das haben sie der Nähe ihrer Konsuln zu danken. In großer Gefahr sind sie aber gewesen und an manchen Orten wiederholt mit dem Tode bedroht. Schädigungen der Missionen an Hab und Gut sind viel zu beklagen, besonders von zwei Orten. In Charput wurden von den 12 Gebäuden der amerikanischen Mission acht zerstört. Unter den stehen gebliebenen ist das Evangelisten- und Lehrer-Seminar. In Marasch dagegen sind Seminar und höhere Mädchenschule verbrannt, während andere Gebäude geplündert sind.

Eine ganze Anzahl evangelischer Gemeinden sind zerrüttet und versprengt. Unter den 570 zerstörten und den 330 in Moscheen verwandelten Kirchen sind etwa 50 evangelische. Zu diesen kommen mindestens ebenso viele Schulen. Wenn man etwa 160 altgläubige Priester zählt, welche Märtyrer geworden sind, so haben außer diesen noch einige 20 protestantische Geistliche den Märtyrertod erlitten. Diese Zahl ist größer im Verhältnis als jene. Daß etwa 10000 Evangelische mit diesen Geistlichen umgekommen sind, ist wahrscheinlich nicht zu hoch gegriffen.

Auch von Abuhajatjan und seiner Gemeinde in Urfa wissen wir Näheres. Ein Augenzeuge berichtet also. Man sah in der Schreckenszeit von Ende Oktober 1895 bis Ende des Jahres Soldaten von einer christlichen Wohnung in die andere ziehen und an den unglücklichen Bewohnern ihre Wut auslassen, wenn sie sich weigerten, den Finger zu erheben zum Zeichen, daß sie den Islam annähmen. Von der evangelischen Gemeinde ist kein Glied untreu geworden. Über 700 haben ihren Christenglauben mit freudigem Märtyrertode besiegelt. Abuhajatjan war den Seinen wie eine feste Stadt. Häufig erschien er, wenn kein anderer es wagte, vor den Behörden und bat um Schutz und Frieden für seine Gemeinde und die andern Christen. Fast drei Monate lang durfte ihm kein Haar gekrümmt werden, bis der Herr selber durch einen heldenmütigen Bekenner tod das Werk vollenden wollte, das er an seinem Knechte und durch ihn getrieben — Über sein Ende berichtet die eigene damals 17jährige älteste Tochter. Samstag Morgen den 28. Dezember nach der Andacht ging Vater zu Fräulein N. N. Als er nach einer Stunde zurückkehrte, küßte er uns zärtlich. Ich fragte: „Vater, was giebt's?" Da hörten wir furchtbaren Lärm und schreckliches Geschrei auf der Straße Vater sagte: „Fürchtet euch nicht; wir wollen zu Herrn N. N. gehen." So ließen wir alles zurück und gingen leise über die flachen Dächer nach jenem Hause. Dort fanden wir 50 andere Männer, die sich versteckten; aber Vater versteckte sich nicht. Die Türken brachen wütend herein mit blutgeröteten Waffen, erblickten meinen Vater und schrieen: „Komm, predige uns!" Er sagte: „Schont mich um dieser sechs Kinder willen, die keine Mutter haben." Da er merkte, sie wollten nicht, sprach er: „Rührt mich hier nicht an, ich komme zu euch." Als er den ersten Schritt that, wurde er niedergeschossen. Dann suchten sie nach den andern Männern und hieben sie in Stücke. Ein Mann hatte sich im Dunghaufen versteckt; den fanden sie nicht. Dann gingen sie an die Ziehbrunnen, schossen mehrmals hinein und trafen einen Mann, der ins Wasser fiel. Ich war zu meinem lieben Vater geeilt, der im Sterben lag. Er konnte kein Glied mehr rühren, doch sagte er noch: „Fürchtet euch nicht, Gott wird für euch sorgen; und ich gehe zu meinem teuren Erlöser." Dann ging er heim Sein Angesicht war friedlich wie das eines Schlummernden.

3. Das ist das Ende eines Gerechten. Wie in Urfa hat sich auch sonst die Kraft des Evangeliums bewährt. Ganz an Verleugnern hat es auch unter den Protestanten nicht gefehlt. Verhältnismäßig aber sind ihrer unter den Altgläubigen weit mehr gewesen. Wir beklagen jeden Abfall, vergessen aber nicht die Größe und Härte der Versuchung und denken an

unsere eigene Schwachheit.[1]) Was wird nun aus den Armeniern werden? Werden wir nun noch von wirklicher Rebellion infolge weiterer Mißhandlungen hören? Oder wird es den Mächten nunmehr gelingen, Ordnung herbeizuführen und dem heimgesuchten Volke nach so unsäglichen Opfern Erleichterung und Verbesserungen zu verschaffen? Doch freilich jetzt haben sie ja mit der griechischen Frage genug zu thun. Da muß man froh sein, wenn wenigstens die Armenier in Frieden gelassen werden. An der Liebe und Hilfe der wahren Christen, wo sie eingreifen können, zweifeln wir nicht. Auch daran nicht, daß Gott im Regimente sitzt und führet alles wohl. Daß die Arbeit der Evangelisation aber ein Segen gewesen ist, steht unzweifelhaft fest. Das Evangelium wird in jenen Gegenden nicht wieder ganz ausgerottet, sondern immer mehr anerkannt werden. Aus Urfa und Umgebung wird berichtet, daß nach den Schrecken die Gottesdienste der übrigen Evangelischen unter Leitung amerikanischer Sendboten ihren Fortgang nahmen und daß sich hunderte gregorianischer Christen mit in die Bibelstunden drängen, die hin und her in den Häusern gehalten werden. Überall hat die thatkräftige Liebe der Missionare, mit der sie den Hungernden das Brot brachen, so viel sie vermochten, und die Verzweifelnden stärkten, sie der Bevölkerung näher gebracht und als die besten Freunde erkennen lassen.

Wir haben erwähnt, daß sich 1863 in Berlin ein Verein für die protestantischen Armenier bildete, welcher deren Stärkung und Wachstum durch Geldmittel und Ausbildung von Geistlichen bezweckte. Wieviel derselbe im einzelnen gewirkt hat, wissen wir nicht. Jetzt ist die christliche Liebe noch durch andere Nöte der Armenier als durch geistliche zur Hilfe aufgerufen. Hunger und Armut, Krankheit und Verwaistheit schreien zum Himmel. Und doch ist auch jetzt mit der leiblichen Hilfe die geistliche innig verbunden. Wenn wir armenische Waisenkinder sammeln und aufziehen wollen, so sollen sie eben evangelisch erzogen werden. Und wir hoffen, daß sie als Männer und Frauen ihrer evangelischen Erziehung Ehre machen und in allerlei Berufen zur Ausbreitung des Evangeliums in ihrem Volke mithelfen werden. Wir weisen kurz auf die Bemühungen des deutschen evangelischen Hilfsbundes hin, dessen erster Bericht vorliegt, während wir die der anderen Nationen und der Katholiken hier nicht berücksichtigen. Wie schwer es sein muß, so vielen

[1]) Wie wir hören, wagen es bereits vereinzelte Abgefallene zum Christenglauben zurückzukehren.

elenden Menschen Nahrung, Obdach, Pflege und vor allem wieder Arbeit zu verschaffen, läßt sich denken.

Von Abraham Amirchanjanz hörten wir zuerst wieder während der Schreckenstage in Stambul. Er hat seine flüchtigen Landsleute in Bulgarien und Rumänien besucht und ist jetzt ständig in der bulgarischen Hafenstadt Varna unter ihnen thätig. Seine Schilderungen lauten traurig genug. Eine ärztlich gebildete junge Armenierin ist für eine ärztliche Mission hier in Varna gewonnen worden. Dazu hat Amirchanjanz für 300 Waisen eine neue Heimat gründen können.

In Kaisarieh sammelte Johannes Lepsius vor einem Jahre das erste Häuflein armenischer Waisen und vertraute sie der dortigen amerikanischen Mission an. Ihre Zahl ist gewachsen. Der Grieche Prodromos ist ihr Lehrer. Man hofft, bald ein eigenes Haus zu besitzen und einen deutschen Geistlichen als Leiter bestellen zu können.

Weiter haben deutsche Brüder an mehreren Orten des Vilajets Charput und Aleppo das Hilfswerk organisieren können. In Urfa soll es nicht weniger als 3000 armenische Witwen geben, jede mit 3 bis 6 Kindern! Gatten, Brüder und Väter sind alle tot. Zwei Missionarinnen waren seit den Gemetzeln die Hauptstützen der Elenden. Die eine, Fräulein Shattuk, soll Wunder aufopfernder Liebe verrichtet haben. Im Verein mit ihnen ist jetzt die Hilfsarbeit unsrer Sendboten geordnet. Unter diesen befindet sich eine Ärztin, welche sehr willkommen ist. Viele Kinder haben in einem Waisenhause eine neue Heimat gefunden. Diese Waisen hier in Urfa sollen es sein, welche die deutschen evangelischen Christen, die für einige Jahre ein Pflegegeld zu zahlen sich erboten haben, als ihre Kinder ansehen und über welche sie später Berichte erhalten sollen.

Oben sagten wir, daß viele Armenier auch in Persien wohnten. Ihre Zahl ist neuerdings durch viele Flüchtlinge aus der Türkei sehr vermehrt worden. Größer aber sind noch die Scharen flüchtiger syrischer Nasrani, denen die Kurden und Türken mitten im strengsten Winter ebenso übel mitgespielt haben, obwohl sie von Unbotmäßigkeit keine Spur zeigten. Von allem entblößt kommen diese 20 000 ohne die Liebe der Christen um. Wir freuen uns, unter denen, die von Urumia aus unserm Hilfsbunde für manche Gaben ihren Dank geschrieben haben, auch unserm Freunde Pero Johannes zu begegnen. Pastor Fischer aus Hessen ist damit beschäftigt, in jenen Gegenden das Hilfswerk zu organisieren und in Urumia ein Waisenhaus zu errichten.

Gottes Fuß geht in tiefen Wassern. Er weiß auch aus Bösem Gutes hervorzubringen. Er segne das Werk unsrer Hände. Das deutsche evangelische Christenvolk aber gedenke des Wortes: „Sei wacker und stärke das andere, das sterben will!"

Zur religiösen Charakteristik der Chinesen.

(Schluß.)

Von der seltsamen Mischung verschiedener Glaubensformen in China haben wir bereits gesprochen. Daß weder der Konfuzianismus noch eine der mit ihm vermischten Religionen im Volke eine neue Geburt zu höherem Leben nnd edlerem Streben zustande bringen konnte, erkennen die Chinesen selbst an. Davon zeugt in überraschender Weise eine ihrer Fabeln, deren Autor wir nicht mit Bestimmtheit nennen können.

Dieser Erzählung gemäß, trafen Konfuzius, Buddha und Laotze einander eines Tags im Lande der Unsterblichen und beklagten die Thatsache, daß ihre vortrefflichen Lehren in diesen Zeiten sittlicher Entartung keinen bessern Erfolg in der Welt hätten. Nach einer längeren Besprechung kamen sie darin überein, daß der Grund darin liegen müsse, daß die Leute wohl die Vorzüglichkeit der Lehren erkännten, daß aber die menschliche Natur unfähig sei, darnach zu leben, ohne ein beständiges Vorbild vor Augen zu haben. Daher beschlossen die Gründer der drei Bildungsschulen in Menschennaturen auf die Erde zurückzukehren und Jemanden ausfindig zu machen, der alles Erforderte leisten könne. Dieser Plan wurde sogleich zur Ausführung gebracht und im Laufe der Zeit begegnete Konfuzius, während er auf Erden wandelte, einem alten Mann von ehrwürdigem Aussehen, welcher jedoch bei Annäherung des Weisen nicht aufstand, sondern ihn einlud Platz zu nehmen. Hierauf ließen sich die beiden in ein Gespräch über die Lehren des Altertums ein und beklagten, wie sehr dieselben in jetziger Zeit vernachlässigt würden. In dieser Unterredung zeigte der alte Mann eine so tiefe Kenntnis der Satzungen der Alten und legte einen solchen Scharfsinn an den Tag, daß Konfizius entzückt war und sich erst nach längerem Zusammensein zurückzog. Aber selbst als der Weise Abschied nahm, stand der alte Mann nicht auf. Bei seinem nächsten Zusammentreffen mit Buddha und Laotze, welche beide garnichts ausgerichtet hatten, erzählte ihnen Konfuzius sein Abenteuer und empfahl ihnen den sitzenden Philosophen zu besuchen, um sich zu vergewissern, ob er in ihren Lehren ebenso bewandert sei wie in den konfuzianischen. Zu seiner ungeteilten Freude fand Laotze, daß der alte Mann in den Satzungen des Taoismus ebenso zu Hause war, wie sein Gründer, und dabei ein Meister an Beredsamkeit und Eifer. Wie dem Konfuzius fiel es auch dem Laotze auf, daß sich der Greis nicht von seinem Sitz erhob, obwohl er es sonst durchaus nicht an Ehrerbietung fehlen ließ. Nun war die Reihe an Buddha, der denselben erstaunlichen und erfreulichen Erfolg hatte. Auch bei seinem Nahen stand der alte Mann nicht auf, zeigte jedoch einen Einblick in die innere Bedeutung des Buddhismus, wie er seit Jahrhunderten nicht dagewesen. Als die drei Religionsstifter zur Beratung zusammen kamen, waren sie einstimmig der Ansicht, daß dieser seltene, bewundernswerte Mann die drei Religionen nicht nur empfehlen, sondern auch durch das Leben beweisen könne, daß sie in der That nur eine einzige seien. Darum stellten sich die drei Weisen noch einmal gemeinsam dem Greise vor. Sie erklärten den Zweck ihrer vorhergehenden Besuche und teilten ihm mit, welche große Hoffnungen seine Weisheit in ihnen erweckt hatte, nämlich, daß

durch ihn die drei Religionen neues Leben empfangen und zur Ausübung kommen sollten. Der alte Mann blieb noch immer sitzen, hörte ehrerbietig und aufmerksam zu und erwiderte folgendes: „Ehrwürdige Weise, euer Wohlwollen ist so hoch wie der Himmel und so tief wie das Meer. Euer Plan ist von wunderbarer Weisheit. Aber ihr habt eine unglückliche Wahl getroffen hinsichtlich des Mannes, welchem ihr diese mächtige Reform auftragen wollt. Allerdings habe ich „das Buch der Vernunft und des Gesetzes," (Tao-te'-king) sowie die Klassiker studiert; auch kann ich nicht leugnen, daß ich einen teilweisen Begriff von deren Erhabenheit und Einheit habe. Aber mit einem Umstand habt ihr nicht gerechnet, seid euch vielleicht dessen gar nicht bewußt geworden. Ich bin nämlich Mensch nur von der Hüfte aufwärts, unterhalb derselben bin ich aus Stein gebildet. Meine Stärke liegt darin, die Pflichten der Menschen von den verschiedensten Standpunkten zu beleuchten, aber unglücklicher Weise bin ich so gestaltet, daß ich keine derselben zur Ausführung bringen kann." Konfuzius, Buddha und Laotze seufzten tief und schwanden von der Erde; — seit jenem Tag ist kein Versuch mehr gemacht worden, einen Sterblichen zu finden, welcher fähig wäre, die drei Religionen ins Leben zu übertragen.

Es werden oft Vergleiche gezogen zwischen Chinas gegenwärtiger Lage und der des römischen Reichs während des ersten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung. Kaum unterliegt es einem Zweifel, daß der sittliche Zustand Chinas heutzutage viel besser ist als der des damaligen römischen Reiches, aber in China wie in Rom ist der religiöse Glaube am Punkte des Verfalles angelangt. Man könnte von China sagen, was Gibbon von Rom gesagt hat, daß für das gemeine Volk alle Religionen gleich wahr, für den Philosoph hingegen gleich falsch und für die Obrigkeit gleich nützlich seien. Von dem Kaiser von China könnte man wie von dem römischen behaupten, daß er „zugleich Hoherpriester, Atheist und Gott" sei. So weit hat der mit dem Polytheismus und Pantheismus vermischte Konfuzianismus das chinesische Reich gebracht.

Mit Recht hat jemand geäußert, daß es noch etwas Schlimmeres giebt als reinen Atheismus und das ist volle Gleichgültigkeit gegen die Frage, ob der Atheismus wahr sei. In China sind der Polytheismus und der Atheismus nichts anderes als die entgegengesetzten Seiten eines und desselben Würfels und werden mehr oder weniger bewußtermaßen für wahr gehalten von der Masse gebildeter Chinesen, ohne irgend welches Bewußtsein des darin liegenden Widerspruchs.

Die völlige Gleichgiltigkeit gegen die tiefsten geistigen Wahrheiten in der menschlichen Natur ist das traurigste Merkmal des Chinesen, sowie seine Annahme eines Leibes ohne Seele, einer Seele ohne Geist und eines Geistes ohne Leben, eines Kosmos ohne Ursache und einer Welt ohne Gott.

Der Missionsgedanke in holländischen Studentenkreisen.

Von Stadtvikar Schowalter in Kaiserslautern.

Der Utrechter Studentenmissionsverein „Eltheto“ (nach seiner Losung: *ἐλθέτω ἡ βασιλεία σου*) blickt auf einen über 50jährigen Bestand zurück. Er zählte in seinem Jubiläumsjahre (1896) 47 aktive Mitglieder (36 Theologen, 6 Juristen, 3 Mediziner und 2 Philosophen), vereinnahmte über 3000 Mk. und konnte fast 1500 Mk. davon als Beiträge zu den verschiedensten Missionszwecken abliefern. Vereins- und öffentliche Versammlungen, Leseschriften und Jahresfest hielten bisher die Mitglieder zusammen, ein eigenes Blatt wahrte den Zusammenhang mit den „alten Herren“, ohne daß ein Zwangsabonnement bestände. Eltheto hat nun im vorigen Jahre eine schwere Krisis durchgemacht und ist gerade in seiner neuen Entwickelungsphase von besonderem Interesse. Man hatte in den letzten Jahren immer mehr gemerkt, daß der äußeren Organisation der richtige Missionsgeist und die Missionsfreudigkeit fehle; das Hauptbestreben war darauf gerichtet, möglichst viel Geld aufzubringen. Man nahm schließlich auch zahlende Mitglieder auf, die sich das Recht vorbehielten, keine Versammlung besuchen zu müssen, und manche andere Mitglieder unterstützten den Verein nur durch Beiträge und Strafgelder für Versäumnisse, die persönliche Anteilnahme an den Vereinsbestrebungen trat bei vielen in den Hintergrund. Da kam das für die studentischen Missionsvereine so segensreiche Jahr 1895, der Flügelschlag neuen religiösen Lebens regte sich auch auf den holländischen Universitäten, der Besuch des englischen Missionars Maclean hinterließ tiefe Eindrücke. Diese Zeit wollte Eltheto nicht unbenutzt vorübergehen lassen, sondern womöglich einen Sammelpunkt bilden für alle religiös angeregten Gemüter unter den Studenten. Es fragte sich nur, ob das im Rahmen eines Missionsvereins möglich wäre, und nicht vielmehr mit Preisgabe des historischen Charakters der Missionsbund in eine allgemeine christliche Studentenvereinigung umgestaltet werden müsse. Endlich errang eine weitere Auffassung des Wortes „Mission“ den Sieg. Eltheto bleibt ein Missionsverein, und die Missionsversammlungen bleiben die Hauptversammlungen, aber damit gehen Hand in Hand Gebetsstunden, Bibelbesprechungen und Erörterungen wissenschaftlicher Fragen, die mit der Religion in Verbindung stehen. Alle Beteiligung ist freiwillig, keinerlei Zwang soll angewendet werden. So können sich alle christlichen Bestrebungen angliedern an den bereits bestehenden Verein. Denn da wahre Liebe für die Mission nur aus lebendigem geistlichen Leben geboren werden kann, so ist christliche Vertiefung eine durchaus notwendige Ergänzung, ja die Grundlage des Missionseifers; und da andererseits christlicher Ernst zur Mission als dem Endzweck treibt, so ist die Verbindung allgemein christlicher Bestrebungen mit einem Missionsverein nichts Gezwungenes und kein Umweg. Im Dienste des so reformierten Vereins steht das Vereinsblatt („Berichten van Eltheto“), das einschneidende Veränderungen erfahren hat. Seine ursprüngliche Bestimmung war die, Mitteilungen über „die Ausbreitung von Gottes Königreich auf Erden“ zu bringen und dafür zu interessieren. Aber ehe man sich für die **Ausbreitung** irgend eines Reiches interessieren kann, muß man dieses

Reich selbst schätzen gelernt haben. So soll nun an erster Stelle das Königreich und danach seine Ausbreitung besprochen werden, und dadurch das Blatt allgemeinere Tendenzen zu verfolgen und Fragen von aktuellerer Bedeutung zu behandeln instand gesetzt werden. Nicht ohne Bangen und Zagen hat man diesen Schritt gethan. Lag doch die Gefahr nahe, daß die (fast 350) Abonnenten in der Veränderung den erwünschten Vorwand finden könnten zur gänzlichen Abbestellung. Mit den Worten: „Wir wollen ein Wagestück unternehmen" wurde der Versuch angekündigt. Er ist völlig gelungen. Die Anzahl der zur Erhaltung eines nun so viel reicheren Blattes nötigen Abonnenten hat sich gefunden, und die nun wöchentlich während der Dauer des Semesters erscheinenden „Beriten" sind inhaltlich das Ideal einer studentischen Missionszeitschrift im weitesten Sinne des Wortes. Eine Skizzierung ihres ersten Jahrganges nach Form und Inhalt dürfte am besten zeigen, wie man in Holland Verständnis und Liebe für die Mission unter den Studenten zu wecken gesucht hat.

Die erste Redaktion hat ihr Werk begonnen mit dem Wunsche, „daß sich in jedermann, nicht zum wenigsten in den Studenten, die klare Erkenntnis durchringen möchte, wie nur Gottes Königreich das Erste und Höchste ist und das Einzige, das die Hingebung des ganzen Herzens, der ganzen Seele und aller unserer Kräfte verdient. Wir möchten daran mithelfen, die Dinge des Gottesreiches, die doch so vielen Studenten in ihrer Erziehung nicht fremd geblieben sind, zu größerer Realität für uns selbst herauszuarbeiten und zu unserem persönlichen Eigentum zu machen, weil sonst gar mancher nach und nach die köstlichen Glaubensgüter preisgiebt, die er nicht zu schätzen weiß, da er ihren Wert bloß vom Hörensagen kennt. Aber auch denen möchten wir so gern etwas bieten, die über diese Dinge immer nur aus weiter Ferne als etwas Veraltetes haben absprechen hören und sich doch Vorurteilslosigkeit genug gewahrt haben, um sich nicht absichtlich zu verschließen gegen die Botschaft von dem Reiche, das so nachdrücklich und entschieden behauptet, allein im Besitze des ewigen Heiles zu sein. Möge die Bitte: „Dein Reich komme!" so immer mehr und mehr Grund und Ziel ihrer ganzen Existenz werden!"

Dieses Blatt steht also im Dienste ernstester Bestrebungen zur sittlich-religiösen Vertiefung des Studentenlebens, sucht die ganze Lebensrichtung und -haltung zu beeinflussen. Oder wie es in einem „Unser Programm" überschriebenen Leitartikel heißt: „Das Christentum muß wie ein Sauerteig alles durchdringen, die Studentenwelt, die Wissenschaft, die Kunst, das soziale Leben, kurz alles, wobei sittliche Motive in Frage kommen. Daran nach dem Maß unserer Kräfte mitzuarbeiten, besonders was die Studentenwelt betrifft, ist unser Ziel." Ein ganz anderer Geist muß unter den Studenten großgezogen und gepflegt werden, so wird auch Liebe zur Mission und Verständnis für sie von selbst kommen, und nur auf diesem Wege sich zu nachhaltiger Kraft entwickeln lassen. Vor allem muß in dem Studenten das Bewußtsein geweckt werden, daß auch er, ja er zumeist, Rechenschaft schuldig ist für seine Zeit, daß er so wenig als andere Stände ein Recht hat auf Jahre voll eiteler leichtfertiger Tändeleien und auf ein Genußleben im Sinne des Kommersbuches. Denn das traditionelle „Fuchsen-" und „Burschentum" ist wenig geeignet, sittlich ernste und starke Charaktere zu erziehen. Nicht einmal die immer wachsende intellektuelle Bildung und der auf das Fachstudium verwendete Fleiß vermögen einem ideal angelegten Geiste zu genügen und edele Lebensfreude zu geben. Alles Fachstudium soll Lebensstudium werden im höchsten Sinn: nämlich Studium des wirk-

lichen Lebens und Studium zum ewigen Leben. Zur intellektuellen Ausbildung muß sittliche Durchbildung als Gegengewicht hinzukommen, und beide müssen führen zu dem höchsten religiösen Ziel. So nur gewinnt das Studium rechten Lebensgehalt und -wert. Dabei sollen dem wirklich frischen und freien Studentengeist keine unnatürlichen Schranken gesetzt und Eltheto kein Verein für alte Männer und greisenhafte Jünglinge werden, wie schon die Thatsache beweist, daß manche seiner Mitglieder eifrige Freunde körperlichen Sports und edler Künste sind. Möchten doch auf allen Universitäten sich solche thatkräftige, energische Studenten finden, welche die Hand böten zu einer Neu-Organisation des akademischen Vereinslebens, die nicht mehr ihr Ziel fände in der Alkoholvertilgung und nicht mehr ruhte auf der Basis des Bierkomments! Wieviel weniger Zeit würde dann vertrödelt und verbummelt; wie wüchse das Studium nicht nur in die Breite, sondern auch in die Tiefe; wieviel mehr würde es von dem feu sacré vergangener Reformzeiten verklärt! Wieviel mehr Studenten würden dann auch ihre Mission in der Welt — im Dienste des Gottesreiches! — begreifen und erfüllen und das große Werk der christlichen Mission fördern, das diesen Namen in besonderer Weise trägt. Das wäre jedenfalls die nötigste und segensreichste Hochschulbewegung.

Mission im engsten Zusammenhang mit der einem jeden Menschen von Gott gegebenen Mission will „Eltheto“ und wollen seine „Berichten“ fördern — insonderheit unter Studenten. Diesem umfassenden Programm entsprechend sind auch die „Berichten von Eltheto“ redigiert. Außer der ständigen Rubrik für das Werk der äußeren Mission, die sorgfältige Einzelberichte und zusammenfassende Charakteristiken alter und neuer Lebensregungen und -bewegungen auf diesem weiten Gebiete enthält, bringt fast jede Nummer eine biblische Betrachtung (meist aus der Feder Professor Valetons in Utrecht) und einen Leitartikel über encyklopädisch-theologische, sittlich-religiöse, allgemein-religionsgeschichtliche und brennende soziale Fragen, ohne daß sich eine aufdringliche Apologetik breitmachte oder engherzige Exklusivität hervorträte. Daneben werden zeitgeschichtliche Vorgänge, bedeutende Vorträge und Aufsehen erregende Schriften, welche zu religiöser oder sittlicher Stellungnahme oder zu thätiger Mitarbeit anregen, eingehend besprochen. Außerdem wird in einer regelmäßigen eigenen Beilage das Studentenleben in all seinen Erscheinungsformen charakterisiert und vor allem die Studentenpresse, die ebenso wie die Studentenbörse in Holland verhältnismäßig viel reicher ist als bei uns (keine Fachblätter!), einer sorgfältigen, ernsten und prinzipiellen Kritik unterzogen, immer mit dem Ziel vor Augen: „Ihr sollt meine Zeugen sein“ (Apostelg. 1 V. 8) und dem Gebet im Herzen, „daß doch die Studenten aller Länder sich vereinigen möchten, um Jesus zum König zu machen.“ (S. 198.) So wird der Studentenwelt *πολυμερῶς καὶ πολυτρόπως* das Ziel ihrer himmlischen Berufung vorgehalten und sie an ihre Missionspflicht erinnert. Manchen tritt hier vielleicht das Christentum, das so vielen „Gebildeten“ nur aus der Ferne bekannt ist und ihnen wie ein Kongregat unfruchtbarer Dogmen erscheint, in anziehenderer Gestalt nahe; sie verschließen sich vielleicht weniger gegen seine Einwirkung, weil es ihnen von befreundeter Seite entgegengebracht wird. „Soll denn die ganze Welt in Aufregung sein und die Studentenwelt unerschütterlich in völliger Abgeschlossenheit von dem religiösen Kampfe der Gegenwart fortstudieren und forttrinken?“ Oder „ist das Christentum und Geltendmachung des christlichen Standpunktes bloß für alte Leute?“

(S. 259 f.) Es gilt „Ernst machen“ (S. 160). Und diesen Ernst müssen wir bethätigen nicht nur in den geheimsten Stunden unseres geistigen Lebens, sondern auch im öffentlichen Bekenntnis und Wirken. Unsere Zeit drängt zum Kampf, und da gilt es nicht, das Christentum in fluchtartigem Rückzuge hinauszuretten in die Verborgenheit, sondern siegesgewiß hineinzutragen in die Welt. Das letzte Ziel ist die Eroberung der Erde.

Innerhalb der Studentenwelt ist der Missionsgedanke mit dieser Energie und Konsequenz wohl noch nicht zur Geltung gekommen. Daß er gegenüber den sich stets häufenden Einzeluntersuchungen der Wissenschaft, dem trostlosen Ansammeln der zum Brotstudium nötigen Examenskenntnisse und der mit unserer schnellebenden Kultur verbundenen Entnervung und Übersättigung allein imstande ist, belebend und verjüngend zu wirken, dem Studium frisches Blut, neue Impulse und zugleich geschlossene geistig-sittliche (nicht methodologische) Einheit zu geben und überhaupt dem Leben einen reichen Inhalt, eine große Aufgabe und ein hohes Ziel zu bieten: das wird nur der leugnen können, welcher überzeugt ist, daß auch das Christentum seine ganze Kraft schon entwickelt und erschöpft hat, und welcher überhaupt dem Leben keinen Sinn beimißt. Wie wenig Befriedigung das Studium ohne diesen höheren Lebenszweck bietet, beweist die alltägliche Erfahrung: die große Mehrheit der Studierten faßt ihren Beruf als Lohnarbeit auf und freut sich jeder Stunde, in der die schwere Bürde abgeworfen werden kann. Das ist die Folge einer Universitätszeit ohne Ideale. Und wo ja Begeisterung war, da erlahmt sie zu frühe, und von einer sittlichen Weiterentwickelung in der Zeit der besten Kraft nach dem 30. Lebensjahre ist in der Regel keine Rede mehr, weil das frühere Ideal vor dem Nachdenken des Mannes nicht mehr als erstrebenswert bestehen kann. Daher der müde, altersschwache Zug im geistigen Leben der Gegenwart. Es gibt bloß e i n Ideal, das immer größer bleibt als unsere Leistungsfähigkeit, das immer wächst bei tieferem Nachdenken, das darum unser ganzes Leben auszufüllen vermag, und das ist die im Glauben ergriffene, im Gebet stets neu vorgehaltene und durch das eigene Vorbild zu bethätigende allgemeine Christenmission, die Welt ihrem Herrn zu erobern. Diese Aufgabe kann nur ein „God-intoxicated“ Geschlecht erfüllen. Kann man dazu die überschäumende Jugendkraft der Studentenwelt entbehren? Sollen wir, die „gebildeten“ Stände, an diesem Ziel erst arbeiten als „ausgetobte“ Männer, vielleicht flügellahm, mit gebrochener sittlicher Energie? Von der Jugend geht die ungenierte öffentliche Verherrlichung der Sünde, die schönheitstrunkene Schwärmerei ohne ethische Vertiefung aus, die daheim das Volksleben vergiftet und draußen die Arbeit der christlichen Sendboten zu nichte macht. Jung gewohnt, alt gethan! In einer Zeit, wo man im Interesse der „jugendlichen Freiheit“ eine Erweiterung der sittlichen Grenzen verlangt, da muß die J u g e n d gegen solchen Schutz protestieren im Namen ihres Gottes, durch den sie sich gebunden fühlt. Mit Recht wurde deshalb auf der ersten christl. Missionskonferenz holländischer Studenten in Laren (3., 4. u. 5. Septbr. 1896) nachdrücklich den christlich gesinnten Kommilitonen eingeschärft, wenn möglich, sich in dem holländischen Kolonialdienste verwenden zu lassen, um da „inmitten von Heiden und gottlosen Europäern durch ihr Leben in ihrer Arbeit Zeugen ihres Herrn und Heilandes zu sein“ unter der Begründung: „Wenn wir nicht zum Segen werden für Indien, so wird Indien gar leicht zum Fluche werden für uns.“ So ist Eltheto mit seinen

„Berichten“ und seinen Bestrebungen eine der erfreulichsten Erscheinungen im studentischen Leben.

Gewiß liegt auch hier eine doppelte Gefahr nahe: die des Dilettantismus und die der Gefühlsüberschwänglichkeit, die notwendig eine Reaktion zur Folge haben müßte. Aber einerseits stehen Professoren, Pfarrer, Missionare und Leiter von Missionsanstalten dem neuen Unternehmen mit Rat und That zur Seite, soweit es nur irgend geht, ohne daß die Studenten das Gefühl verlieren müßten, daß sie die Leiter ihres eigenen Blattes sind, und außerdem ist der derzeitige Hauptredakteur ein Dr. jur., der nachträglich das Studium der Theologie begonnen hat. Andererseits, wenn mir auch z. B. der Bericht über die erwähnte Konferenz zu Laren Ansätze zu etwas starken Gefühlsergüssen zu verraten scheint, so wird doch durchgängig so sehr auf nüchterne Klarheit gedrungen, so prinzipiell der Abstand von der Traktätchenlitteratur betont und so entschieden immer und immer wieder Christus in den Mittelpunkt des ganzen Werkes gestellt, daß wohl auch in Zukunft die Klippe methodistischer Treiberei und geistlicher Überladung vermieden werden wird. Und wenn ja hier und da einmal Töne angeschlagen werden sollten, die manchen Studenten unverständlich sind, und Worte gesprochen, die aus der Begeisterung des Augenblicks geboren doch im Munde der jüngeren fremd klingen: nun, so ist das, wie einmal richtig bemerkt wird, immerhin noch besser als wenn ein Mann sich noch in den leichtfertigen Gedankenkreisen bewegt, die er als Student bereits verwachsen haben sollte. Mögen die Anregungen, die von Eltheto ausgehen für die Studentenwelt, Frucht tragen im praktischen Leben und seine Mitglieder die Ideen, für die sie jetzt begeistert sind, späterhin nicht mehr bloß als Ideale hochhalten, sondern als Lebensziel sich vor Augen halten und zu verwirklichen suchen! Mögen sie eingedenk sein des Sinnspruches von S. 72: „Wir haben ein ganzes Buch von den Thaten der Apostel, nicht eine Seite von ihren Vorsätzen!“ Gott segne diese Missionsarbeit!

Der (deutsche) Studentenbund für Mission.

Von stud. theol. von Örtzen.

Schon wiederholt ist in dieser Zeitschrift (1890, 272 und 1896, 122) von der großen Missionsbewegung unter den Studenten Amerikas und Englands die Rede gewesen. Im Oktober vorigen Jahres ist auch die erste Lebensäußerung des deutschen Zweiges des am 28. März 1896 begründeten „Studentenbundes für Mission“, ein Aufruf an die „Kommilitonen aller Fakultäten“, hier abgedruckt worden. Außerdem war der S. f. M. in den Kreisen der Missionsfreunde noch im wesentlichen unbekannt geblieben. Erst vor wenigen Wochen ist er nun in etwas weiterem Umfange durch die Abhaltung seiner ersten allgemeinen Studentenkonferenz in Halle a. S. vom 24.—26. April an die Öffentlichkeit in der Missionswelt getreten. In gewissem historischem und auch geistigem Zusammenhange stehend mit jener Studentenbewegung unserer englisch redenden Brüder, hat der S. f. M. doch von Anbeginn an eine so anders gerichtete Stellung eingenommen, daß er, ohne erhebliches Mißverständnis, nicht ohne weiteres mit jener zusammengestellt und beurteilt werden darf, wenigstens was die äußere Form und die Art des Vorgehens angeht. Andererseits

ist es freilich wiederholt, auch in den bisher geschehenen öffentlichen Kundgebungen des Bundes ausgesprochen, daß nicht nur das Ziel der beiden Vereinigungen dasselbe ist: Studenten für den Dienst an der Ausbreitung des Evangelii unter allen Völkern, vornehmlich also für den praktischen Missionarsberuf, zu werben; auch die Grundlage und das Grunderfordernis für die Zugehörigkeit zu diesen Verbänden ist bei beiden völlig übereinstimmend: aufrichtige Jüngerschaft Jesu Christi, unseres Gottes und Herrn. Wie jene Bewegung von ihren ersten Anfängen an mit einer allgemeinen christlichen Studentenbewegung zur Anregung und Vertiefung christlichen Lebens unter der studierenden Jugend eng verknüpft gewesen ist[1]) und in einer Gebetsversammlung begonnen hat, so ist es auch der immer wieder ausgesprochene Wunsch und das eifrigste Bestreben des Komitees des S. f. M. gewesen, den Bund auf dieser Basis, aus der heraus er geboren ist, zu erhalten. Er nennt sich einen Gebets- und Werbebund für die Mission.

In diesen grundlegenden Beziehungen macht er also durchaus Anspruch darauf, zu dem großen, jetzt bereits durch die christlichen Studentenkreise der ganzen Welt gehenden volunteer movement for foreign missions gezählt zu werden. Anders steht nun freilich die Sache hinsichtlich der Mittel, durch die von beiden Verbänden gesucht wird, das gesteckte Ziel zu erreichen. Während bei den andersartigen Verhältnissen anderer Länder eine Beschränkung der Mitgliedschaft lediglich auf diejenigen, welche sich bereits fest entschlossen, so Gott es zuläßt, in die Mission zu gehen, nicht nur thunlich war, sondern sich auch durchaus bewährt hat, glaubt das deutsche Komitee des „Studentenbundes für Mission", bei den völlig anderen und nicht auf solche Formen vorbereiteten deutschen Verhältnissen, die Gedanken des Herrn für den Bund dahin richtig verstanden zu haben, die Mitgliedschaft auch auf weitere Kreise ausdehnen zu wollen. Der erste Aufruf des S. f. M. sagt darüber folgendes: „Der Bund besteht einerseits aus denen, die schon fest entschlossen sind, in die Mission zu gehen und andererseits aus solchen, die nach dem Ruf des Herrn ausschauen. In jedem Fall soll der Wunsch und die Bereitschaft zu praktischem Missionsdienst vorhanden sein, wenn auch vielleicht, infolge widriger Umstände und Hindernisse die Entscheidung noch nicht zu treffen ist."

Nach diesen Richtlinien arbeitet der Bund, bisher erst in bescheidener Weise, und diese sollten auch auf der Hallenser Konferenz zum Ausdruck kommen. Entsprechend der Grundforderung für den Bund sollte die eine Hälfte der Konferenz im wesentlichen dazu dienen, die Bundesmitglieder selbst in ihrem christlichen Leben zu fördern und zu stärken und auch in weitere Kreise der Studentenschaft die grundlegenden Gedanken der „Entscheidung für Christum" und des „Bleibens in Christo", sowie der „Notwendigkeit und des Wertes der christlichen Arbeit, insbesondere Missionsarbeit für das eigene Glaubensleben" hineintragen. Diese Gedanken wurden, letzterer von Missionsdirektor Buchner-Brüdergemeinde, die beiden ersten von Pastor Dr. Lepsius-Berlin und Pastor Grote-Oberfischbach am Sonnabend Abend und Sonntag Nachmittag ausführlicher behandelt. Auch die Ansprache von Missionsdirektor Buchner am Sonntag, über die Worte des Weinbergsherrn: was stehet ihr hier den ganzen Tag müßig? sowie die Worte des greisen Gottesmannes Dr. Hudson-

[1]) Zur Ergänzung siehe den Bericht über dieselbe Bewegung unter den Studenten Hollands.

Taylor von der China-Inland-Mission, und des jugendlichen Missionars aus Indien Robert P. Wilder sind noch zum größten Teil als dieser Seite der Konferenz zugehörig zu betrachten. Daß letzterer, der vor Jahren das Werkzeug sein durfte, durch den Gott in Amerika den ersten Anstoß zu dieser gewaltigen Bewegung unter den Studenten für die Mission gegeben, durch freundliche Fügung des Herrn bei der Konferenz anwesend sein durfte, wurde von ihren Veranstaltern mit besonderer Freude und Dankbarkeit begrüßt; und seine Gegenwart und Worte, insbesondere über das Erfülltsein mit dem Geiste Gottes und das Reden in seiner Kraft, sind gewiß, auch trotz der schwierigen Verständigung durch Dolmetscher nicht ohne dauernden Segen und Einfluß geblieben.

Am Sonntag Abend trat dann, eingeleitet durch die Worte Dr. Hudson-Taylors, der zweite Gedanke der Konferenz in den Vordergrund. Die übrige Zeit von der öffentlichen Versammlung von Sonntag Abend an bis zum Montag Nachmittag war dazu bestimmt, die Aufforderung zu des Herren Dienst immer konkreter auf den Missionarsberuf zuzuspitzen. Der indische Missionar Frohnmeyer aus Basel schilderte in anschaulichen Zügen die Schwierigkeiten und Enttäuschungen des Missionsberufes, denen gegenüber eine bloße Schwärmerei und romantische Begeisterung für die Mission nicht stand hielten, die aber für den innerlich fest gegründeten Christen diese Arbeit nur um so segensreicher und auch herrlicher machten. Missionsdirektor Buchner wies darauf hin, daß Missionsarbeit und Missionsgebet nicht ein Spielen nach Wohlgefallen und Belieben sondern eine Arbeit sei, eine Arbeit, die den ganzen Menschen mit allen seinen Kräften in Anspruch nähme, wenn anders sie nicht nur Phrase und Selbsttäuschung sein solle.

Der Montag Morgen begann mit der von Herrn Professor D. Kähler gehaltenen Morgenandacht über das an Petrus gerichtete Wort des Meisters: „Folge mir nach“ nach Joh. 21.[1]) Ein Wort, das auch schon durch die am Sonntag in gemeinsamem Kirchgang besuchte Predigt des Herrn Pastor Meinhof-Halle geklungen hatte. Die Verhandlungen wurden dann eröffnet durch einen längeren Vortrag des Herrn Professor D. Warneck über das Thema: „Was muß der akademischen Jugend die Mission besonders anziehend machen?“ Anziehen müsse — so führte er aus — die königliche Majestät des Missionsbefehls, die großartige Herrlichkeit der Missionsaufgabe, die alle Kräfte und Gaben in Anspruch nehmenden Missionsschwierigkeiten und die gerade der Missionsarbeit gegebenen Glauben stärkenden Verheißungen. So nachdrücklich er warnte vor bloßer Strohfeuerbegeisterung und dem schwärmerischen Enthusiasmus, der die Kosten eines Turmbaues, wie die Mission ihn aufführen soll, nicht genügend überschlägt, so eindringlich suchte er die Herzen der Studierenden zu gewinnen, daß gerade sie mit Freuden willig werden möchten, in den praktischen Missionsdienst zu treten, wenn Gottes Ruf zu demselben ihnen innerlich gewiß geworden.

Nach kurzer Pause folgten ihm noch in leider sehr bemessener Zeit Herr Missionsdirektor Buchner über das Missionsgebiet der Brüdergemeinde in Grönland, Labrador und Alaska, Herr Missionar Frohnmeyer mit kurzem anschaulichem Bericht über die Baseler Mission in Indien und China, Herr Missionsinspektor Sauberzweig-Schmidt über die Mission von Berlin I in Süd-Afrika. Herr Pastor Simsa-Halle lenkte in

[1]) Siehe Beiblatt. D. H.

wenigen Worten die Aufmerksamkeit auf die so viel und lange vernachlässigte und doch so besonders verheißungsvolle Mission unter Israel und endlich schloß Herr Pastor Dr. Lepsius in gedrängtester Kürze mit einem Hinweis auf die unter den christlichen Kirchen des Orients, besonders der armenischen bereits geschehene und noch zu thuende Missions- oder Evangelisationsarbeit.

Der Montag Nachmittag war dazu bestimmt, über die Entstehung und Geschichte der ganzen Missionsbewegung unter den Studenten, insbesondere auch die Gründung des „Studentenbundes für Mission" durch den Mund des Bundesschriftführers cand. phil. Mann-Straßburg i. E. kurz zu orientieren, soweit dies nicht schon in den Worten des Bundesvorsitzenden am ersten und zweiten Abend geschehen war. In dieser Versammlung wurden auch von den anwesenden Vertretern ausländischer Missionsbewegungen, für Amerika und Indien von Herrn Robert P. Wilder, für Großbritannien von dem eigens zu der Konferenz aus London entsandten Herrn Stanley Wright, für Australien von dem gegenwärtig in Deutschland weilenden Komiteemitglied der 1896 begründeten australischen christlichen Studentenbewegung, cand. theol. Joh. Heyer, Bericht erstattet und herzliche Grüße und Segenswünsche übermittelt. Leider verbot die Kürze der Zeit noch weitere Mitteilungen z. B. über Skandinavien zu hören.

Die gesegneten Tage wurden dann durch eine Abschiedsversammlung beschlossen, in der Missionsdirektor Buchner über die Worte des Paulus an den Timotheus sprach „Ich weiß, an wen ich glaube" und Dr. Lepsius mit einer ernsten Mahnung zum siegreichen Überwinden des Christen durch die Kraft des in ihm wohnenden Christus, den Schluß machte.

An diesen öffentlichen Teil schloß sich dann noch eine zahlreich besuchte Gebetsversammlung an, um den Herrn für den empfangenen Segen, wie er jeden einzelnen besonders zu teil geworden, zu danken. Überhaupt war ein charakteristisches Kennzeichen der Konferenz ein freudiger Geist des Gebetes, der der ganzen Versammlung einen geheiligten Zug verlieh. Nicht zum wenigsten haben dazu wohl, neben den in aller Welt in jenen Tagen und für jene Tage emporgehobenen fürbittenden Händen, die kleinen Gebetsvereinigungen beigetragen, die vor jeder Versammlung bald in größerem, bald in kleinerem Kreise stattfanden. Die Konferenz hat auch in dieser Hinsicht dem Gedanken des Bundes, ein „Gebetsbund" zu sein, Rechnung zu tragen gesucht.

In wieweit sonst die Hoffnungen, die an sie geknüpft wurden, erfüllt, wieviel erreicht, wieviel angebahnt und eingeleitet ist, wird erst die Zukunft erweisen können. Es muß bis jetzt das von fast allen Teilnehmern einstimmig abgegebene Zeugnis genügen: „Der Herr war mit uns."

Was nun endlich den äußeren Verlauf und Eindruck jener Tage angeht, so ist die Konferenz auch insofern von Bedeutung, als vielleicht bisher in Deutschland eine in ähnlichem Geist geleitete Studentenkonferenz noch nicht einen so zahlreichen Besuch aufzuweisen gehabt hat, und speziell für die Mission dies die erste, so der Herr will, aber nicht die letzte derartige Konferenz gewesen ist. Die Teilnehmerzahl belief sich nach ungefährer Schätzung in allen Versammlungen durchschnittlich auf ca. 150—200 Studenten, zu denen in den meisten Versammlungen noch vielleicht ebensoviel andere Missionsfreunde hinzukamen. Ca. 60 Studenten

oder Kandidaten waren von auswärts, zum Teil von anderen Universitäten, auch aus weiter Ferne, wie Straßburg i. E., Tübingen, Erlangen herbeigeeilt zu freudigem, segensreichem Zusammensein. Die stets gemeinsam eingenommenen Mittag- und Abendmahlzeiten, sowie das teilweise Zusammenwohnen bei den bereitwilligst von Hallenser Missionsfreunden dargebotenen Freiquartieren, hat zwischen manch einem ein inniges Band herzlicher, auf gemeinsamem Grunde erbauter Freundschaft geschlungen, das mit Gottes Hilfe noch über diese Zeit hinaus seine Früchte trägt.

Diese ganze Bewegung, sowohl die englisch-amerikanische, wie auch die deutsche, ist vielleicht ein Zeichen dafür, daß ein Motiv, das schon die ersten Missionare der Brüdergemeinde in die Heidenwelt trieb, das auch zu allen Zeiten die Entschließung für den Missionsdienst gewirkt hat, nämlich der Eifer für den gekreuzigten Herrn und seine Ehre in allen Landen, vielleicht in Gefahr kommen konnte zurück zu treten hinter dem Motiv, das die allgemeine Menschenliebe, die soziale und nationale Verpflichtung zum Kulturträger, ja auch das bloße Interesse an den heidnischen Zuständen liefern sollte. Es ist bei dieser Bewegung grundlegend der Gedanke des Gehorsams. Gehorsam gegen den Befehl des Meisters treibt in die Mission, stärkt und erhält allezeit Mut und Hoffnungsfreudigkeit auch bei Not und Mühsal und anscheinender Hoffnungslosigkeit. Nicht so sehr erweckt das Missionsstudium Eifer für Mission, als vielmehr der Eifer für die Ausbreitung des Evangelii, die Liebe zum Heiland selbst und der Ausblick auf die endliche Vollendung des Gottesreiches weckt den Trieb zum Missionsstudium. Gerettet sein giebt Rettersinn.

Nachschrift des Herausgebers.

Ich gebe diesen Bericht, wie mir ein Mitglied des Studentenbundes ihn geliefert hat, ohne Änderungen meinerseits. Er ist so, wie er geschrieben ist, selbst ein Beitrag zur Charakterisierung dieses Bundes. Wenn er nicht ausführlicher ausgefallen ist, so hat das seinen Grund darin, daß in Kurzem ein stenographierter Bericht über die Hallesche Konferenz erscheinen wird, der allen Interessenten ermöglicht, sich ein selbständiges Urteil zu bilden. Wir hoffen zu Gott, daß diese Bewegung auch in unserm Vaterlande immer mehr in Fluß und zwar in einen evangelisch-gesunden Fluß kommen wird. Zu dieser Gesundheit rechnen wir — neben der Annahme nüchterner, durch Schrift und Erfahrung erprobter Missionsgrundsätze — auch ein senfkornartiges Wachstum.

Missionsrundschau.

Von A. Merensky.

Süd-Afrika I.

Daß Süd-Afrika bestimmt ist, nicht allein für die Christianisierung des dunklen Erdteils, sondern auch für die Entwickelung der gesamten Menschheit und somit auch für die Entwickelung des Reiches Gottes von großer Bedeutung zu werden, tritt mehr und mehr an den Tag. Süd-Afrika steht gegenwärtig im Vordergrund des Interesses. Seinen ungeahnt schnellen Aufschwung hat es dem Umstande zu danken, daß es in Bezug auf Gewinnung von Diamanten den ersten, und

in Bezug auf Gewinnung von Gold den zweiten Platz unter den Ländern der Erde einnimmt. Die Goldausbeute Transvaals erreichte im Jahre 1896 den Wert von über 170 Millionen Mark. Neben dem Golde finden sich da andere Metalle und Steinkohlen in großer Menge, so daß mit Sicherheit vorher zu sehen ist, daß sich dieses erst seit 50 Jahren kolonisierte Land in kurzer Zeit zu einem Industriestaat allerersten Ranges entwickeln wird. Die junge Stadt Johannesburg zählt bereits 100000 Einwohner und ist mit fünf Küstenplätzen durch Eisenbahnen verbunden. Woche für Woche strömen Auswanderer in das Land, und es ist nicht ungewöhnlich, daß aus einem einzigen Schiff tausend neue Ankömmlinge die Küste Süd-Afrikas betreten.

Solche überschnelle Entwickelung eines Landes birgt stets große Gefahren in sich. Der naturgemäße Ausgleich verschiedener Kräfte und Gewalten wird gestört, und es kommt zu Krisen, welche den bisher mühsam errungenen Fortschritten und dem friedlichen Ausbau der Verhältnisse den Untergang zu bereiten drohen. Zu solchen Krisen ist es im Laufe der letzten Jahre in Süd-Afrika mehrfach gekommen, und noch immer ist eine befriedigende Lösung der brennenden Fragen nicht gefunden. Die schwierigsten dieser Fragen beziehen sich auch auf das Verhältnis der hier wohnenden Menschenrassen zu einander.

Vom Kap bis zum Sambesi leben 700000 Weiße zusammen mit ca. 4350000 Eingeborenen; von den Weißen müssen mehr als die Hälfte den holländisch sprechenden Buren, die andere kleinere Hälfte englisch redenden Kolonisten und Einwanderern zugezählt werden. Wie diese verschiedenen Rassen sich zu einander stellen sollen, damit die Wohlfahrt aller zustande komme, ist die Aufgabe, welche hier zu lösen ist. Das Verhältnis der einzelnen Gruppen weist ein gewisses Gleichgewicht auf. Das der Weißen zu den Schwarzen ist wie 1 : 6, das der englisch redenden Kolonisten zu den Buren wie 3 : 4. Jedes dieser Elemente hat sein ererbtes oder sonst erworbenes Recht zu bestehen, und es liegt deshalb im wohl verstandenen Interesse aller, mit einander im Frieden zu leben. Eine friedliche Lösung der schwebenden Fragen war auch möglich, war sogar wahrscheinlich, wenn nicht der bekannte Cecil Rhodes, getrieben von ungezügeltem Ehrgeiz, von Herrsch- und Gewinnsucht, diese Entwickelung gestört hätte. Der auf seine Urheberschaft zurückzuführende Einfall Jamesons in Transvaal hat nach allen Seiten hin Unheil angerichtet und ist deshalb als ein schweres Unglück anzusehen. Durch ihn ist ein politischer Gegensatz zwischen England und Transvaal geschaffen, wie er vordem nicht vorhanden war, und ist nicht nur in Transvaal, sondern durch ganz Süd-Afrika eine Kluft entstanden zwischen den holländisch und englisch redenden Kolonisten, welche den Frieden ernstlich gefährdet. Wie ein Strafgericht Gottes erscheint deshalb dieser Schlag einiger gewissenloser Leute, um so mehr, als in den Tagen dieses Einfalls auf der Bahnstrecke zwischen Natal und Johannesburg ein furchtbares Eisenbahnunglück stattfand, welches 80 Menschen, meist Frauen und Kindern den Tod brachte; kurze Zeit darauf wurde dann durch eine Dynamitexplosion von unerhörtem Umfang ein ganzer Stadtteil der Goldstadt vom Erdboden weggefegt.

Noch immer ist das Ende der Bewegung nicht abzusehen, welche von dem Jamesonschen Einfall ihren Ausgang genommen hat. Eine darauf zurückzuführende

Welle von Unfrieden ist auch durch die eingeborenen Stämme gegangen. Kaum war der erste Matebelekrieg beendet, und der Krieg der Portugiesen gegen die aufständischen Eingeborenen an der Delagoabai zu Ende geführt, als im vorigen Jahre ein neuer Matebelekrieg ausbrach. Aufstände im britischen Betschuanaland und Unruhen im Kafferngebiet der östlichen Kapkolonie zeigen, daß es unter den Schwarzen in weiter Ausdehnung gährt. Im Interesse dieser selbst muß man solche Aufstandsversuche tief beklagen, weil sie aussichtslos sind und die Lage der Eingeborenen nur verschlimmern. Diese ist an sich traurig genug. Mit der Erstarkung der südafrikanischen Republik gewinnen die Buren mehr und mehr den Mut, den dort wohnenden Eingeborenen den letzten Rest persönlicher Freiheit zu nehmen. Ihr Vorgehen ermuntert die Bürger des Freistaats zum Vorwärtsschreiten in derselben Richtung, und es mehren sich die Anzeichen, daß man in der Kapkolonie denselben Weg betreten will. Es giebt auch hier eine Partei, welche darauf ausgeht, den Eingeborenen das Recht, Land zu erwerben und zu besitzen, zu nehmen. Ja, es werden hier Stimmen laut, welche fordern, daß den Eingeborenen der Besuch von Schulen nur bis zum 14. Lebensjahre gestattet werden soll, und daß man ihnen verbieten müßte, eine höhere Bildung als die geringste Elementarbildung sich anzueignen. Ein Regierungskommissar hat 14 weiße Zöglinge der berühmten Lovedaler Anstalten nicht zur Lehrer- und Lehrerinnenprüfung zugelassen, nur weil sie in einer Anstalt ausgebildet waren, welche hauptsächlich von Eingeborenen besucht ist. Solche Thatsachen zeigen klar genug, in welcher Richtung sich der öffentliche Wille der süd-afrikanischen Kolonialbevölkerung bewegt; sie müssen schwere Besorgnisse für die Zukunft bei jedem Freunde der Eingeborenen erwecken!

Zum Überfluß wird Süd-Afrika auch noch durch eine asiatische Frage beunruhigt. In Natal hat man in früheren Jahren viele indische Arbeiter, sogenannte Kuli, für die Arbeit in den Zuckerplantagen eingeführt. Von diesen blieben viele nach Ablauf ihrer Dienstzeit in der Kolonie, andere Inder folgten ihnen als Auswanderer, und zu diesen gesellte sich noch eine Zahl von Arabern und Chinesen. Bei ihrer Bedürfnislosigkeit leben diese Asiaten viel billiger, als Europäer hier leben können. Sie sind fleißig und sind geborene Händler, sie verstehen sich auf den tropischen Gemüsebau, und viele arbeiten als kleine Handwerker. Als solche drücken sie die Löhne herab; und im Kleinhandel können Europäer mit ihnen auch nicht in Wettbewerb treten, da die afrikanischen Eingeborenen lieber mit ihnen zu thun haben, die sie der Farbe wegen als Halbbrüder ansehen, als mit Europäern. Diese asiatische Bevölkerung zählt in Natal bereits ebensoviel Seelen (45 000) als die europäische. Körperlich und geistig soll sie sich in Süd-Afrika sehr günstig entwickeln. Die Weißen aber fürchten mit Recht, daß das mit schweren Opfern kultivierte Land von solchen Asiaten überströmt werden könne, da der Zuzug aus Ostindien leicht übermäßig werden kann, denn Süd-Ostafrika ist für den Inder fast das einzige ihm zusagende Auswanderungsgebiet. Transvaal und der Freistaat halten sie durch Anwendung von Ausnahmegesetzen nach Möglichkeit zurück, aber in dem englischen Natal ist es schwierig, in dieser Richtung etwas zu thun. Ende vorigen Jahres aber kam es in Durban zu ernsten Kundgebungen des Volkes, welches die Landung zweier Schiffsladungen von Indern durch gewaltsames Einschreiten verhinderte. Die in Indien herrschende Pest bot hierzu eine Handhabe.

Da Natal verantwortliche Selbstregierung erhalten hat, stehen gesetzgeberische Maßnahmen gegen die Einwanderung von Asiaten in Aussicht. Es hat aber mit solchen besondere Schwierigkeiten, da die Inder britische Unterthanen sind, und eine englische Kolonie ihnen deshalb ihre Thore nicht ohne weiteres verschließen darf.

Aber abgesehen von diesen politischen Schwierigkeiten sind die letzten Jahre für Südafrika außerordentlich schwere Jahre gewesen. Die sieben dürren Jahre, die wir aus der Geschichte Josephs kennen, sind dort wieder einmal eingekehrt. Dürre folgte auf Dürre, und seit 5 Jahren kehren auch die Heuschrecken mit schrecklicher Regelmäßigkeit alljährlich wieder, so daß das vom Propheten Joel geschilderte Strafgericht die entsetzten Bewohner des Landes schwer betroffen hat. Die Folge ist Hunger und Mangel in vielen Gebieten. Am schwersten scheinen das Namaland und die östlichen Gebiete des nördlichen Transvaal heimgesucht zu sein. Hier war in der Umgegend der Berliner Station Medingen im März d. J. bereits ein Dritteil der Bevölkerung dem Hungertod erlegen. Selbst Familien weißer Leute lebten dort zeitweilig nur von Heuschrecken und Wurzeln. Zum Übermaß ist das Land nun auch von der Rinderpest heimgesucht worden. Diese Plage soll von den Italienern in Massaua eingeschleppt worden sein. In den Jahren 1883 und 1884 verwüstete sie den Herdenbestand der Massai und verbreitete sich dann unaufhaltsam über Deutsch-Ostafrika. In den Jahren 1892 und 1893 suchte sie die Njaßaländer heim, endlich übersprang sie den Sambesi und jetzt wütet sie in Süd-Afrika. Welche Verwüstungen die Seuche anrichtet, ist daraus zu ersehen, daß der Stamm des christlichen Königs Khama 600000 Stück Vieh durch sie verloren hat. Leider ist kaum anzunehmen, daß irgend welche von den dichter bei einander wohnenden Eingeborenen in den nördlichen Gegenden des Landes ihren Viehbestand retten werden. Auch im Freistaat sind bereits 36000 Stück Vieh der Pest erlegen. Den Kolonieen kosten dabei der Wachdienst, die Absperrungsmaßregeln und das Ersetzen getöteter Herden gewaltige Summen. Die Kapkolonie allein hat bisher für solche Zwecke die Summe von 8 bis 9 Millionen Mark ausgegeben; hat sie doch an ihren nördlichen Grenzen Drahtzäune von insgesamt 300 deutschen Meilen Länge errichtet.

Die gegenwärtige Lage der Eingeborenen in Süd-Afrika und anderwärts, wie sie sich durch das mächtige Vordringen der europäischen Kolonisation gestaltet hat, erklärt das Entstehen einer Bewegung, welche von Amerika ausgegangen ist, die sich aber Süd-Afrika zu ihrem Mittelpunkte erwählt hat. Ein Herr Joseph Booth in Natal (Durban), anscheinend ein amerikanischer (farbiger?) Baptist, hat mit 3 anderen gebildeten Schwarzen, unter denen sich auch der Nataler Dr. med. Nembula befindet und mit 4 amerikanischen schwarzen Herren ein Komitee gebildet, welches einen Aufruf erlassen hat zur Bildung einer „Afrikanisch-christlichen Vereinigung" (African christian union). Diese hat den Zweck, die afrikanische Rasse zu einen zu Gebet und Arbeit, daß Afrikas Volk ein christliches Volk werde. Angestrebt wird Gleichberechtigung mit den Europäern, Afrika soll seiner Rasse erhalten werden, „Afrika für die Afrikaner" ist die Losung. „Laßt den Afrikaner sein eigener Arbeitsgeber sein, laßt ihn sein Land selbst entwickeln, seine eigenen Schiffe fahren, seine Bergwerke selbst ausnutzen und den Gewinn aus seiner Arbeit und aus dem Lande, welches ihm Gott gegeben hat, zur Hebung

seines Volkes und zu Gottes Ehre gebrauchen." Soweit läßt sich die Sache hören, wenn das eben nur als Ziel hingestellt wird, dem der einzelne Afrikaner innerhalb seines Wirkungskreises nachzutrachten hat. Aber die Mittel, welche Booth und Genossen zur Erreichung des gesteckten Ziels anwenden wollen, sind so abenteuerlich, ja so ungeheuerlich, daß man nur Mitleiden mit allen haben kann, die sich durch solche Pläne berücken lassen. Die „Afrikanische Union" soll nämlich ein großartiges geschäftliches Unternehmen werden. Zunächst soll Amerika veranlaßt werden, jedem Neger, der nach Afrika zurückkehren will, 2000 Mark zu zahlen als Entgeld für die früher geleisteten Sklavendienste. Die Kolonialregierungen sollen angegangen werden um Schenkungen von Land, oder es soll solches käuflich erworben werden. Industrie-Centren sind anzulegen, an denen Europäer als Angestellte (servants) die Eingeborenen in medizinischer Wissenschaft, in Plantagenbau, Astronomie, Nautik u. s. w. unterrichten, und die Kosten dafür sollen die Afrikaner selbst aufbringen. Herr Booth und Genossen rechnen also: Es giebt in Amerika und Afrika 12 Millionen christlicher Afrikaner. Wenn auch nur ein $^1/_6$ von ihnen, das hieße also etwa jeder erwerbsfähige Mann, täglich 10 Pfennige der gemeinsamen Sache opferte, so hätte die Union eine jährliche Einnahme von über 60 Millionen Mark. „Afrikas Söhne," heißt es, „müssen verzichten auf individuellen Vorteil, sie müssen für die Wohlfahrt und die Erleuchtung aller arbeiten." Kein Unterschied der Stämme soll mehr gelten, keine Verschiedenheit kirchlichen Bekenntnisses soll hindern. Zunächst soll mit dem Aufwande von 1 400 000 Mk. eine Niederlassung auf dem Schire-hochland gegründet und dazu sollen alle auf dem Schire und dem unteren Sambesi laufenden Dampfer und Frachtboote aufgekauft werden.

Es ist nicht nötig, den kindlichen, um nicht zu sagen kindischen Optimismus zu beleuchten, der in diesen Vorschlägen sich ausspricht. Er tritt auch weiter in den vorliegenden detaillierten Plänen hervor, auf deren Wiedergabe wir verzichten. Wir hätten es überhaupt nicht für nötig erachtet, auf diese Sache einzugehen, wenn sich nicht die südafrikanische Presse vielfach mit der Angelegenheit beschäftigt hätte. Ein Blatt weist auf die Leichtgläubigkeit der Afrikaner hin und sagt, im Jahre 1857 habe man es auch nicht glauben wollen, daß die Kaffern ihr Vieh töten und ihre Gärten vernichten würden auf den Rat des falschen Propheten Umchlakasi hin, es sei nicht ausgeschlossen, daß eine größere Bewegung durch Mr. Booth entstehen könne. Wir teilen diese Befürchtung nicht. Ein Eingehen auf solche Pläne könnte sich wohl nur bei christlichen Schwarzen finden. In Süd-Afrika haben diese aber doch ein viel zu großes Vertrauen zu ihren Missionaren und hören, gewitzigt durch manche trübe Erfahrung, gern auf deren Rat, als daß solche Bewegung unter ihnen wirklich Boden fassen und einen größeren Umfang annehmen könnte.

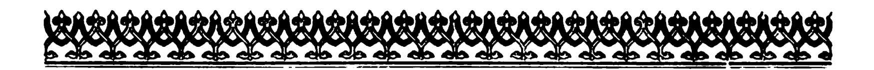
Quittungen.

Für die Norddeutsche Mission erhielt ich bis zum 25. Juni noch folgende Gaben: von Sup. Georgi 10, Marie Baur 10, von Stein 3, E. Klee 25, P. Dumrath 5, W. Lüttke 2,50, P. Axenfeld 5, P. Gareis 20, P. Bahlke 3, P. Heyn 5, P. Münchmeyer 5, Rentier Sack 50, P. R. 10, Archidiak. Opitz 50, Fräul. Wilkens 50, v. d. Muelen 60, P. E. Gm. 4, N. N. 12, N. N. 30, P. Eichler 7. — zusammen 366,50 Mk. und vom Kand. Remé 41 Rubel.

Warneck.

Dazu Mk. 25 von Ger.-Ass. B., Erfurt; Mk. 16 von P. R., Dümpten und L. M., Barmen; je Mk. 10 von Prof. K., Breslau und M. W. Berlin; Mk. 7,50 von und durch P. R., Simmenau; Mk. 6,50 von und durch P. B., Kelzenberg; Mk. 5 vom Pfarrvikar J., Frauenhain; je Mk. 3 von P. N. Nordevormwald und P. C., Seyda; zusammen M. 86. Herzlichen Dank! Noch ist der Mantel zu den Füßen des Sen nicht gar bedeckt.

P. Zauleck.



In einigen Tagen erscheint:

Verhandlungen

der 9. Kontinentalen Missionskonferenz

in Bremen.

8°. ca. 7 Bogen. Preis etwa M. 1,50.

Die „Verhandlungen“ enthalten sämtliche auf der Konferenz gehaltenen Referate und die sich an diese anknüpfenden Besprechungen.

Berlin. **Martin Warneck,**
Verlagsbuchhandlung.



Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

Die Niederländische Missions-Gesellschaft.

Von P. Wurm.

Mit dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts beginnt ein neuer Abschnitt in der Geschichte der evangelischen Mission. Es entstehen die großen Missionsgesellschaften, freie Vereinigungen von lebendigen Christen, um das Werk der Heidenmission in die Hand zu nehmen. Namentlich die Gründung der Londoner Missionsgesellschaft (1795) war epochemachend. Das Feuer der Missionsliebe, welches in England angezündet war, hat bald auch auf das europäische Festland herübergeleuchtet, zunächst auf die Niederlande, welche nicht bloß geographisch unter den evangelischen Ländern am nächsten lagen, sondern auch an der Bekehrung der Heiden schon länger und mehr gearbeitet hatten als England selbst, allerdings bis jetzt in staatskirchlicher Form. Den 19. Dez. 1797 wurde die Niederländische Missionsgesellschaft gegründet. Sie darf also dies Jahr ihr hundertjähriges Jubiläum feiern, und wir möchten deshalb in kurzen Zügen ihre Eigentümlichkeit und ihre Geschichte darstellen.[1])

1. Die Gründung der Gesellschaft und die ersten achtzehn Jahre ihres Bestehens.

Unter den von der Londoner M.-G. zur Aussendung bestimmten Männern befand sich 1797 ein bereits im 50. Lebensjahre stehender, reich begabter und energischer Niederländer, der eine merkwürdige Lebensgeschichte hinter sich hatte: Johann Theodor van der Kemp.

Er war der Sohn eines Predigers in Rotterdam, hatte 1766 seine akademischen Studien in Leiden aufgegeben und 14 Jahre lang als Dragoner gedient. Aber sein Unglaube und seine Sittenlosigkeit war ein Nagel in den Sarg des Vaters. Ein Streit mit dem Prinzen von Oranien veranlaßte ihn, seinen Abschied beim Militär zu nehmen und Medizin zu studieren in Edinburg, wo er 1782 die Doktorwürde mit ehrenvollem Zeugnis erhielt. Er praktizierte nun einige Jahre in Middelburg, auch als Militärarzt. Daneben studierte er allerlei Sprachen. Er war noch immer ohne Glauben, wenn auch nicht ohne Streben nach Tugend, und eine verborgene Angst vor der Ewigkeit konnte er nicht wegbringen. Da geschah es im

[1]) Die Hauptquellen für unsere Darstellung sind: Dr. E. F. Kruijf, Geschiedenis van hed Nederlandsche Zendelinggenootschap en zijne Zendingsposten. Groningen 1894. H. Dijkstra, Het Evangelie in onze Oost. Leiden I. 1891. II 1893. Van Rhijn, Reis door den Indischen Archipelagus. Rotterdam 1851.

Jahre 1791, daß seine Frau und sein einziges Kind bei einer Lustfahrt auf dem Flusse vor seinen Augen ertranken und er selbst nur mit genauer Not gerettet werden konnte. Jetzt brach sein Stolz. Er besuchte seit Jahren zum erstenmal wieder eine Kirche, nahm am h. Abendmahl teil, las die h. Schrift und warf sich vor Jesu, dem so oft von ihm geschmähten, auf die Kniee. Er suchte nun mit allen seinen Gaben diesem Herrn zu dienen. Als ein Aufruf der Londoner M.-G. ihm in die Hände fiel, meldete er sich dorthin und wurde trotz seines vorgerückten Alters angenommen. Ehe er nach Südafrika auszog, wollte er aber seine Landsleute zu dem Werk ermuntern, welches ihm jetzt ans Herz gewachsen war.

Ohne Zweifel auf van der Kemps Betrieb verfaßte die Londoner M.-G. den 6. Nov. 1797 eine Ansprache an die lebendigen Christen in den vereinigten Niederlanden, welche er in seine Muttersprache übersetzte und in seiner Heimat verbreitete. 40 Männer erklärten sich bereit, in Rotterdam zusammenzukommen, um am Werk der Heidenmission mitzuarbeiten. Aber obgleich am 19. Dez. 1797 nur die Hälfte davon im Hause des Predigers Verster zusammenkam, schreckte das den von der Liebe Christi durchdrungenen van der Kemp nicht ab. Seine Worte zündeten, und es wurde an diesem Tage die Niederländische Missionsgesellschaft zur Fortpflanzung und Beförderung des Christentums, besonders unter den Heiden (Nederlandsch Zendeling Genootschap ter voortplanting en bevordering van het Christendom, bijzonder onder de Heidenen) gestiftet.

In der englischen Ansprache war darauf hingewiesen worden, daß „durch eine glückliche gegenseitige Vertragsamkeit in Bezug auf die religiöse Anschauung in untergeordneten Punkten die Londoner Gesellschaft eine sehr bedeutende geworden", und die Niederländer wurden aufgefordert, nach denselben Grundsätzen zu handeln. Hier waren aber die kirchlichen Verhältnisse doch etwas anders als in England, obgleich Religionsfreiheit bestand. Lutheraner, Remonstranten und Taufgesinnte (Mennoniten) wurden nicht ausgeschlossen von der Missionsgesellschaft, aber die niederländisch-reformierte Kirche bildete den natürlichen Mittelpunkt, was auch durch die bisherige Arbeit an den Heiden in den niederländischen Kolonieen schon gegeben war. In einer „Ansprache an alle aufrichtigen Verehrer unsres Herrn Jesus Christus in den Niederlanden, welche für die Ausbreitung seines Reiches ein Interesse haben" 1798 wurde betont, daß, obschon die meisten Gründer der Gesellschaft Leute seien, die ihre Anhängigkeit an die reformierte Lehre freimütig bezeugen, und gegen diese Lehre nichts unternommen werden soll, dies niemand von anderen christlichen Genossenschaften von der Teil-

nahme abschrecken sollte, da ja auch Reformierte in vielen Ländern zu der lutherischen Missionsgesellschaft in Dänemark beitragen. In demselben Jahr erschien ein Bericht über den Zweck der Niederl. M.-G. und die verschiedenen Aufgaben ihrer Mitglieder. In S. 14 dieses Berichts heißt es, man nehme gern als Mitglieder Leute auf, die

„beseelt von herzlicher Liebe zu dem Herrn Jesu, bereit seien, nach ihrem Vermögen mitzuarbeiten zur Ausbreitung des wahren Christentums, wie dasselbe gelegen ist in dem Glauben des Herzens an den Herrn Jesum Christum als den göttlichen Erlöser, der für uns und an unsrer Statt unsre Sünden getragen hat an seinem Leib auf das Holz, und in der daraus fließenden dankbaren Liebe gegen Gott und gegen einander nach den Vorschriften des Evangeliums" (Kruijf S. 40).

In einer Schrift aus demselben Jahr (Nader onderricht aangaande het N. Z. Gen.) heißt es S. 2:

„Die Absicht der Gesellschaft ist keineswegs, eine Vermengung von Anschauungen über die Glaubenswahrheiten einzuführen, die von den Christen angenommen, verschieden begriffen und den verschiedenen Begriffen entsprechend verschieden bekannt werden; eine solche Vermengung der Anschauungen würde den Weg bahnen zu einer schädlichen religiösen Gleichgültigkeit; das Augenmerk der Gesellschaft geht vielmehr auf die Beförderung des wahrens Christentums in den Herzen der Menschen" (Kruijf S. 41). Damit man nicht die streng Kirchlichen abstoße, beschloß man den 21. Mai 1799 als Grundregel anzunehmen, daß die Gesellschaft „sich hält an das A. und N. Test. als den Grund, aus welchem die Erkenntnis der Wahrheit geholt werden muß, und als die einzige Regel für Glauben und Wandel, und an die 12 Artikel des allgemeinen christlichen Glaubens." Ebenso wird in § 6 des Berichts den Missionaren befohlen, daß sie sich halten müssen „an die Lehre Jesu und seiner Apostel gemäß dem A. und N. Test. als der einzigen Regel für Glauben und Wandel und an die 12 Artikel des allgemeinen christlichen Glaubens."

Man kann also nicht sagen, die Niederl. M.-G. sei von Anfang an bekenntnislos gewesen und deswegen sei sie nach der (später zu besprechenden) Spaltung in die Hände der liberalen Theologie gekommen. Sie hat im Gegenteil ihr Bekenntnis bestimmter formuliert als die ältesten deutschen Missionsgesellschaften. Aber ihre Geschichte beweist, daß die Aufstellung eines Bekenntnisses nichts nützt, wenn man nicht danach handelt, sondern Leute aufnimmt, welche einen andern Geist haben.

Die Niederl. M.-G. hat sich auch gleich anfangs in nähere Beziehung gesetzt zu der reformierten Landeskirche. Diese war keine so festgeschlossene Einheit wie eine deutsche Landeskirche, sondern ähnlich wie in der Schweiz hatten Provinzialsynoden ihre selbständige Stellung. Es wurde daher den Provinzialsynoden die Errichtung der M.-G. angezeigt, ihre Dienste und eine regelmäßige Korrespondenz an-

geboten. Die Antworten der Synoden lauteten nicht allenthalben zustimmend. Die streng Reformierten äußerten ihre Bedenken, daß die M.-G. sich nicht eine reformierte nenne. Da sie auch Gaben von Remonstranten bekommen habe, müsse man fürchten, daß sie die Lehre der reformierten Kirche von der freien Gnade nicht gehörig betone. Andere erklärten es für eine Anmaßung, daß eine Privatgesellschaft gegen die kirchliche Ordnung Leute, die nicht auf einer vaterländischen Universität studiert haben und von einer Kirchenbehörde examiniert und ordiniert worden seien, zum Kirchendienst und zur Verwaltung der Sakramente aussende. Darauf wurde geantwortet, daß die Gesellschaft niemand ordiniere oder zur Ordination aussende, der nicht durch eine gesetzlich geordnete kirchliche Versammlung dazu für befähigt erklärt worden sei. Aber eine Gesellschaft, zu welcher Leute aus verschiedenen Kirchengemeinschaften gehören, könne sich nicht den Beschlüssen einer einzelnen Synode unterwerfen; übrigens haben sich alle Komiteemitglieder verpflichtet, nichts zu unternehmen, was gegen die Ordnung in Kirche und Staat verstoßen könnte. (Kr. S. 25). Nach und nach verstummte der Widerspruch. Die Gesellschaft und die Synoden korrespondierten nicht mehr, jedes ging seinen Weg, aber das Verhältnis wurde ein freundliches. Im Jahre 1817 wurde für die Ordination die Auskunft getroffen, daß die Zöglinge in Holland examiniert und ordiniert wurden ausschließlich zum Dienst unter den Heiden. Manche wurden auch erst auf dem Missionsfeld ordiniert.

Was die Verfassung der Niederl. M.-G. betrifft, so wurde sie von Anfang an fester und demokratischer organisiert als die deutschen. Von der konstituierenden Versammlung wurden zu Direktoren ernannt 6 in Rotterdam wohnende Mitglieder, die Prediger Verster, Sprenger van Eyk und Hoog, die Laien Brem, Uijtdenbroek und Ledeboer, und 15 auswärts wohnende Herren: 2 Professoren der Theologie, 12 Prediger und 1 Gemeindeglied. 1798 wurde bestimmt, daß die Direktoren in Rotterdam $^1/_8$, oder bei einer Gesamtzahl von 60 und mehr Direktoren $^1/_4$ aller Direktoren betragen sollen. An jedem ersten Montag im Monat sollen sie sich mindestens zu 7 versammeln. Der Vorsitz sollte jeden Monat wechseln. Die auswärtigen Direktoren mußten in besonderen Fällen von den Rotterdamer Kollegen zu Rat gezogen werden, und einmal im Jahr hielten sie mit diesen eine außerordentliche Direktorenversammlung, um die Rechnung abzuhören und über Beratungsgegenstände zu beschließen, die ihnen einige

Wochen vorher durch Cirkular mitgeteilt wurden. Einmal im Jahre sollte in Rotterdam die allgemeine Versammlung gehalten werden, zu welcher sämtliche Mitglieder der Gesellschaft Zutritt haben. Da sollte der Jahresbericht erstattet werden, und die Mitglieder können Bemerkungen machen, welche die Direktoren berücksichtigen sollten, wenn sie sie für begründet halten.

Die Mitglieder wurden eingeteilt in:

1. Beitragende Mitglieder, welche 500 Gulden einmaligen oder 25 Gulden jährlichen Beitrag geben. Sie haben ein Recht auf ein Exemplar von allen Publikationen der Gesellschaft und können auf der allgemeinen Versammlung eine schriftliche Vorstellung eingeben.

2. Mitwirkende Mitglieder, welche für die Mission wirken, tüchtige Leute zum Missionsdienst auffordern sollten u. dgl. Sie können nach Vermögen beitragen, haben eine Erklärung zu unterzeichnen, empfangen ein Diplom und können der allgemeinen Versammlung beiwohnen. An Orten, wo kein Direktor ist, sollen sie aus ihrer Mitte einen ernennen, der mit der Direktion in Rotterdam korrespondiert (Kruijf S. 22).

Später wurden auch Kommissionen für verschiedene besondere Zwecke eingesetzt.

Derjenige Mann, welcher die Missionsgesellschaft ins Leben gerufen hatte, van der Kemp, war nur auf Besuch von England herübergekommen. Er hatte nicht die Leitung des Werkes und wir können uns des Eindrucks nicht erwehren, daß es überhaupt an Persönlichkeiten gebrach, welche ganz für die Mission lebten. Wenn auch einzelne dieselbe auf betendem Herzen trugen, und die Fürbitte für die Mission am ersten Montag des Monats nach englischem Vorgang eingeführt wurde, wenn die Direktoren Leute von positiver Richtung waren, so ist es doch fraglich, ob alle die kirchlichen Würdenträger, welche man dazu berief, dem Werke viel genützt haben, und ob bei der Wahl der Direktoren auch das praktische Geschick für die kaufmännische Leitung gehörig herbeigezogen worden ist. Eine Missionsschule trat erst später ins Leben. Aber immerhin muß die Missionsgesellschaft eine innere Lebenskraft besessen haben, sonst wäre sie in den nächsten Jahren wieder zu Grunde gegangen.

Vergegenwärtigen wir uns nämlich die damaligen politischen Verhältnisse, so ist es wirklich ein Wagnis des Glaubens gewesen, im Jahre 1797 in den Niederlanden eine Missionsgesellschaft zu gründen. Das Volk, welches im 17. und 18. Jahrhundert die Meere beherrscht hatte, war aufs tiefste erniedrigt, seit die Franzosen 1795 die batavische Republik zum Vasallen der französischen gemacht hatten.

„Parteien zertrennen das Land, und in Rotterdam ist schon Bürgerblut geflossen, der Friede mit der französischen Republik ist durch eine Kriegsschatzung von 100 Millionen erkauft, und alles deutet darauf hin, daß die neuen Bundesgenossen, die „Unerschöpflichkeit Hollands“ auf schwere Proben stellen werden. Der Handel ist weg, die Kolonieen sind verloren. Armut herrscht in den Städten und auf dem platten Lande, Deichbrüche und Mißwachs, schwere Steuern und drückende Einquartierungen erschöpfen den seßhaften Bürger. Es ist Krieg mit England. Die Einwohner haben ihre goldenen Zieraten und silbernen Tafelgeräte zum Opfer gebracht für die Ausrüstung der Flotte. Aber vor 2 Monaten kam die traurige Nachricht, daß bei Kamperduin die Flotte geschlagen und das letzte verloren ist, was die Nation noch hatte, ihre Ehre und ihre Hoffnung. Die reich beladenen Kauffahrer, welche auf der Rückfahrt nach dem Vaterlande waren, sind in die Hände des Feindes gefallen“ (Craandijk, Het Nederl. Z. Gen., s. Dijkstra I, S. 170).

So sah es damals aus in den Niederlanden. Die Kolonieen waren verloren, und die Niederlande selbst wurden von Napoleon zuerst seinem Bruder übergeben und dann mit Frankreich vereinigt.

Wo sollte die niederländische Missionsgesellschaft ihr Arbeitsfeld finden?

Es kam eine Wartezeit bis zum Sturz Napoleons. Doch ist das in die Erde gesenkte Samenkorn nicht erstorben. Man beschäftigte sich mit innerer Mission, Unterstützung von christlichen Schulen, Bibel- und Traktatverteilung in Gefängnissen, Kasernen, an Seeleute u. dgl. Die Gesellschaft war doch ein Sammelpunkt für christliches Leben in den Niederlanden. Auch die Unterstützung der Evangelischen in Frankreich und Belgien wurde ins Auge gefaßt. Aber die Herren waren vorsichtig, so daß nicht viel ausgeführt wurde.

Van der Kemp war 1798 im Dienst der Londoner M.-G. nach Südafrika ausgesendet worden. Mit ihm ging Kicherer, ein Kandidat der Theologie aus dem Haag. Diese beiden, sowie 3 weitere Holländer, welche 1800 dorthin abreisten, wurden von der Gesellschaft unterstützt. Von 1802 bis 1806 war das Kapland wieder niederländisch, und es schien, als ob dort die Missionsgesellschaft ihr Arbeitsfeld finden sollte. Es wurden 11 Missionare 1805 nach der Kapstadt gesandt. Aber die Regierung war so unfreundlich, daß sie Befehl erhielten, so weit außerhalb der Kolonie zu bleiben, daß ihre Schulen und Versammlungen keine tägliche Gemeinschaft mit Bewohnern der Kolonie haben konnten, und kein Missionar durfte auf der Reise nach seiner Station innerhalb der Kolonie Gottesdienst halten, außer mit Zustimmung des Gouverneurs und des betreffenden Gemeindekirchenrats. Nur Kicherer am Sackfluß, van der Kemp in Bethelsdorp, der bis 1811

wirkte und die Herrenhuter in Bavianskloof bekamen unter besonderen Bedingungen Erlaubnis, innerhalb der Kolonie zu bleiben. Nachdem das Kapland wieder unter britische Herrschaft gekommen war, übernahm die Londoner M.-G. die niederländischen Missionare.

Erst nach dem Sturz Napoleons I., als 1816 ein Kolonialreich von 30 Millionen Einwohnern, eine ganze Reihe von prächtigen, fruchtbaren, großen und kleinen Inseln im ostindischen Archipel den Niederländern zurückgegeben war, wurde das eigentliche Arbeitsfeld für die Niederl. M.-G. erschlossen. Es war auf vielen dieser Inseln schon im 17. und 18. Jahrhundert eine große Anzahl von Eingeborenen von den holländischen Predigern getauft worden, und es galt zunächst zu stärken was sterben wollte. Das übte auf die ganze Missionsmethode der Niederl. M.-G. einen solchen Einfluß aus, daß sie anders verfahren mußte als die englischen und deutschen Gesellschaften, welche den Heiden zum erstenmal das Wort vom Kreuz bringen. Wir werden daher am besten einen Überblick über die Arbeit der Niederländer im 17. und 18. Jahrhundert zur Christianisierung ihrer Besitzungen im indischen Archipel vorausschicken, da diese Arbeit unsern deutschen Lesern weniger bekannt ist.

2. Die Arbeit der Niederländer im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert zur Christianisierung ihrer Besitzungen im indischen Archipel.

Wie in England und Dänemark, so war es auch in den Niederlanden nicht die Regierung, sondern eine privilegierte Handelskompagnie, welche ein großes Kolonialreich im fernen Osten eroberte. Kaum hatten die Niederländer das spanische Joch abgeschüttelt, so wagten es ihre Kaufleute schon, mit den Spaniern und Portugiesen zu konkurrieren, indem sie Schiffe um das Kap nach Java uud auf die Molukken schickten, welche mit kostbaren Handelswaren zurückkehrten. Im Jahre 1602 wurde die ostindische Kompagnie gegründet, an deren Spitze die Kammer der XVII stand, welche aus den bisherigen Provinzialkompagnien gewählt wurde und einer allgemeinen Versammlung der Teilhaber (bewindhebbers) Bericht erstattete. Die Kompagnie bekam das Privilegium für den Handel in allen Ländern zwischen der Maghellansstraße und dem Kap der guten Hoffnung und das Recht, im Namen der Generalstaaten mit Fürsten und Staaten Verträge zu schließen, Kriege zu führen, Besatzungen zu legen, Festungen zu bauen und alles zu thun, was zu einer guten

und geregelten Regierung gehört, Rechtsprechung und Gottesdienst nicht ausgenommen (Dijkstra I, S. 5).

So berüchtigt diese niederländisch-ostindische Kompagnie geworden ist durch ihre Habsucht und Grausamkeit, so muß man ihr doch das Zeugnis geben, daß sie zuerst unter den Handelsgesellschaften der evangelischen Völker die Bekehrung der Heiden zum Christentum in die Hand genommen hat. Allerdings geschah dies nicht in der rechten evangelischen Weise und nicht ohne Nebenabsichten, aber wenn wir bedenken, wie lange sich die englisch-ostindische Kampagnie gegen jede Heidenbekehrung in ihrem Gebiet gesträubt, und welche Hemmnisse auch die dänische Kompagnie den halleschen Missionaren bereitet hat, so dürfen wir doch die Niederländer nicht zu hart beurteilen, denn Grausamkeiten sind ja leider in allen Kolonialgebieten vorgekommen.

Ein Jahr nach der Gründung der Kompagnie wurde vom Rat der XVII beschlossen, „sich nach 2 geeigneten Männern umzusehen, um den Völkern in Indien Gottes Wort vorzutragen und sie gegen allen Aberglauben und Angriffe der Mohren (Mohammedaner) und Atheisten aus der h. Schrift zu vermahnen". Auch sollten 4 Studenten auf Rechnung der Kompagnie zu indischen Predigern ausgebildet werden. Bei der Erbauung des Regierungshauses in Bantam auf Java bekam der Kommandant den Befehl einen Gottesdienst einzurichten, dem sich niemand entziehen dürfe bei Strafe von 6 Stuiver. Dem Generalgouverneur Both wurde 1609 befohlen, Prediger und Schullehrer anzustellen an Orten, wo sie nach guter Information am besten Dienst thun könnten, und Sorge zu tragen, daß dieselben treulich und friedlich ihr Amt versehen zur Vermahnung der am Land befindlichen Personen der Kompagnie und zur Beförderung der Bekehrung der Unchristen, auch zum Unterricht ihrer Jugend, damit der Name Christi verbreitet und der Dienst der Kompagnie befördert werde (Dijkstra I, S. 13).

Der Islam hatte schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts auf Java und Sumatra durch arabische Handelsleute Eingang gefunden und den Buddhismus verdrängt, während die Volksstämme im Innern bei ihrem heidnischen Dämonendienst blieben. Durch den Handelsverkehr kam er im folgenden Jahrhundert auch nach den Molukken und gewann im Sultanat der kleinen Insel Ternate, das seine Macht auf eine Anzahl größerer Inseln im Umkreis erstreckte, seinen Mittelpunkt. 1515 erorberten die

Portugiesen Amboina und führten dort und auf den umliegenden Inseln das römische Christentum ein, das namentlich 1546 durch Franz Xavers kurzen Aufenthalt befestigt wurde. Doch gelang es ihnen nicht, den Mohammedanismus auszurotten, der von Ternate aus unterstützt wurde. Es kam zu Christenverfolgungen und Kriegen, und die Portugiesen machten sich auch bei den amboneſischen Christen durch ihre Grausamkeiten so verhaßt, daß die Holländer 1605 als Befreier aufgenommen wurden. Die römisch-katholischen Christen mußten nun reformiert werden und die Mohammedaner wurden neben ihnen geduldet in ihren besonderen Dörfern. Dies ist das System, welches nun allenthalben auf den kleineren Inseln eingeführt wurde, wo die Niederländer die Portugiesen vertrieben, und ebenso in der Minahassa auf Celebes, wo sie die Nachfolger der Spanier waren, während man auf Java und Sumatra einer weiteren Ausbreitung des Islam unter den heidnischen Völkern ruhig zusah.

Nun gab es auf diesen Inseln tausende von reformierten Namenchristen, welche von den Niederlanden aus mit Predigern des Evangeliums versorgt werden sollten. Es läßt sich denken, daß das kleine Mutterland nicht imstande war, alle Bedürfnisse zu befriedigen, und auswärtige wurden nicht zugelassen. Überdies waren die Beamtem der Kompagnie nur selten Leute, die ein Herz für die Bekehrung der Heiden hatten. Häufig bereiteten sie dem Werk allerlei Schwierigkeiten, und die Kaufherren wollten doch nicht so viel Geld ausgeben für kirchliche Zwecke, daß die Gemeinden genügend versorgt worden wären. 1649 wurde beschlossen, daß 28 Prediger in Indien stehen sollten. Am größten war die Zahl zwischen 1680 und 1690, wo einmal 41 angestellt waren. Aber bald nahmen sie wieder ab. 1758 waren es nur 21, während der Kirchenrat von Batavia erklärte, es wären wohl 60 nötig. Kein Prediger war nur für die Heiden bestimmt. So konnten sie diesen nur ihre übrige Zeit widmen, und die Prediger waren nur selten Leute, welche durch Wort und Wandel einen tieferen Eindruck auf Heiden und Heidenchristen machen konnten. Ihre Arbeit war häufig eine mechanische Sakramentsverwaltung, eine äußerliche Belehrung über die wichtigsten Glaubenswahrheiten und eine gesetzliche Aufrechterhaltung der Kirchenordnung. Diejenigen Prediger, welche die malayische Sprache erlernt hatten, behielt man gerne für längere Zeit, und diese konnten natürlich am besten unter den Heiden wirken.

Bei dem Mangel an Predigern mußten Krankenbesucher und Schullehrer als Repräsentanten der Kirche eintreten. Das Amt der Krankenbesucher scheint auf die holländischen Gemeinden beschränkt

gewesen zu sein, dagegen die Schullehrer waren ein wichtiger Faktor für die Christianisierung und die Erhaltung des Christentums unter den Eingeborenen und in diesem Stück geschah immerhin mehr als im portugiesischen Katholizismus. An den Orten, wo gewöhnlich kein Prediger war, hatten die Lehrer alle Arbeit des Predigers mit Ausnahme der Sakramente. Sie lasen Sonntags eine malayische Predigt von Caron oder Wiltens vor, sprachen die Gebete, ließen einen Psalm singen und entließen die Gemeinde mit einem Segenswunsch. Sonntags, Donnerstags und Samstags sprachen sie ein Abendgebet und katechisierten mit der Gemeinde.

Aber für die Heranbildung von Schullehrern, überhaupt für die Erziehung der Eingeborenen zu einer selbständigen christlichen Kirche, geschah zu wenig. Wenn ein eingeborener Jüngling Lust hatte etwas zu lernen, kam er zum Prediger oder zum Oberlehrer ins Haus, bekam hier seinen Unterhalt, mußte allerlei häusliche Dienste leisten und wurde daneben unterrichtet. Der Prediger hatte oft wegen seiner Reisen nicht Zeit ihn viel zu unterrichten, und der Oberlehrer hatte häufig auch nur sehr notdürftige Kenntnisse. Ein solcher Lehrling hieß Murid. Es kam natürlich sehr darauf an, was für eine Persönlichkeit ihn erzog. Nach etwa 3 Jahren schlug sein Herr ihn dem Gouverneur als Guru (das Sanskritwort für geistliche Lehrer) vor. Er wurde häufig ohne Prüfung angestellt und hatte nun den Beruf, in einem Dorfe, vielleicht gegen 200 Kinder, zu unterrichten, mit der Gemeinde die Katechismusfragen zu behandeln, am Sonntag morgens und abends eine Predigt vorzulesen und in der freien Zeit die Kranken zu besuchen. Dafür bekam er je nach seinem Rang 4—12 Gulden monatlich von der Regierung (Dijkstra II, S. 72 f.).

Mehrere niederländische Synoden und Predigerversammlungen beschäftigten sich im 17. Jahrhundert mit der Frage, wie eine größere Zahl von Predigern für die Heiden herangebildet werden könnte, Europäer oder Eingeborene. Auf der Universität Leiden wurde 1622 das Seminarium Indicum von Anton Waläus errichtet, wo fromme und begabte Studenten unter Aufsicht eines Direktors außer den theologischen Wissenschaften die malayische Sprache und sonstige Erfordernisse für den Missionsberuf lernen sollten. Aber es wurde dieses Seminar schon nach 12 Jahren vom Rat der XVII wieder aufgehoben wegen der großen Kosten, denen der Erfolg nicht entspreche. Der wackere Generalgouverneur von Imhoff errichtete 1745 ein Seminar in Batavia,

aber schon 1756 ging es wieder ein. Dasselbe Schicksal hatte ein Seminar auf Ceylon. Die Seminare in Indien steckten das Ziel zu hoch für die Vorbildung der Eingeborenen, und die holländischen Synoden waren etwas eifersüchtig auf dieselben, indem sie fürchteten, die indische Kirche könnte sich von der heimatlichen unabhängig machen und nicht orthodox bleiben (Dijkstra I, S. 95). Im ganzen indischen Archipel wurde, — und das ist ein Punkt, den wir für die neuere Mission im Auge behalten müssen, — die malayische Sprache zur Kirchen- und Schulsprache erhoben. Melchior Leydekker und Franz Valentijn übersetzten die Bibel ins Malayische.

Sie stritten lange darüber, ob das Hochmalayische oder das Vulgärmalayische den Vorzug verdiene. Durch Handelsleute von Malakka war diese Sprache auf der indischen Inselwelt verbreitet worden. Aber sie wurde auf den verschiedenen Inseln mit der Volkssprache vermischt oder nach derselben umgeformt. Die Portugiesen bedienten sich derselben und mengten auch Bestandteile ihrer Sprache darunter, ebenso die Holländer. So entstand ein Kauderwälsch, das mit dem Malayischen von Malakka wenig Ähnlichkeit mehr hat. Nun sagten manche, das Vulgärmalayische sei so verdorben und so arm an Ausdrücken für die Glaubenswahrheiten, daß man die Bibel nicht in dasselbe übersetzen könne. Andere entgegneten, das Hochmalayische werde nur von wenigen verstanden, die Volkssprache sei doch das Vulgärmalayische. Allein die eigentliche Volkssprache ist auch dieses nicht, sondern nur die Sprache in den Hafenstädten. Die Volkssprachen sind so verschieden, daß man eine ganze Reihe von Bibelübersetzungen brauchte für die niederländischen Inseln. Valentijn übersetzte in das Vulgärmalayische und zwar in den Dialekt der Ambonschen Inseln. Aber man wollte eine Bibelübersetzung für den ganzen Archipel, und so trug Leydekkers Übersetzung ins Hochmalayische den Sieg davon. Erst längere Zeit nach seinem Tode wurde sie von andern Predigern vollendet und 1731 das N. Test., 1733 auch das Alte Test. gedruckt. Außer dieser Ausgabe in lateinischen Lettern wurde 1758 eine in arabischen veranstaltet. 1878 wurde von dem mennonitischen Missionar Klinkert eine neue Übersetzung im Dialekt von Samarang herausgegeben, und diese wird jetzt in der Minahassa bevorzugt, während die Molukken noch die Leydekkersche haben. Außer der Bibel wurden im 17. und 18. Jahrhundert Predigten, Erbauungsbücher, Katechismen, Gesangbücher und Schulbücher in malayischer Sprache verfaßt und auf Kosten der Komp. gedruckt.

Zur Erteilung der Taufe an Erwachsene wurde gewöhnlich weiter nichts gefordert als die Kenntnis des Vaterunsers, der 12 Glaubensartikel und der 10 Gebote. Nach gründlicher Erkenntnis des Heilswegs und geistlichem Leben wurde nicht gefragt. Die meisten Täuflinge waren bei dem Mangel an Predigern den Lehrern überlassen, die sie auf die Taufe vorbereiteten und ihren Ruhm darein setzten, möglichst viele Taufbewerber vorzuweisen. Wenn der Prediger kam, wurde ein- oder zweimal gepredigt, falls der Prediger des Malayischen so weit mächtig war,

im andern Fall eine malayische Predigt vorgelesen, Taufe und Abendmahl gehalten, die Schulen kurz besucht und geprüft. Doch bestimmt die Kirchenordnung von Amboina 1673, daß Freigeborene und Sklaven nicht so leicht sollten zur Taufe zugelassen werden, wenn nicht neben den erforderlichen Kenntnissen auch einige Zeichen der wahren Bußfertigkeit über ihre Sünden sich finden, und 1736 gab selbst der Rat der XVII auf Anregung der holländischen Synoden eine Verordnung gegen zu leichtfertiges Taufen (Dijkstra S. 119). Uneheliche Kinder von christlichen Müttern wurde getauft, solche von christlichen Vätern und heidnischen oder mohammedanischen Müttern nur, wenn christliche Taufpaten für sie eintraten.

In Bezug auf das Abendmahl bestimmte die Kirchenordnung von 1643, daß erwachsene Getaufte nur zugelassen werden sollten, wenn sie vor einem Prediger ein Bekenntnis der christlichen reformierten Religion abgelegt und das Zeugnis eines frommen Wandels haben. Die Geistlichen in den Niederlanden waren zum Teil mit dieser Scheidung der Sakramente nicht einverstanden und verlangten, man sollte nicht so leichtfertig taufen, dann könne man auch die Getauften zum Abendmahl zulassen. Allein in Indien hatte man nun einmal diese Gemeinden von Getauften und so kam es, daß an manchen Orten die Zahl der zum Abendmahl Zugelassenen nur 5—7 % der Getauften betrug.

Das Verlangen nach der Taufe war häufig durch Aussicht auf zeitliche Vorteile geweckt, da die Anstellungen und sonstigen Vorteile von der Kampagnie nur den Mitgliedern der reformierten Kirche zugewiesen wurden. Auch betrachteten sich die Getauften gerne als eine höhere Gesellschaftsklasse. In der Mitte des 18. Jahrhunderts wurde man etwas tolerant auch gegen Katholiken. Ein Offizier, der während seiner Dienstzeit zur römischen Kirche übergetreten war, mußte nicht mehr, wie früher, aus dem Dienst entlassen werden.

Was die Verfassung der indischen Kirchen betrifft, so bildeten sie keinen Verband. Sie waren abhängig von den holländischen Synoden und Klassen, wo die Prediger examiniert und ordiniert wurden. Aber der Kirchenrat von Batavia konnte mit Hilfe der Regierung, namentlich in Bezug auf Zulassung zum Predigtamt, manches durchsetzen, was die holländischen Synoden nicht haben wollten.

3. Die Arbeit der Niederländischen Missions-Gesellschaft auf den Molukken, auf Timor und den Südwestinseln.

Die Niederländisch-ostindische Kompagnie war in der zweiten Hälfte

des 18. Jahrhunderts immermehr in Verfall geraten. Es war kein Segen mehr in ihrem Handel, seit sie die eingeborene Bevölkerung noch ärger bedrückt hatte als die Portugiesen, und im Jahre 1800 übernahm der Staat alles, was sie noch besaß. Für die Kirche auf den ostindischen Inseln geschah nichts mehr, namentlich unter der Fremdherrschaft, die Predigerstellen wurden nicht wieder besetzt. Doch starb das Christentum auf den Inseln, welche 1816 wieder niederländisch wurden, nicht so aus, wie in Ceylon, das englisch blieb. Als 1814 die Niederlande wieder ein selbständiger Staat wurden und durch einen Vertrag mit England Aussicht auf Rückgabe ihrer Kolonien bekamen, waren bereits 3 Sendboten der Londoner Missionsgesellschaft unterwegs nach Batavia, ein Niederländer und zwei Deutsche, welche in Rotterdam zu Missionaren ausgebildet worden waren. Die beiden Deutschen blieben auf Java, Supper starb bald, Brückner trat zu den englischen Baptisten über, den Niederländer aber, Joseph Kam, müssen wir nach der kleinen, aber als Sitz der niederländischen Regierung für die Molukken wichtigen Insel Amboina oder Ambon begleiten, denn dort sollte die Morgenröte einer besseren Zeit für die evangelische Kirche in Niederländisch-Ostindien anbrechen, und Kam wird nicht mit Unrecht der Apostel der Molukken genannt, denn obgleich er im folgenden Jahr von der Regierung als Prediger für die holländische und malayische Gemeinde auf Amboina angestellt wurde, also nicht mehr im Dienst einer Missionsgesellschaft stand, war er doch sehr viel auf Reisen, um seine Filialen mit Wort und Sakrament zu bedienen und besah sich die Plätze, wo Prediger des Evangeliums stationiert werden sollten.

Als Kam den 3. März 1815 auf Amboina landete, stand er bereits im 45. Lebensjahr. Geboren in Herzogenbusch als Sohn eines Lederhändlers, der mit der Brüdergemeinde in Verbindung stand, war er zunächst für den kaufmännischen Beruf bestimmt. In der Brüdergemeinde Zeist erwachte in ihm die Lust, dem Herrn unter den Heiden zu dienen. Aber nach dem Tode seiner Eltern wünschten seine Schwestern, daß er bei ihnen bleibe. Er bekam eine Stelle als Gerichtsbote im Haag, später in Amsterdam. Nach dem Tode seiner Schwestern, seiner Frau und seines Kindes, nachdem er auch seine Stelle verloren hatte, erklärte er seinem Bruder, dem Pfarrer in Berkel bei Rotterdam, er sei bis jetzt allen freundlichen Ratschlägen, die ihn vom Missionsberuf abhalten wollten, gefolgt, aber der Herr habe alles weggenommen, er gehe jetzt nach Rotterdam um sich der M.-G. anzubieten. Er mußte 1812 mit Supper und Brückner, da die französische Regierung den Paß verweigert hatte, über Hamburg nach England geschmuggelt werden, um im Seminar der Londoner M.-G. in Gosport noch ein Jahr zu verweilen.

Von der Gemeinde auf Amboina, welche seit 1792 keinen ständigen

Prediger gehabt, seit 1809 auch keinen Besuchenden mehr gesehen hatte, wurde Kam mit Freuden empfangen. 2 Älteste, 12 Diakonen und 24 Lehrer bewillkommneten ihn. Tausende von ungetauften Kindern waren vorhanden. Um keine Störung in die Gottesdienste zu bringen, taufte er nie mehr als 30 auf einmal, so daß Monate vergingen, ehe alle Kinder unter 10 Jahren getauft waren. Sodann wartete eine große Anzahl von Erwachsenen, welche von den Schullehrern unterwiesen worden waren, auf die Zulassung zum heiligen Abendmahl. Sie mußten über ihre Kenntnisse und Gesinnung geprüft werden. Dies war der Zustand der Stadtgemeinde, und noch verlassener waren die 27 Landgemeinden der Insel und die anderen Inseln (Dijkstra II, S. 66). Er selbst schätzte die Zahl der getauften Christen, welche zu seiner Seelsorge gehörten, auf 20000, andere auf 50000, in 80 Gemeinden, wovon die entlegensten 300 Meilen entfernt waren. Aber so wenig drückte ihn dieses große Pfarramt, daß er am Neujahr 1817 nach Rotterdam schrieb: „Es ist niemand so glücklich auf der ganzen Welt, als ich mich in diesem Augenblick fühle“ (Kruijf S. 105). Zwischen den Sangio-Inseln im Norden und den Südwestinseln, östlich von Timor, reiste er unaufhörlich hin und her, so daß er oft 7 Monate lang von seiner Gemeinde abwesend war. Diese lernte er allerdings zu wenig kennen. Aber wer will's ihm verdenken, wenn er es für seine erste Pflicht hielt, zu stärken was sterben wollte, Christen zu besuchen, die, wie z. B. auf Letti, seit 23 Jahren keinen Prediger gesehen, keine Taufe und kein Abendmahl empfangen hatten! Er hatte sich 1825 einen Schuner bauen lassen, und als dieser 1829 an der Küste von Kisser verunglückte, ließ er sich durch den Schaden von 6000 Gulden nicht abschrecken, sondern schaffte einen größeren an. Er war ein so mutiger Seefahrer, daß auch Schiffskapitäne und Offiziere vor ihm Respekt bekamen, und gewann auf die Eingeborenen einen solchen Einfluß, daß die Regierung bei einem Aufstand 1817 seine Vermittlung sehr zu schätzen wußte und gerne seinen Gehalt erhöhte, so daß er 900 Gulden monatlich erhielt, aber alles für Missionszwecke verwendete und wenig oder nichts hinterließ, als er den 18. Juli 1833 entschlief.

Auf Kams Hilferufe schickte nun die Niederl. M.-G. in den Jahren 1819—1832 nach und nach 17 Missionare nach Amboina, damit sie von Kam und seiner trefflichen Frau, einer Amboinesin, in die malayische Sprache und in den Missionsberuf eingeführt und ihnen das passendste Arbeitsfeld angewiesen wurde.

Die zuerst Gesandten waren von Kams Bruder, dem Pfarrer in Berkel für den Missionsberuf vorbereitet worden, darunter die ersten Zöglinge des Baseler Missionshauses, welche in Berkel namentlich in die holländische Sprache eingeführt werden mußten, aber sich nicht heimisch fühlten und das Klima schwer ertrugen. Auch die Direktoren erkannten allmählich, daß Berkel nicht der richtige Ort sei und daß man das Seminar nicht an eine einzelne Person binden dürfe. So wurde es 1821 wieder aufgehoben und die Aspiranten von einzelnen Geistlichen und Lehrern in der Stadt unterrichtet. Bis 1838 ein Haus in Rotterdam bezogen, und 1841 der Kandidat der Theologie Hiebink als Direktor des Missionsseminars angestellt wurde. Es wurden übrigens im Anfang der zwanziger Jahre nicht alle Zöglinge nach den niederländischen Inseln geschickt, sondern ein Teil nach den niederländischen Besitzungen in Vorderindien. Aber als diese an England abgetreten waren, hob 1827 die Niederl. M.-G. auch ihre dortigen Stationen auf und die deutschen Missionare gingen in die Dienste von englischen Gesellschaften über.

Kehren wir nach Amboina zurück, so finden wir, daß die drei im Mai 1819 dort angekommenen Brüder von der Regierung auf verwaiste Predigerstellen berufen wurden, einer nach Ternate, der zweite nach Landa, der dritte, La Bruijn, nach Timor, wo 3000 Christen seit beinahe 20 Jahren keinen Seelsorger hatten. Timor sollte jetzt für die südlichen Inseln das Missionscentrum werden, wie Amboina für die nördlichen. Aber es erfüllte diesen Beruf sehr mangelhaft, da die Direktoren in Rotterdam nicht, wie Kam vorgeschlagen hatte, ein Schiff erschaffen wollten, um die außer allem regelmäßigen Verkehr liegenden Nachbarinseln zu besuchen. La Bruijn war ein tüchtiger Mann und stand eine Zeitlang unter dem Schutz eines wackeren Residenten Hazaert, dem die Mission ein Anliegen war. Es wurde in der niederländischen Hauptstadt Kupang (der östliche Teil der Insel ist noch portugiesisch) ein Waisenhaus, ein Schulhaus und eine Kirche gebaut, auch auf 6 Außenplätzen entstanden allmählich Kirchlein. Aber Timor blieb ein harter Boden. La Bruijn starb 1829, sein wackerer Nachfolger Terlinden, ein Zögling von Jänick, schon 1832, und dann gab es auch unter den Missionaren allerlei Reibungen, welche das Werk schädigten. Die Arbeit der Mission auf Timor beschränkte sich auf die von auswärts auf die Plantagen eingeführten Arbeiter in und um Kupang, hauptsächlich Bewohner der benachbarten Insel Rotti, wo mehr Empfänglichkeit für das Evangelium sich fand. Die eigentlichen Timoresen im Innern der Insel blieben ganz unberührt vom Christentum, schon weil sie die malayische Sprache nicht verstanden, denn es blieb in der Niederl. M.-G. die Missionsmethode die holländischen Prediger im 17. und 18. Jahrhundert, daß man allenthalben die hochmalayische Sprache

zur Kirchen- und Schulsprache machte, auch wenn die Volkssprache fast keine Verwandtschaft mit derselben hatte.

Die zweite Aussendung, welche 1821 auf Amboina ankam, bestand aus 5 Brüdern, von denen 2 in der Minahassa auf Celebes stationiert wurden, aber nur kurze Zeit arbeiten durften. Auch der Baseler Zögling Vormeister, gebürtig aus Mitau, der auf die größere Insel Buru kam, starb schon 1825, und seine Stelle wurde nicht wieder besetzt. Die zwei Niederländer, welche nach Ceram in eine sehr heruntergekommene Christengemeinde neben einer wilden Alfurenbevölkerung versetzt wurden, blieben auch nicht lange auf ihren Posten, da sie anderswo von der Regierung als Prediger angestellt wurden, und diese langgestreckte, schöne Insel war nicht regelmäßig besetzt.

Im Jahr 1822 landeten wieder zwei Missionare auf Amboina, von denen der eine nach Ceram kam, aber dort selbst verwilderte. Der andere dagegen, der Basler Zögling Jakob Bär aus Affoltern im Kt. Zürich, sollte ein desto schöneres Vorbild von einem opferwilligen Missionar werden. Aber sein entbehrungsreiches Leben, das er in großer Demut und Geduld geführt, ist eine schwere Anklage gegen die knauserige und gleichgültige Leitung des Missionswerks in Rotterdam.

Östlich von Timor liegt eine Gruppe von kleinen Inseln (Kisser, Letti, Moa u. s. w.), welche die Niederländer Südwestinseln nannten. Auf mehreren derselben hatten sie im vorigen Jahrhundert ein Fort angelegt, und damit die Besatzung nicht ohne geistliche Versorgung bleibe, eine Kirche gebaut, in der auch Heiden getauft wurden, so daß Christengemeinden entstanden, welche 1823 bei Kams Besuch großen Zuwachs von Getauften erhielten, denn auch er taufte sehr rasch diejenigen, welche ihm die Lehrer als Taufbewerber vorstellten. Aber die Inseln waren außer allem Verkehr, da in unserem Jahrhundert keine Besatzungen und Beamte mehr hinkamen. Dort hatte Kam den Eindruck bekommen, das Feld sei reif zur Ernte. Die Regierung war von den vorigen Jahrhunderten her gewohnt, auch in Kirchen- und Missionssachen das entscheidende Wort zu sprechen, und ihr war es immer darum zu thun, die Missionare von Java wegzubringen, damit sie den Mohammedanern nicht lästig werden. So schienen die abgelegenen Südwestinseln passende Plätze zu sein, um die Missionare den Augen der niederländischen Beamten und der Mohammedaner zu entrücken.

Bär wurde 1825 mit seiner auf Amboina geborenen und ihm dort angetrauten Frau nach dem felsigen, unfruchtbaren Kisser gesendet, das auch in geistlicher Beziehung sich als sehr unfruchtbar erwies. Kam hatte sich nicht verhehlt, daß die Versorgung von Missionaren auf diesen

abgelegenen Inseln sehr schwierig sein werde. Als die Anschaffung eines Schiffs in Rotterdam abgelehnt war, schlug ein Missionsverein in Kupang auf Timor, welcher die Versorgung übernehmen sollte, vor, man sollte wenigstens den Missionaren eine feste Besoldung geben. Aber auch dies wurde abgelehnt, weil die Bedürfnisse sehr verschieden seien, und Art. 24 der Instruktion laute, die Missionare sollen „durch Zufriedenheit mit dem durchaus Nötigen sich als rechte Boten des Evangeliums erweisen" (Kruijf S. 210).

Bär hat gleich anfangs 3 Jahre lang weder Briefe noch Besuche noch irgend einen Gehalt oder Unterstützung bekommen und sein Leben fast ausschließlich von fauligen oder gedörrten Fischen oder wilden Waldwurzeln kärglich fristen müssen (Miss. Mag. 1830 S. 365). Im Mai 1834 starben 800 Menschen auf Kisser infolge schlechter Nahrung und verdorbenem Wasser an Hunger und Dysenterie. Dazu kam noch, daß die Kirche abbrannte und die Eingeborenen den Schluß zogen, der Christengott sei nicht mächtig genug sein eigenes Haus zu retten. Das Schiff mit Lebensmitteln, das die Eingeborenen „unsres Herrn Garten" nannten, kam sehr unregelmäßig. Als es im April 1838 ankam, hatte Bär wieder in 2 Jahren und ebensovielen Monaten nichts bekommen, und von dem, was er jetzt bekam, war ein Teil verdorben, weil es in Kupang ein Jahr lang naß aufbewahrt worden war. Doch wollte er und seine Frau die Kisseraner nicht verlassen. Er hatte schon in seinem ersten Brief nach Basel geschrieben:

„Losgerissen von aller äußeren Verbindung mit der heiligen Gemeinde Gottes auf Erden fühle ich es auf dieser einsamen Stelle, einer verlassenen Insel des Weltmeers recht wohl, daß, wer immer sich auf Gott verläßt, wohl besorgt ist, und daß derjenige, der nur Gottes Ehre und das Heil seiner Mitmenschen im Auge hat, in seinem Vertrauen nimmermehr zu Schanden wird" (Miss. Mag. 1827 S. 335).

Aber als 1840 seine Gesundheit so erschüttert war, daß er gerne einen Arzt befragt hätte, benutzte er eine Schiffsgelegenheit, um mit seiner Familie nach Amboina zu kommen. Als das Schiff unterwegs auf Banda landete, konnten seine Frau und seine Kinder zuerst sich nicht ans Land begeben, weil es ihnen an den nötigen Kleidern fehlte, bis die Frau des Predigers Finn aushalf. Noch einmal kam Bär nach Kisser, um im Auftrag des Gouverneurs von Amboina Lebensmittel nach der unfruchtbaren Insel zu bringen. Von 1841 an blieb er auf Amboina, bekam von der M.-G. eine Pension und wirkte noch in kleineren Kreisen bis zu seinem Tod 1851.

Van Rhijn, der ihn dort besuchte, urteilt über ihn:

„Wie klein fühlte ich, der Inspektor, mich gegenüber diesem greisen, vielgeprüften Knecht des Herrn. Fürwahr, es ist etwas, sein Land und seine Verwandtschaft verlassen, um nach einem unbekannten, weit entfernten Himmelsstrich zu gehen, da zu leben und zu wirken unter getauften und ungetauften Heiden, außer aller Gemeinschaft mit Landsleuten, mit lebendigen Christen, zu kämpfen mit den schlechten, abgöttischen Gewohnheiten, mit allerlei Mühsalen und Gebrechen, mit Krankheit und Elend, so 20 und mehr Jahre auszuhalten und dabei so fromm und still, so innerlich zufrieden und wohlgemut, so voll Glauben und Hoffnung zu bleiben wie unser Bär (v. Rhijn S. 474).

Ein Hindernis für Bärs Wirksamkeit auf Kisser war es jedenfalls, daß er nicht so viel Sprachtalent hatte, um die Sprache der Eingeborenen zu lernen, von denen die wenigsten das Malayische verstanden.

Unter Bärs Leidensgenossen auf den anderen Südwestinseln nennen wir Wilh. Luijke, einen ehemaligen Bäckersknecht aus Amsterdam, den van Rhijn neben Bär besonders hochschätzte als einen tüchtigen frommen Missionar. Er kam 1828 zunächst nach Moa und im folgenden Jahr auf das benachbarte Letti. Er hatte viel zu leiden unter den erbitterten Kämpfen der verschiedenen Dörfer. Aber er erlernte die lettinesische Sprache so, daß er das holländische Fragebüchlein in dieselbe übersetzen konnte. An seiner mutigen, für das Werk des Herrn sich aufopfernden Frau, Angenieta van der Veer, einer geborenen Katholikin, die aus Überzeugung zur evangelischen Kirche übergetreten war, hatte er von 1833—1841 eine treffliche Hilfe. Sie hatte eine abenteuerliche Reise allein gemacht, auf welcher sie mehr als 2 Jahre unterwegs war und ihr Glaubensmut auf harte Probe gestellt wurde, ehe sie mit ihrem Bräutigam vereinigt wurde (V. Rhijn, S. 522 f., Miss.-Mag. 1896, S. 377 f.). Als sie 1841 im freudigen Glauben an ihren Heiland entschlafen war und auch ihre 2 Kinder bald ihr nachfolgten, zugleich die Aufhebung der Mission auf den Südwestinseln erörtert wurde, mußte Luijke schreiben, die Früchte seiner 13jährigen Arbeit seien sehr dürftig. Überdies war die Versorgung von Kupang aus immer unregelmäßiger geworden. So reiste auch er mit den noch auf diesen Inseln befindlichen Missionsgeschwistern nach Amboina, und die Südwestinseln mit ihren ungefähr 1500 Christen waren von 1841 an verlassen, da die M.-G. nicht die Mittel aufwenden wollte, um gehörig für den Lebensunterhalt der Missionare zu sorgen. Erst in den letzten Jahrzehnten, da infolge der Dampfschiffahrt auch der Verkehr regelmäßiger geworden, sind die Christen auf den Südwestinseln durch ehemalige Missionare, die als Hilfsprediger von der Regierung angestellt wurden, wieder geistlich versorgt worden.

Luijke wurde nun nach der Insel Haruku bei Amboina versetzt,

von wo aus er auch die Nachbarinseln, die mit Haruku den gemeinsamen Namen Uliasser haben, besuchen sollte. Haruku zählte ungefähr 30000 Namenchristen und ebenso viele Mohammedaner. Luijke hatte aber in seiner ersten Predigt nur etwa 250 Zuhörer. Er verheiratete sich wieder, hatte aber auch auf Haruku mit Krankheiten, Teurung und Sorge für seine Kinder viel durchzumachen, so daß er 1853 nach Amboina übersiedelte. Hier finden wir ihn auf mehreren Plätzen in Arbeit, später als Pensionär. Im Jahre 1880 erhielt der 81jährige, 54 Jahre im Dienste stehende Missionar den Niederländischen Löwenorden, mit welchem eine jährliche Zulage von 200 Gulden verbunden war. Er hatte 1872 ein Auge verloren, blieb aber bis 1882 im Amt, unterstützt durch benachbarte Hilfsprediger. Nach 60jährigem Aufenthalt in Indien, ohne sein irdisches Vaterland wieder gesehen zu haben, entschlief er 1886 (Kruijf S. 143). Wir finden überhaupt äußerst selten, daß ein Missionar der Niederl. M.-G. zur Erholung nach der Heimat reisen durfte.

Auf Amboina selbst haben wir noch das Lehrerseminar zu besprechen, welches 1835 auf Kosten der M.-G. von Roskott errichtet wurde in dem Landhaus Batumera, in der Nähe der Stadt. Es war nicht ganz das, was man in anderen Missionen Katechistenseminar nennt. Es wurde mehr Gewicht auf die Schule gelegt. Die große Mehrzahl der Zöglinge wurde nachher von der Regierung angestellt. Darum redete auch die Regierung gerne darein. Das System, daß in Gemeinden, die keinen Prediger hatten, der Lehrer eine Predigt vorlesen sollte, bestand noch wie zur Zeit der Ostind. Kompagnie, und das Seminar behielt dies im Auge. Allein die Beamten gingen mehr und mehr darauf aus, wie in den Niederlanden so auch in den Kolonieen allen religiösen Unterricht von der Schule auszuschließen und dem Missionar den Zutritt zu derselben abzuschneiden. Das Seminar bestand 29 Jahre lang und hat 80 Schulen auf den ambonschen Inseln und einzelnen auch in weiterer Entfernung christliche Lehrer geliefert, die in Kenntnissen die meisten Muribs überragten, deren Christentum immerhin, je nachdem sie in eine Umgebung kamen, sehr zusammenschrumpfen konnte. Roskott hatte manche Zwistigkeiten, nicht nur mit der Regierung, sondern auch mit den M.-G., und gab Ärgernis durch die Heirat mit seiner zweiten Frau, so daß er 1864 entlassen und das Seminar aufgehoben wurde (Kruijf S. 122). Damit war die Arbeit der M.-G. auf Amboina beendigt, denn als Prediger waren schon seit 1842 nur von der Regierung besoldete Männer angestellt. (Schluß folgt.)

Eheordnung für die evangelische Mission.

Von D. F. M. Zahn.

Vortrag auf der neunten kontinentalen Missionskonferenz in Bremen.

Der einzige Beweis für den Erfolg der modernen Mission ist die Thatsache, daß sich durch ihre Thätigkeit Einzelne und zwar immer mehr Einzelne vom Heidentum zum christlichen Glauben bekehren und in demselben heilig leben und selig sterben. Das weitere berechtigte, aber nicht jeder Mission verheißene Ziel, die Gründung selbständiger christlicher Kirchen aus den Heiden, selbständiger im vollen Sinne des Wortes, ist weder von der modernen römisch-katholischen Mission in ihrer 400jährigen Arbeitszeit, noch von der evangelischen in den fast zwei Jahrhunderten, die sie in langsamer Steigung thätig ist, erreicht. Noch weniger ist eine weitere Folge in der gegenwärtigen Missionsperiode eingetreten, ich meine, die Christianisierung eines Volksganzen, man müßte denn einige christianisierte Duodez-Völkchen dafür gelten lassen. Ein sogenanntes „christliches“ Volk ist in den letzten vier Jahrhunderten nicht geboren.

Ob in der weiteren Zukunft die Missionsthätigkeit diese Ziele erreichen wird, kann kein Mensch sagen. Ein Zeichen, nach dem die Wahrscheinlichkeit solchen Erfolges kann beurteilt werden, ist der Zustand der natürlichen Geisteskräfte, die einem Volke geblieben sind, und ihre Empfänglichkeit für die Neubelebung durch das Christentum. Wenn Paulus von den Sünden, die vor der Vollendung des Heiles geschehen sind, sagt, sie seien unter göttlicher Geduld geblieben (Röm. 3, 25), so liegt darin nicht nur, daß Gott nicht alsbald sein Gericht hat eintreten lassen, sondern auch, daß er dafür gesorgt hat, daß die Sünde nicht sofort ihre zersetzende, Verwesung herbeiführende Wirkung voll entfalten konnte. Es wirken in der Heidenwelt „niederhaltende“ (2. Thess. 2, 6.7.) Kräfte, und die Zukunft der Völker hängt davon ab, ob dieselben verbraucht sind oder nicht. Die beiden größten dieser Mächte sind die Familie und der Staat. Auf dem heutigen Missionsacker ist die Säule staatlicher Ordnung, von der das natürliche Leben getragen wird, stark im Verfall. Im heidnischen Afrika z. B. giebt es nur Tyrannenherrschaften, oder das Staatsleben befindet sich in solcher Auflösung, daß man die kleinen Dorf- oder Stammes-Gemeinschaften kaum noch Staaten nennen kann, und die Staatsaufgaben, z. B. die Rechtspflege, von ihnen auch nicht erfüllt werden. Nicht minder betrübt sieht es mit der anderen menschlichen Gemeinschaft

aus, mit der Familie; sie ist nicht verschwunden; auch die Tugenden dieser Gemeinschaft sind nicht ganz unbekannt geworden, aber sie ist in ihren Grundlagen beschädigt. Es liegt auf der Hand, und die Erfahrung bestätigt es, daß für die Zukunft eines Volkes die Gesundheit der Familie wichtiger ist, als die des Staates. Der Staat kann zertrümmert werden; ist noch gesundes, relativ gesundes Familienleben da, so sind die Bausteine vorhanden, aus denen ein neues Staatswesen sich erbaut. Die Beeinflussung des Familienlebens durch die Mission, die Erneuerung und Gesundung desselben durch die Kräfte des Evangeliums ist darum für die kirchliche und nationale Zukunft eines Missionsvolkes von entscheidender Bedeutung.

Niemand wird leugnen, daß es schon ein großer wirksamer Einfluß ist, den die Mission auf diese Gemeinschaften ausübt, wenn sie auch nur bei vielen Einzelnen ausrichtet, was das Evangelium ausrichten will. Die evangelische Predigt sagt den Heiden, daß der Grund alles Elendes, das sie drückt, ihre „Gottlosigkeit" im buchstäblichen Sinne des Wortes sei und verkündigt ihnen Jesum Christum, durch den sie wieder mit Gott in Gemeinschaft gebracht werden, so daß sie jetzt alles mit Gott thun oder doch zu thun getrieben werden. Das Evangelium bringt ihnen aber nicht nur diese Verkündigung, sondern, wie wir Christen glauben, durch die Erkenntnis dessen, der im Evangelium die Menschen ruft, wird auch den Glaubenden alle göttliche Macht geschenkt, die sie zu rechtem Leben und zur Gottseligkeit bedürfen (2. Petri 1, 3). Jeder durch die Mission Bekehrte ist ein Glied eines Staates und einer Familie. Mit jeder Bekehrung tritt in das Staatsleben und Familienleben ein Mensch ein, der gelernt hat und gelehrt wird, zum Wissen und Walten auch die Kraft geschenkt bekommt, alles was er thut, mit und vor Gott zu thun. Wenn ich richtig gerechnet habe, so betrug der Zuwachs der heidenchristlichen Gemeinden der deutschen evangelischen Missions-Gesellschaften im letzten Jahre gegen 20000 Seelen. Ich will annehmen, davon seien 10000 Erwachsene. Dann sind in dem Jahre zehntausend, obrigkeitliche Personen oder solche, die der Obrigkeit unterthan sind, Gatten oder Gattinnen, Väter oder Mütter, Kinder oder Geschwister, Herrschaften oder Dienende in die natürlichen Lebensgemeinschaften eingetreten, die das Wissen und wenn sie nehmen, die Kraft haben, in denselben als die geliebten Kinder ihres Vaters zu wandeln. Das sind lauter Salzkörner, die der Verwesung wehren und zur Gesundung beitragen müssen, wenn das Evangelium wirklich eine Kraft Gottes zur Errettung ist.

Es gehört zur christlichen Predigt und Unterweisung, die Schüler Jesu zu lehren, überall, auch im Staat und in der Familie würdig ihres Berufes zu wandeln. Ob dies besser erreicht wird, wenn man immer wieder das Centrum betont, die völlige Hingabe des Herzens an Gott und dann die Anwendung dem Antrieb des Geistes Gottes überläßt, oder indem man in der Predigt und Unterweisung eine Beschreibung des christlichen Lebens, auch im einzelnen, des staatlichen, familienhaften Lebens eines Christen giebt, — habe ich hier nicht zu untersuchen. Aber unter evangelischen Christen darf kein Zweifel darüber bestehen, daß die beschreibende Unterweisung von dem christlichen Verhalten in allen Lebensbeziehungen nur dann das Richtige treffen wird, wenn sie aus der lauteren Quelle des Evangeliums fließt, d. h. aus der Verkündigung der Liebe Gottes in Christo, die den Menschen ohne Gesetzeswerk aus Gnaden im Glauben selig machen will. Diese Quelle ist getrübt, wenn die Predigt des Missionars das Verhalten des Christen in Staat und Ehe so schildert, als ob diese Gemeinschaften erst durch das Christentum entstanden und ins Leben gerufen seien. Die Menschheit hat seit Jahrtausenden bestanden, ehe das Christentum kam; sie konnte nicht bestehen ohne Familie und Staat. Das Christentum hat eine neue Gemeinschaft gegründet, die Gemeinschaft derer, die an allen ihren Orten den Herrn Jesum anrufen; die natürlichen Gemeinschaften findet es vor und erkennt sie als von Gott geordnet an. Es hat kein besonderes Gesetz für sie, und gerade eben darum kann das Christentum Weltreligion sein, weil es zwar wohl die natürlichen Gemeinschaften als göttliche anerkennt und seine Bekenner anweist, die Kräfte neuen Lebens auch in ihnen geltend zu machen, aber mit keinen besonderen Anforderungen für sie belastet ist. Die das Gegenteil behaupten, haben immer Schwierigkeit, dies aus der Urkunde des Christentums, der h. Schrift, nachzuweisen. Sie finden freilich in der Bibel ein Staatsgesetz und als integrierenden Teil desselben ein Ehegesetz, aber dieses Gesetz gilt Israel. Dies Volkswesen existiert nicht mehr, und sein Gesetz hat darum keine Gültigkeit. Keinenfalls sind die sogen. christlichen Völker Israel, so daß man dann auf sie das israelitische Gesetz anwenden könnte. Will man das dennoch thun, so darf man dann nicht eine beliebige Auswahl treffen, daß man hier und da ein Gebot aufliest und sagt: Das gefällt mir; so wollen wir es halten; andere aber, die einem nicht passen, liegen läßt. Man kann nicht lehren: Nach der Schrift ist verboten in folgenden Verwandtschaftsgraden zu heiraten und dann die im Gesetz Mosis genannten

Grade aufzählen, andererseits aber die mosaische Scheidepraxis, das Eiferwasser, die Leviratsehe, die Zulassung der Vielehe und des Konkubinats als ungültig proklamieren, obgleich sie in demselben Gesetz sich finden. Pauli Wort: Ich zeuge abermal einem jeden, der sich beschneiden läßt, daß er noch das ganze Gesetz schuldig ist zu thun (Gal. 5, 3), ist von unerbittlicher Konsequenz. Entweder ist das Gesetz Mosis für Christen verpflichtend, dann aber auch ganz, oder es ist nicht verpflichtend, dann aber auch kein Teil aus ihm. Will man einmal das Christentum mit bestimmten Ehegesetzen belasten, dann muß man Rom folgen und die Kirche mit Vollmachten ausrüsten, die ihr Haupt ihr nicht gegeben. Sie macht das matrimonium zu einem der sieben Sakramente; dann kann es vor und außerhalb Christo keine richtige Ehe geben (Trid. Sess. XXIV. Can. 1). Da man für eine Gemeinschaft in dieser Welt nicht Gesetze für immer festlegen kann, so thut die röm. Kirche von ihrem Standpunkt aus ganz recht, wenn sie die verdammt, welche behaupten, nur die affinitatis gradus, die im Leviticus genannt, seien Ehehindernisse, die Kirche könne nicht davon dispensieren oder noch andere konstituieren (l. c. can. III. u. IV.), oder den zu verdammen, der behauptet, daß Ehesachen nicht vor die kirchlichen Richter gehören (l. c. can. XII). Wie so ganz anders Luther, der im Traubüchlein sagt: „Demnach weil die Hochzeit und Ehestand ein weltlich Geschäft ist, gebühret uns Geistlichen oder Kirchendienern nichts darin zu ordnen oder zu regieren, sondern lassen einer jeglichen Stadt oder Land hierin ihren Brauch und Gelegenheit, wie sie gehen!" Er hatte eine Angst, sich in diese Sachen einzulassen, weil er fürchtete, dadurch immer weiter vom Evangelium abzukommen. „Mir graut, schreibt er einmal, vor dem Exempel des Papstes . . . Ich besorge mich, der Hund möchte an dem Läpplein lernen Leder fressen und mit guter Meinung verführt werden, bis wir zuletzt auch wieder aus dem Evangelium fallen in eitel weltliche Händel. Denn wenn wir beginnen Richter in Ehesachen zu werden, so hat uns das Kamprad am Ermel ergriffen und wird uns fortreißen, daß wir müssen über die Strafe richten. Sollen wir über die Strafe richten, so müssen wir auch über Leib und Gut richten, da sind wir denn hinunter unter das Rad und ersaufen im Wasser des weltlichen Handels." Die Mission ist sehr frei und bedarf auch der größten Freiheit im Handeln. Auch die Missionsvorstände scheinen mir nach dem, was ich erfahren, die Freiheit in diesem Gebiet nur sehr wenig zu beschränken; selbst die, welche mehr als andere hierin bestimmen, lassen große Lücken und damit den

Missionaren viele Freiheit. Um so mehr ist zu wünschen, daß über diese Knechte Gottes ein Schrecken von oben falle, daß sie nicht ersaufen in den Wassern weltlichen Handels und den jungen Christen nichts auflegen, als wozu sie in ihrem göttlichen Berufsbriefe angewiesen sind. Wenn sie dieselben anweisen, auch in der Ehe als Kinder des Lichts zu wandeln, so thun sie zunächst alles, was ihnen aufgetragen ist.

Es ist allerdings ein Unterschied zwischen den beiden Gemeinschaften, welche das Christentum überall vorfindet, zwischen dem Staat und der Familie. Beide sind von Gott, beide sind älter als das Christentum und haben ihren Zweck auch in vorchristlichen Zeiten erfüllt. Aber während der Staat im Laufe der Menschheitsgeschichte nach Gottes Willen entstanden ist, besteht die Familie von Anfang an als eine, wie die Bibel uns erzählt, bei der Schöpfung von Gott ins Leben gerufene Stiftung. Es hat eine Menschheit gegeben ohne Staatsleben, aber es hat nie eine Menschheit gegeben ohne Familienleben. Damit hängt zusammen, daß in der christlichen Offenbarung zwar auch das Gebot enthalten ist, die staatliche Ordnung als von Gott geordnet anzuerkennen, aber keinerlei Anweisung, wie diese Ordnung, die im Laufe der Zeit entstanden ist und stetig sich ändert, zu gestalten sei, ob etwa einer oder viele die obrigkeitliche Gewalt haben sollen und ähnliches. Dagegen verschweigt die christliche Offenbarung nicht, wie nach dem Willen Gottes die erste und älteste Gemeinschaft, Gottes eigene Stiftung, gestaltet sein soll. Das Evangelium ist eine Erzählung von dem, was Gott zu unserm Heile gethan, und von dem, was er gethan, um dies Heil in der Fülle der Zeit zu schenken. In dieser Geschichte wird erzählt, wie Gott die Welt geschaffen und wie er die E h e gestiftet, indem er dem Manne eine Gehilfin schuf. Und unter der Vorsehung Gottes ist Jesu Gelegenheit gegeben, ausdrücklich zu erklären, daß diese anfängliche Stiftung Gottes für die Ehe bestimmend sei und bestimmend bleibe. Es ist also nicht etwa so, daß in dem Evangelium oder neben ihm noch ein besonderes evangelisches Ehegesetz vorhanden ist, sondern die biblische Überlieferung, die uns das Evangelium bringt und dasselbe verstehen lehrt, enthält auch den Bericht von der göttlichen Ehestiftung, welcher für alle Zeiten für Schließung und Führung der Ehe normativ bleibt. Daran hat sich auch der Missionar zu halten, wenn er von der Ehe zu reden oder über sie Ordnungen zu geben hat. Er überschreitet sein Mandat, wenn er andere Zwecke dabei verfolgt, etwa hygienische, ökonomische und andere. Selbstverständlich hat er ebenso gut wie jeder andere das Recht, eine Meinung über diese und jene Ehe-

frage zu haben und diese, wenn er es gut findet, auszusprechen, aber als Bote des Evangeliums, als einer, der wie Paulus in solchen Fragen einmal sich ausdrückt, geltend machen kann: Das gebiete nicht ich, sondern der Herr (1. Kor. 7.10)), darf er nur auf dem bestehen, was nötig ist, um die Gottesordnung in der Ehe durchzuführen.

Aus diesem biblischen Berichte lernen wir nun, daß Gott den Menschen im Anfang dem ihm aufgetragenen Werke nicht gewachsen sah, und daß Gott, als der Mensch unter den ihm vorgeführten lebendigen Tieren keine genügende Gehilfin fand, darum aus dem ersten Menschen selbst ihm eine ebenbürtige Gehilfin schuf, welche Adam als Bein von seinem Bein, Fleisch von seinem Fleisch begrüßte und von der er sagte: Darum wird ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen und sie werden sein ein Fleisch (Gen. 2, 15—24), welche Worte Adams Jesus als Gottes Worte citiert (Mtth. 19, 5). So schuf Gott den Menschen als Mann und Weib (Gen. 1, 1, 27) und ihnen galt das Wort: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch unterthan (Gen. 1, 28). Wir sehen aus diesem Berichte, daß Gott von Anfang den Menschen geschlechtlich verschieden geschaffen hat, so aber, daß sie in dieser Verschiedenheit auf einander angewiesen sind, und der Mann sich aus der ersten Liebesgemeinschaft, die er hat kennen gelernt, loslösen wird, um diese neue leibliche Gemeinschaft zu bilden, die dazu da ist, daß sie dem Menschen helfe, seine Weltaufgabe zu erfüllen, und daß eine Menschheit geboren werde, in der von Geschlecht zu Geschlecht der Rat Gottes in der Welt ausgeführt werde. Alle diese Züge im Ehebunde, die gegenseitige Zuneigung, die Hilfe, die sich Mann und Weib leisten sollen, die Verpflichtung, welche die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes dem Gatten auferlegt, die leibliche Vereinigung in der Ehe, fordern die Einehe und die Unauflöslichkeit der Einehe. Besonders letzteres, das leibliche Einswerden, betont Jesus, um die Unauflöslichkeit der Ehe (Mtth. 19, 6), Paulus (1. Kor. 1, 16), um das Unrecht außerehelicher geschlechtlicher Gemeinschaft hervorzuheben.

Der Unauflöslichkeit der Ehe widerspricht es nicht, daß der Tod sie löst und den überlebenden Teil freisetzt, eine neue Ehe einzugehen. Die alte Kirche und die griechisch-katholische Kirche verstoßen nicht nur gegen ausdrückliches Schriftwort, wenn sie eine zweite Ehe nach dem Tode des ersten Gatten, wenn nicht verbieten, so doch mit einem Makel behaften (1. Kor. 7, 31, vgl. Röm. 7, 2), sondern auch gegen den Geist der Ehegemeinschaft. Die Ehe ist eine Gemeinschaft für dieses Leben, für die

Aufgabe, die dem Menschen hier gestellt ist, und dieses Weltleben mit seinen Aufgaben schließt der Tod. Als die Sadduzäer dem Herrn die scheinbaren Schwierigkeiten entgegen halten, die aus der Leviratsehe für das Auferstehungsleben folgen, antwortet er: In der Auferstehung werden sie weder freien noch sich freien lassen, sondern sie sind wie Gottes Engel im Himmel. (Matth. 22, 30.) Die Ehe ist unauflöslich, aber sie ist eine leibliche Gemeinschaft für dies irdische Leben, das mit dem Tode abschließt.

Auch die Lösbarkeit der Ehe im Falle des Ehebruches, die Jesus gelten läßt, ist keine Verletzung der prinzipiellen Unlösbarkeit. Freilich wird es bestritten, daß Jesus in diesem Falle die Ehescheidung für erlaubt erklärt, nicht nur von der römisch-katholischen Kirche, welche wohl Trennung gestattet, aber nicht Scheidung oder Lösung, sondern auch von evangelischen Theologen. Bekanntlich lautet der Spruch Jesu bei Markus (10, 11. 12) und Lukas (16, 18) absolut; er verbietet die Scheidung und die Wiederverehelichung des geschiedenen Teiles ohne die Ausnahme des Ehebruches zu nennen. Dagegen Matth. 14, 9 lautet das Wort: Ich sage euch aber, daß wer sein Weib entläßt, es sei denn um Hurerei willen, und heiratet eine andere, der bricht die Ehe, auch wer die Entlassene heiratet, bricht die Ehe. Da ist ganz deutlich gesagt, daß im Falle der *πορνεία* die Scheidung kein Unrecht sei. Allein gerade diese klare Stelle hat so viele Varianten und durch die alten Übersetzungen gebotene Verschiedenheiten, daß dieser klare Ausspruch wieder verdunkelt wird. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß hier statt: der bricht die Ehe, wie Matth. 5, 32 zu lesen ist: *ποιεῖ αὐτὴν μοιχᾶσθαι,* der macht, daß die Geschiedene die Ehe bricht, in dem er sie nämlich frei giebt zur Eingehung einer neuen Ehe. Ist aber so zu lesen, so hat bei Matth. 19, 9 wie Matth. 5, 32 eine übel angebrachte philologische Akribie freien Spielraum, die Ausnahme wegzuerklären. Einige Exegeten haben nämlich erklärt, der Satz lautet: So wenig erlaubt ist es, um irgend einer Ursache willen sein Weib zu entlassen, daß vielmehr, wer das thut, sie veranlaßt, Ehebrecherin zu werden. Wenn nun eine Ausnahme gemacht wird: *εἰ μὴ ἐπὶ πορνείᾳ,* so muß diese Ausnahme in den Satz konstruiert werden: Wenn du aber auf Grund von Ehebruch dein Weib entläßt, so machst du sie nicht zur Ehebrecherin, sie ist es nämlich schon. Nicht ob der Gatte dann Recht hat sie zu entlassen, sondern daß er in dem Falle die Entlassene nicht zur Ehebrecherin macht, soll Jesus gesagt haben. Das ist wirklich eine teuer erkaufte exegetische Finesse. Um der sprachlichen schulmeisterlichen

Korrektheit willen soll Jesus die selbstverständliche Thatsache ausgesprochen haben, daß eine Ehebrecherin eine Ehebrecherin schon sei. Auf die Frage: Ists auch recht, daß sich ein Mann scheide um irgend eine Ursache willen (κατὰ πᾶσαν αἰτίαν) mußte jeder Hörer aus dem εἰ μὴ ἐπὶ πορνείᾳ heraushören, daß dies die einzige αἰτία sei, welche eine Scheidung rechtfertige.

Selbstverständlich folgt hieraus nicht, daß der unschuldige Teil den schuldigen entlassen muß, und es ist im allgemeinen dem Geiste des Evangeliums entsprechend, wenn die Diener desselben sehen, ob der Riß, der eingetreten ist, nicht geheilt werden könne in der Liebe, die vergiebt und vergißt. Es ist aber doch nicht so, daß diese Ausnahme, wenn man sie so nennen darf, eine Konzession an das Fleisch ist, wie mir diese Anschauung wohl bei Missionaren entgegengetreten ist. Daß der Ehebruch ein *verzeihliches* Unrecht sei, welches die Ehe *nicht weiter stört*, ist eine Ansicht, die nur bei niedriger Auffassung der Ehe möglich ist; daß er die Ehe auflöst, ist die Anschauung derer, die hoch von ihr denken. Je schwieriger es für die Missionare wird, den unschuldigen Teil zur Versöhnung in solchen Fällen zu bewegen, desto höher steht es mit der Achtung vor der Ehe in der christlichen Gemeinde. Es ist darum nicht geraten, immer und unterschiedslos den Riß zuzukleistern; wird derselbe aus tieferem sittlichen Gefühl als unüberbrückbar angesehen, so möge man ihn nur klaffen lassen als Zeugnis für die Heiligkeit der Ehe. Das ist dann keine Versündigung an der Versöhnlichkeit; ein Vater kann einem Kinde vergeben und straft es doch, und ein Gatte dem Gatten vergeben und doch sich von ihm trennen.

Dem Worte Jesu ist es ergangen, wie dem Worte Mosis, aus dem die Juden ein Gebot, dem entlassenen Weibe einen Scheidebrief zu geben herausgelesen haben, eine Auslegung, die übrigens Jesus angenommen hat. Sie liegt auch implicite darin, aber sonst ist das Wort nicht gemeint, die Lösung der Ehe zu erleichtern, sondern vielmehr den Ernst der Ehe dem Volke ins Gedächtnis zu rufen. Die Stelle (Deut. 24, 17) lautet bekanntlich: Wenn ein Mann ein Weib nimmt . . . . und es geschieht, daß sie nicht Gnade in seinen Augen findet, weil er an ihr eine schändliche Sache (עֶרְוַת דָּבָר) findet, und er schreibt ihr einen Scheidebrief und giebt ihn in ihre Hand und entläßt sie aus seinem Hause, und sie geht hin und wird eines andren Mannes, und der andre Mann haßt sie und schreibt ihr einen Scheidebrief . . . . oder der andere Mann stirbt . . . . so *kann ihr erster Mann*, der sie entließ, *sie nicht wiederum*

nehmen, daß sie sein Weib sei .... denn solches ist ein Greuel vor Jehovah. Aus diesem Verbot haben die Juden die Erlaubnis herausgelesen, daß der Mann die Frau um jeder Ursache willen, nach der Schule des Hillel sogar, wenn sie die Suppe versalzte oder anbrennen ließ (Winer, Ehescheidung) entlassen dürfe, während das Verbot vielmehr dem wehren will, daß ein Weib willkürlich hin und her geschoben werde. Im alten Bunde hat man aus dem ernsten Wort ein Zugeständnis an den Leichtsinn herausgelesen, und das Gleiche thut man an dem Worte Jesu, wenn man das: „es sei denn um Hurerei willen" als eine Anbequemung an die Fleischeslust und nicht als eine ernste Erinnerung an die Heiligkeit der Ehe auffaßt. Das Wort kann natürlich mißbraucht werden. Um dem zu wehren, hat man nur dem Unschuldigen die Wiederverheiratung erlaubt. Auf alttestamentlichem Boden ist für diese Maßregel kein Raum, da der Ehebruch mit dem Tode bestraft wurde, der Schuldige also keinesfalls heiraten konnte. Auch Luther war der Meinung, die Obrigkeit solle solche Sünder aus der Welt schaffen. Wo man sie, wie es jetzt geschieht, am Leben läßt, scheint evangelischerseits kein Grund vorhanden, die Wiederverheiratung zu verbieten. Eigentliche Strafen kennt die evangelische Kirche nicht. Da aber die erste Ehe gelöst ist, fehlt ein Grund, die Eingehung einer zweiten zu verhindern.

Durch den Ehebruch wird die Ehe thatsächlich gelöst. Das kann auch auf andere Weise geschehen, überall da, wo nicht durch die Fügung Gottes, die hier wie immer in demütiger Geduld zu tragen ist und dann gewiß ihren Segen bringt, sondern durch die Sünde der Menschen das Wesen der Ehe, der Zweck derselben zerstört und vereitelt wird. So hat Luther — ich glaube mit Recht — unter Berufung auf 1. Kor. 7, 3—5, die Verweigerung der ehelichen Pflicht als einen berechtigten Scheidegrund angesehen und ebenfalls, wie überhaupt die evangelische Kirche, die sogenannte „bösliche Verlassung". Er meinte, in solchem Falle solle der schuldige Teil öffentlich aufgefordert werden, zurückzukehren und wenn nach bestimmtem Termin dies nicht geschehen sei, der schuldlose frei gesprochen werden, daß er eine neue Ehe eingehen könne. Ich bin sachlich einverstanden, dagegen muß ich gestehen, daß die übliche biblische Begründung aus 1. Kor. 7, 15 mir nicht genügt. Dort redet der Apostel von gemischten Ehen und vermahnt den gläubigen Gatten, wenn der heidnische ihn verläßt, ihn gehen zu lassen und sich nicht zu kümmern, als ob er damit ein Unrecht thue. Denn in solchen Dingen

ist der Christ oder die Christin nicht geknechtet; sie sind davon unabhängig, frei. Auch hat Gott die Christen berufen, indem er ihnen Frieden gab, und den darf und soll der heidnische Gatte nicht stören, was geschehen würde, wenn der christliche untröstlich über die Trennung durchaus auf Wiedereinigung bedacht wäre. Daß der verlassene Teil frei sei sich wieder zu verehelichen, sagen die Worte nicht. Diese Freiheit liegt dagegen in der Thatsache, die der Ungetreue geschaffen hat, der thatsächlich das Wesen dieser Ehe zerstört und ihre gottgewollten Zwecke unmöglich gemacht hat.

Übersehen wir diese Ausführungen noch einmal, so bestätigt es sich, daß der Missionar mit dem Evangelium kein besonderes Ehegesetz bringt, sondern nur den Bericht von dem, was im Anfang diese göttliche Stiftung war. Die evangelische Lehre von der Ehe ist nichts als die Geltendmachung der in dieser Stiftung liegenden Grundzüge. Danach ist die Ehe eine in Zuneigung wurzelnde Verbindung zwischen Mann und Weib, die, um das hier beizufügen, der Mann gründet und in welcher er das Haupt ist, eine leibliche Verbindung auf Grund geschlechtlicher Verschiedenheit und Zusammengehörigkeit zu dem Zweck, daß beide sich helfen, ihre Weltaufgabe zu lösen, und damit aus dieser Gemeinschaft eine Menschheit geboren werde, in welcher Gott seine Weltgedanken realisiert. Eben deshalb kann es nur eine Verbindung zwischen *einem* Manne und *einer* Frau sein, die unauflöslich ist, so lange sie Gott nicht scheidet, oder menschliche Sünde ihr Wesen zerstört und ihre Zwecke unmöglich macht.

Das und nichts anderes hat der evangelische Bote in diesen Dingen zu lehren. Allein er kann seine Augen doch nicht davor verschließen und auch seine Schüler nicht darüber im Zweifel lassen, daß die Ehe, wie sie unter ihnen besteht, und auch wie er sie selbst oder wie seine Glaubensgenossen sie führen, nicht mehr eine adamitische Ehe ist. Die Ehe, obgleich am Anfang der Menschheitsgeschichte gestiftet und obgleich bestimmt zu bleiben, so lange dieser Äon währt, steht doch unter dem Einfluß der menschlichen Geschichte und zwar im *Guten* wie im *Bösen*.

Es widerspricht nicht der biblischen Anschauung, daß die Welt dem Gericht entgegenreift und insofern immer gerichtsreifer wird, anzunehmen, daß andererseits ein Forschritt zum Guten stattfindet. Auch die Ehe erfährt ihn. Aus der Ehe ist die Familie und in der Familie eine Familienliebe entstanden, welche wohl verwandt ist der Zuneigung, die Mann und Weib zur Gründung der Ehe und Familie treibt, aber

doch so andrer Art, daß nach dem Fühlen und Urteilen der Menschen die Familienliebe die eheliche Liebe nicht verträgt. Unter den Frauen, die ein Mann sich wählt, wird eine Auswahl getroffen. Wenn der Mensch die Mutter verläßt, und seinem Weibe anhängt, beginnt, wie Bengel bemerkt, die Geschichte der verbotenen Verwandtschaftsgrade. In der ersten Familie mußte der Bruder die Schwester zum Weibe nehmen, und erst mit dem weiterentwickelten menschlichen Leben wurde für die gebildete Menschheit ein Greuel, was anfangs eine Notwendigkeit war. Ich weiß nicht, ob eine Logik in dieser Entwickelung zu finden ist, ob auch die im mosaischen Gesetz verbotenen Verwandtschaftsgrade sich als ein logisch zusammenhängendes Ganze erkennen lassen. Genug, daß sie da sind, daß sie historisch entstanden sind, und daß der Christ sie nicht ignorieren kann. Die Mission fügt der alten Christenheit neue Glieder hinzu, und diese haben Rücksicht zu nehmen auf das, was in den Gemeinden Gottes hin und her Brauch ist, und was den älteren Gliedern der Kirche als anstößig gilt. Als die Heidenchristen zu den Judenchristen kamen, vereinigte man sich, daß die ersteren kein Blut genießen sollten, obgleich dies nicht sittliches Unrecht ist, aber den judenchristlichen Brüdern ein widerwärtiger Greuel war. Schon aus dem Grunde wird die Mission fordern müssen, daß die jungen Heidenchristen sich den höher entwickelten Ehesitten der älteren Christenheit anschließen und nicht in dem einen Teil der Christenheit geübt werde, was in dem anderen für einen Greuel gilt. Die Kirche hat kein Recht aus ihrem Eigenen neues hinzuzuthun, wie die römische Kirche es beansprucht und z. B. in Aufstellung der überaus thörichten geistlichen Verwandtschaft als Ehehindernis gethan hat. Aber was in den Kirchen Brauch ist, darf die Mission den jungen Kirchen überliefern.

Auch nach den andern Seiten hat die Ehe eine Entwickelung im Guten durchgemacht. Unter den christlichen gebildeten Völkern giebt es höhere Gedanken von der Zuneigung, die Mann und Weib zusammenführen soll, als sie vor Alters gang und gebe waren. Wenn man auch von der geistlichen Höhe absieht, auf welche der Junggeselle Paulus die Ehe stellt, wenn er die Liebe der Ehegatten der Liebe zwischen Christus und der Gemeinde vergleicht, ist ein Fortschritt zu bemerken, daß man Feineres, Edleres von dem, was die Gatten verbindet, redet und denkt, als in älteren Zeiten. Der Apostel Paulus z. B. redet doch so, er redet da als Privater, nicht als Apostel, als ob der Vater ohne Weiteres die Tochter verehelichen oder ledig bleiben lassen dürfe. Luther hat darin

doch einen höheren Standpunkt, wenn er die Eltern ermahnt, in Ehesachen den Kindern zu willen zu sein und das Vertrauen der Kinder zu gewinnen, daß diese selbst mit ihren Wünschen zu ihnen kommen. Und doch klingt uns bei Luther manches Wort hart, weil wir noch höhere Gedanken bekommen haben von der Liebe des Bräutigams und der Braut. So ist auch in Bezug auf die Hilfe, die ein Gatte dem anderen bringen soll, ein Fortschritt zu bemerken. Derselbe deckt sich nicht immer mit dem religiösen Leben; er ist eng verbunden mit dem Fortschritt der Civilisation und Kultur. Eine Frau in einer christlichen gebildeten Familie ist in weit höherem Maße Gehilfin des Mannes, als auf niedrigen Bildungsstufen dies der Fall ist und oft auch sein kann. Von der Frau, die wir als Ideal vor Augen haben, können wir doch noch Höheres sagen, als wenn E. M. Arndt in derbem Worte von der deutschen Frau singt: „Sie schafft im Hause, was sie soll, die Küche und die Wiege voll." Wir begehren sie als Gehilfin auch, wenn nicht in der, so doch für die Amts- und Studierstube. — Endlich auch in Bezug auf den Nachwuchs, der in der Familie geboren wird, heben sich die Gedanken; je gebildeter, entwickelter ein Haus, desto mehr halten die Eltern sich verpflichtet den Kindern zu geben, desto mehr nehmen die Kinder mit aus dem Elternhaus. Dieser Fortschritt in dem Familienleben, ist auch außerhalb des Christentums zu bemerken, aber er ist nirgends so auffällig, als unter den christlichen Völkern. Selbst in den jungen heidenchristlichen Gemeinden ist diese Hebung des ehelichen Lebens schon zu erkennen. Der Hauptgrund liegt darin, daß das Evangelium zwar nicht das Wesen der Ehe, nicht die gesellschaftliche Stellung der Familienglieder ändert, daß etwa Frau, Kind, Hausgenosse nicht mehr dem Familienhaupte untergeben seien, aber wohl daß es sie alle vor Gott und damit für die höchsten Lebensinteressen gleichstellt und so von innen heraus dies Gemeinschaftsleben umwandelt und veredelt.

Zu dieser höheren Auffassung der Ehe wird der Missionar die Heiden führen, zunächst und vornehmlich, indem er das Evangelium predigt, aber auch, indem er ihnen berichtet, wie schön, wie segensreich für dieses Leben und auch für die höchsten Aufgaben des Menschen unter Christen das Eheleben sich gestaltet hat. Das wird er ihnen sagen und vorleben. Ich glaube nicht, daß es schaden würde, wenn wir in der evangelischen Mission mehr solche Leute hätten, die um des Reiches Gottes willen ehelos bleiben, solche Leute, von denen Luther sagt: „Die sind die hohen reichen Christen von Gott aufgezäumt, die von Natur und Leibesgeschick tüchtig

sind zur Ehe und bleiben doch williglich ohne Ehe. Diese sprechen also: „Ich möchte und könnte wohl ehelich werden, aber es gelüstet mich nicht. Ich will lieber am Himmelreich, d. i. am Evangelio schaffen und geistliche Kinder machen. Diese sind seltsam und unter 1000 Menschen kaum einer, denn es sind Gottes besondere Wunderwerke, daß sich niemand unterwinden soll, Gott rufe ihn denn besonders . . . .“ Zumal in den klimatisch ungünstigen Arbeitsgebieten wäre diese Gabe der Ehelosigkeit von manchem greifbaren Vorteile begleitet. Aber ich glaube doch, daß die römisch-katholische Mission mit ihrem eigenmächtigen, erzwungenen Cölibat und die Universitätenmission mit ihrer Nachäffung desselben die Mission eines mächtigen Mittels berauben, auf die Hebung des Volkslebens einzuwirken. Vor ein paar Jahren hat einer der Universitäten-Missionare ein großes Loblied auf die Ehelosigkeit des Missionars gesungen, aber er hat vergessen, daß eine Mission mit lauter Hagestolzen und mehr oder weniger alten Jungfrauen den Heiden nie ein Beispiel giebt, wie ein christlicher Gatte mit seiner Gattin und christliche Eltern mit ihren Kindern umgehen. Unter Völkern, bei denen die Ehe viel schlimmer verderbt ist als im Missionsfelde des Paulus, der übrigens zwar selbst unverheiratet, doch Aquila und Priscilla bei sich hatte, geben sie über diesen Punkt nur theoretischen, gar keinen Anschauungsunterricht. Das ist eine Schwäche dieser Missionen.

Wenn der Missionar nun an die Aufgabe geht, die Heidenchristen zu höheren Gedanken von der Ehe zu bringen, so wird er finden, daß die Ehe unter den Heiden nicht nur vielfach in ihren Grundlagen erschüttert ist, sondern auch an zahlreichen Zeichen sehen, wie niedrige Gedanken die Heiden von dieser hohen, göttlichen Institution haben. Gegen die fundamentale Verletzung wird er mit dem Worte Gottes direkt vorgehen müssen; gegen die Zeichen eines sehr niedrigen Eheideals mit Geduld und ohne zu vergessen, daß alle evangelische Heilung von innen heraus geht und der Zeit bedarf. Wie der Missionar in Ehesachen sich räuspert und spuckt, wird man ihm bald abgeguckt haben; ein seidenes Hochzeitskleid, einen goldenen Ehering, eine Verlobungsanzeige nach neuester Mode und etwa auch Visitenkarten für Mr. und Mrs. Kwaku sind bald da als höchste Blüten der christlichen Kulturbewegung, aber damit ist nichts geholfen, vielmehr viel geschadet. Dagegen die neuen Schläuche für den neuen Wein beschafft man nicht so schnell.

Es wird gewiß vorkommen, daß heidnische Ehesitten handgreiflich dem Wesen der Ehe widersprechen, und die sind dann gar nicht zu dulden, z. B.

Kinderverlobungen, welche die zur christlichen Ehe nötige Zuneigung der Gatten von vornherein ausschließen. Gefährlich für dieses Fundament einer christlichen Ehe, die eheliche Liebe, ist gewiß auch, wenn eine Morgengabe gebräuchlich ist, welche die Verlobung zu einem Verkauf zu machen droht. Es scheint mir aber doch, daß man da vorsichtig sein sollte; warum sollte nicht unter christlichen Müttern das israelitische Sprüchwort wahr bleiben: Viele Töchter bringen Reichtum (Spr. 31, 29)? Es wird immer unter den Ärzten disputabel bleiben, ob man ein Geschwür ausreifen lassen oder schneiden soll. Es hängt von dem Geschick der Ärzte und von dem Zustand des Geschwüres ab, ob man die eine oder andere Heilmethode anwendet. Da ist es gewiß auch ein Zeichen unrichtigen ehelichen Verhältnisses, wenn die Eheleute nicht zusammen essen und nicht zusammen ausgehen, ein Zeichen, das dazu dienen kann, den Eheleuten die Verkehrtheit ihres innern Verhältnisses zu einander vor Augen zu stellen. Es scheint mir aber doch nicht angezeigt, in eine Eheordnung die Paragraphen zu setzen: Ihr eßt zusammen, ihr geht zusammen aus, wo möglich Arm in Arm. Schon weil da äußerliche Verhältnisse mitwirken, weil auch die Sitte des Landes ihre Eigenart haben kann, ist die größte Vorsicht nötig. Gewiß wird der Missionar darauf hinwirken, daß die innerlich richtiggestellte Ehe auch in den äußern Sitten und Gebräuchen die entsprechende Form finde, aber er wird dabei nie vergessen dürfen, daß evangelische Heilung immer im Herzen beginnen muß, daß sie Zeit fordert, und daß manches den Gliedern der alten Christenheit anstößig erscheinen mag, was unter den Verhältnissen des Missionslandes es keineswegs ist.

Unter den Mitteln, eine richtige Wertschätzung des Ehelebens einzuführen, ist keines der geringsten die christliche Sitte der Eheschließung. In der Entwickelung des Ehelebens ist es ein wichtiger Fortschritt, wenn die Sitte oder das Gesetz der Familie und des Staates oder die Weihe durch die religiöse Gemeinschaft das Eingehen der Ehe der freien individuellen Willkür entzieht und unter die feine gute Zucht bestimmter Ordnungen stellt. Es ist freilich dabei nicht zu übersehen, daß diese Ordnungen die Ehe nicht machen, sondern nur so zu sagen markieren. In concubinatu, wie Bengel zu Math. 19, 6 bemerkt, jungit Deus duos. Auch die kirchliche Trauung ist nicht essentiell für die Ehe; es ist eine alte, nützliche Sitte, daß die christlichen Eheleute den Segen der Gemeinschaft, mit der sie in der Lebensanschauung eins sind, erbitten, und, nachdem einmal diese Sitte vorhanden ist, muß der Christ sie auch achten. Meines Wissens ist

das älteste Zeugnis zwar noch nicht von kirchlicher Trauung, aber davon, daß die christliche Gemeinde von der Eheschließung ihrer Glieder Kenntnis nahm, das Wort des Ignatius an den Polykarp: „Es ziemt sich für die, welche ehelichen, und die (Frauen), welche geehelicht werden, daß sie mit der Zustimmung (μετὰ γνωμῆς) des Bischofs die Einigung vollziehen, damit die Ehe sei wie der Herr und nicht wie die Lust will. Alles geschehe zur Ehre Gottes.“ (Ign. Polyk. V.) Das war ein erster Schritt zu einer mächtigen Beeinflussung des Ehelebens, und die Mission wird gewiß dieses Mittel nicht aus der Hand geben. Es scheint mir auch, daß man die christliche Trauung nicht auf neugeschlossene Ehen einschränken, sondern auch da, wo Mann und Frau Christen werden, ihre Ehe einsegnen sollte, nicht um sie zu schließen, sondern um ihnen es eindrücklich zu machen, daß sie jetzt als Christen ihre Ehe führen wollen.

Bei dieser christlichen Trauung und ihren Gebräuchen sollte man nicht vergessen, daß die Ehe meistens von jungen Leuten geschlossen wird, denen man nicht den müden Blick in die Welt zumuten darf, den die alten im Laufe ihrer Welterfahrung bekommen und der ihnen nicht übel steht. Der Hochzeitstag ist kein Fasttag, sondern ein Festtag (Matth. 19, 15). Die Missionare sollten sich erinnern, daß der erste Weg, den Jesus seine Jünger führte, zu einer Hochzeit ging; sie verließen einen Meister, der keinen Wein noch stark Getränke trank, und sie kamen zu einem Meister, der Wasser in Wein wandelte, nicht in Weinbeerensaft, sondern in Wein, der nach dem Urteil des sachverständigen Speisemeisters zu schließen, trunken machen konnte (Joh. 2, 1 ff.). Es scheint mir nicht angebracht, in einer evangelischen Missionseheordnung einseitig des Petrus Wort vom Schmuck der Frauen anzuwenden. So wenig Petrus wollte, daß die christlichen Frauen ihre Haare nicht flechten und keine Kleider tragen sollten, so wenig wollte er ihnen das Goldumhängen verbieten. Darin sollten sie nur nicht ihren Schmuck suchen. Man kann kein Gold tragen und doch sehr eitel sein. Der athenische Philosoph, dessen Eitelkeit durch die Löcher seines Mantels blickte, hat viele Nachfolger. Wir haben kein Recht zu bestimmen, wie viel oder wenig Schmuck die Brautleute tragen dürfen, ob der Myrtenschmuck ein „Kränzchen“ oder „Kranz“ sein soll. Mir scheint auch nichts im Wege zu stehen, daß ein christlicher Posaunenchor das junge Paar zur Kirche begleitet oder an der Kirche empfängt. Seelsorgerlich ist da viel zu thun, um Auswüchsen zu wehren, aber it is a wedding, let there be a wedding. Das Evangelium beschränkt den Heiden vielfach in seinen Lebensfreuden; um so wichtiger ist, daß die

Mission, wo sie darf, den Christen auch einen Freudentag schenkt. Eine schöne, sittige, geschmackvolle Hochzeitsfeier mag den Tag aus den gewöhnlichen Tagen herausheben, an welchem ein junges Ehepaar in Ehren seinen Ehebund mit dem Segen und dem Gebet seiner Glaubensgenossen einweiht, und es den Anfängern recht eindrücklich machen, wie wichtig der Schritt ist, den sie durch Gottes Güte thun dürfen.

Es scheint mir weniger Sache des Gesetzes, als der Sitte und der geistlichen Einwirkung auf die Christen zu sein, daß die schmuckvolle Verzierung des Festes nicht die Weihe selbst überwuchere und ihr Ernst nicht verloren gehe, daß nicht etwa der Anfang der Ehe durch übermäßigen Aufwand gleich die Eheleute unter verderbliche Schuldenlast bringe, daß nicht das Fest ein Fest weltlicher Lust werde. Je reichlicher der Festwein fließt, um so nötiger ist es, dafür zu sorgen, daß Jesus beim Feste nicht fehlt. Das soll die evangelische Ermahnung anstreben; verboten sollte nur werden, was in den Festsitten heidnischer und sündiger Art ist.

Wenn die Kirche so von der Ehe Kenntnis nimmt, aber auch schon, wenn sie sich versichert, daß in dem Leben der Taufbewerber nichts ist, das sie von der Gemeinde ausschließt und auch, wenn sie acht darauf hat, daß die Gemeindeglieder als Christen wandeln, kommt sie in Berührung mit der bestehenden Ehesitte oder dem Gesetz des Landes; sei es, daß dieses heidnischen Ursprunges ist, oder daß eine christliche Obrigkeit es den Heiden oder den Heidenchristen auferlegt hat. Es kann sein, daß diese Sitten und das Gesetz der Kirche ihre Aufgabe oder einen Teil derselben abnehmen. Insbesondere wo christliche Kolonialregierungen Ehegesetze erlassen, wird man annehmen dürfen, daß dieselben den kirchlichen Ehegedanken näher stehen als die heidnischen. Sie sind dann dankbar zu begrüßen; man darf sich auch nicht beklagen, wenn die staatliche Autorität die kirchlichen Gedanken nicht völlig aufnimmt; sie thut das nicht einmal in sog. christlichen Völkern. Es will mir zwar scheinen, als ob die christlichen Regierungen in dem Punkte sehr schnell vorgehen, daß z. B. die deutsche Regierung sehr wohl in Kamerun noch hätte warten können. Im ganzen ist aber ein solches Vorgehen als eine Hilfe zu begrüßen. Die Regierungen sollten es allerdings dann den Heidenchristen erleichtern, in loyaler Weise zusammenzukommen, sie sollten nicht zu hohe Gebühren erheben, nicht zu viele Formalien fordern, nicht so spärlich mit den Standesämtern sein, daß weite Wege bis zum nächsten Standesamt sind und nicht nur dafür sorgen, daß die Leute legitimer Weise in die Ehe kommen, sondern auch, wo es legitim ist, wieder aus der Ehe heraus können. Auf der Goldküste scheint die

Ehescheidung ganz vergessen zu sein, und auch in Ostindien klagt man, daß die Ehescheidung besonders für die Frauen so erschwert sei, daß diese in sittlich anstößige Verhältnisse kommen. Wenn die Mission da Änderungen schaffen kann, so sollte sie das nicht versäumen, im übrigen wird sie die Christen lehren, der Obrigkeit in diesem Stücke zu gehorchen.

Wo ein Ehegesetz einer christlichen Obrigkeit fehlt, aber auch wo es besteht — denn es deckt sich erfahrungsgemäß nie mit dem christlichen Eheideal — wird die Kirche genötigt sein, für die, welche ihr beitreten, welche in ihr christlich leben, welche als Christen eine Ehe eingehen wollen, eine evangelische Eheordnung aufzustellen, nicht nur die christliche Überlieferung von der Ehe zu verkündigen, sondern auch mit ihren Ordnungen im einzelnen ihren Gliedern beizustehen, daß sie das Rechte treffen.

Die Mission begiebt sich damit auf ein sehr schwieriges ausgedehntes Gebiet. Es ist gewiß nicht zufällig, daß Paulus gerade in diesen Sachen — wenn ich nicht irre, nur hier — mehr als einmal sich veranlaßt fühlt zu sagen: Das ist meine Meinung, nicht ein Herren-Gebot (1. Kor. 7, a. versch. O.). Ich weiß nicht, ob die Nachfolger in seinem Missionsberuf, wenn sie sich auf dies unsichere Gebiet begeben, immer so zuversichtlich wie er sagen dürfen: Ich gebe meine Meinung als einer, der vom Herrn die Barmherzigkeit erfahren hat, zuverlässig zu sein; ich halte aber, daß auch ich Gottes Geist habe. Je weniger sie dies sagen können, desto vorsichtiger sollten sie sein. Auch Luther seufzt einmal über das andere, daß er sich dieser Ehesachen nicht entschlagen kann, die ihm mehr Mühe machen, als die Glaubenssachen. Man kann es auch sehr wohl verstehen, wenn Josenhans in dem Kommiteebrief, mit dem er die Baseler Gemeindeordnung übersendet, sagt: „Das Kapitel von der Ehe hat uns am meisten Schwierigkeit gemacht.“ Die Mission sollte nur, wo sie muß, und nur so lange sie muß, hier eingreifen.

Die Schwierigkeit liegt zum Teil in der knäuelartigen Verwickelung, mit der die Verhältnisse der Ehe oder der Familie als die Grundgemeinschaft des menschlichen Geschlechts in einander greifen. Insbesondere der Fremdling wird nur schwer diese tausendfach verschlungenen Eheverhältnisse, die zum großen Teil auch sehr delikater Natur sind, ergründen. Es scheint darum geraten, daß die Mission, sobald sie Einheimische hat, denen eine nicht buchstäbliche, sondern geistvolle Einsicht in die biblischen Gedanken zugetraut werden kann, diese zu Richtern oder doch Beisitzern im kirchlichen Ehegericht macht. Es wird auch zweckmäßig sein, für dieses Ehe-

gericht nicht die Diener am Wort und Sakrament zu nehmen. Es ist Gefahr, daß sie sonst bald in weltlichen Geschäften ersäufen.

Es wird ferner geboten sein, daß die Mission nur eintritt, wo ein vacuum ist oder wo dasselbe von unchristlichen Bestimmungen ausgefüllt ist. Wo z. B. staatlich ein Alter für die Ehe bestimmt ist, hat die Mission weder Recht noch Pflicht, eine andere Bestimmung zu treffen. Darüber hat sie keine Offenbarung, und wenn auch der einzelne seine Meinung sagen mag, so soll doch die Kirche dem Staate die Verantwortung überlassen.

Endlich sollte die Schwierigkeit der Materie davon abhalten, ein vollständiges Ehegesetz, das alle möglichen Fälle umfaßt, aufzustellen. Wenn die Schwierigkeiten aufkommen, sollte man versuchen sie zu lösen. Eine evangelische Missionseheordnung braucht nicht logisch vollständig zu sein.

Vollständigkeit beanspruche ich darum auch nicht für die wenigen Bemerkungen, die ich noch über die evangelische Eheordnung zu machen habe. Sie sind entstanden, wie sie mir sich aufgedrängt haben. Zu vervollständigen sind sie durch das, was ich schon über Ehehindernisse, Ehescheidung und Wiederverheiratung gesagt habe.

Was die ersteren betrifft, so halte ich dafür, daß die fehlende elterliche Zustimmung kein absolutes Ehehindernis ist. Es ist natürlich, wenn ich so sagen darf, ein Unglück, wenn ein Kind ohne den Segen seines Vaters und seiner Mutter selbst Vater oder Mutter wird; gewiß wird aufs ernstlichste danach zu trachten sein, denselben zu erlangen. Es ist auch keine Frage, daß in dem Gebot: Ehre Vater und Mutter die Gehorsamspflicht liegt, aber ebenso wenig wie in dem Gebot: Ehre den König die absolute Gehorsamspflicht. Ich meine jetzt nicht, daß hier das Wort: Man soll Gott mehr gehorchen, denn den Menschen, Platz greift; nein auch in den nach der religiösen Seite neutralen Sachen ist die Gehorsamspflicht nicht absolut. Es giebt Gebiete, es giebt Altersstufen, in denen die Ehrerbietung gegen die Eltern nicht mehr den Gehorsam in sich schließt. Luther war der Meinung, daß die Obrigkeit unter Umständen die Eltern zur Einwilligung zwingen soll, was ja auch manchen Ortes gesetzlich geschieht oder geschehen kann, und giebt dem Kinde, wo dies nicht der Fall, den Rat auszuwandern und anderswo zu heiraten. Er sieht es also nicht als absolutes Gottesgebot an, und wenn in dem Grundwort über die Ehe gesagt wird: Er wird Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen, so ist auch da angedeutet, daß mit der Verehelichung eine Emanzipation von der elterlichen Herrschergewalt eintritt.

Es scheint mir auch nicht berechtigt, die religiöse oder gar konfessionelle Verschiedenheit als ein Ehehindernis anzusehen. Während die Berliner Missionsordnung erklärt, daß das Verbot mit Heiden sich zu verheiraten, für meine Kreise ein absolutes Heiratsverbot, also unmöglich sei, verbietet die Baseler Gemeindeordnung die Heirat mit Heiden, Mohammedanern, Juden, römisch-katholischen und syrischen Christen, und es ist der Wunsch geäußert, auch die Verheiratung mit Christen von der T. P. G. zu verbieten. Man muß hier unterscheiden zwischen Eheverbot und Verweigerung der kirchlichen Trauung. Da letztere das Gelübde in sich schließt, als Christen die Ehe zu führen, so kann sie natürlich nicht einem Ehepaar gemischter Religion erteilt werden und auch nicht gemischter Konfession, wenn der evangelische Teil Verpflichtungen eingegangen ist, die zeigen, daß er seinen Glauben nicht ernst nimmt. Es ist aber etwas ganz anderes, eine solche Ehe zu verbieten, als die sie eingehen, unter Kirchenzucht stellen. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß der christliche Lehrer davon reden wird, daß die Zuneigung, die Mann und Frau zusammenführen soll, die Hilfe, die sie einander zu leisten haben, die Aufgabe, die ihnen für ihre Kinder aufgetragen ist, je mehr sie gestärkt werden, um so mehr eine Übereinstimmung in der Auffassung über die höchsten menschlichen Ziele nötig machen, die Mann und Weib an [illegible] binden sollen. Aber von diesem geistlichen Zuspruch bis zu einer disziplinarischen Behandlung gemischter Ehen ist ein weiter Schritt. [illegible] ist ganz [illegible] auf die, welche den Schritt zum Bund gemischter Ehen [illegible] Zwecke haben und [illegible] sich an der Auffassung: „Ich weiß, daß die Ehe ein äußerlich leiblich Ding ist, wie andere weltliche Hantierung. Wie ich nun mag mit einem Heiden, Juden, Türken, Ketzer essen, trinken und schlafen, gehen, reiten, kaufen, reden und handeln, also mag ich auch mit ihm ehelich werden und bleiben. Und kehre dich an der Narren Gesetze, die solches verbieten, nichts.“[1] Das ist eine starke Sprache, aber sie hat darin recht, daß die Ehe keine Religionsgemeinschaft ist, sondern eine Lebensgemeinschaft von einem Manne und einem Weibe, die als solche einander angetraut sind. Die Forderung religiöser Gemeinschaft als allgemeiner Ehebedingung verlangt [illegible] [illegible].

So die Kirche diese Fragen anrührt, werden nicht nur solche an sie kommen, die eine Ehe schließen, sondern auch solche, welche sie lösen wollen. Von den berechtigten Ehescheidungsgründen war schon die Rede. Es sei aus unserer Praxis noch ein Fall erwähnt. Eine Frau hat einen Mann [illegible], der sich als impotent erwies. Nach dem Recht der Schrift

kolonien, wurde ihr gesagt, sei diese Ehe nicht zu lösen. Das würde ein Unrecht sein und eine Quelle von vielem Übel. Nach evangelischem Recht ist dies ein Scheidungsgrund, oder genauer geredet, die Ehe ist gar nicht vorhanden. Wenn die Trauung die Ehe machte, so wäre sie allerdings auch in solchem Fall geschlossen. Aber das *οἱ δύο εἰς σάρκα μίαν* ist hier gar nicht eingetreten, und eine solche Ehe nur eine Scheinehe.

Aus dem allen geht schon hervor, daß die Mission die Ehe nicht mehr in der Reinheit des Anfanges, auch nicht bloß in erfreulicher Fortentwickelung findet, sondern vielfach verschlechtert. Die Entwickelung im Bösen ist wohl auf dem gesamten heutigen Missionsfelde augenfälliger als die im Guten. Die Verschlechterung hat alle Seiten des ehelichen Lebens ergriffen, aber insbesondere ist sie nach zwei Seiten hin bemerkbar. Die Ehe als Gemeinschaft eines Mannes und einer Frau ist in Vergessenheit geraten, entweder, indem man das Zusammenleben mit andern als dem Ehegatten leicht nahm, oder indem man legitimer Weise einen Mann mit mehreren Frauen oder eine Frau mit mehreren Männern ehelich verband.

Die apostolische Mission hat, soweit wir wissen, mit der letzteren Verirrung, mit Polygamie oder gar Polyandrie nichts zu thun gehabt, sondern nur mit der *πορνεία*, der leichtsinnigen Mißachtung des Ehebandes. Es finden sich darum auch in der heiligen Schrift keine Äußerungen über diesen Punkt. Das römische Recht und das hellenische und der Thatbestand in Israel zur apostolischen Zeit kannten die Vielehe nicht, während die *πορνεία* so sehr als Adiaphoron angesehen wurde, daß sie bei der Vereinigung der Judenchristen und Heidenchristen neben dem sittlich indifferenten Genießen von Blut- und Götzenopfern genannt werden konnte. Schon aus dem Grunde kann die Forderung Pauli, daß ein Bischof und Diakon (1. Tim. 3, 2 u. 12) eines Weibes Mann sei, nicht meinen, daß er zu gleicher Zeit nur eine, nicht mehrere rechtmäßige Frauen haben dürfe. Selbstverständlich ist die Erklärung ganz unrichtig, die jüngst einer unserer Gehilfen zu Gunsten der Polygamie uns vortrug, daß die gewöhnlichen Gemeindeglieder wohl mehrere Frauen haben durften, aber nicht die Beamten. Dann könnte man auch folgern, daß der Haufe der Christen wohl unmäßig, Weinsäufer, unehrlich, streitsüchtig u. s. w. hätte sein dürfen, aber nicht der Bischof und der Diakon. Wie von der Witwe gesagt wird, die zum Witwen-Amt gewählt wurde, sie müsse *ἑνὸς ἀνδρός γυνή* gewesen sein, womit keinenfalls gemeint ist, daß sie nicht in einem in[illegible]ten Asien unbekannten polyandrischen Verhältnis ge-

Es scheint mir auch nicht berechtigt, die religiöse oder gar konfessionelle Verschiedenheit als ein Ehehindernis anzusehen. Während die Berliner Missionsordnung erklärt, daß das Verbot mit Heiden sich zu verheiraten, für weite Kreise ein absolutes Heiratsverbot, also unmöglich sei, verbietet die Baseler Gemeindeordnung die Heirat mit Heiden, Mohammedanern, Juden, römisch-katholischen und syrischen Christen, und es ist der Wunsch geäußert auch die Verheiratung mit Christen von der T. P. G. zu verbieten. Man muß hier unterscheiden zwischen Eheverbot und Verweigerung der kirchlichen Trauung. Da letztere das Gelübde in sich schließt, als Christen die Ehe zu führen, so kann sie natürlich nicht einem Ehepaar gemischter Religion erteilt werden und auch nicht gemischter Konfession, wenn der evangelische Teil Verpflichtungen eingegangen ist, die zeigen, daß er seinen Glauben nicht ernst nimmt. Es ist aber etwas ganz anderes, eine solche Ehe zu verbieten, als die sie eingehen, unter Kirchenzucht stellen. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß der christliche Lehrer davon reden wird, daß die Zuneigung, die Mann und Frau zusammenführen soll, die Hilfe, die sie einander zu leisten haben, die Aufgabe, die ihnen für ihre Kinder aufgetragen ist, je tiefer sie gefaßt werden, um so mehr eine Übereinstimmung in der Auffassung über die höchsten menschlichen Ziele nötig machen, daß Mann und Weib um diese tiefste Einheit bitten sollen. Aber von diesem geistlichen Zuspruch bis zu einer disziplinarischen Behandlung gemischter Ehen ist ein weiter Schritt. Luther ist ganz grimmig auf die, welche der Schrift zum Trotz gemischte Ehen für Unrecht halten und versteigt sich zu der Äußerung: „Darum wisse, daß die Ehe ein äußerlich leiblich Ding ist, wie andere weltliche Hantierung. Wie ich nun mag mit einem Heiden, Juden, Türken, Ketzer essen, trinken und schlafen, gehen, reiten, kaufen, reden und handeln, also mag ich mit ihm ehelich werden und bleiben. Und kehre dich an der Narren Gesetze, die solches verbieten, nichts." Das ist eine starke Sprache, aber sie hat darin recht, daß die Ehe keine Religionsgemeinschaft ist, sondern eine Naturgemeinschaft von einem Manne und einem Weibe, die als solche einander zugethan sind. Die Forderung religiöser Gemeinschaft als essentieller Ehebedingung verleugnet diesen Naturboden.

Wo die Kirche diese Fragen anrührt, werden nicht nur solche an sie kommen, die eine Ehe schließen, sondern auch solche, welche sie lösen wollen. Von den berechtigten Ehescheidungsgründen war schon die Rede. Es sei aus unserer Praxis noch ein Fall erwähnt. Eine Frau hat einen Mann geheiratet, der sich als impotent erwies. Nach dem Gesetz der Goldküsten-

kolonien, wurde ihr gesagt, sei diese Ehe nicht zu lösen. Das würde ein Unrecht sein und eine Quelle von vielem Übel. Nach evangelischem Recht ist dies ein Scheidungsgrund, oder genauer geredet, die Ehe ist gar nicht vorhanden. Wenn die Trauung die Ehe machte, so wäre sie allerdings auch in solchem Fall geschlossen. Aber das οἱ δύο εἰς σάρκα μίαν ist hier gar nicht eingetreten, und eine solche Ehe nur eine Scheinehe.

Aus dem allen geht schon hervor, daß die Mission die Ehe nicht mehr in der Reinheit des Anfanges, auch nicht bloß in erfreulicher Fortentwickelung findet, sondern vielfach verschlechtert. Die Entwickelung im Bösen ist wohl auf dem gesamten heutigen Missionsfelde augenfälliger als die im Guten. Die Verschlechterung hat alle Seiten des ehelichen Lebens ergriffen, aber insbesondere ist sie nach zwei Seiten hin bemerkbar. Die Ehe als Gemeinschaft eines Mannes und einer Frau ist in Vergessenheit geraten, entweder, indem man das Zusammenleben mit andern als dem Ehegatten leicht nahm, oder indem man legitimer Weise einen Mann mit mehreren Frauen oder eine Frau mit mehreren Männern ehelich verband.

Die apostolische Mission hat, soweit wir wissen, mit der letzteren Verirrung, mit Polygamie oder gar Polyandrie nichts zu thun gehabt, sondern nur mit der πορνεία, der leichtsinnigen Mißachtung des Ehebandes. Es finden sich darum auch in der heiligen Schrift keine Äußerungen über diesen Punkt. Das römische Recht und das hellenische und der Thatbestand in Israel zur apostolischen Zeit kannten die Vielehe nicht, während die πορνεία so sehr als Adiaphoron angesehen wurde, daß sie bei der Vereinigung der Judenchristen und Heidenchristen neben dem sittlich indifferenten Genießen von Blut- und Götzenopfern genannt werden konnte. Schon aus dem Grunde kann die Forderung Pauli, daß ein Bischof und Diakon (1. Tim. 3, 2 u. 12) eines Weibes Mann sei, nicht meinen, daß er zu gleicher Zeit nur eine, nicht mehrere rechtmäßige Frauen haben dürfe. Selbstverständlich ist die Erklärung ganz unrichtig, die jüngst einer unserer Gehilfen zu Gunsten der Polygamie uns vortrug, daß die gewöhnlichen Gemeindeglieder wohl mehrere Frauen haben durften, aber nicht die Beamten. Dann könnte man auch folgern, daß der Haufe der Christen wohl unmäßig, Weinsäufer, unehrlich, streitsüchtig u. s. w. hätte sein dürfen, aber nicht der Bischof und der Diakon. Wie von der Witwe gesagt wird, die zum Witwen-Amt gewählt wurde, sie müsse ἑνὸς ἀνδρὸς γυνή gewesen sein, womit keinenfalls gemeint ist, daß sie nicht in einem in dem hellenisierten Asien unbekannten polyandrischen Verhältnis ge-

standen haben dürfe, so vom Bischof und Diakon, ἑνὸς γυναικὸς ἀνήρ, sie sollen nur ihr legitimes Weib haben, mit keinem andern Weibe leben, von dem sie dann mutatis mutandis wie die Samariterin sagen müßten: „Die ich außerdem habe, ist nicht mein Weib." Gegen die illegitimen Verbindungen mit Frauen hatten die apostolischen Missionen zu kämpfen, mit der Polygamie fast überall die heutige Mission. Es ist übrigens keineswegs so, wie die Verteidiger der Vielehe behaupten, daß dieselbe die *πορνεία* und andere Unreinigkeit absorbiert; heutzutage ist fast allgemein beides zu bekämpfen.

Es bedarf keines Wortes, daß die *πορνεία* rücksichtslos zu bekämpfen und in keiner Weise zu dulden ist. Ich weiß nicht, ob die Polyandrie irgendwo solche legitime Formen bekommen hat, wie die Polygamie, aber auch dann scheint sie eine so widerwärtige Verkehrung des natürlichen Verhältnisses von Mann und Weib, daß niemand einer Duldung dieses Verhältnisses in der christlichen Gemeinde das Wort reden wird. Auch die Vielehe eines Mannes mit mehreren Weibern, von Christen eingegangen, wird von keinem Missionsarbeiter aus der alten Christenheit verteidigt werden, obgleich unter den jungen Heidenchristen, wenigstens in West-Afrika diese Anschauung ihre Anhänger und ihre litterarische Vertretung gefunden hat. Auch die Empfehlung des Islam als der für Afrika geeigneten Religion beruht zum großen Teil auf der Meinung, daß die Polygamie dort angebracht sei.

Unter den Missionsarbeitern kann ernstlich nur d i e Frage sein, wie man sich zu der Vielehe stellen soll, die schon eingegangen ist, wenn die Heiden sich bekehren. Soweit ich sehe, wird allgemein angenommen, daß die bekehrte Frau eines Polygamisten das Verhältnis nicht zu lösen hat. Sie wird es meistens gesetzlich nicht können, sonst bin ich nicht sicher, ob sie moralisch in dieser Sache anders steht als der Mann. Paulus sagt, daß weder der Mann noch die Frau einseitig über ihren Leib zu disponieren haben. Was aber die Männer anbetrifft, so wird niemand leugnen wollen, daß sie nicht rücksichtslos alle die Verhältnisse lösen und als nicht vorhanden ansehen dürfen, die sie als Heiden eingegangen sind. Zwar darf man hierfür nicht das Wort von der Unauflöslichkeit der Ehe geltend machen, denn das würde zu viel beweisen, und es gilt auch nur für die Einehe, nicht für die Vielehe. Aber thatsächlich sind Verhältnisse eingegangen, die verpflichten und neue Verpflichtungen z. B. in Bezug auf die Kinder schaffen, die berechtigte Ansprüche an den Mann erheben. In Bezug auf das Verhältnis selbst aber scheinen drei Methoden be-

obachtet zu werden. Man läßt die alten Verhältnisse ruhig fortbestehen; man untersucht dieselben, in wie fern sie zu lösen sind, z. B. wenn sie überhaupt gegen Gottes Wort sind, und löst sie dann; in wie weit sie bestehen bleiben dürfen oder müssen und läßt sie bestehen. So halten es die Baseler in Indien; ich weiß nicht, ob auch in Afrika; das praktische Resultat ist, daß fast nie ein Polygamist in die Gemeinde kommt, in 13 Jahren keiner. Der dritte Weg ist, von jedem Taufbewerber zu fordern, daß er alle Frauen bis auf eine entlasse; die zweite und dritte Methode scheinen praktisch auf dasselbe hinauszulaufen.

Die Entscheidung zwischen diesen Lösungen der Schwierigkeit scheint mir keine prinzipielle, da bei keiner derselben die Polygamie an und für sich gerechtfertigt werden soll. Die praktische Entscheidung wird wohl abhängen von dem Urteil, daß man über die Vielehe hat. Auf der Londoner Konferenz von 1888 hat sich z. B. Bischof Crowther sehr scharf gegen dieselbe ausgesprochen und behauptet, daß ein gesundes Familienleben dabei nicht möglich sei. Insbesondere die Frauen, sagte er, müsse man hören, um zu erfahren, daß die Vielehe die Sklaverei der Frau bedeute. Die Mehrzahl seiner christlichen Landsleute urteile ebenso. Interessant war mir — ich meine, es wurde in London gesagt — zu hören, daß diese Afrikaner meinen, die Vielehe sei nicht in ihrem Lande heimisch, sondern eine muhamedanische Importation. Wer so urteilt, wird lieber das Geschwür durchschneiden, als eine langsame Behandlung vornehmen. Der Schnitt mag schmerzlich sein, aber er schafft eine klare Situation. Es wird schwer sein, einfachen Christen klar zu machen, daß es Sünde sei, in ein solches Verhältnis einzutreten, aber nicht Sünde, in einem schon begonnenen zu verharren. Wangemann behauptet in der Berliner Missionsordnung, daß die Praxis von Colenso in Südafrika ganz verunglückt sei. Ich bin dankbar, daß unsere Missionare den Baseler Nachbarn folgend das Geschwür geschnitten haben. Die Ordnung dieser Verhältnisse ist übrigens eine der leichteren Aufgaben in der Behandlung der Ehefragen.

Viel schwerer, als diese Einzelfragen zu beantworten, ist es, einen Jüngling und eine Jungfrau unversehrt in den Ehestand zu bringen. Wenn man eine Statistik ungetrübter Trauungen geben wollte, so würden diese Zahlen viel zu bedeuten haben. Schwerer ist ein Heidenvolk zu erziehen, die Ehe ehrlich zu halten und das Ehebett unbefleckt. Gelingt das, so ist es ein großer Gewinn. Es kann gelingen durch eine kraftvolle Predigt und eine verständige evangelische Unterweisung und eine ernste, aber freie Zucht. Die

Und so war es. Glutrot war die Sonne gesunken. Keine Wolke zeigte sich am Himmel. Bleiern lag die Nacht auf der Stadt; da auf einmal gegen 2 Uhr morgens erbebte mein Haus von einem furchtbaren Stoß. Ein Erdbeben, dachte ich, und sprang aus dem Bett. Ein neuer noch schrecklicherer Stoß, ein Heulen und Brausen, als wenn alle Kräfte der Natur losgelassen würden, ein Krachen und Prasseln, als wenn das Haus zusammenstürzen wollte, und donnernd rauscht der Regen hernieder. Doch nicht nur draußen; der Sturm pfeift im Hause, laut klatschend fallen die Wassermassen vor meiner Thür im Gang. Ich eile hinaus. Da flutet es in Strömen die Treppen hinunter, wie ein Wasserfall von Etage zu Etage. Pierre! rufe ich mit aller Kraft meiner Stimme, das Tosen zu übertönen versuchend, und blicke hinauf nach der Diener Wohnung. Ich will die Stufen hinauf eilen, um ihn zu wecken, aber vermischt mit dem Wasserguß peitschen mir große scharfkantige Glassplitter ins Gesicht, die mir die Haut an Kopf und Händen ritzen. Ich springe zurück, ergreife den im Gang hängenden Hut und Schirm und wage so geschützt zum zweitenmal den Aufstieg. Pierres Thüre ist offen, die Stube leer. Ich steige weiter bis aufs platte Dach des Hauses. Da sehe ich zwei halbnackte Gestalten, im matten Schein einer gegen die Mauerbrüstung gestellten Laterne, gegen Sturm und Wasser kämpfend, den vergeblichen Versuch machen, Teppiche, Decken, Matratzen auf das große Treppenfenster zu werfen; alle Anstrengungen sind fruchtlos, sowie die Hände den Gegenstand los lassen, schleudert ihn der Orkan in die Höhe und wirbelt ihn auf dem Dach umher. Die Männer sind Pierre und sein Sohn Sokrates. Die furchtbaren Windstöße haben das auf dem platten Dach denselben vollständig ausgesetzte Treppenhausfenster, durch das die Treppen ihr Licht erhalten, zerstört, die dünneren Eisenstäbe desselben haben sich gebogen, die zwei Centimeter dicken großen Glasscheiben geknickt und die hammerartig aufschlagenden Wassermassen senden sie in tausend Stücke zersplittert mit den Fluten die Treppen hinunter. Die beiden Diener suchen die so entstandenen Öffnungen zu bedecken, doch vergebens. Wir ziehen uns unter einen niedrigen Dachvorsprung, unter dem Miß Mary ihre vertrockneten Blumentöpfe aufbewahrt, zurück, und warten bis der Sturm nachläßt und wir den Abstieg wagen können.

Nach etwa zwanzig Minuten war alles vorüber. Die Sturmwolke war, wie am nächsten Tage von den Blättern berichtet wurde, vom Schwarzen Meer, wo ein entsetzlicher Orkan gewütet, bei dem mehrere Schiffe mit ihrer ganzen Bemannung untergegangen waren, den Bosporus herauf getrieben worden, und hatte sich gegen Morgen über den Dardanellen aufgelöst. Der Schaden in der Stadt, besonders in Stambul, wo hunderte von den leichter gebauten Hütten umgeworfen worden, war groß. Als wir die Treppen hinunter stiegen, stand das Wasser noch hoch im Hausflur. Durch sofortiges Öffnen aller Haus- und Seitenthüren waren wir es jedoch bald los. Am nächsten Morgen, als ich mein Bad nehmen wollte, fand ich, daß auch die Decke in der Badestube heruntergestürzt war.

Die Abkühlung, welche dieser Sturm gebracht dauerte ungefähr zwei Tage, dann glühte alles wieder, wie zuvor.

Zu der unerträglichen Hitze des Tages kam noch die schwüle, entnervende Hitze der Nächte. Man muß, um nur einiger Maßen Luft zu bekommen, Fenster und Thüren der Schlafräume die ganze Nacht auf-

lassen, und da macht sich nun die spezielle Plage Konstantinopels, wie der meisten größeren Städte in der Türkei, aufs Empfindlichste fühlbar, und das ist die Plage der Pariahunde. Diese Hunde verdienen, nach der Rolle, die sie in der Türkenhauptstadt spielen, ein eigenes Kapitel.

Man liest in Reisebeschreibungen verhältnismäßig wenig über sie, das kommt daher, daß die Reisenden sich eben nur ein oder zwei Tage in der Stadt aufhalten und diese interessanten Geschöpfe nicht als Qual empfinden lernen, für schwachnervige Europäer aber, die an die Stadt gebunden sind, werden sie bald zur Pest. — Sie leben in Rudeln oder vereinzelt in den Straßen, deren unbeschränkte Herrscher sie sind; sie leben von dem Abfall, der aus den Häusern auf die Gassen geworfen wird; sie liegen zusammengerollt des Tages über in den tiefen Löchern der Gassen, die eigentlich mit Steinpflaster ausgefüllt sein sollten. Ein Türke kann mit ruhigem Gewissen ein paar hundert armenische Christen abschlachten, er würde es aber absolut nicht über sein Gewissen bringen, einem Pariahunde einen Fußtritt zu geben. Als ich zum erstenmal mit einer Droschke zur Kirche fuhr, hielt der Kutscher plötzlich mitten auf der Straße an. Die feurigen Rosse wollten sich kaum zügeln lassen. (Man hat hier ganz vorzügliches Pferdematerial und fährt nur zweispännig.) Ich stecke unwillig den Kopf zum Wagenfenster hinaus, um zu sehen, was uns aufhält, da liegt ein Hund mitten im Wege und schläft. Der Kutscher redet ihm freundlich zu, er möge aufstehen und uns weiterfahren lassen. Die Bestie denkt selbstverständlich nicht daran, und mein Jehu lenkt bescheiden seine Pferde zur Seite und peitscht dann auf dieselben, um die verlorene Zeit für mich wieder einzuholen. Auf meinen Streifereien sah ich öfters Holzkisten mit Stroh gefüllt in Straßenecken stehen, in denen Hunde mit ihren Jungen lagen und Mrs. Walker sagte mir, daß sie von den Straßenbewohnern eigens zu dem Zwecke hingestellt wurden, damit die jungen Tiere weich liegen und vor Unfällen auf der Gasse geschützt sein sollten. — Der Türke ist für uns ein psychologisches Rätsel. Ich habe gesehen, wie die vornehmsten Türken, Leute, denen man es an ihren Uniformen und ihrer Haltung ansah, daß sie hohe Ämter bekleideten, Männer also, die notarischer Weise als Regierungsbeamte in den Provinzen dem Landbauer und Steuerzahler auf die unbarmherzigste Weise den letzten Tropfen Blut auspressen, um sich zu bereichern, auf der Hauptstraße in Pera sich bückten, um ein Stückchen Brot, was ein Kind hatte fallen lassen, aufzuheben und es vorsichtig auf einen Mauerrand legten, damit es nicht zertreten wurde; ich habe gesehen wie elegante Stutzer über die Pariahunde wegsprangen um sie nicht zu stören und ein behäbiger Offizier sich ächzend bückte, um ein Stückchen Papier aus dem Rinnstein aufzuheben und es sorgfältig in eine Mauerritze steckte, weil der Name Gottes, Allah, darauf geschrieben oder gedruckt sein konnte. Wer kann es verstehen, wenn man, von den Metzeleien in der Hauptstadt selbst und in den Provinzen liest und uns auf der andern Seite Grumkow Pascha erzählt, daß er einen griechischen Gefangenen der auf frischer That des Meuchelmordes ergriffen wurde, nicht sofort füsilieren lassen durfte, weil zur Erschießung eines Gefangenen erst eine kaiserliche Irade nötig sei!

Mit Einbruch der Nacht nun fangen diese Tiere ihr Leben an. Sie durchziehen mit unaufhörlichem Gekläff die Gassen. Da sie sich gewöhnlich Rudelweise in den verschiedenen Stadtvierteln aufhalten, so giebt es sofort einen wütenden Kampf,

wenn eine Herde in das Gebiet des andern eindringt. Man glaubt die Hölle sei los, wenn zwei solche Hundescharen auf einander fallen.

Zu diesem allen Schlaf unmöglich machenden Lärm kommt noch ein anderer, der auch für Konstantinopel bezeichnend ist und dessen Urheber die Nachtwächter sind. Diese Leute, welche von etwa 10 Uhr abends bis morgens um 5 die Straßen durchwandern, sind mit langen eisenbeschlagenen Stöcken bewaffnet, (dieselben Stöcke mit denen die Softas in den letzten Unruhen in der Hauptstadt die griechischen und armenischen Christen in den Straßen niederschlugen), die sie alle zehn Minuten kräftig auf die Steine stoßen, angeblich um dadurch die Diebe zu verscheuchen, thatsächlich werden aber die letzteren jedenfalls dadurch stets in den Stand gesetzt zu wissen, wo der Nachtwächter ist und wo er nicht ist, denn der metallene Klang dieses scharfen Aufstoßens dröhnt weit hin durch die Straßen und man hört ihn natürlich auch in allen Zimmern, da man die Fenster der Hitze wegen offen lassen muß.[1])

Nach dem bisher gesagten wird gewiß dem Leser die Lust vergehen, der türkischen Hauptstadt in der heißen Zeit einen Besuch zu machen. Dies ist unter keinen Umständen zu raten. Die geeignetste Zeit dazu ist der Frühling, noch mehr aber der Herbst, Oktober und Anfang November sind geradezu wundervoll dort.

Außer dieser dem Land und dem Ort eigentümlichen Plagen brachte uns das Jahr noch eine besondere die viel schrecklichere und tiefgreifendere Folgen hatte, und das war die Influenza. — Schon im Juli hörten wir, daß sie in einzelnen Fällen an der syrischen Küste, in Beirut und andern Städten aufgetreten sei. Jeder Tag brachte neue und stets schlimmere Nachrichten. Lawinenartig anwachsend wälzte sich die Epidemie an den Ufern des griechischen Archipels entlang, bis sie endlich Smyrna erreicht hatte. Nun wußten wir, daß auch Konstantinopel nicht verschont bleiben würde. Und in der That, schon nach zwei Tagen meldete die Sanitätspolizei die ersten Fälle auf Schiffen, welche aus der Levante kamen. Gegen Influenza giebt es noch keine Quarantäne. Bald grassierte die heimtückische Krankheit in der ganzen Stadt, die ja mit ihrem Schmutz und Gestank der willkommenste Herd für sie sein mußte.

Was nur irgend fliehen konnte, floh. Die bemittelten Mitglieder und Familien meiner Gemeinde verließen alle die Stadt. Nur die

[1]) Ich hätte in Konstantinopel nicht schlafen, also auch da nicht arbeiten können, wenn ich nicht in Besitz der Antiphone gewesen, dieser wirklich gesegneten Erfindung, welche das Ohr gegen äußere Schalleinwirkungen abschließt und dadurch dem ge[...]ten Gehirn und den Nerven Ruhe giebt.

Armen, der Doktor und ich blieben zurück. — die schöne Memorial Church war des Sonntags fast leer. Ich war froh, wenn ich 10 bis 15 Leute hatte, während die Kirche sonst voll gewesen war. In der That es wäre kaum möglich gewesen, die Gottesdienste fortzuführen, wenn ich nicht von außerhalb Hilfe erhalten hätte. Unser Organist war einer der ersten, welcher erkrankte. Eine Dame, welche die Güte hatte, für ihn einzutreten, wurde auch von der Krankheit ergriffen und verließ die Stadt sofort. Zwei Sonntage blieb die Orgel stumm. Da kam ein alter Schüler des Kanonikus, der in Bebek wohnte und von unserer Kalamität gehört hatte, auf eigene Kosten jeden Sonntag Morgen herein, um diesen wichtigen Teil des Gottesdienstes zu übernehmen. Geradezu heroisch benahmen sich die Chorknaben. Einer nach dem andern fiel aus ihren Reihen, aber keiner dachte daran, zu fliehen; auch wenn ihre Eltern die Stadt verlassen hatten, so kamen sie doch, oft unter bedeutenden Kosten und Mühen, pünktlich zur Kirche, um ihren Dienst zu verrichten. Sie waren alle Schüler des Kanonikus gewesen und es zeigt wie tief sein Einfluß auf sie gewesen sein muß, daß sie auch in seiner Abwesenheit solche Opfer brachten, denn keiner von ihnen erhielt irgend welche Gratifikation seitens der Kirche.

Am allerschwierigsten aber wurde die Seelsorge in der Stadt, die kranken Familien mußten aufgesucht werden und ich hatte keinen Führer! Denn auch Pierre und Sokrates lagen darnieder und sie waren die einzigen, die die Straßen und Gassen der Hauptstadt intim kannten. Da waren es wieder die Choristen (nämlich die Chorknaben), die mir hier und da Wohnungen angeben konnten; aber ich habe manchen Kranken nicht besuchen können, weil ich seine Wohnung nicht finden konnte. Mrs. Walker und ihre Schwester die mir ja in dieser Not die besten Helfer gewesen sein würden, waren schon vor dem Ausbruch der Epidemie nach England abgereist, um ihren Bruder, den Kanonikus, da zu besuchen. — Die Sterblichkeit in der Hauptstadt war während dieser Heimsuchung eine ganz enorme, unter den wenigen Zurückgebliebenen meiner Gemeinde hatte ich allein 6 Todesfälle. — Doch auch in dieser traurigen Zeit gab es Erquickungsstunden, und diese fand ich jedesmal im Matrosenhospital und auf den Schiffen im Hafen.

Das Matrosenhospital ist von der Regierung gebaut und wird von derselben unterhalten. Es liegt auf einer Anhöhe Galatas; die Kranken haben somit reine Luft und aus den oberen Sälen eine entzückende Aussicht auf das Meer und die asiatische Uferscenerie. Es gehört eigentlich

zur Gesandtschaft, steht aber unter der direkten Leitung des Oberarztes Dr. Patterson dem mehrere Assistenten und englische Nurses[1]) beigegeben sind. Die seelsorgerische Thätigkeit in demselben liegt in den Händen des Gesandtschaftsgeistlichen, dem ich sie, wie schon früher erwähnt, für den Sommer abgenommen. Sie umfaßte einen Gottesdienst des Sonntags und die täglichen Krankenbesuche des Nachmittags. Der erstere wurde in einem der mittleren Säle abgehalten, so daß die Patienten in den anstoßenden Räumen, deren Thüren offen standen, an demselben teilnehmen, oder doch die Gebete und die Predigt hören konnten. Eine von den Nurses, welche musikalisch ausgebildet war, übernahm dabei das Harmoniumspiel und die Leitung des Gesanges.

Die Krankenbesuche in einem solchen Hospital sind außerordentlich anregend und befriedigend. Wenigstens waren sie es für mich, denn nicht nur Angehörige aller christlichen Denominationen, Katholiken mit einbegriffen, waren da zu finden, sondern auch Schiffsvolk aus den verschiedensten außereuropäischen Ländern. Alles was unter britischer Flagge segelte und im Dienste englischer Rheder stand, fand hier Pflege und Hilfe. Da gab es also auch Matrosen aus Indien, Afrika, China u. s. w. die vielleicht nie das Wort Gottes vernommen haben würden, wenn sie gesund geblieben wären, die aber nun durch Leiden an ihr Bett gefesselt, geduldig anhörten, was der Padri ihnen sagte. Meine Kenntnis einiger orientalischer Sprachen kam mir auch hier zu statten. Da gab es Briefe an Angehörige der Patienten in Indien zu schreiben, oder den letzteren solche vorzulesen, die aus der fernen Heimat für sie angekommen; da war es wichtig, den behandelnden Ärzten besondere Krankheitssymptome zu erklären, welche die Leute selbst in englisch nicht beschreiben konnten; da galt es, den Dolmetscher und Vermittler bei den Nurses zu machen, wenn die Leidenden ein Lieblingsgericht der Heimat haben wollten, das nicht auf dem Küchenzettel eines europäischen Hospitals stand.

Erholungsstunden im eigentlichsten Sinne aber waren für mich die Besuche auf den Schiffen im Hafen.

Das Goldene Horn ist der schönste Hafen, den die Natur schaffen konnte. Keine künstlichen Dämme, breakwaters und andere kostspieligen Bauten waren hier nötig, um die Schiffe zu schützen. Tief hinein in das Festland schneidet der breite Meeresarm, in dem sich die Wasser des Bosporus und des Marmara Meeres vereinigen. Und wenn der Sturm

[1]) Pflegerinnen, welche eigens für diesen Beruf ausgebildet sind.

auch noch so rasend den Bosporus hinunterfegt, die von ihm aufgewühlten Wogen rauschen am Goldenen Horn vorbei, und die dort ankernden Schiffe sind immer sicher.

Die Lage der türkischen Hauptstadt am Bosporus giebt ihr den Schlüssel für den Handelsverkehr zwischen Ost und West; kein Wunder also, wenn das Goldene Horn stets voll von Schiffen ist.

Das thatkräftige Christentum der englischen Nation gedenkt nun mit besonderer Liebe und Fürsorge ihrer seefahrenden Kinder, der Matrosen. An allen großen Hafenplätzen in der ganzen Welt sind Vorkehrungen getroffen, die es dem englischen Matrosen möglich machen, anständig und wie ein Christenmensch zu leben, wenn er am Lande ist. Eine zu diesem besondern Zwecke gegründete Mission, St. Andrews Mission, macht es sich zur alleinigen Aufgabe, für das geistliche Wohl der Seeleute zu sorgen. Privatpersonen helfen mit ihren Gaben, oder widmen ihre Kraft und Zeit dem Dienste dieser inneren Mission, und so kommt es, daß wenn Jack Tar[1]) auch noch so fern von der Heimat ans Ufer des fremden Landes tritt, er sicher sein kann, Hilfe und Pflege für Leib und Seele zu finden, wenn er ihrer bedarf. Da sind Sailor's Homes, und British Seamen's Institutes mit Kapellen, Bibliotheken, Lesezimmern, Meeting-rooms und Restaurants, in denen die Leute alle möglichen Erfrischungen erhalten können, Spirituosen natürlich ausgenommen. Für die Kapitäne und Steuerleute sind separate Zimmer eingerichtet. Da sind Hafen-Missionare und Kolporteure angestellt, welche die Leute auf den Schiffen besuchen, sie zu den Gottesdiensten einladen und mit Bibeln und christlichen Büchern versehen. Und wo die Mittel nicht ausreichen, eigene Missionare anzustellen, da übernimmt es der englische Kaplan neben der Arbeit in seiner oft kleinen Gemeinde die Seeleute mit Gottes Wort zu erquicken.

So ist auch in Konstantinopel durch Privat- und Vereinsthätigkeit viel für die Matrosen gethan worden. In der Nähe des Hospitals waren in einem besonderen Hause große Leseräume, wo die Leute sich aufhalten und ihre Briefe beantworten konnten, die ihnen durch die unmittelbar daneben liegende englische Post zugestellt worden. Infolge der unbeschreiblichen Unzuverlässigkeit der türkischen Postbeamten haben sich nämlich die Vertreter der fremden Regierungen genötigt gesehen, ihre eigenen Postämter in Konstantinopel einzurichten, durch welche die ein-

[1]) Etwa soviel wie das deutsche „Theerjacke."

laufenden Postsendungen ihren Landesangehörigen zugestellt werden. Man kann seine Briefe auch durch die türkische Post beziehen, hat aber, ebenso wie bei den Telegrammen, keine Garantie für gewissenhafte Besorgung. Ich habe auch nie gesehen, daß ein türkischer Briefträger in das Haus des Empfängers eingetreten wäre. Er klingelt oder klopft an die Hausthüre worauf man aus den oberen Fenstern einen Korb am Strick herabläßt und in demselben seine Briefschaften emporzieht. Auf dieselbe Weise werden überhaupt alle kleineren Gegenstände in die höheren Etagen der Häuser von der Straße aus befördert. Ich wohnte im dritten Stock unseres Hauses, und beobachtete besonders in den ersten Tagen mit Interesse, wie geschickt Pierre auf diesem Wege seine Einkäufe, die vom Küchenfenster aus mit dem auf der Straße stehenden Händler abgeschlossen wurden, in die Höhe zog. Sogar der gefüllte Milchtopf stieg im Korbe empor ohne einen Tropfen seines Inhalts zu verlieren. Ich mußte, als ich das Korb-Manöver zum erstenmale sah, unwillkürlich an Saulus denken, wie er im Korb über die Mauer von Damascus herabgelassen wurde. Dies Verkehrsmittel war augenscheinlich schon damals im Orient in allgemeinem Gebrauch.

In der Nähe des Hafens hatte man Räume gemietet, in denen für die Seeleute täglich Bibelstunden und Andachten gehalten wurden. Diese Räume sind jetzt durch ein prachtvolles „Matrosenheim“ ersetzt worden, welches seine Entstehung den unermüdlichen Anstrengungen einer christlichen Dame: Miß Armitage Green verdankt, die seit Jahren in eifrigster Weise für das Wohl der Matrosen arbeitet. Die Bibel-Gesellschaft besoldet einen Kolporteur, dessen Aufgabe es ist, die Schiffe und die Matrosenkneipen zu besuchen, um den Leuten die Bibel und christliche Schriften anzubieten. Es war mir eine liebe Aufgabe die Offiziere und Schiffsmannschaften, so oft ich Zeit hatte, an Bord zu besuchen, und zu den Gottesdiensten in der Memorial Church und der jeden Sonntag stattfindenden Feier des heil. Abendmahls einzuladen. Die Herzen dieser wettergebräunten Seeleute sind ein ganz besonders fruchtbarer Boden für das Evangelium; die stete Lebensgefahr, in der sie schweben, der fortwährende Kampf mit der wildesten und wütendsten aller Naturkräfte, dem sturmgepeitschten Meere, bringt ihnen die Allmacht Gottes und seiner steten Nähe viel greifbarer zum Bewußtsein, als die Gefahren, die ja auch dem Bewohner des festen Landes drohen können. Ich habe gerade auf diesem Gebiet der Seelenpflege die schönsten und dauerndsten Erfolge zu verzeichnen gehabt. Als ich mit der Pastorierung der englischen Ge-

meinde in Caen in der Normandie betraut war, fiel mir auch die Pflicht zu, die in den Hafen einlaufenden englischen Schiffe zu besuchen und für die Matrosen jeden Sonntag Abend im British Seamen's Institute Gottesdienste zu halten. Welch glaubensfeste Männer habe ich da getroffen, wie tief wie ergreifend waren die Gebete, welche von diesem oder jenem der Anwesenden nach Beendigung des Gottesdienstes auf meine Bitte vor den Thron Gottes gebracht wurden. Wo immer in der ganzen Welt die Bethelflagge[1]) gehißt wird, da schart sich das englische Schiffsvolk vom Kapitän bis zum letzten Matrosen willig um dieselbe. Meine damals gesammelten Erfahrungen waren mir jetzt in Konstantinopel von großem Nutzen, und wurden mancher von den Stürmen des Lebens ermüdeten Seele zum Segen. (Schluß folgt.)

Noch einmal die „Germania“ und die Jesuitenplage in Madagaskar.[2])

Von G. Kurze.

Sechs Wochen nach dem Erscheinen unserer Abfertigung der „Germania“ im Maiheft der „A. M.-Z.“ (S. 249—256) macht das Centrumsorgan endlich in seinen Nummern vom 22. und 23. Juni d. J. den verzweifelten Versuch einer Art Rechtfertigung, indem es unter der Spitzmarke „Noch einmal die Jesuiten auf Madagaskar“ sich abmüht, das Gewicht unserer die dortigen Jesuiten so belastenden Anklagen durch allerlei rhetorische Fechterkünste abzuschwächen und die Jünger Loyolas als unschuldige Lämmer zu zeichnen, die kein Wässerchen trüben können.

Wir entnehmen jener „Rechtfertigung“ der „Germania“ zunächst das dankenswerte Eingeständnis, daß die Verfolgung und Bedrückung der evangelischen Madagassen unter dem neuen französischen Regimente nicht so unwahrscheinlich sei. Sie sagt: „Wieviel Wahrheit in den Erzählungen steckt, welche Herr Kurze über die Gewaltthätigkeiten französischer Militär- und Civil-Beamter und eingeborener Ortsvorsteher berichtet, lassen wir dahingestellt. Unwahrscheinlich ist es nicht, daß es bei der plötzlich mit Volldampf betriebenen Einführung des Französischen auf Madagaskar

---

[1]) Eine Taube mit dem Ölblatt. Das Hissen dieser Flagge zeigt den Schiffen stets an, wo Gottesdienst gehalten wird.

[2]) Über den weiteren Verlauf der „Wirren in Madagaskar“ (vergl. S. 160 ff.) wird die nächste Nummer berichten. Jetzt handelt es sich nur um die Charakterisierung der Fechterkünste der „Germania“.

ähnlich herging, wie bei den Germanisationsarbeiten preußischer Beamter in Posen.“ Wenn die „Germania“ etwas von gegnerischer Seite Vorgebrachtes „dahingestellt“ sein läßt, so heißt das in einfachem Deutsch so viel, daß sie die Thatsächlichkeit der gegnerischen Behauptung nicht anzufechten vermag. Ja, die „Germania“ giebt sogar zu, daß der neue Statthalter Gallieni geflissentlich überall als Katholik und Beschützer der Katholiken aufgetreten sei. Wir haben nun in unseren bisherigen Artikeln über Madagaskar auf Grund eines genau detaillierten Beweismaterials zur Genüge dargethan, daß hinter den französischen Offizieren und Beamten, welche die evangelischen Missionsgemeinden auf Madagaskar vergewaltigen, die Jesuitenmissionare als die eigentlichen Urheber jener Verfolgungen stehen. Die „Germania“ macht uns freilich den Vorwurf, daß wir unsere Anklagen, die wir gegen die Jesuiten vorzubringen hatten, einseitig auf die Berichte der englischen Missionare und ihrer eingeborenen Geistlichen und Pastoren stützten, welch letzteren kein Glaube zu schenken sei. Denn es sei — so sagt die „Germania“, die jedenfalls über das eingeborene katholische Missionspersonal in dieser Beziehung sehr genau orientiert sein dürfte — „eine allseitig anerkannte Eigenheit der Madagassen, auch der getauften, daß dieselben neben anderen unschönen Charakterzügen auch eine ausgesprochene Neigung zu Lug und Trug haben“. Nun weiß die „Germania“ als eifrige Leserin der „A. M.-Z.“ gar wohl, daß unsere Gewährsmänner weniger die englischen, als die norwegischen und französischen Missionare sind und daß diese Männer in der Hauptsache als Augen- und Ohrenzeugen und nicht bloß nach dem Hörensagen berichten; aber es gehört mit zu ihren edlen Fechterkünsten, derartige Dinge, die ihre Zirkel stören, einfach totzuschweigen.

Die Möglichkeit, daß in einzelnen Fällen ein evangelischer Missionar von seinen eingeborenen Gehilfen falsch berichtet wird, wird jeder Verständige zugeben. Aber wenn nun die sämtlichen evangelischen Missionare in den Binnenprovinzen Madagaskars von dem südlichsten Missionsposten in Betsileo an bis zur Nordgrenze Imerinas, gleichviel ob sie der Londoner oder der Anglikanischen Mission, den Friends, der norwegischen oder der Pariser evangelischen Missionsgesellschaft angehören, übereinstimmend über die Verfolgung ihrer Gemeinden durch die Jesuitenmissionare und die ihnen willfährigen französischen Offiziere und Beamten sich beklagen, dann gehört eine eherne Stirn dazu, zu behaupten, daß diese von uns berichteten Vorgänge nichts weiter seien, als „lächerliche Schaudermärchen“, welche expreß von seiten der evangelischen, speziell der eingeborenen Missionare in Umlauf

gesetzt würden, um jene Ehrenmänner, die Jesuiten, die — wie ihr Bischof Cazet, der es ja wissen muß, schreibt — vom „Geiste der Sanftmut, Geduld und Güte allen gegenüber“ erfüllt sind, zu verleumden.

Wäre es nicht höchste Zeit, daß die „Germania“ dem Jesuitenbischof Cazet die Augen über die Verlogenheit der christlichen, also auch der katholischen Madagassen öffnete? Derselbe berichtet nämlich in seinem aus Antananarivo vom 16. Juni 1896 datierten Briefe (Les Missions Catholiques, 7 Août 1896, p. 375—378) auf Grund der Erzählungen eingeborener Katholiken über angebliche Verfolgungen katholischer Gemeinden durch lutherische Madagassen der norwegischen Mission, ohne in seiner Vertrauensseligkeit eine Ahnung davon zu haben, daß es sich bei diesen Verfolgungsgeschichten laut der besseren Information der „Germania“ nur um „faustdicke Aufschneidereien der schwarzen Gesellen“ handelt. Übrigens hätte auch schon „die einfachste Klugheit“ den Protestanten verboten, durch Verfolgung der Katholiken ihre so schon genug schwierige Lage durch Provokation ihrer Gegner noch mehr zu erschweren.

Was übrigens den „Geist der Sanftmut, Geduld und Güte“ anlangt, von dem die Jesuiten in Madagaskar in so hohem Maße erfüllt sind, so wird mir die „Germania“ wohl gestatten, zur näheren Kennzeichnung desselben folgende kleine Episode zum besten zu geben. Es war um die Weihnachtszeit vorigen Jahres, als in einer Kirchgemeinde im Bezirke von Fianarantsoa die Neueinschreibung von Schulkindern stattfand. Bis dahin hatte die katholische Mission dort fast keine Anhänger gehabt; nunmehr aber galt es, die Gelegenheit zu benutzen und möglichst viel Kinder zu sich herüberzuziehen. Die eingeborenen Katholiken rückten mit großem Gepränge und wehender französischer Flagge heran; der Jesuitenpater war indes nicht im Zuge. Da die Einschreibung aber doch nicht so verlief, wie es die katholische Partei sich eingebildet hatte, so sandte letztere zum Pater um Unterstützung. Es währte nicht lange, so kam Pater Méda, das schwarzbärtige Gesicht von heiligem Zorn entstellt, auf seinem Maultier herbeigaloppiert. Schon von weitem konnte man sein Brüllen hören: „Es lebe Frankreich! Es lebe die Freiheit!“ An Ort und Stelle angekommen, lief er durch die Reihen der alten Betsileo, welche still dasaßen und ihr Angesicht in die Falten ihrer Lamba hüllten, hindurch und rief, im Hinblick auf den dort anwesenden norwegischen Missionar J. Johnson: „Wer von euch Schlingeln nimmt von diesem fremden Manne Bestechungsgelder an? Wißt ihr alten Halunken nicht, daß wir Franzosen die Herren des Landes sind und daß diese Norweger hier fremd sind?

Und so laßt ihr euch durch Geld verleiten, euch ihnen anzuschließen?“ Die alten Betsileo thaten den Mund nicht auf, jedenfalls, um den Eindruck nicht zu verwischen, den der „Geist der Sanftmut, Geduld und Güte“, welcher aus den Worten des Paters sprach, auf ihre empfänglichen Herzen gemacht hatte. Als sich hinterdrein herausstellte, daß alles in Ehren zugegangen war, beruhigte sich der streitbare Jesuit und ließ sich sogar in ein Gespräch mit Johnson ein. Die „Germania“ wird ja nun wieder die Glaubwürdigkeit unseres Ohren- und Augenzeugen, des norwegischen Missionars J. Johnson anfechten; wir verweisen sie dann an Pater Méda selbst, der sich wohl noch jenes kleinen Ausfluges erinnern dürfte.

Die „Germania“ giebt sich in den angeführten Artikeln viel Mühe, die Jesuitenpatres von der ihnen mit Recht schuldgegebenen Vergewaltigung der evangelischen Madagassen zu entlasten und schreibt in Bezug auf die von den Patres mit den rohesten Gewaltmaßregeln erzwungenen Übertritte evangelischer Missionsgemeinden: „Protestantische Pastoren und Lehrer in beträchtlicher Zahl boten ihren Übertritt zum katholischen Glauben an. Die Jesuiten waren aber, wie aus ihren Berichten hervorgeht (diese Berichte schweigen sich darüber vollständig aus und rühmen im Gegenteil die Begeisterung des Volkes für die „wahre“ Religion), über die meist sehr weltlichen Beweggründe solcher Konversionen nicht im Unklaren und behandelten sie demgemäß. Daß sie gar auch von ihrer Seite mit Gewalt Proselyten zu machen suchten, ist aus vielen Gründen ausgeschlossen. Die einfachste Klugheit verbot ihnen das, denn ihre Zahl war schon viel zu klein, um nur die Neubekehrten, welche sich freiwillig meldeten, notdürftig zu versehen, zumal es von jeher und besonders jetzt ihr Grundsatz war, ihre Hauptkraft auf den Jugendunterricht in den Schulen zu verwenden. Klugheit bestreitet aber selbst Herr Kurze den Jesuiten nicht, obwohl er sie sonst zu allem Schlechten fähig hält.“ Nun, ganz abgesehen davon, daß die klugen Jesuiten, wie z. B. die bekannte Geschichte der Gegenreformation unwiderleglich beweist, niemals vor Gewaltbekehrungen zurückgeschreckt sind — so gilt auch von ihnen: interdum dormitat Homerus. Es kommen eben doch auch Stunden, wo selbst Jesuiten Dummheiten begehen. So haben z. B. in schwachen Stunden die in der Betsileoprovinz stationierten Jesuitenpatres Talazac, Fontanié und Delmont die große Unvorsichtigkeit begangen, die im folgenden von uns mitgeteilten Briefe zu schreiben, ohne daran zu denken, daß sie damit uns Evangelischen schwarz auf weiß bekräftigen, wie recht wir haben, wenn wir die Jesuiten als Urheber der Christenverfolgung in Madagaskar und der Einschüchterung

der Evangelischen durch Mißbrauch des weltlichen Armes an den Pranger stellen.

Wir geben diese instruktiven Briefe in getreuer deutscher Übersetzung wieder; die Originale befinden sich an sicherem Orte.

1. Brief des Pater Talazac an Victor Leivoy, Lehrer der Londoner Mission in Ankazosoaravina, geschrieben im Januar 1897.

Ich sage Dir nur ein Wort. Wirst Du gutwillig kommen oder willst Du auf die glühende Nadel[1]) warten, um Dich in der Wahrheit unterweisen zu lassen? Zögere nicht weiter; komme sofort hierher, wenn Du die geringste Barmherzigkeit von uns empfangen willst. Talazac.

2. Brief des Pater Delmont an den evangelischen Lehnsherrn Ramasotasika von Trongay, datiert aus Ambalavao, den 29. Dezember 1895.

Da sind zwei eingeborene Polizisten, die Dich holen sollen. Du mußt morgen, 30. Dezember, Mittag, Dich in Ambalavao in meinem Hause einfinden. Es handelt sich um eine Geschäftssache, um derentwillen man Dich citiert. Delmont.

3. Brief des Pater Talazac an die Evangelischen Rainimoma, Rainibotovao (Lehrer der Londoner Mission) und Randrianaimalaza in Vohitravertra, datiert vom Januar 1897.

Ihr drei habt euch nächsten Montag hier einzufinden; denn es betrifft Regierungsangelegenheiten, um derentwillen ich euch bestelle. Talazac.

4. Apostolisches Vikariat Madagaskar an den Lehnsfürsten Ramahaso in Ankafina, d. d. Januar 1897.

Ich bin glücklich gewesen, vor 2 Monaten Deine Fortschritte gegenüber den Franzosen und die Art und Weise, wie Du die Bevölkerung mit nach Dir ziehst, zu beobachten. Aber letzthin haben wir vernommen, daß Du zu den Engländern zurückgekehrt bist und daß Du den Evangelisten Rainialisoa, einen Verbrecher, der nach Imerina ausgewiesen ist, bei Dir aufgenommen hast. Vielleicht ist es nicht gut, daß Du so wechselst. Wenn Dich jemand bedroht, so werden wir, ich und der Resident, Dich ermutigen, Dich beschützen und Dir Gutes erweisen. Fontanié.

[1]) Das madagassische Wort bezeichnet zunächst eine Sache, die brennt und funkelt, wie das glühende Eisen im Schmelzofen.

Ferner ließ der Pater Fontanié durch eingeborene Beamte in der Londoner Missionskapelle zu Itamiana (Betsileo) und in anderen evangelischen Gotteshäusern folgende von ihm unterzeichnete Proklamation verlesen:

An die Gouverneure und Bezirksvorsteher.

Die Schüler bei den Franzosen, welche die Schule gewechselt haben, um zu den Fahavalos, nämlich[1]) zu den Protestanten überzugehen, damit sie des Schulbesuches überhaupt sich enthalten und Hurerei treiben können ... Hier sind Lehrer und Regierungsbeamte, um dieselben anzuklagen. Führet sie daher am Dienstag alle herbei vor den Residenten.

Dies sagt der Missionar

V. Fontanié.

Nun was sagt die „Germania" zu diesen kostbaren Selbstzeugnissen ihrer jesuitischen Schützlinge, die ganz klar die jesuitische Missionsmethode des „Coge intrare" illustrieren? Das hat kein englischer Missionar oder sonst irgend einer von den bösen Protestanten geschrieben, sondern es sind die höchsteigenhändigen Erlasse der „klugen" Jesuitenpatres. Auch versagt in diesem Falle das sonst bei der „Germania" beliebte äußerste Auskunftsmittel in der Not, verfängliche Schriftstücke als Fälschungen hinzustellen, ganz und gar, da die Originale sicher aufbewahrt sind.

Um so rascher können wir nun über den sonstigen Inhalt der Madagaskar-Artikel der „Germania" hinweggehen und mit Befriedigung konstatieren, daß sich dieselbe, da sie das Gewicht der von uns gegen die Jesuiten vorgebrachten Anklagen nicht durch den Nachweis irgend eines Irrtums in unsern genau spezialisierten Mitteilungen erschüttern kann, darauf beschränken muß, „aus i n n e r e n Gründen die Unwahrscheinlichkeit und Lächerlichkeit der englischen Tendenzberichte anzudeuten". Und zwar geht sie bei ihrer nun folgenden jesuitischen Geschichtskonstruktion von der These aus, daß bei der Stellung der heutigen französischen Regierung zur katholischen Kirche und dem Jesuitenorden und bei der politischen Lage auf der Insel selbst und mehr noch bei der Rücksicht, welche die französische Regierung England gegenüber nehmen muß, eine religiöse Verfolgung, eine gewaltthätige Unterdrückung der Gewissensfreiheit durch die Jesuiten ein Ding der Unmöglichkeit ist."

Als uns diese Worte zu Gesicht kamen, fragten wir uns unwillkürlich: Hat die Madagaskar-Autorität der „Germania" die letzten Jahrzehnte auf

---

[1]) Das betreffende madagassische Wort hat die Doppelbedeutung „nämlich" und „oder".

einer einsamen Südseeinsel oder in der Eiswüste des Südpolarkontinentes gelebt, daß sie nicht weiß, was sonst jedermann über das Verhältnis der französischen Republik zur päpstlichen Kirche bekannt ist? Daheim befehdet allerdings das republikanische Frankreich die Ultramontanen; aber was die Kolonieen und das Ausland anlangt, da werden Pilatus und Herodes die vertrautesten Freunde; denn noch gelten die beiden Schlagworte „La France au-dehors est le catholicisme" und „L'anticléricalisme n'est pas un article d'exportation". Man haßt die Ultramontanen, aber man bedient sich ihrer als Helfershelfer bei der Ausdehnung der französischen Interessensphäre, und die Herren Jesuiten beuten das natürlich nach Kräften aus für ihre Interessen. Daher denn auch das merkwürdige Schauspiel, daß wenn z. B. in der französischen Kammer über die Subvention der katholischen Ordensschulen im Orient abgestimmt wird, selbst die Radikalen und Atheisten die dafür bestimmte Summe bewilligen. So sieht man denn auch seitens der französischen Regierung den jesuitischen Intriguen in Madagaskar durch die Finger, nicht aus Interesse an der gewaltsamen Bekehrung der Madagassen zum Katholizismus, sondern weil man glaubt, durch ihre Vermittelung die eingeborene Bevölkerung rasch französisieren und den verhaßten englischen Missionaren das Leben sauer machen zu können.

Auf England braucht die französische Regierung nicht die geringste Rücksicht zu nehmen. Das protestantische Albion ist in den letzten Jahren überall da, wo es sich um Inschutznahme englischer evangelischer Missionare gegenüber französischer Intoleranz handelt, so zaghaft aufgetreten und spielt auch jetzt wieder, wo es Gelegenheit genug hätte, den Londoner, Friends- und anglikanischen Missionaren in Madagaskar zu ihrem von Galliéni mit Füßen getretenen Rechte zu verhelfen, Frankreich gegenüber eine so klägliche Rolle, daß man unwillkürlich auf den Gedanken kommt, es habe im geheimen zwischen den beiden Mächten nach dem Grundsatz Do ut des eine Abmachung auf politischem Gebiete stattgefunden, kraft deren England der Vergewaltigung seiner Missionare in Madagaskar ruhig zusehen muß.

Was die „Germania" weiter darüber phantasiert, daß Laroche von der französischen Regierung absichtlich als Protestant nach Madagaskar gesandt sei, um sich von jedem Schein von Intoleranz gegenüber den evangelischen Madagassen frei zu halten, und daß, als diese Spekulation mißglückt sei, Galliéni nun geflissentlich als Beschützer der Katholiken auftrete, so ist das eine Geschichtskonstruktion, die die „Germania" wohl den gläubigen Nachbetern der Kaplanspresse aufbinden kann, mit der sie uns Evangelische, die wir die neueste Entwickelung in der Geschichte Mada-

gaskars genauer verfolgt haben, aber in Gnaden verschonen mag. Interessant war uns in jenen Geschichtsphantasieen nur die Stellung, welche sie gegenüber dem von Bischof Cazet und seinen Jesuitenpatres zum Überdruß immer aufs neue gepredigten Losungswort „In Madagaskar ist katholisch gleich französisch und protestantisch gleich englisch" einnimmt. Die „Germania" wagt nicht diese Identifizierung zu verteidigen; sie erklärt: „Das sollte eigentlich nicht so sein; aber es ist nun einmal so, daran können wir nichts ändern." Nun, wer in aller Welt hat es denn dahin gebracht, daß es so ist? Die Sache ist ja sehr einfach: die Jesuiten brauchten nur energisch dagegen zu protestieren und diese böse Losung verschwände. Wir wollen sehen, ob die „Germania" ihnen den Rat giebt, sich von dem Schlagwort loszusagen.

Nur noch ein paar Fragen an die „Germania". Welches ist denn die englisch-protestantische Missionsgesellschaft, mit deren Hilfe England den Portugiesen einen großen Teil ihrer ostafrikanischen Kolonie abgenommen haben soll? Ferner will die „Germania" nicht die Güte haben, Namen und Data anzugeben betreffs der Begünstigung protestantischer und der Behinderung katholischer Missionare in Ostafrika seitens der portugiesischen Regierung? Erfolgt keine befriedigende Auskunft innerhalb der nächsten drei Monate, so gestattet uns wohl die „Germania", ihre darauf bezüglichen Bemerkungen in dem Madagaskar-Artikel als eine — Erfindung ihrerseits zu bezeichnen.

Wie wir dem Artikel der „Germania" noch entnehmen, hat sich dieselbe sehr darüber aufgeregt, daß wir von ihr verlangt haben, unsere Angaben über die Jesuitenplage auf Madagaskar nicht einfach mit der billigen Charakterisierung „lächerliche Schaudermärchen" abzuthun, sondern uns auf Grund von Quellenmaterial etwaige Unrichtigkeiten an den von uns berichteten Thatsachen zu beweisen. Sie erklärt es mit Recht für unmöglich, das nötige Beweismaterial Anfang April, wo unser Artikel über „die Wirren in Madagaskar" erschien, sofort herbeizuschaffen. Aber was recht gut möglich war und was jeder anständige Mensch von der „Germania" verlangen durfte, war das eine, daß sie dann auch mit ihren unsere Glaubwürdigkeit anzweifelnden Schmähworten „Lächerliche Schaudermärchen" so lange zurückhielt, bis sie nachweisen zu können glaubte, daß die von uns vorgebrachten Thatsachen der Wahrheit nicht entsprächen. Wir geben der „Germania" von dem Erscheinen dieses Artikels an sechs volle Monate Zeit, um aus Madagaskar zuverlässiges Quellenmaterial zu unserer Wiederlegung

herbeizuschaffen, das selbstverständlich nicht von jesuitischer, sondern von autoritativer unparteiischer Seite stammen muß. Läßt die „Germania“ jene Frist verstreichen, ohne uns durch zuverlässige Zeugnisse widerlegt zu haben, so hat sie sich damit selbst ihr Urteil gesprochen.

Zum Schluß schulden wir unseren Lesern, die sich durch diese unerquickliche Auseinandersetzung mit dem Jesuitenblatte bis hierher hindurchgearbeitet haben, noch eine kleine Aufheiterung, deren Kosten die „Germania“ tragen soll. Wir citieren nämlich aus dem Madagaskar-Artikel derselben noch folgenden Passus: „Und wenn die Jesuiten wirklich den Predigern in Madagaskar sich unduldsam erwiesen hätten, so hätten Warneck, Kurze und Genossen sich zu fragen, ob sie nicht selbst mit dem bösen Beispiele vorangegangen seien, indem sie die deutschen Jesuiten noch viel fanatischer verfolgen.“ Sapienti sat!

Nachschrift des Herausgebers.

Schon indem die „Germania“ das wuchtige Beweismaterial unseres Mitarbeiters durch die Phrase: „lächerliche Schaudermärchen“ abthut, durch die sie sich nicht einmal „geniert“ fühle, verdächtigt sie ihre ganze Beweisführung. Die „lächerlichen Schaudermärchen“ sollte sie lieber in ihrem eigenen Lager suchen, und wenn sie in Verlegenheit ist, sie zu finden, wollen wir ihr auf die Sprünge helfen. Aber, die jesuitische „Klugheit“ ist nie um Fechterkünste verlegen, wie ja jüngst erst wieder die famose Abfertigung des Vaughan-Romans aller Welt bewiesen hat. Wo der Pharisäismus bewußt und unbewußt gegen jede Erkenntnis der eigenen Sünden blind, ja verstockt macht, da ist jede sachliche Verständigung aussichtslos. Die Identifizierung von französisch und katholisch, franzosenfeindlich und evangelisch trägt ihren französisch-jesuitischen Ursprung doch so breit an der Stirn, daß er für jeden unbefangenen Menschen kenntlich ist. Und daß den Vorteil von ihr lediglich die Jesuiten haben — das braucht dem gesunden Menschenverstand nicht erst bewiesen zu werden. Wären Franzosenfeinde und Evangelische in Madagaskar wirklich Verbündete — warum ermorden dann die Franzosenfeinde die Evangelischen?

Die Sache liegt nicht so, daß für die Madagassen: katholisch und französisch identisch ist, sondern so, daß der französische Kolonialfanatismns alles was englisch ist als franzosenfeindlich brandmarkt und daß dann der Jesuitismus sich diese Engländerfeindschaft „klug“ zunutze macht, indem er englisch und evangelisch identifiziert und nun seinerseits die Parole ausgiebt: katholisch gleich französisch. Eine

Parole, die dann aus kolonialpolitischen Gründen die französische Regierung und öffentliche Meinung sich gefallen läßt. Die französische Regierung würde ihrerseits nichts dagegen haben, wenn französische Protestanten in Madagaskar missionierten; aber der Jesuitismus verdächtigt die Evangelischen Frankreichs, wenn sie für ihre Glaubensgenossen in Madagaskar eintreten, als Engländerfreunde und folglich als Gegner Frankreichs. So liegt die Sache.

Die neunte[1] kontinentale Missionskonferenz in Bremen.

Von Pastor Julius Richter (Schwanebeck bei Belzig).

Am 25., 26. und 28. Mai tagte in Bremen die 9. kontinentale Missionskonferenz, um im Rate der leitenden Missionsinspektoren und einiger Missionsfachmänner wichtige schwebende Missionsfragen zu besprechen. Es war nicht eine Konferenz gleich den zahllosen kirchlichen Konferenzen hin und her im Lande, die parteipolitischen Tendenzen dienen oder zur wissenschaftlichen Arbeit anregen sollen; sondern es war eine Zusammenkunft der Berufsarbeiter in der Mission, um zu wichtigen Tagesfragen Stellung zu nehmen und gemeinsame Schritte zu beraten. Vertreten waren alle deutschen Missionsgesellschaften außer der Berliner ostafrikanischen (Berlin III), die gerade durch eine Krise hindurchgeht, der Neuendettelsauer, deren langjähriger Leiter, Missionsinspektor Deinzer, im Januar dieses Jahres gestorben ist, und des Allg. ev. prot. M.-Vereins, der keine Einladung erhalten hatte. Von den auswärtigen Missionsgesellschaften waren die evangelische Pariser vertreten durch den Professor Krüger; aus den Niederlanden drei Gesellschaften durch vier Deputierte; Dänemark durch Propst Vahl und den Sekretär der dänischen Mission; aus Schweden und Norwegen drei Gesellschaften durch je einen Vertreter, und die finnische Mission durch einen ihrer Missionare. Außerdem nahmen Professor D. Warneck, Pastor D. Grundemann, die Pastoren Kurze (Bornshain), Paul (Lorenzkirch), Richter (Schwanebeck), Direktor Dr. Fries von den Franckeschen Stiftungen und einige andere Geistliche und Laien als Gäste an den Beratungen teil. Die Konferenz war stärker besucht als je eine der früheren. Alle Verhandlungen waren von einem solchen Geist brüderlicher Gemeinschaft und geklärter Missionsliebe durchwaltet, daß keiner der Teilnehmer ohne reichen inneren Gewinn Bremen wird verlassen haben. Es ist ja leicht zu verstehen, welchen Wert es für das Missionsleben des Kontinents haben muß, wenn die erfahrensten Pfleger desselben sich persönlich nahe treten und in freundschaftlich-brüderlicher Weise ihre Erfahrungen austauschen. Und davon konnte man sich in allen Beratungen hinreichend überzeugen, daß trotz mancher

[1]) Die betreffende Konferenz ist die neunte kontinentale. Die 1885 in Bremen tagende Konferenz war eine außerordentliche und nur von den Vertretern der deutschen Missionsgesellschaften besuchte. Hiernach ist der Irrtum in der A. M.-Z. 1893, 308 zu berichtigen. D. H.

Verschiedenheiten in theologischen und kirchlichen Fragen die Glaubensrichtung wie die Grundstellung zu den großen Problemen des Missionslebens bei allen kontinentalen Missionsgesellschaften im wesentlichen eine einheitliche ist. Darin machten die sonst so stark ausgeprägten nationalen Differenzen so wenig einen Unterschied, daß der Pariser Deputierte, Professor Krüger, die bekannte Bremer Devise[1]) umgestaltend, die Signatur dieser Konferenz mit den Worten umschrieb: nationalisare non necesse est, amare necesse est.

Am 25. Mai Vormittags um 9 Uhr versammelten sich die Konferenzmitglieder in der freundlichen Gartenwohnung des Herrn Fr. M. Vietor, des Bruders des kürzlich verstorbenen Präses der Bremer Mission D. Vietor. Missionsdirektor Haccius (Hermannsberg) hielt die Morgenandacht im Anschluß an das Wort Kol. 1, 25—29 und führte in geistvoller Weise den Gedanken durch, daß trotz aller Verschiedenheit der Missionsfelder die Missionsaufgabe eine einheitliche große Aufgabe oder besser Doppelaufgabe sei: einem jeden Menschen Christum darzustellen und in einem jeglichen Menschen Christum darzustellen. Nicht die erste Hälfte der Aufgabe allein genügt; nur wo beide Seiten mit vollem Bewußtsein zusammengefaßt und zusammen erstrebt werden, giebt es eine gesunde Missionsarbeit.

Das erste Referat hielt Missionsinspektor D. Zahn (Bremen) über die „Eheordnung für die evangelische Mission". In dem offiziellen Bericht über die Konferenz, der soeben bei Martin Warneck in Berlin erscheint, werden alle Referate in ihrem vollen Wortlaut abgedruckt werden. Es ist kaum nötig, die Aufmerksamkeit der Missionsfreunde noch besonders auf die erwähnten offiziellen Konferenzprotokolle hinzuweisen; diese Schrift wird nach vielen Seiten hin eine wesentliche Bereicherung unserer Missionslitteratur darstellen und wird allen Missionsfreunden, die sich über die verhandelten, wichtigen Missionsfragen ein zutreffendes Urteil bilden wollen, unentbehrlich sein. Da der Zahnsche Vortrag auch in dieser Nummer der A. M.-Z. abgedruckt ist, ist es überflüssig, hier die Leitsätze zu wiederholen, welche ihm zu Grunde lagen.

Es war der Konferenz in der kurzen, zur Verfügung stehenden Zeit leider nicht möglich, das ganze, von dem Referat umfaßte Gebiet durchzuberaten. Denn es wird den Missionsfreunden sogleich einleuchten, wie vielgestaltig die Fragen sind, die sich auf die Durchbringung der fundamentalsten Lebensgemeinschaft, der Ehe und Familie, mit christlichem Geiste und christlicher Sitte beziehen. Der von der Konferenz erwählte Präsident Missionsinspektor Oehler (Basel) richtete deshalb die Diskussion nur auf zwei Fragen: 1. Ist gegenseitige Zuneigung die unerläßliche Bedingung der Eheschließung? und 2. In wieweit kommt den polygamischen Verhältnissen sittlicher Wert zu? Auf den ersten Blick konnte es scheinen, als seien das zwei rein theoretische Fragen, deren Beantwortung von verhältnismäßig untergeordnetem Wert sei. Allein sobald die Diskussion begonnen hatte, stellte es sich heraus, daß diese beiden Fragen die springenden Punkte waren, von denen aus eine ganze Reihe der wichtigsten Konsequenzen für das praktische Verhalten gezogen werden mußte. Wurde die erste Frage bejaht, so wurde damit nicht nur die indische und chinesische Kinderverlobung und Kinderheirat, sondern auch die in Afrika weit verbreitete, in Südafrika allgemeine Sitte des Weiberkaufes als unvereinbar

[1]) Navigare necesse est, vivere non necesse est.

mit dem Wesen der Ehe verurteilt. Und welche Konsequenzen müßte das ergeben für die Stellung der Mission zu so geschlossenen Ehen. Wurde hinwiederum die zweite Frage verneint, so schloß das unbedingt die Erteilung der Taufe an Polygamisten aus und eröffnete die Perspektive auf die schwerwiegenden Fragen: was wird mit den entlassenen Frauen, was mit dem aus solchen polygamischen Verhältnissen hervorgegangenen Nachwuchs? So konnte es nicht ausbleiben, daß in der Diskussion Meinungsverschiedenheiten hervortraten, die nicht im Verlauf einer einstündigen Debatte, die man an diesem Morgen nur übrig hatte, ausgeglichen wurden.

Was die erste Frage betrifft, ob die gegenseitige Zuneigung die unerläßliche Bedingung der Eheschließung sei, so wurde von den Vertretern dieser Ansicht darauf hingewiesen, daß auch das Gemütsleben der Afrikaner sehr ausgebildet und sogar Selbstmord aus Liebe nicht selten sei (Insp. Merensky). Überhaupt sei die Zuneigung nicht erst ein Produkt höherer Kultur; sie sei vielmehr die Naturgrundlage, welche, im Heidentum überwuchert, im Christentum wieder hergestellt werden müsse (Insp. Dr. Schreiber). Die meisten Ehebrüche in Indien kommen aus den erzwungenen Ehen (Miss. Petersen). Die Gegner dieser Ansicht betonten, man müsse sich ja hüten zu idealistische Vorstellungen geltend zu machen. Auch im alten Testament gelte das Weib als unselbständig und als Eigentum des Mannes. Vielfach gelte die Erwerbung eines Weibes ohne Erlegung eines Kaufpreises als schimpflich (D. Warneck), und der bezahlte Kaufpreis sei der beste Schutz der Frauen gegen leichtsinnige Ehescheidungen (P. Schlicht). Nicht einmal in unserer ländlichen Bevölkerung seien Neigungsheiraten die Regel (D. Grundemann). In Indien seien sie durch die Sitte einfach ausgeschlossen, weil jeder Verkehr der jungen Leute als unanständig gilt (Senior Handmann). Und weder in China noch in Indien erwarten im allgemeinen die jungen Mädchen, daß auf ihre Neigungen Rücksicht genommen werde (Insp. Oehler).

Auch in der zweiten Frage, ob und in wieweit den polygamischen Verhältnissen sittlicher Wert zukomme, standen sich zwei Richtungen gegenüber. Die einen führten aus, daß sich bei den Bassuto Afrikas die Schwierigkeiten der Auflösung polygamischer Verhältnisse niemals als unüberwindlich erwiesen hätten, und daß jede Art der Polygamie bei den 100,000 Bassuto-Christen abgeschafft sei. Nur die ungesunde, laxe Praxis einiger Missionsgesellschaften habe es verschuldet, daß im Kaffernlande dasselbe Ziel noch nicht erreicht sei (Insp. Merensky). Und in Südafrika wenigstens müsse man mit aller Entschiedenheit auf die Ausrottung der polygamischen Verhältnisse hinarbeiten (Direkt. Buchner). Pastor Jensen (Breklum) sprach sogar aus, Polygamie sei so entschieden gegen den Geist der Schrift, daß sie immer und überall ausgerottet werden müsse. Dem gegenüber wurde andererseits geltend gemacht, daß die Verhältnisse in Indien, China und Indonesien wesentlich anders liegen und anders behandelt werden müssen als in Afrika. In China wird jede Eheschließung von vorn herein als ein dauerndes Verhältnis aufgefaßt, ihre Lösung würde also einen Rechtsbruch einschließen (Insp. Oehler). Auch in Indien sei die Eheschließung so überaus feierlich, daß eine Entlassung der Frau für diese entehrend sei (Senior Handmann). In Sumatra seien in Doppelehen so gute Verhältnisse beobachtet worden, daß es einfach ein Unrecht gewesen wäre sie zu lösen (Insp. Dr. Schreiber). Oft gehe sogar der Anstoß zum Nehmen einer zweiten

Frau von der ersten aus (Dir. von Schwartz). Die vorgerückte Zeit zwang die Versammlung, die außerordentlich lehrreiche Debatte abzubrechen; der Referent D. Zahn wurde gebeten, eine ausführliche Eheordnung für die heidenchristlichen Gemeinden auszuarbeiten.[1])

Das Referat über das zweite Thema hatte Professor D. Warneck übernommen: „Unsere Stellung zu der modernen Weltevangelisationstheorie." Die Konferenz hat den Vortrag für so wichtig erachtet, daß er auch in englischer, französischer und niederländischer Sprache verbreitet werden soll. Da derselbe bereits in dieser Z. gedruckt worden ist, teilen wir nur die Diskussion mit, die sich an ihn anschloß.

In derselben fanden die Ausführungen des Referenten die ungeteilte Zustimmung der Konferenz; auch die außerdeutschen Missionsfreunde waren mit uns in der Beurteilung der Weltevangelisationstheorie ganz einig. Es handelte sich deshalb bei dieser Debatte nicht um prinzipielle Meinungsverschiedenheiten, sondern um weitere Ausführung und praktische Anwendung der vom Referenten angeschlagenen Gedankenreihen.

Nur in der Wertschätzung der Missionsbewegung in der englischen Studentenwelt legte der Schreiber dieses, der eben am Tage vorher von einer vierwöchentlichen Missionsstudienreise nach England und Schottland zurückgekehrt war und mit den Leitern dieser Bewegung persönlich Fühlung gewonnen hatte, eine abweichende Ansicht dar. Auch er ging mit großem Mißtrauen gegen die Bewegung nach England, aber er hat dort viel günstiger urteilen gelernt. Ohne Zweifel geht durch die englischen Studenten eine tiefe, religiöse Bewegung; haben sich doch in der Intercollegiate Student Federation an 13 000 Studenten bzw. Gymnasiasten zur Pflege des religiösen Lebens, zum Studium der heiligen Schrift und zu gemeinsamem Gebet zusammengeschlossen. Die 1300 Mitglieder der Stud. Vol. Miss. Un. sind nur die Elite dieses großen, allgemeinen Studentenbundes. Daß die Missionsideen dieser jungen Leute noch vielfach unklar und schwärmerisch sind, liegt in erster Linie daran, daß das englische Missionsleben nicht solche unbestrittenen und klar denkende Führer hat wie das deutsche. Das ist jedenfalls ein gesunder Zug dieser Studentenbewegung, daß sie immer wieder mit dem größten Nachdruck betonen, daß sie nicht daran denken, die bewährte Praxis der alten Missionsgesellschaften umzugestalten. Die besten von ihnen stellen sich gerade den bestgeleiteten Missionsbetrieben, der CMS. und der schottischen Freikirche zur Verfügung; und sie suchen sich schon während ihrer Universitätszeit durch sorgfältiges Studium der Missionsgeschichte und der heidnischen Religionen auf eine tüchtige Missionsarbeit vorzubereiten. So unsympathisch uns auch das Schlagwort ist und so viel Unverstand und Reklame sich an die Bewegung heftet, müssen wir doch als ihre innerste Triebkraft das Erwachen weiterer Kreise der englischen Nation zum Vollbewußtsein ihrer Missionspflicht anerkennen.

---

[1]) Um Mißverständnisse zu vermeiden, füge ich hinzu, daß es sich selbstverständlich nicht um eine Duldung der Polygamie als solcher, sondern nur um die Frage handelte, ob unter Umständen bei Täuflingen ein rechtlich bestehendes polygamisches Verhältnis unaufgelöst gelassen werden dürfe. Vergl. meine Missionslehre III 286. D. H.

Dagegen erzählte Missionsdirektor Haccius zur Erläuterung der Gefahren der modernen Theorie eine erschütternde Geschichte aus seiner Erfahrung von einem jungen Manne, der völlig unvorbereitet nach Liberia geschickt worden war und dort in Gefahr geriet, völlig zu Grunde zu gehen. Die Diskussion beschäftigte sich zuerst mit den biblischen Motiven der Weltevangelisationstheorie: An zwei Punkten setzte die Kritik ein, zuerst an dem Bestreben durch übereilige Arbeit die Parusie des Herrn zu beschleunigen. Allerdings könnten wir einen Antrieb zur Eile, zu emsiger Arbeit wohl brauchen (D. Zahn), wie er uns in dem petrinischen „weilen und eilen“ (II. Petri 3, 9—12) entgegentrete (Insp. Stursberg), zumal da unsere Missionsarbeit sich leicht in gewohnten Bahnen festfahre (Dir. Buchner). Aber nichts berechtigt uns zu der Erwartung, daß wir durch unser Eilen auch die Parusie beschleunigen können. Vielleicht noch verhängnisvoller als die falsche Beziehung von Mission und Parusie ist die falsche Fassung der Missionsaufgabe, die einseitig in die Predigt, nicht in die Sammlung und Pflege der Jüngergemeinde (D. Warneck), in die Arbeit an jeder einzelnen Seele (Dir. Haccius) gelegt wird. Gerade an diesem Punkte wandte sich die Diskussion den verhängnisvollen missionsmethodischen Konsequenzen der neuen Theorie zu. Es handelte sich besonders darum ein richtiges, nüchternes Urteil über den Wert der Reisepredigt zu gewinnen, auf welche die neue Theorie den Hauptnachdruck zu legen liebt, ja in welche sie den ganzen Missionsbetrieb aufzulösen droht. Auf der einen Seite wurde der Wert der Reisepredigt stark betont. Wenn Missionare von besonderer Begabung durch weite Landstriche ziehen und hunderttausenden vielleicht die erste Kunde von Christo bringen, dazu Bibeln und Traktate verbreiten, so wird dadurch eine edle Saat auf Hoffnung ausgestreut, und manches Samenkorn geht nach Jahren auf und bringt Frucht (D. Plath). Es ist auch gewiß von Wichtigkeit, daß der Missionar einmal über den relativ engen Bereich seiner gewöhnlichen Wirksamkeit in weitere Gebiete kommt, um auch dort Interesse für seine Sache anzuregen und die Heiden aufmerksam zu machen (D. Zahn). Ja an manchem Ort wie z. B. in der Brüdermission im Himalaya ist die Reisepredigt das Beste, was die Brüder z. Z. thun können. Aber es ist ein großer Unterschied in den Verhältnissen verschiedener Länder; in Südafrika wäre die Reisepredigt ziemlich überflüssig (Dir. Buchner), in manchen Gebieten Südchinas und Westafrikas hat sie direkt geschadet (Insp. Oehler). Man muß eben zwischen der ordentlichen Stationsarbeit und der außerordentlichen Reisepredigt scheiden (Senior Handmann). Die erstere ist entschieden der wichtigere Teil der Arbeit; denn eine gute Heidenchristengemeinde ist das beste und wirksamste Missionsmittel. Vielleicht kann man die Reisepredigt eingeborenen Gehilfen überlassen (Dir. Haccius), oder für sie neben dem Stationsmissionar einen zweiten Missionar als Reiseprediger anstellen (Insp. Oehler), oder die Reisepredigt im Anschluß an die Besuche bei den weithin zerstreuten Christenhäuflein betreiben, wie es in der Kolsmission Sitte ist (Dr. Nottrott). Jedenfalls wäre es unverantwortlich die der sorgfältigsten Pflege bedürfenden Christengemeinden zu vernachlässigen um in das Weite zu schweifen (Dir. Haccius). Es ist eine Kraftverschwendung, weite Striche reisepredigend zu durchziehen, wo hinter dem Reiseprediger nicht auf dem Fuße der Stationsmissionar mit seiner seßhaften Arbeit folgt (Dr. Schreiber). Und es kann nur zu Verwirrung und Enttäuschung führen, wenn einzelne Missionen, wie die Heilsarmee, die durch glänzende Reden künstlich erregten Massen ohne jeden Unter-

nicht taufen und hernach sich selbst überlassen. Das kann nur Scheinerfolge geben (Dr. Nottrott). Allerdings kann man fragen, ob nicht unsere deutschen Missionare manchmal nach der entgegengesetzten Seite zu weit gehen, zuviel Kraft auf die Sammlung lebensunfähiger Gemeindlein verwenden (Pfr. Miescher) und wie die Baseler im westlichen Indien Jahrzehnte lang auf scheinbar ganz unfruchtbaren Stationen ausharren (Insp. Oehler). Doch wagte selbst in diesem Falle die Konferenz den Baselern nicht den Rat zu geben, den Staub von den Füßen zu schütteln und weiterzuziehen (Dir. Haccius), sondern riet, es höchstens einmal mit zeitweiliger Versetzung der Missionare zu versuchen (D. Zahn).

Der zweite Konferenztag, Mittwoch der 26. Mai, wurde mit einem gediegenen Referat des Missionsinspektors Oehler über

„das Verhältnis des Missionsschulwesens zu dem kolonialen Regierungsschulwesen“

eröffnet. Die ausführlichen Leitsätze, welche die Grundgedanken des Vortrages trefflich zusammenfassen, bringen wir hier zum Abdruck:

1. Das Verhältnis des Missionsschulwesens zum kolonialen Regierungsschulwesen wird zu einem Missionsproblem vornehmlich wegen der Verschiedenheit des auf jeder Seite verfolgten Zweckes einerseits und der doch in den thatsächlichen Verhältnissen liegenden Aufforderung zum Anschluß des Missionsschulwesens an das Regierungsschulwesen andererseits.

2. Die Verschiedenheit des Zweckes liegt darin, daß die Mission mit ihrem Schulwesen nur das Wohl des betreffenden Volkes, in erster Linie das geistliche und sittliche, anstrebt, während die Regierung unter Ignorierung des geistlichen und Zurückstellung des sittlichen Interesses das kolonialpolitische in den Vordergrund stellt (die Leute für ihre Zwecke bildet).

3. Die Verschiedenheit des Zweckes hat zwar nicht notwendig, aber doch thatsächlich oft genug eine Verschiedenheit des Lehrziels und Lehrganges auch in den weltlichen Fächern zur Folge.

4. Die Nachteile eines Anschlusses des Missionsschulwesens an das Regierungsschulwesen für das erstere sind übrigens nicht allein in der Verschiedenheit von Zweck, Lehrziel und Lehrgang, sondern auch in mancher daraus nicht unmittelbar folgenden Einrichtung des Regierungsschulwesens begründet.

5. Diese Nachteile sind

a) eine Belastung des Lehrplans mit weltlichem Unterrichtsstoff, wodurch die Kraft und Zeit der Lehrer und Schüler für den religiösen Unterricht beschränkt wird.

b) Die Herabsetzung der Bedeutung des religiösen Unterrichts in den Augen der Lehrer und Schüler infolge der Bedeutungslosigkeit desselben für die Examina und seiner Ignorierung durch den Regierungsschulinspektor.

c) Die Beeinträchtigung der Volkssprache und einer entsprechenden gesunden Elementarbildung durch eine im politischen Interesse geforderte einseitige Pflege der Sprache des herrschenden Volkes. Dadurch wird einerseits die Einführung der in die Landessprache übersetzten Bibel im Volk und die Fähigkeit desselben sie zu lesen beeinträchtigt und der Heranbildung volkstümlicher Prediger aus den Eingeborenen die Grundlage entzogen, andererseits statt wahrer Geistesbildung eine äußere

Dressur und Anfüllung mit fremdartigem, geistig nicht assimiliertem Bildungsstoff herbeigeführt.

d) Die den nach dem Regierungssystem gebildeten Missionsgehilfen erwachsende Versuchung, dem Missionsdienst untreu zu werden, um außer der Mission besser bezahlte Stellen anzunehmen.

e) Die Abhängigkeit der Lehrer von dem Regierungsschulinspektor, wodurch unter Umständen ihre Treue gegenüber dem christlichen Zweck ihrer Schularbeit gefährdet wird.

6. Diesen Nachteilen stehen auch unverkennbare Vorteile gegenüber, nämlich:

a) eine mitunter ansehnliche finanzielle Unterstützung durch die Regierung, die eine größere Ausdehnung und Entwickelung des Missionsschulwesens ermöglicht und es erleichtert, die Unterhaltung der Schulen den Gemeinden zuzuweisen und so die finanzielle Unabhängigkeit der Gemeinden von der Mission zu fördern.

b) Die Besserung der Zucht und äußeren Ordnung im ganzen Schulleben, worin ein sittlich erziehendes Element für das Volksleben liegt.

c) Die Steigerung der Leistungsfähigkeit der Schule in manchen Fächern und Beseitigung des Dilettantismus im Missionsschulwesen.

d) Die Hebung der fachmännischen Ausbildung der Lehrer, beziehungsweise die Ersetzung nicht fachmännisch gebildeter Lehrkräfte durch fachmännisch gebildete.

7. Die Entscheidung über die Stellung, welche die Mission einzunehmen hat, läßt sich nicht nur theoretisch gewinnen durch gegenseitige Abwägung der in These 5 und 6 bezeichneten Nachteile und Vorteile eines Anschlusses an das Regierungssystem, sondern erfordert Berücksichtigung der thatsächlichen Verhältnisse.

8. Dabei müssen folgende Gesichtspunkte festgehalten werden.

a) Die Missionsschule kann nicht nur religiösen Zwecken dienen, sondern muß auch für die Aufgaben des praktischen Lebens so bilden, daß sie das Vorwärtskommen im irdischen Beruf ermöglicht.

b) Je mehr sich das koloniale Regierungsschulsystem entwickelt, desto mehr werden durch dasselbe die Ziele bestimmt, deren Erreichung Bedingung für das Vorwärtskommen im irdischen Beruf ist, desto mehr wird dadurch auch Art und Maß derjenigen Bildung bestimmt, deren Besitz den Namen eines Gebildeten verschafft.

c) Eben deswegen steht die Missionsschule, sowohl die Heidenschule als die Gemeindeschule unter dem Druck von Verhältnissen, die ihr oft keine Wahl lassen, als entweder sich dem Regierungssystem anzuschließen oder auf einen umfassenden Einfluß auf die Jugend zu verzichten.

d) Wo die Regierung bedeutende finanzielle Unterstützung gewährt, ist es schwer, den Gemeinden die Unterhaltung der Schulen zuzumuten, wenn sie sowohl auf die Vorteile für den irdischen Lebensberuf für ihre Kinder als auf die Beihilfe der Regierung für die Gemeindekasse verzichten müssen.

9. Eine Prüfung der Frage nur auf Grund der Verschiedenheit beziehungsweise des Widerstreits der Zwecke auf beiden Seiten und auf Grund einer Abwägung der in These 5 und 6 bezeichneten Nachteile und Vorteile eines Anschlusses an die Regierung (wobei sich herausstellt, daß die Nachteile mehr auf dem religiös-ethischen, die Vorteile mehr auf dem materiellen Gebiet liegen), müßte zur

Forderung der Selbständigkeit der Missionsschule gegenüber dem Regierungsschulsystem führen.

10. Aber bei Festhaltung der in These 8 dargelegten Gesichtspunkte führt die *Erwägung der realen Verhältnisse* zu dem Ergebnis, daß wenigstens da, wo das Regierungsschulwesen durch kräftige Entwickelung der die ganze Richtung der Bildung im betreffenden Volk bestimmende Faktor geworden ist, der Anschluß an das Regierungssystem empfehlenswert, wenn nicht notwendig ist.

11. Erleichtert wird der Anschluß, wenn auch Vertreter des Missionsschulwesens (wie auf der Goldküste) in der Schulbehörde Sitz und Stimme bekommen und so in den Stand gesetzt werden, einer ungünstigen Gestaltung des Regierungsschulwesens entgegenzuwirken.

12. Abgewiesen oder wieder aufgegeben muß der Anschluß an das Regierungssystem werden, wenn dasselbe der Missionsschule entweder eine Verleugnung ihres Missionscharakters zumuten oder die Erreichung ihrer religiösen und sittlichen Zwecke mehr oder weniger unmöglich machen würde.

13. Es liegt nicht im Interesse der Mission, die Regierung zu Beiträgen für ihre Schulen anzugehen, wenn an dieselben eine Beschränkung der Freiheit der Missionsschule als Bedingung geknüpft ist; auch nicht die Entstehung von Regierungsschulen zu veranlassen oder zu begünstigen. Kann die Entstehung einer Regierungsschule neben einer Missionsschule dadurch abgewandt werden, daß die Missionsschule das leistet, was die Regierungsschule anstrebt, und dazu in den Dienst der Regierung tritt, so ist dies, vorausgesetzt, daß der christliche Zweck nicht geopfert werden muß, zu billigen. Dabei ist anzustreben, daß der Einfluß der Regierung auf die Schule sich auf eine Kontrolle der Erfüllung der der Regierung gegenüber übernommenen Verpflichtungen beschränkt und die Schule im übrigen frei bleibe.

In der *Diskussion* nahm zuerst D. Zahn das Wort, um eine wesentlich abweichende Anschauung zum Ausdruck zu bringen. Wenn man noch hoffen kann, ein geschlossenes Volk zu christianisieren und Gemeinden zu gründen, die imstande sind das Christentum weiter zu tragen, so ist es eine Vorbedingung für diese Aufgabe, den Eingeborenen eine nationale Erziehung, d. h. in ihrer Muttersprache zu geben. Wir sollten deshalb dem von den Kolonialregierungen kommenden Druck, fremdsprachlichen Unterricht einzuführen, den zähesten Widerstand entgegensetzen und uns immer bewußt bleiben, daß wir mit jedem Schritt, den wir der Regierung in dieser Beziehung nachgeben, ein Stück unserer besten Missionshoffnung zu Grabe tragen. Wir sind zu diesem Widerstand in besonderem Maße überall da berechtigt und verpflichtet, wo wir wie in Westafrika hoffen dürfen, daß sich die Europäer niemals in größerer Zahl ansässig machen werden. Kann die Mission in den Schulen die Muttersprache nicht pflegen, so soll sie sich ernstlich fragen, ob sie nicht besser thut, das Schulwesen überhaupt aufzugeben.

Nun handelte es sich darum festzustellen, wie sich auf den einzelnen vertretenen Missionsgebieten das Verhältnis des Missionsschulwesens zur kolonialen Schulverwaltung gestaltet. In *Südindien* hebt die staatliche Inspektion entschieden den Stand der Schule; die Blüte der Leipziger Missionsschulen datiert erst von dem Beginn der staatlichen Schulaufsicht her. Das Tamulische ist in den ersten fünf Schuljahren die ausschließliche Sprache und wird auch später bis zur Universität

Madras hinauf sorgsam gepflegt (Senior Handmann). Die Leipziger Mission hat deshalb durchaus nichts gegen die staatliche Beaufsichtigung ihrer Schulen einzuwenden (von Schwartz). Auch in der Kolsmission ist ein Nachteil aus der Schulaufsicht nicht erwachsen; zumal diese eine äußerst oberflächliche ist und sich nirgends in die Interna der Schulverwaltung mischt (Dr. Nottrott). In den Waisenhäusern Nordwestindiens wird von der Regierung die Pflege des Hindi und Urdu nicht erschwert (P. Schwartzkopff). In Bezug auf Südafrika geht das Urteil auseinander. Miss.-Insp. Merensky bedauert, daß dort die höheren Schulen der deutschen Gesellschaften in der Entwickelung zurückbleiben und dadurch an Einfluß verlieren, weil sie dem englischen Einflusse keine Zugeständnisse machen wollen. In der Brüdermission hat sich das bißchen Englisch als ungefährlich erwiesen; es wird bald vergessen; das Kaffrische bleibt die Landessprache. Und für alle Weiterstrebenden ist doch vorläufig das Englische das einzige Bildungsmittel, weil es den Zugang zu einer großen, christlichen Litteratur gewährt. Es ist deshalb den heranwachsenden Lehrern und Katechisten unentbehrlich (Buchner). Dagegen findet Miss.-Dir. Haccius, daß die Hermannsberger Missionsschulen besser in Transvaal sind, wo keine staatliche Schulaufsicht besteht, als unter englischer Schulinspektion. Und Prof. Krüger betont, daß in der französischen Bassuto-Mission die Schulen durch die notgedrungene Pflege des Englischen an Tüchtigkeit verloren hätten. In Madagaskar müssen sich die Pariser den unverständigen Forderungen der französischen Regierung fügen, weil sonst die Jesuiten das ganze Schulwesen in die Hand bekommen. Ebenso ist es vor 50 Jahren in Tahiti ergangen (Prof. Krüger). In Holländisch-Indien hat die Kolonialregierung sich nach langem Widerstreben und lange innegehaltener, verkehrter Politik endlich entschlossen, die Missionsschulen mit wesentlicher Pflege der einheimischen Sprache kräftig zu unterstützen, sodaß dort die staatliche Schulaufsicht jetzt segensreich zu wirken verspricht (Dr. Schreiber und Dr. Drost). Dagegen werden im holländischen Surinam der Brüdergemeinde noch so große Hindernisse bereitet, daß diese nur durch die Konkurrenz der Jesuiten sich gezwungen sieht, ihr großes Schulwesen aufrecht zu erhalten (Buchner). Zum Schluß der Debatte nimmt die Konferenz zwei Anträge Professor D. Warnecks an: 1. die Missionsgesellschaften erklären sich mit dem Antrag einverstanden, welchen der Kolonialrat der deutschen Regierung unterbreitet hat: „Der Kolonialrat empfiehlt der Regierung, unter Berücksichtigung der in Betracht kommenden Verhältnisse (ohne Zwang) darauf hinzuwirken, daß, wenn in den Schulen unserer Kolonieen neben der Sprache der Eingeborenen noch eine andere gelehrt wird, die deutsche in den Lehrplan aufgenommen wird.“ 2. Die Missionsgesellschaften sind bereit, Geldunterstützungen für die Missionsschulen in den Kolonieen, wie auch für die Herstellung von Litteratur, Grammatiken, Lexika und dgl. in den Sprachen der Eingeborenen von der Kolonialregierung anzunehmen. Diese Beschlüsse der Konferenz sollen der Regierung in einer ausführlichen Denkschrift unter Darlegung der für die deutsche Mission leitenden Gesichtspunkte überreicht werden.

Nunmehr regte Missionsinspektor Dr. Schreiber eine brüderliche Aussprache wegen der Vertretung der deutschen Missionen auf der allgemeinen Missionskonferenz in New-York 1900 an. Die deutschen Missionen sind leider in England und Amerika sehr wenig bekannt; es ist dringend erwünscht, daß gegenüber der vielfach durch Schlagworte geblendeten englischen Missionswelt die

deutsche Nüchternheit und solide Arbeit zu ihrem Rechte kommen. Auf der allgemeinen Missionskonferenz in London 1888 war das nicht der Fall. Wir müssen: 1. die deutschen Missionsgesellschaften veranlassen, Deputierte nach New-York zu senden; 2. außerdem als Missionskonferenz unsere wissenschaftlich tüchtigsten Leute deputieren; 3. neben den Hauptversammlungen in englischer Sprache eine Nebengruppe in deutscher Sprache einrichten.

Die Konferenz ging auf diese Anregung dankbar ein, nahm Dr. Schreibers Vorschläge an und ergänzte sie in einigen Punkten. Wir müssen versuchen auch schon auf die Gestaltung des Programms dieser Konferenz Einfluß zu gewinnen (Merensky); denn englische Konferenzprogramme gleichen in der Regel Missionsencyklopädieen und schädigen durch die Überladung die Gründlichkeit der Behandlung (D. Warneck). Auch sollen die deutschen Missionsgesellschaften nicht allein vorgehen, sondern sich mit den kontinentalen in Verbindung setzen. Eine Gesamtvertretung der kontinentalen Mission wird größeren Nachdruck und Einfluß gewinnen (D. Warneck, D. Zahn). Es soll auch versucht werden, zu den nächsten Bremer Konferenzen englische Missionsmänner, die des Deutschen mächtig sind, einzuladen, damit sie in deutsche Missionsarbeit und Missionsanschauung einen Einblick gewinnen (P. Kurze). Die Konferenz beauftragte den Ausschuß der deutschen Missionen alle zur Ausführung dieser Beschlüsse erforderlichen Verhandlungen in ihrem Namen zu führen.

Nach einer einstündigen Pause trat sodann die Konferenz an ihr viertes Hauptthema heran, und Missionsinspektor Dr. Schreiber erstattete ein Referat über „die Organisation der Frauenmissionsarbeit". Folgende Thesen lagen demselben zu Grunde:

1. Wir sehen in den Missionsschwestern eine dankenswerte Bereicherung der Missionsarbeit, sind aber zugleich davon übeuzeugt, daß wir in dieser Sache nicht alles den Engländern und Amerikanern nachmachen dürfen.

2. Als wichtigste Direktive für die Bestimmung der Berufssphäre der Missionsschwestern muß uns die Frauenarbeit in der Innern Mission Deutschlands gelten.

3. Zur Erlangung der geeigneten Kräfte werden uns die Diakonissenhäuser in der einen oder andern Weise sehr wesentliche Dienste leisten können. Aber es wird nicht geraten sein, die Schwestern zugleich unter die Direktion der Miss.-Gesellschaften und der Diakonissenhäuser zu stellen. Für Errichtung eigner Bildungsanstalten dürfte die Zeit noch nicht gekommen sein.

4. Ebenso wie die Missionare müssen sich auch die Missionsschwestern auf Lebenszeit verpflichten, woraus sich für die Miss.-Gesellschaften die Verpflichtung ergiebt, für Alte und Invalide unter ihnen zu sorgen.

5. Die Missionsschwestern müssen irgendwie in den Organismus der übrigen Missionsarbeiter eingegliedert werden, und zwar so, daß sie

a) dem Leiter des betreffenden Missionsgebietes unterstellt sind,

b) entweder einzeln sich an die Familie des Stationsmissionars anschließen, oder zu je zwei oder drei eine eigene Haushaltung für sich führen.

c) Unter sich müssen sie eine eigene Verbindung haben und gemeinsame Wünsche auf der Konferenz zur Sprache bringen können.

d) Wo ihre Zahl eine größere wird, übernimmt eine von ihnen, als Oberschwester, die Leitung der Schwestern-Konferenz.

e) Es ist wünschenswert, daß auch die Missionarsfrauen, soweit sie dazu Zeit haben, sich ebenso wie an den besonderen Arbeiten, so auch an den Konferenzen der Schwestern beteiligen.

In der Diskussion wurden zuerst die Erfahrungen ausgetauscht, welche die einzelnen Missionsgesellschaften mit der Verwendung von Missionsschwestern gemacht haben. Auf Java haben sich die Missionare entschieden gegen ihre Aussendung erklärt (Adriani). Berlin I hat zwar eine ausgesandt, hat aber nicht die Absicht, ihr mehr folgen zu lassen (Merensky). In der Brüdergemeinde hat jede Missionarsfrau die Pflicht, sich selbst mit an der Missionsarbeit zu beteiligen (Schneider); gegen die Aussendung lediger Schwestern haben fast auf allen Missionsgebieten die Missionare Bedenken erhoben (Buchner). Die rheinische Mission hatte auch große Bedenken; aber seit eine Engländerin in Sumatra Bahn mit der Frauenmissionsarbeit gebrochen hat, heißen die Missionare weitere Missionsschwestern herzlich willkommen (Dr. Schreiber). In Indien finden gut ausgebildete Schwestern an Schulen, solche mit medizinischen Vorkenntnissen in den Senanas oder als Hebammen mehr und mehr Verwendung (Dr. Nottrott). Auch für akademisch gebildete Frauen ist an den Frauenhospitälern und den hohen Schulen viel Raum (D. Plath). In Westafrika sind sie besonders nötig zur Erziehung des weiblichen Geschlechts, das in den Augen des Volkes, auch der eingeborenen Lehrer als minderwertig und nicht der Erziehung bedürftig gilt (D. Zahn).

Zur Ausbildung von Missionsschwestern hat der Morgenländische Frauenverein ein eigenes Schwesternheim gegründet (1896), welches aber erst zwei Zöglinge hat (P. Schwartzkopff). Die Konferenz erklärte sich entschieden gegen diese Neugründung, Anstaltsbildung ist für das weibliche Geschlecht bedenklich (P. Miescher). Wir haben gebildete Mädchen genug, die nur zu gern in den Missionsdienst treten würden. Neben den Diakonissenhäusern kommen vorwiegend die Lehrerinnen-Seminare als Ausbildungsstätten in Betracht (D. Warneck). Die Leipziger und die Bremer Mission sind sehr gut gefahren mit ihren Diakonissen aus dem Neudettelsauer und und St. Anschar Mutterhause; beide haben mit dem Mutterhause das Abkommen getroffen, daß die Diakonissen von dem Tage an, wo sie Deutschland verlassen, lediglich unter der Leitung der Mission stehen; daß sie aber in den Verband und unter die Leitung ihrer Mutterhäuser zurücktreten, sobald sie ihren Fuß wieder auf deutsche Erde gesetzt haben (D. Zahn und Dir. von Schwartz). Dieses Abkommen hat sich vortrefflich bewährt. Eine Schwierigkeit bleibt allerdings die Unterbringung der Missionsschwestern auf den Stationen. Es wird nicht immer angehen, sie bei dem verheirateten Missionar in Kost und Pension zu geben. Besonders in ungesundem Klima wird es kaum zu umgehen sein, sie in einer Art evangelischem Kloster einen besonderen Haushalt führen zu lassen (D. Zahn). Es ist kaum geraten, ihnen eine eigene Organisation, Separatkonferenzen und dergleichen zu geben (Dr. Nottrott).

Das letzte Verhandlungsthema des Mittwochs betraf den „Privaterwerb der Missionare". Prof. Dr. Plath hielt das einleitende Referat und legte demselben die folgenden Leitsätze zu Grunde.

1. Da es sich bei dem Privaterwerbe der Missionare nicht nur um das soziale, sondern auch um das ethische Gebiet handelt, so ist es eine missionsregimentliche Pflicht, denselben nicht zu ignorieren, sondern zu beachten.

2. Unter den Gefahren, welche der sich immer mehr entwickelnden protestantischen Missionssache drohen, ist die eine die der Verweltlichung: wird dieselbe wachsen oder sich mindern, wenn wir uns indifferent dazu stellen, ob und wie weit der Privatbesitz des Missionars sich vermehrt oder nicht?

3. Es finden sich Spuren, daß das Regiment großer festfundierter Kirchenkörper der Angelegenheit Aufmerksamkeit zuwendet. Den Beamten eines großen englischen Kolonialreiches ist es verboten, Häuser und Grundstücke zu erstehen und zu behalten.

4. Unter den Regeln für die Missionare der Englisch-kirchlichen Gesellschaft findet sich ein ausdrückliches Gebot, daß dieselben sich von dem Vermehren ihres Besitzes zurückzuhalten haben. Das Aufrichten solcher Ordnung ist nachahmenswert.

5. Hinsichtlich der Möglichkeiten, wie ein Missionar seinen Besitz vermehren kann, gilt der Satz: Practica est multiplex.

6. Das Licht, welches von der Missionspraxis der Apostel und von Stellen wie 2. Tim. 2 und 1. Tim. 6 auf unsern Gegenstand fällt, mache uns klar, daß, wenn auch nicht die Lebensformen die gleichen bleiben können, doch die Gesinnung ideal gerichtet sein muß!

7. Die Neigung, den Privatbesitz zu vermehren, schadet den Seelen der Missionare und lähmt ihre Arbeit; folgen sie der Neigung und haben Erfolg, so leidet das Zusammenleben der ganzen Gemeinschaft empfindlichen Schaden.

8. Der Missionsdienst als ein Ehrendienst im Reiche Gottes erheischt es, daß wir uns in den verschiedenen Lebenssphären nicht mit Engherzigkeit, sondern mit heiligem Takte verhalten. Auch in Bezug auf den Privaterwerb leite Gott der heilige Geist alle, die seine Werkzeuge sein wollen!

In der Debatte stellte sich heraus, daß alle Gesellschaften dieser Frage mit heiligem Ernste gegenüberstehen, alle in der Überzeugung, daß alle Zeit und Kraft der Missionare der Mission gehören, und daß jeder Gelderwerb neben und außer der Mission unerlaubt ist. Bei dieser Übereinstimmung in den Prinzipien findet aber doch eine Ungleichmäßigkeit der Beurteilung einschlägiger Fälle statt, die es vielleicht besser wäre, durch gemeinsame Regulative einheitlicher zu gestalten. Die Missionare, das darf man nicht vergessen, sind doch dadurch verhältmäßig gut gestellt, daß ihnen alle Nahrungssorgen, auch die Sorge für die Erziehung der Kinder bis zum 16. Jahre abgenommen ist (P. Schneider). Vielleicht wäre es ratsam, diese Altersgrenze sogar noch um zwei Jahre hinauszuschieben (Dr. Fries). Alle Missionsleitungen können es nur billigen, wenn die Missionare von ihrem knapp bemessenen Gehalte Ersparnisse machen, die allerdings bei den vielfach an sie ergehenden Anforderungen, zumal in Indien bei der sie von allen Seiten umgebenden Armut nicht groß sein werden (Senior Handmann). Auch über ihr Privatvermögen haben die Missionare selbstverständlich freie Verfügung (von Schwartz); nur ist es vielleicht besser, daß es die Mission ihnen, wie es die Barmer thut, verwaltet und zu 4 Proz. verzinst (Spiecker), als daß sie es auf das Missionsfeld hinausziehen und dadurch leicht in Geldgeschäfte oder Spekulationen verwickelt werden. Es sind in manchen Gesellschaften Verfehlungen der Missionare vorgekommen, immer zum schweren Schaden der Mission, aber sie gehören doch Gott Lob! zu den seltenen Ausnahmen.

Nun liegen aber hier und da schwierige Verhältnisse vor. Die Brüdergemeinde hat große Geschäftszweige und kann sie nicht entbehren. So streng also jeder Privaterwerb bei den Brüdermissionaren ausgeschlossen ist, so wenig können diese persönlich von den Kaufgeschäften befreit werden (Buchner). In Südafrika tauchte bei den Hermannsburgern die sehr wichtige Frage auf, was aus den Missionarskindern werden solle. Nicht alle eignen sich dazu wieder Missionare zu werden. Das Handwerk hat in Südafrika keine Aussichten. Der wichtigste Stand, der in Frage kommt, ist der Bauernstand. Darum haben viele Missionare ihre Söhne Farmer werden lassen. So kann die Familie bei einander bleiben; und manche Missionarsfamilie ist der Grundstock eines blühenden deutschen Gemeinwesens geworden (Haccius). Auch Berlin I hat nicht verhindert, daß einzelne Missionare, zumal bei den außerordentlich günstigen Verhältnissen früherer Jahrzehnte, Grund und Boden erworben haben. Nur darauf besteht die Gesellschaft, daß 1. nie von den Eingeborenen gekauft wird; 2. nie ein Missionar seine Farm selbst bewirtschaftet (Merensky).

Am Abend des Mittwoch, des 26. Mai, fand noch eine Spezialkonferenz der Vertreter der deutschen Missionsgesellschaften statt. Zehn Gesellschaften waren durch Delegierte vertreten. Es wurde zunächst vom Ausschuß ein eingehender Bericht über seine bisherige Thätigkeit erstattet; er ließ einen Blick in eine vielseitige und erfolgreiche Vertretung der deutschen Missionsinteressen sowohl der Kolonialregierung wie dem Oberkirchenrat und andern Instanzen gegenüber thun. Von den vielen Verhandlungsgegenständen wurden die 23 wichtigsten kurz charakterisiert. Auf Grund dieser erfolgreichen Arbeit wurde der Ausschuß mit überwiegender Mehrheit wiedergewählt. Er besteht aus den Herrn Inspektor Oehler, von Schwartz (Leipzig), Buchner (Herrnhut), Dr. Schreiber (Barmen), Professor D. Warneck. Um seiner Arbeit eine klar umgrenzte, autoritative Stellung zu geben, wurde ein zu diesem Zwecke von Missionsdirektor Buchner ausgearbeitetes Regulativ von der Konferenz ohne Einzelberatung en bloc angenommen.

Auch der dritte Tag der Konferenz, Freitag der 28. Mai, brachte noch eine Reihe wichtiger Verhandlungen. Die ersten zwei Stunden wurden durch die Besprechung der Beschneidungsfrage in Anspruch genommen. Es handelte sich darum, zu entscheiden: kann die evangelische Mission die Sitte der Beschneidung als eine an sich harmlose Volkssitte anerkennen und sich begnügen, die abergläubischen und unsittlichen Anhängel derselben zu beseitigen? Oder ist die Sitte so sehr mit dem Heidentum und der Unsittlichkeit verwachsen, daß die Mission sie ganz wie ein eiterndes Geschwür ausschneiden muß. Es wurden zwei von einander unabhängige Referate vorgelegt; dasjenige des Leipziger Missionsdirektors von Schwartz stellte sich auf den gemäßigten Standpunkt der Konservierung, das des Berliner Missionsinspektors Merensky, der als erfahrener, südafrikanischer Missionar besonders berufen war, ein maßgebendes Urteil abzugeben, vertrat den entschiedenen Standpunkt der absoluten Verwerfung. Wir teilen hier die Leitsätze der beiden Referate mit, durch welche dieser Gegensatz hindurchgeht.

a.

1. Die Beschneidung, welche bei zahlreichen heidnischen Völkerschaften in allen vier außereuropäischen Erdteilen, und zwar oft auch für das weibliche Geschlecht, als Volkssitte besteht, ist nicht religiösen Ursprungs, ist aber gegenwärtig vielfach mit

abergläubischen und regelmäßig mit obscönen Dingen verknüpft, darum kann die Mission nicht gleichgültig dagegen sein.

2. Im Alten Testament hat Gott die Beschneidung geboten, im Neuen Testament hat St. Paulus sie an dem Timotheus vollzogen. Daraus folgt, daß die Beschneidung an sich nicht sündhaft ist. Eine gegensätzliche Stellung zur Beschneidung selbst ist daher nicht geboten.

3. Eine gegensätzliche Stellung der Mission zur Beschneidung ist aber auch nicht ratsam. Denn sie kann leicht ein schweres Hindernis für die Missionsarbeit werden, weil sie

a) den Übertritt ohne Not erschwert,

b) die unbeschnittenen Getauften ihrem Volk entfremdet und in schwere Konflikte bringt,

c) das Christentum in unnötigen Gegensatz bringt zur sittlichen Anschauung der Naturvölker, welche die Übernahme der Beschneidung als einen Beweis von Mut und Standhaftigkeit ansehen,

d) die Beschneidung zum Schibboleth des Heidentums stempelt und ihr dadurch Rückhalt und Bedeutung verleiht.

4. Wenn heidnische Eltern eines Volkes, bei dem die Beschneidung Volkssitte ist, ihre Kinder den Missionaren zur Erziehung anvertraut haben, so ist die Beschneidung nicht zu verbieten. I. Kor. 7, 18. Aber es ist darauf zu dringen, daß sie ohne religiöse Ceremonieen und ohne Obscönitäten vorgenommen werde.

5. Wer die Taufe begehrt, muß versprechen, allem Teufelsdienst und allem sündhaften Wesen zu entsagen. Da die Beschneidung an sich dazu nicht gehört, ist das Versprechen, die Beschneidung in seiner Familie zu unterlassen, nicht zur Bedingung der Taufe zu machen, wohl aber die klare Erkenntnis, daß die Beschneidung in religiöser Beziehung gleichgültig sei. I. Kor. 7, 19; Gal. 5, 6.

6. Das Wort St. Pauli, Gal. 5, 2: „Wo ihr euch beschneiden laßt, so ist euch Christus kein nütze", kommt für die Beurteilung der vorliegenden Frage nicht in Betracht. Denn es richtet sich gegen den Versuch, solchen, bei denen die Beschneidung n i c h t Sitte war, diese aus religiösen Gründen — zum Zeichen der Übernahme des jüdischen Gesetzes als notwendige Bedingung des Heiles — aufzuzwingen, wovon gegenwärtig überhaupt nicht die Rede ist.

8. Entstehen infolge dieser Taufpraxis christliche Gemeinden, in denen die Beschneidung in Übung ist, so sollen wir davor nicht erschrecken. Denn in der apostolischen und nachapostolischen Zeit ist es ebenso gewesen. (von Schwartz.)

b.

1. Die Beschneidung, welche bei Negern und Bantu an beiden Geschlechtern geübt wird, trägt überall ein heidnisch-religiöses Gepräge.

2. Obwohl sie bei den einzelnen Stämmen nach verschiedenem Ritus vollzogen wird, ist sie überall mit echt heidnischen Gebräuchen verbunden, die mit ihrem Wesen in ursächlichem Zusammenhange stehen.

3. Für die Jugend beiderlei Geschlechts wird der Vorgang anziehend gemacht durch allerlei Fleischesdienst, der mit ihm verbunden ist.

4. So stellt die Beschneidung ein Bollwerk des Heidentums dar, welches fallen muß, wenn das afrikanische Volksleben ein christliches werden soll.

5. Eine Reformation der Sitte in christlichem Sinne erscheint unmöglich, weil ihr heidnische Anschauungen zu Grunde liegen. Dazu fehlen die Instanzen, welche eine bis auf den Grund gehende Reform ins Werk setzen könnten.

6. Die christliche Mission hat deshalb die Pflicht, bei Aufnahme in die Gemeinde von dem Täufling zu fordern, daß er diesem Werk des Satans entsagt, und hat durch das Mittel der Kirchenzucht etwaiger aktiver oder passiver Teilnahme an der Beschneidung mit aller Strenge bei ihren Getauften entgegenzutreten.

7. An Stelle der Übungen, welche bei der heidnischen Jugend der Beschneidung vorangehen, tritt bei den eingeborenen Christen der Schul- und Konfirmanden-Unterricht; an Stelle der Beschneidung tritt die kirchliche Konfirmation.

8. Beispiele beweisen, daß die Beschneidung für die Afrikaner nicht notwendig ist, und daß sie ohne Schaden für das Volkstum abgeschafft werden kann, wo sie bis dahin bestanden hat.

9. Es ist höchst wünschenswert, daß Missionare, die neu in das afrikanische Arbeitsfeld eintreten, sich in Bezug auf Behandlung dieser Unsitte nicht zu Versuchen herbeilassen, die sie in Gegensatz stellen zu der bisher geübten Praxis und zu dem Gewissen der aus den Afrikanern gesammelten Christengemeinden. (Merensky.)

Die sich an die beiden Referate anschließende Diskussion stellte fest, daß die Beschneidung bei verschiedenen Völkern verschieden gehandhabt wird; es kommt deshalb darauf an, ihren Charakter bei jedem einzelnen Volk klar zu erkennen. Von den Inseln Melanesiens berichtete Pfr. Kurze, daß dort nach dem Urteil erfahrener Missionare die Beschneidung eine harmlose Volkssitte sei, die sich ohne Schaden in die christliche Gemeinde eingebürgert habe. Auf der Goldküste ist erst im Jahre 1893 bei einigen christlichen Gemeinden die Beschneidung gefunden, sie ist dort aber so eingewurzelt, daß ein gewaltsames Angehen gegen die Sitte zur Zersprengung der Christengemeinde geführt hätte. Man beschränkte sich deshalb in Übereinstimmung mit der Goldküstensynode darauf, die Sitte durch moralische Einflüsse langsam von innen heraus zu überwinden (Insp. Oehler). Bei den Ovambo ist die Sitte der Knabenbeschneidung abgekommen, dagegen werden die Mädchen mit großer Feierlichkeit und Unsittlichkeit beschnitten, und die Sitte ist ein schweres Hindernis der Mission (Miss. Björklund). Auf Madagaskar werden nur die Knaben vor der Verheiratung beschnitten. Die Sitte hat keinen religiösen Charakter, und es ist damit allerlei nicht Schönes, aber doch nichts direkt Sündliches verbunden. Die Mission arbeitet langsam auf Beseitigung der Sitte hin und hat sie in Betsiléo schon fast beseitigt (Insp. Dahle). Alle Vertreter der südostafrikanischen Mission — Insp. Merensky und Dir. Haccius für die Bassuto und Sulu, Prof. Krüger für die Bassuto Moschesch's und Dir. Buchner für die Kaffernstämme — waren einstimmig in der absoluten und rücksichtslosen Verwerfung der Beschneidung und gingen so weit, zu behaupten: Die Beschneidung ist das Bekenntnis zum Heidentum. Wer sich beschneiden läßt, verliert eben dadurch jede Zugehörigkeit zur Christengemeinde, und wir können garnicht anders als ihn ausschließen. Insp. Merensky faßte seine Meinung zum Schluß so zusammen und fand damit im wesentlichen die Zustimmung der Konferenz: „Bei allen Bantuvölkern Afrikas hat, soweit ich es beurteilen kann, die Beschneidung überall denselben Charakter; die daran hängende Unsittlichkeit ist überall die Hauptsache, es ist die Weihe zum vollen Fleischesgenuß. Deswegen muß sich die Mission absolut ablehnend stellen."

Das nächste Thema, das zur Verhandlung gestellt wurde, war ein sehr peinliches. Es galt gegenüber der rücksichtslosen Propaganda Roms eine gemeinsame Stellung der evangelischen Missionsgesellschaften zu beraten. Missionsdirektor Buchner hielt das einleitende Referat und stellte folgende Leitsätze auf:

In anbetracht der Thatsache, daß die katholische Kirche heutzutage überall auf dem Missionsgebiet eine grundsätzlich feindliche Stellung gegen die evangelische Mission einnimmt, mit aller Absicht ihre Arbeit, wo es nur irgend möglich ist, stört und in ihre Gebiete und Arbeit hemmend eingreift, einigen sich die evangelischen Missionen ihr gegenüber zu folgenden Grundsätzen:

1. Die evangelischen Missionen erkennen in keiner Weise künftig feste, der katholischen Kirche als solcher allein zustehende Gebiete an, sondern beanspruchen für sich dasselbe Recht, welches die Katholiken beanspruchen, überall mit ihrer Arbeit einzusetzen, auch wenn in diesem Gebiete Katholiken schon thätig sein sollten.

2. a) Die Gültigkeit der katholischen Taufe wird zwar grundsätzlich anerkannt.

b) Da aber, wie die Erfahrung zeigt, die katholische Mission in Erteilung derselben sehr leichtfertig verfährt, so kann es Fälle geben, in welchen die Wiederholung der Taufe nicht nur gestattet, sondern geradezu geboten sein dürfte, um nicht dieses Sakrament in den Augen der Heidenchristen seinen Wert völlig verlieren zu lassen. Es muß den einzelnen Gesellschaften überlassen bleiben, im einzelnen Fall über Anerkennung oder Nichtanerkennung der katholischen Taufe zu erkennen und ihre Missionare mit dementsprechenden Anweisungen zu versehen.

3. Die Missionsgesellschaften wollen künftig alle Fälle katholischer Eingriffe innerhalb ihres Gebietes in geeigneter Weise zur Kenntnis der anderen Gesellschaften bringen und nötigenfalls der Öffentlichkeit preisgeben.

Es braucht kaum betont zu werden, daß durch die Versammlung kein kulturkämpferischer Geist ging; aber die Thatsachen, welche vom Referenten und einigen anderen Mitgliedern der Konferenz mitgeteilt wurden, waren einfach empörend. So erzählte Dr. Nottrott, wie der Jesuitenpater Linvens in Tschota Nagpur Boten vor sich hergesandt und die Einwohnerschaft ganzer Dörfer habe in Reih und Glied aufstellen lassen, die Männer zur Rechten, die Frauen zur Linken. Vor dem Dorfe angekommen, stieg er von seinem Pferde, schritt durch die lange Reihe, spritzte über sie Wasser und murmelte unverständliche Worte. Nach dieser Ceremonie ritt er davon oft auf Nimmerwiedersehen! Der Referent erzählte, wie in Surinam in letzter Zeit wiederholt Kinder getauft seien ohne Vorwissen ihrer Eltern und ohne eine Ahnung zu haben, was mit ihnen vorgehe. Nur der Taufschein, den ihnen der Priester mitgegeben hatte, unterrichtete die Eltern und den Missionar von dem, was vorgefallen war. Bei aller Bereitwilligkeit die römische Taufe anzuerkennen, sah sich deshalb die Missionskonferenz nach längerer, ernster Beratung in ihrem Gewissen gedrungen, 1. auch ihrerseits auf die bereits geschehene Besetzung eines Missionsgebiets durch die Katholiken hinfort keine Rücksicht mehr zu nehmen; und 2. die Giltigkeit von römischen Massen- oder erschlichenen Taufen nicht anzuerkennen.

Das letzte Referat hielt Missionsinspektor D. Zahn (Bremen) über das Thema der Missionar als Anwalt der Eingeborenen. Er führte etwa folgendes aus: Es ist für den Missionar nicht unbedenklich, wenn er die weltlichen

Interessen seiner Schutzbefohlenen vertritt, weil er dadurch leicht in Gefahr kommt, in weltliche Händel verwickelt und seinem eigentlichen, geistlichen Berufe entfremdet zu werden. Aber auf der andern Seite ist es unumgänglich notwendig, daß die Eingebornen in den Kolonieen jemand haben, der ihre Interessen vertritt. Denn die Kaufleute und Reisenden haben nur ihr eigenes Interesse, nicht das der Eingeborenen im Auge. Und auch den Kolonialregierungen fehlt es gar oft an ethischer Erfassung ihrer Aufgabe. Da ist der Missionar der geborene Vertreter der Interessen der Eingeborenen, weil er der einzige ist, der aus Liebe zu ihnen kommt, und der auch am meisten ihr Vertrauen gewinnt. Nun ist es aber durchaus nicht wünschenswert, daß der Missionar die Sache der Eingeborenen selbst unter seinem Namen führt. Er würde sich dadurch unnütz blosstellen, sich in Gefahr bringen und vielleicht gar seine Wirksamkeit untergraben. Deswegen ist es dringend erwünscht, daß sich in Deutschland eine Centralstelle bilde, wohin die Missionare und die Missionsgesellschaften alle ihre Beschwerden und Bedenken berichten, und die dann, mit diesem Material ausgerüstet, in der Öffentlichkeit die Sache der Eingeborenen führt. D. Zahn schlägt vor, den „evangelischen Afrikaverein“ mit dieser Aufgabe zu beauftragen.

In der Debatte fand D. Zahns Vorschlag allgemeine Zustimmung. Es ist uns, so wurde ausgeführt, bei unsern vielseitigen und verantwortungsvollen Arbeiten als Missionsleitungen ganz unmöglich, selbst im Interesse der Eingeborenen zu agitieren (Insp. Oehler). Eingaben an die Regierungen, Benutzung der Tagespresse und Übertragung der Aufgaben einer Schutzgesellschaft für die Eingeborenen an den Evangelischen Afrika-Verein seien wohl die gegebensten Wege (D. Warneck).

Auf Grund dieser sympathischen Haltung der Konferenz nahm der anwesende Sekretär des evang. Afrika-Vereins Pfr. Müller (Groppendorf bei Hakenstedt) das Wort, um die Stellung seines Vereins zu dieser Frage zu präzisieren. Er denkt sich seine Arbeit analog der der englischen Aborigines protection society, die trotz ihrer geringen Mitgliederzahl einen sehr großen Einfluß ausübe und Hervorragendes geleistet habe. Es sei seines Vorstandes aufrichtiges Streben, den evangelischen Missionsgesellschaften zu dienen und ihnen diesen Teil ihrer humanitären Aufgabe abzunehmen, den sie selbst durchzuführen nicht in der Lage seien. Er bitte nur darum, daß ihm auch seitens der Gesellschaften und ihrer Missionare das erforderliche Material zugestellt werde, und er hat während seiner kürzlich ausgeführten Reise in England mit den leitenden Persönlichkeiten der Ab. Prot. Soc. Verbindungen angeknüpft, um auch mit diesen Hand in Hand zu arbeiten.

Damit war das offizielle Programm der 9. kontinentalen Missionskonferenz erledigt, und die Konferenz wurde Mittags 1 Uhr mit Gesang und Gebet geschlossen. Die meisten Mitglieder blieben aber noch zu der gemeinsamen Mittagstafel beisammen, bei welcher ernste und heitere Toaste in erfreulicher Fülle wechselten. Es waren, wie konstatiert wurde, 8 Länder vertreten, welche fast 1000 Missionare und gegen 700 000 Heidenchristen repräsentierten. Man befand sich in einer Missionsversammlung, die ebenso eine große Familie wie ein Hauptquartier der Arbeit für das Reich Gottes darstellte.

Die Basler Chinamission vor fünfzig Jahren und heute.[1]

In diesem Jahre feiert unsere chinesische Mission ihr fünfzigjähriges Jubiläum. Am 19. März 1847 stiegen nämlich die Gründer derselben, die Missionare Lechler und Hamberg in Hongkong ans Land. Wie hatten sich doch damals (nach dem Frieden von Nanking) die lieben Missionsfreunde in der Schweiz und in Deutschland darüber gefreut, daß China „offen" sei! In Wirklichkeit waren aber nur die an England abgetretene Insel Hongkong und fünf Hafenstädte dem Handel und auch der Mission geöffnet. Nichtsdestoweniger glaubte der frühere Missionar und damalige englische Beamte in Hongkong, Dr. Gützlaff — auf dessen Anregung die Missionare gekommen waren und in dessen „chinesischen Verein" sie eintraten — daß sie es wagen dürften, auch außerhalb der fünf Hafenstädte zu arbeiten. Dabei verhehlte er den Missionaren nicht, „daß sie dabei auf ihr Vaterland Verzicht leisten und der Gesellschaft von Europäern Lebewohl sagen müßten." — Die beiden Brüder, die das früher auch bei sich gedacht, und allerlei Verleugnungsideen hatten, mußten nun doch erst erkennen, daß alles erfahren werden, und man alles noch besser kennen lernen müsse. In ihrer finstern, engen Wohnung mitten im Chinesenviertel in Hongkong, wo beide nur ein Zimmer miteinander bekamen, hatten sie keine Zeit, über Verleugnung nachzudenken. Sie legten sich sogleich mit großem Eifer auf die Erlernung der schweren, chinesischen Sprache, was für die Anfänger um so schwieriger war, da ihnen, besonders für die Umgangssprache, keine Vorarbeiten oder litterarischen Hilfsmittel vorlagen. Sie mußten die Umgangssprache den Leuten ablauschen und nach und nach Wörterbücher anlegen.

Mit der geschriebenen Sprache war es allerdings anders, lag doch z. B. die Bibel übersetzt vor, und die chinesische Litteratur ist unermeßlich reich. Die Schriftzeichen sind aber, wie bekannt, sehr schwer zu erlernen. Dr. Gützlaff gab ihnen den Rat, täglich 300 derselben zu schreiben. Damit sie aber keine Stubengelehrten würden, sollten sie öfters hinüber aufs chinesische Festland, ins Volk hinein, teils um die Sprache leichter zu erlernen, teils um die, dem „chinesischen Verein" angehörenden Nationalgehilfen zu beaufsichtigen. Br. Lechler sollte das im Osten der Kwangtung-Provinz, die Hongkong gegenüber liegt, gesprochene Hoklo lernen, und unter den Hoklo arbeiten; Br. Hamberg sollte sein Arbeitsfeld unter den Hakka, die hauptsächlich im Nordosten jener Provinz wohnen, suchen,

[1]) Ev. Heidenbote 1897. Nr. 1.

fixiert wurde, ist das Neue Testament sowohl mit lateinischen Buchstaben, als auch mit chinesischen Zeichen gedruckt worden, ebenso einige andere Bücher. Zudem ist in der letzteren Sprache ein Wörterbuch in Hoklo und in Hakka von Br. Lechler ausgearbeitet worden.

Haben sich die Neugewonnenen auch nicht alle bewährt — manche mußten sogar wieder ausgeschlossen werden — und sind die Heiden bis jetzt noch nicht in Scharen gekommen, so darf uns das unsere Freude an der Mission in China nicht verderben. Die Juden zu des Heilandes Zeit waren auch immer recht verkehrt. Die Griechen und Römer und unsere deutschen Vorfahren haben sich auch lange gesträubt. Es wäre der größte Undank, das Gnadenwerk des Herrn zu verkennen, das er in China angefangen hat, um der geringen Zahlen willen. Wir könnten viel erzählen von göttlicher Leitung, göttlicher Bewahrung, göttlicher Durchhilfe und von der Geisteswirkung Gottes, wenn der Raum es gestattete. Ja, wir dürfen bekennen: der Herr hat Großes an uns gethan. Und: Herr, wir sind zu geringe aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an uns gethan hast.

An die göttliche Treue und Barmherzigkeit klammern wir uns auch an für die Zukunft, nicht nur in betreff innerer Schwierigkeiten, deren es immer noch genug giebt, sondern auch in Bezug auf äußere Gefahren. Wie unsere Mission schon in der Anfangszeit von Räubern zu leiden hatte, so auch, wie bekannt, im vorletzten Jahr. Nach den neuesten Nachrichten drohten sie im letzten Herbst wieder ihr Haupt zu erheben.

Einige Mandarine stellten in den letzten Zeiten mancherlei Schwierigkeiten ab, was wir dankbar anerkennen, andere vermehrten dieselben aber trotz der kaiserlichen Proklamation von Religionsfreiheit. Leider steht die Regierung und das Volk im großen Ganzen auch heute noch der Mission mißtrauisch gegenüber, wenn auch das Vorurteil gegen die Fremden an manchen Orten gewichen ist, wie z. B. der letzte Heidenbote von unserer jüngsten Station Moilim berichten konnte, „daß die Missionare nicht mehr in aller Chinesen Augen „Teufel“ seien.“

Etwas wollen wir nicht vergessen: Unter der Schar der Missionare draußen in China befindet sich noch einer ihrer Begründer, unser geliebter Br. Lechler. Vollkommen rüstig steht er in voller Thätigkeit in Hinnen, einem der vorgeschobensten Posten unserer Mission, und dehnt seine Seile aus bis an die Grenzen der Provinz Kongsi. Wenn er diese 50 Jahre an seinem Geistesauge vorüberziehen läßt, welch deutliche Beweise der göttlichen Treue und Barmherzigkeit mögen sich ihm aufdringen. Der Heidenbote möchte diese Gelegenheit benützen, und ihm über die „tausend

Berge und zehntausend Meere" hinüber herzlich gratulieren und zu seinem Jubiläum Gottes reichen Segen wünschen. Möge sich auch an ihm erfüllen, was denen verheißen ist, die im Hause Gottes gepflanzt sind: „daß, wenn sie gleich alt werden, dennoch blühen, fruchtbar und frisch seien, daß sie verkündigen, daß der Herr fromm ist, mein Hirt, und ist kein Unrecht an ihm." Als Antwort wird er wohl der ganzen Missionsgemeinde zurufen: „Darum, meine lieben Brüder, werdet fest, unbeweglich, und nehmet immer mehr zu in dem Werke des Herrn, sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn."

Missionsrundschau.

Von A. Merensky.

Süd-Afrika II.

Durch die geschilderten Kämpfe und die allgemeine Ungunst der Verhältnisse ist in Süd-Afrika auch das dort betriebene Missionswerk vielfach gehemmt und belästigt worden, ohne daß es aber in irgend einem Teile des weiten Gebiets zum völligen Stillstand gekommen wäre. Werfen wir den Blick zunächst auf Deutsch-Südwest-Afrika, so sehen wir, wie im äußersten Norden die schwierigen Anfänge der Arbeit erstarkt sind. Auf der Rheinischen Ovambo-Station Omupanda sind 13 Erstlinge nach kaum vierjähriger vorbereitender Arbeit getauft worden. Da die Sprach-Schwierigkeit überwunden ist, es liegen bereits Teile der h. Schriften in der dort gesprochenen Mundart vor, und den Täuflingen Lob gespendet wird, darf man auf baldige Vermehrung der kleinen Gemeinde hoffen. Daß auch hier in diesem entlegenen Gebiet die Thüren offen sind, zeigt die Nachricht, daß der dort lebende kleine Stamm der Uakalusi um Zusendung von Missionaren gebeten hat. Zwischen dem Ovambo- und dem weiter südlich gelegenen Herero-Lande ist eine neue Station Oniha oder Ghaub angelegt worden.

Im Süden des deutschen Gebietes haben sich die politischen Verhältnisse gefestigt. Immer bestimmter werden Samuel Maharero unter den Herero und Hendrik Wittbooi unter den Nama als Oberhäuptlinge anerkannt. Leider kommt immer mehr brauchbares Land in die Hände von Weißen, Buren wie Europäern. Da ist es günstig, daß der Rhein. Missionsgesellschaft der Besitz des Haupt-Platzes im Norden, der Besitz von Otjimbingue, von der deutschen Regierung endlich zugesichert ist. Die Gesellschaft hatte den Platz früher für 12000 Mk. erworben. Hier in Otjimbingue ist neben Missionar Meyer jetzt der junge Missionar Pastor Olpp stationiert, welcher die Deutschen bedienen und eine Schule für weiße Kinder einrichten soll. An diesem Ort finden sich vier Gemeinden, eine von Deutschen, eine von Herero, eine andere von Berg-Damara und endlich eine Bastard-Gemeinde. Windhuk, der Mittelpunkt der deutschen Verwaltung, ist auch wieder besetzt worden und zwar im Einverständnis mit den Behörden durch Pastor Siebe, welcher dort sich zunächst der Deutschen annehmen soll.

und ihre Sprache lernen; während die ebenfalls mitgekommenen Missionare der Rheinischen Missionsgesellschaft Genähr und Köster sich an das im übrigen Teil von Kwangtung gesprochene Punti machten.

Gleich am ersten Sonntag besuchte Br. Lechler mit den ihm zugewiesenen Nationalgehilfen 25 Dörfer auf dem chinesischen Festland und hörte und sah, wie von diesen das Evangelium gepredigt wurde. Über ihre ersten Erfahrungen und Beobachtungen schreibt Br. Hamberg: „Die Unempfänglichkeit der Chinesen ist zwar nicht absolut, aber sehr groß. Ihr größter Weiser, Confucius, sagt an einer Stelle: „Ich habe noch keinen gesehen, der die eigenen Fehler einsieht und sich selbst zu verklagen weiß.“ Es liegt eine tiefe Wahrheit in diesen Worten, denn der chinesische Grundcharakter ist darin ausgesprochen; sie sind große Heuchler, sagen zu allem: ja, ja, aber thun nachher doch nichts. Es ist fast keiner in meiner Umgebung, der nicht sagt, er glaube an Jesum — aber es ist auch fast keiner, der wirklich zu Jesu kommen will, um geheilt zu werden. Die Ursache ist: ihre Herzen sind unlauter, sie hängen noch fest an Welt und Sünde, und wollen sich weder selbst richten, noch sich richten lassen. Wie kann aber der göttliche Same ohne Bereitung des Bodens durch ernstliche Buße in ihren Herzen tiefe Wurzeln fassen!“

Bald sollten die Brüder inne werden, daß nicht nur die Thüren der Herzen schwer zu erschließen waren, sondern daß auch die Thore des chinesischen Reiches noch nicht „offen“ waren. Trotzdem sie sich, um allzugroßes Aufsehen zu vermeiden, chinesisch kleideten, und nicht versäumten, ihr Haupthaar bis auf einen Haarbüschel rasieren zu lassen, und das übrig gebliebene Haar in einen Zopf zu flechten, erregte dennoch das Erscheinen der „fremden Teufel“ großes Aufsehen. Nur zu frühe und zu oft mußten sie auch die Erfahrung machen, daß sie im Lande der Räuber und Piraten sich befinden. Dieselben bohrten in stürmischen Regennächten, wo ein Geräusch weniger gehört wurde, Löcher durch die Mauern der Zimmer, in welchem sie schliefen, und stahlen, was ihnen beliebte. Im November des ersten Jahren wurden sie einmal nächtlicherweile auf einem Flußboot von einer Räuberbande überfallen und vollständig ausgeplündert, Br. Lechler leicht verwundet und ein Nationalgehilfe ermordet. Als die Verwandten des Ermordeten sich mit einer Klageschrift an den Mandarin oder Beamten wandten, glaubte derselbe am besten die Sache so zu schlichten, daß er die „fremden Teufel“ auswies.

Auch an anderen Orten, im eigentlichen Hokkoland, wurde Br. Lechler nicht weniger als sechsmal ausgewiesen, bis er sich Br. Hamberg anschloß

in der Arbeit unter den Hakka. Die Mandarine äußerten sich in ihren Ausweisungsbefehlen etwa folgendermaßen: „Es ist von altersher bekannt, daß China das Land der Wissenschaften ist, und jedermann weiß, wie der Glanz desselben auch die Barbaren erleuchtet hat. Davon hat man aber noch nie gehört, daß die Barbaren die Chinesen belehren könnten. Es ist jedoch der Obrigkeit zu Ohren gekommen, daß ein Ausländer die den Barbaren zugewiesene Grenze überschritten und sich ins Land eingeschlichen hat. Dadurch kommen die guten Sitten des Landes in Verwirrung, die Pflicht der kindlichen Liebe kommt außer Übung, den Göttern wird nicht mehr geopfert noch den Ahnen Verehrung gezollt. Wer den Barbaren noch ferner in seinem Hause beherbergt, auf dessen Haupt wird die obrigkeitliche Strafe mit unerbittlicher Strenge fallen, und die ganze Familie wird mit allen Angehörigen ausgerottet!"

Wie steht es heute in China, gerade auf unserem Arbeitsfelde aus? Mit großen Zahlen und großartigem Rühmen können und wollen wir nicht vor die Missionsgemeinde treten, aber Zeugnis geben von dem, was der Herr gethan hat, ist unsere Pflicht. Unser Werk hat sich trotz vieler Kämpfe auf dem so schwierigen Missionsgebiete stetig ausgebreitet und Wurzel im Volke gefaßt. Abgesehen von den vielen, nach aller Herren Länder Ausgewanderten, und der Schar, die schon vor Gottes Throne steht, zählen unsere Missionsgemeinden über 3000 Christen. Unsere Mission hat sich nicht nur in Hongkong und auf dem gegenüber liegenden Festland in den Kreisen Sinon und Tungkon ausgebreitet, sondern auch im sogenannten „Oberland". im Nordosten der Kwangtung-Provinz, in den Kreisen Honyen, Yunon, Tschhonglok, Lyungtschhon, Hinnen, Kayintschu, Tschinphin u. a. Fuß gefaßt. Ins „Oberland" wurde den Missionaren bekanntlich der Weg gebahnt durch einen früheren Gehilfen Dr. Gützlaffs, ein Mitglied des „chinesischen Vereins", von dem sich unsere Brüder übrigens bald trennten, da sie mit wichtigen Grundsätzen desselben nicht einverstanden waren. Statt zwei Missionaren, die immer wieder ausgewiesen wurden, weist unsere Mission 24 europäische und vier eingeborene Missionare auf. Dieselben werden unterstützt von 107 eingeborenen Predigern und Lehrern und sieben Lehrerinnen. Sie arbeiten auf 13 Haupt- und 32 Nebenstationen. Sodann haben wir eine Mittelschule und ein Predigerseminar, in welcher Nationalgehilfen herangebildet werden; außerdem weist unsere Mission viele Schulen auf, im Ganzen 58, mit 1172 Schülern. Auch auf dem Gebiet der „geschriebenen" Sprache ist viel geschehen; in der „gesprochenen" Sprache, die früher nie schriftlich

fixiert wurde, ist das Neue Testament sowohl mit lateinischen Buchstaben, als auch mit chinesischen Zeichen gedruckt worden, ebenso einige andere Bücher. Zudem ist in der letzteren Sprache ein Wörterbuch in Hoklo und in Hakka von Br. Lechler ausgearbeitet worden.

Haben sich die Neugewonnenen auch nicht alle bewährt — manche mußten sogar wieder ausgeschlossen werden — und sind die Heiden bis jetzt noch nicht in Scharen gekommen, so darf uns das unsere Freude an der Mission in China nicht verderben. Die Juden zu des Heilandes Zeit waren auch immer recht verkehrt. Die Griechen und Römer und unsere deutschen Vorfahren haben sich auch lange gesträubt. Es wäre der größte Undank, das Gnadenwerk des Herrn zu verkennen, das er in China angefangen hat, um der geringen Zahlen willen. Wir könnten viel erzählen von göttlicher Leitung, göttlicher Bewahrung, göttlicher Durchhilfe und von der Geisteswirkung Gottes, wenn der Raum es gestattete. Ja, wir dürfen bekennen: der Herr hat Großes an uns gethan. Und: Herr, wir sind zu geringe aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an uns gethan hast.

An die göttliche Treue und Barmherzigkeit klammern wir uns auch an für die Zukunft, nicht nur in betreff innerer Schwierigkeiten, deren es immer noch genug giebt, sondern auch in Bezug auf äußere Gefahren. Wie unsere Mission schon in der Anfangszeit von Räubern zu leiden hatte, so auch, wie bekannt, im vorletzten Jahr. Nach den neuesten Nachrichten drohten sie im letzten Herbst wieder ihr Haupt zu erheben.

Einige Mandarine stellten in den letzten Zeiten mancherlei Schwierigkeiten ab, was wir dankbar anerkennen, andere vermehrten dieselben aber trotz der kaiserlichen Proklamation von Religionsfreiheit. Leider steht die Regierung und das Volk im großen Ganzen auch heute noch der Mission mißtrauisch gegenüber, wenn auch das Vorurteil gegen die Fremden an manchen Orten gewichen ist, wie z. B. der letzte Heidenbote von unserer jüngsten Station Moilim berichten konnte, „daß die Missionare nicht mehr in aller Chinesen Augen „Teufel" seien."

Etwas wollen wir nicht vergessen: Unter der Schar der Missionare draußen in China befindet sich noch einer ihrer Begründer, unser geliebter Br. Lechler. Vollkommen rüstig steht er in voller Thätigkeit in Hinnen, einem der vorgeschobensten Posten unserer Mission, und dehnt seine Seile aus bis an die Grenzen der Provinz Kongsi. Wenn er diese 50 Jahre an seinem Geistesauge vorüberziehen läßt, welch deutliche Beweise der göttlichen Treue und Barmherzigkeit mögen sich ihm aufdringen. Der Heidenbote möchte diese Gelegenheit benützen, und ihm über die „tausend

Berge und zehntausend Meere" hinüber herzlich gratulieren und zu seinem Jubiläum Gottes reichen Segen wünschen. Möge sich auch an ihm erfüllen, was denen verheißen ist, die im Hause Gottes gepflanzt sind: „daß, wenn sie gleich alt werden, dennoch blühen, fruchtbar und frisch seien, daß sie verkündigen, daß der Herr fromm ist, mein Hirt, und ist kein Unrecht an ihm." Als Antwort wird er wohl der ganzen Missionsgemeinde zurufen: „Darum, meine lieben Brüder, werdet fest, unbeweglich, und nehmet immer mehr zu in dem Werke des Herrn, sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn."

Missionsrundschau.

Von A. Merensky.

Süd-Afrika II.

Durch die geschilderten Kämpfe und die allgemeine Ungunst der Verhältnisse ist in Süd-Afrika auch das dort betriebene Missionswerk vielfach gehemmt und belästigt worden, ohne daß es aber in irgend einem Teile des weiten Gebiets zum völligen Stillstand gekommen wäre. Werfen wir den Blick zunächst auf Deutsch-Südwest-Afrika, so sehen wir, wie im äußersten Norden die schwierigen Anfänge der Arbeit erstarkt sind. Auf der Rheinischen Ovambo-Station Omupanda sind 13 Erstlinge nach kaum vierjähriger vorbereitender Arbeit getauft worden. Da die Sprach-Schwierigkeit überwunden ist, es liegen bereits Teile der h. Schriften in der dort gesprochenen Mundart vor, und den Täuflingen Lob gespendet wird, darf man auf baldige Vermehrung der kleinen Gemeinde hoffen. Daß auch hier in diesem entlegenen Gebiet die Thüren offen sind, zeigt die Nachricht, daß der dort lebende kleine Stamm der Uakalusi um Zusendung von Missionaren gebeten hat. Zwischen dem Ovambo- und dem weiter südlich gelegenen Herero-Lande ist eine neue Station Oniha oder Ghaub angelegt worden.

Im Süden des deutschen Gebietes haben sich die politischen Verhältnisse gefestigt. Immer bestimmter werden Samuel Maharero unter den Herero und Hendrik Wittbooi unter den Nama als Oberhäuptlinge anerkannt. Leider kommt immer mehr brauchbares Land in die Hände von Weißen, Buren wie Europäern. Da ist es günstig, daß der Rhein. Missionsgesellschaft der Besitz des Haupt-Platzes im Norden, der Besitz von Otjimbingue, von der deutschen Regierung endlich zugesichert ist. Die Gesellschaft hatte den Platz früher für 12000 Mk. erworben. Hier in Otjimbingue ist neben Missionar Meyer jetzt der junge Missionar Pastor Olpp stationiert, welcher die Deutschen bedienen und eine Schule für weiße Kinder einrichten soll. An diesem Ort finden sich vier Gemeinden, eine von Deutschen, eine von Herero, eine andere von Berg-Damara und endlich eine Bastard-Gemeinde. Windhuk, der Mittelpunkt der deutschen Verwaltung, ist auch wieder besetzt worden und zwar im Einverständnis mit den Behörden durch Pastor Siebe, welcher dort sich zunächst der Deutschen annehmen soll.

Im Groß-Namalande ist mit Einkehr friedlicher Zustände das Leben in den Gemeinden wieder im Fortschreiten begriffen; es zeigt sich mehr Hunger nach Gottes Wort und in Keetmannshoop konnte eine neue Kirche für 20000 Mk. und in Bethanien eine solche mit dem Aufwand von 12000 Mk. gebaut werden. Die Gesamtsumme der Getauften in deutsch Südwest-Afrika beträgt jetzt 9370.

Die Römischen haben einen Priester nach Windhuk gesendet, wie es heißt, um der 20 oder 30 röm.-kath. Soldaten willen, die sich in der Schutztruppe befinden. Zugleich wiederholen sie die Versuche, im Süden bei Warmbad Fuß zu fassen. So scheinen sie das Versprechen vergessen zu wollen, welches sie bei Errichtung der von den holländischen Oblaten in Fulda errichteten „Missionsanstalt für Südwest-Afrika“ gegeben haben, das Versprechen nämlich, daß sie nur im Nordosten des deutschen Gebietes Mission treiben wollten, außerhalb des Bereichs der evang. Missionsarbeit. Jetzt suchen sie dort einen Keil in dieselbe zu treiben.

Die Gemeinden der Rhein. Mission im Kaplande zählten nach dem letzten Jahresbericht 14335 Seelen. Im letzten Jahre wurden 247 Erwachsene in ihrem Bereich getauft. Es ist wichtig hervorzuheben, daß diese Gemeinden die sämtlichen Kosten für den Unterhalt ihrer Kirchen und Schulen mit ca. 50000 Mk. selbst aufbringen. Dabei aber zahlten sie ihrer Gesellschaft (1894) noch 4309 Mk. an freiwillig aufgebrachten Missionsbeiträgen. Bemerkenswert ist auch, daß die beiden Rheinischen Stationen Wupperthal und Saron, auf denen als auf „Instituten“ Landbau und Handwerk auf Rechnung der Gesellschaft betrieben werden, sich so günstig entwickeln und so gute Erträge abwerfen (Wupperthal allein brachte 9500 Mk. auf), daß neue Ländereien zugekauft werden konnten.

In Kapstadt sind die deutschen Missionen bis jetzt allein durch die Brüdergemeine vertreten, deren Missionar sich auch der von den Berliner Stationen hierher verzogenen Christen nach Vermögen annimmt, während die Rhein. Gesellschaft ihre Leute hier gelegentlich von Diakonen oder Missionaren ihrer verschiedenen Gemeinden aufsuchen läßt.

Da in der letzten Zeit die Frage aufgeworfen worden ist, ob unter den in Kapstadt wohnenden Mohammedanern die Mission nicht kräftiger in Angriff genommen werden sollte, so mögen einige Mitteilungen über diese Leute hier eine Stelle finden. Nach dem Census von 1891 wohnten in der Kapkolonie insgesamt 15099 Bekenner des Islam, und zwar lebten von diesen 11287 in Kapstadt, 500 in Stellenbosch, 1062 in Port-Elisabeth und 1142 auf dem Diamantfelde. Der Abstammung nach waren von diesen Mohammedanern 13572 malaiischer Abkunft, Leute, die während der Herrschaft der holländisch-ostindischen Kompanie von den Sunda-Inseln hierher verpflanzt worden sind. Ihr Glaube hat auf die südafrikanischen Eingeborenen wenig Anziehungskraft ausgeübt, denn außer jenen Malaien werden nur 36 Weiße, 14 Hottentotten, 2 Fingu, 98 Kaffern und 1382 Mischlinge als Mohammedaner aufgeführt. Letztere haben wohl als Verwandte und Dienstleute wohlhabender Mohammedaner den Islam angenommen. Daß er sich nicht ausbreitet, ist dadurch bewiesen, daß seit Aufnahme des Census von 1875 bis zum Jahre 1891 die Zahl der Mohammedaner im Kaplande nur um 1169 Seelen zugenommen hat. Diese Zahl zeigt eine Vermehrung von etwa 7%, welche hinter der Vermehrung der Gesamtbevölkerung der Farbigen in der Kolonie

durch Geburten zurückbleibt. Dies kann nicht befremden, wenn man bedenkt, daß die südafrikanischen Eingeborenen in den Orten, in denen diese Mohammedaner wohnen, vollständig unter christlichem Einfluß stehen. Da der Census auch 297 Malaien als Christen aufführt, scheint die Mission, die sich dieser Mohammedaner angenommen hat, doch nicht ganz vergeblich gewesen zu sein, obwohl sie niemals nachhaltig betrieben wurde. Es wäre gewiß wünschenswert, daß wenigstens ein Missionar sich dieser Arbeit vollständig hingeben könnte.

Die Berliner Gesellschaft hat ihre Arbeit in der westlichen Kapkolonie in alter Weise fortgeführt. Ihre 7 Gemeinden zählen 5000 Seelen, und es konnten im Laufe des letzten Jahres (1895) 81 Erwachsene getauft werden. Da diese Gemeinden über 20000 Mark aufbringen, die Regierung den Schulen über 10000 Mark Unterstützung zahlt, und weiße Kolonisten auch noch ca. 2000 Mark an Beiträgen spenden, wird hier die Kasse auch dieser Gesellschaft für die laufenden Ausgaben nicht mehr in Anspruch genommen.

Die Brüdergemeine hat in diesem Teile der Kolonie auf ihren Stationen ca. 10000 Leute gesammelt. Genadenthal hatte eine Sichtungszeit durchzumachen. Ein Trunkenbold, Michael Matthei, der auf dem Außenplatz Beröa wohnte, weigerte sich, Stationsabgaben zu zahlen und die Ordnungeu des Platzes zu beachten. Es gelang ihm, sich Genossen und weiteren Anhang zu verschaffen. Es kam zur Klage, und der Mann wurde vom Magistrat zur Zahlung der Prozeßkosten und zum Verlassen der Station verurteilt. Dies Urteil aber wurde von dem Obergericht in Kapstadt aus formellen Gründen aufgehoben. Weil nämlich des Mannes Besitztum auf mehr als 800 Mk. geschätzt worden war, stand dem Magistrat das Recht nicht zu, die Ausweisung zu verfügen. Die Missionare mußten 1100 M. Kosten und dem Schuldigen eine Entschädigung von 400 M. zahlen. Trotzdem sahen diese den Ausgang als einen Sieg an, denn das Obergericht hatte in einem schriftlich abgegebenen Urteil die Gültigkeit, die für die Bewohner bindende Kraft der Stations-Gesetze anerkannt, so daß dadurch die Verhältnisse auf der Station einen festen Rechtsboden gewannen. Der Aufwiegler war durch die Sporteln, die er seinen Agenten zahlen mußte, ruiniert und starb bald darauf. Die Sichtung hat der Gemeinde zum Segen gedient. Die Rechtschaffenen wurden offenbar, ein Stamm treuer Christen und Beter hielt fest zu den Missionaren.

Ähnliche Wirren haben das Leben auf den weiter östlich liegenden Stationen Enon und Witkleibosch beunruhigt. Auf dem letztgenannten Platze hat die Regierung, um endlich Ruhe zu schaffen, einen Missionar zum „Häuptling“ ernannt. Es sind diese Vorgänge typisch; sie kommen überall vor, wenn auch in verschiedener Schärfe, wo einer Missionsgesellschaft die Handhabung der bürgerlichen Ordnung auf einem Platze obliegt.

Besonders wichtig für die Pflege der Mischlinge in der Kolonie ist die Mission der südafrik. holl. reformierten Kirche. Nach ihrem vorliegenden letzten Jahrbuch unterhält sie 25 Missionare. Ihre aus den Farbigen gesammelten Gemeinden zählen 8500 erwachsene Glieder, also etwa 24000 Seelen. Elf Gemeinden erhalten ihre Prediger und Lehrer selbst, anderen gewährt die Gesellschaft von 400 bis 1600 Mark jährliche Zulage. Der Missionsgeist ist in dieser Kirche in erfreulichem Wachstum. Auch Älteste und Geistliche der Ge-

meinden von Weißen nehmen sich der Farbigen an. Diese südafrik. Kirchengemeinschaft erhält auch noch Missionare in Transvaal, Betschuanenland, in Maschonaland und aur Njassa.

Auch die Arbeit der südafrikanischen wesleyanischen Missionsgesellschaft ist noch immer im Wachsen. Aus England erhält sie einen Jahres-Zuschuß von 134000 Mk., ihre Einnahmen aus der Kolonie belaufen sich auf ca. 140000 Mk., zu denen die Eingeborenen mehr als die Hälfte steuern. Der Zuschuß von England wird mit jedem Jahr um 16000 Mk. verkürzt. Die Gesellschaft arbeitet in der Kapkolonie, in Natal und im Freistaat, während die wesleyanische Transvaal-Mission von ihr getrennt ist. In der Kapkolonie unterhält sie 45 farbige Pastoren, 89 Evangelisten und 1630 Orts-Prediger. Ihre Gemeinden zählen 23000 erwachsene Glieder, 22049 Kinder besuchten (1895) ihre Schulen, und 1488 Erwachsene wurden innerhalb des letzten Berichtjahres getauft. Diese Gesellschaft ist sehr rührig und beweglich, sie breitet ihre Arbeit mehr und mehr über das ganze Kapland und die benachbarten Kolonieen aus. Ihre Missionsarbeit lehnt sich an die Arbeit unter den Kolonisten an, und da über 100 wesleyanische Geistliche im Dienst dieser Gesellschaft an weißen Gemeinden arbeiten, die über das ganze Land zerstreut sind, findet ihre Mission überall Anhalt und Unterstützung.

Bei diesem Bestreben sich auszubreiten, verfährt diese Gemeinschaft bekanntlich äußerst rücksichtslos gegen andere ev. Kirchengemeinschaften. Es liegt auch wieder ein neuer Fall vor, der diese Rücksichtslosigkeit in grellem Lichte zeigt. Im Tembu-Distrikt wohnen 184000 Eingeborene, unter denen neben der Brüdergemeine Presbyterianer, die englische Staatskirche und Wesleyaner arbeiten. „Während wir mit den anderen Gesellschaften schiedlich friedlich arbeiten," berichtet die Gemeine, „suchen die Wesleyaner namentlich durch ihre eingeborenen Missionsgehilfen die Christen und Katechumenen unserer Gemeinden um jeden Preis zum Methodismus hinüberzuziehn. Diese Proselytenmacherei ist ganz dazu angethan, in die Reihen der noch schwachen, unbefestigten, eingeborenen Christen Verwirrung, Bitterkeit und Streit zu tragen und auf die Heiden abstoßend zu wirken." Träger dieser wenig ehrenvollen Propaganda ist Revd. Davis in Clarkebury. Auf Vorstellungen und Briefe erfolgte keine Antwort, endlich nach wiederholten Klagen in England und bei der südafrikanischen Konferenz nur die eine, die wesleyanischen Missionare wünschten mit denen der Brüdergemeine in freundlichem Verhältnis zu stehen, sie sähen sich aber nicht veranlaßt, von ihrem bisherigen Verhalten im Tembulande abzugehen.

Wie früher einmal berichtet ist (Allgem. Miss.-Zeitschr. 1895 S. 285), hat sich vor einigen Jahren eine National-Tembukirche gebildet, welcher der Häuptling Dalindyebo als Summ-Episkopus vorstehen wollte; weil die Königin in England ihre Staatskirche hat, wollte der Mann auch seine eigene Kirche haben. Als sein Ratgeber fungierte ein entlassener Missionar der Wesleyaner. Die neue Kirche aber fristete ihr Leben nur kurze Zeit. Es fehlte an Einigkeit, an Liebe, an Zucht. Am fühlbarsten war aber der Mangel an Geld, man konnte Geistliche und Lehrer nicht bezahlen; so löste sich die Kirche auf. Es war wieder ein verfrühter Versuch der Eingeborenen, ohne die Leitung durch Europäer fertig zu werden, gescheitert.

Die Gemeinden der Kongregationalisten zählen in der Kolonie ca. 26000 Seelen, es stehen an ihnen 16 Geistliche, von denen nur noch zwei von der Londoner Missionsgesellschaft unterhalten werden. Die verschiedenen Kirchengemeinschaften der Presbyterianer in der Kolonie, deren Gemeinden insgesamt ca. 13000 erwachsene Mitglieder zählen, von denen drei Vierteile zu den Eingeborenen zu rechnen sind, haben sich im letzten Jahre miteinander vereinigt; sie haben nun eine gemeinsame General-Synode. Außer dieser Presbyterianer-Kirche sind noch die holländisch-reformierten Kirchen mit 160000 erwachsenen Gliedern und die Kirche der Süd-Bassuto mit 9000 Erwachsenen presbyterianische Gemeinschaften, so daß sich die presbyterianische Kirche in Süd-Afrika als die größte evangelische Kirchengemeinschaft darstellt; sie zählt 182000 volle Glieder, oder ca. 400000 Seelen.

Sehr erfreulich ist es, daß unter den Kaffernstämmen der östlichen Kapkolonie nach langer Zeit mühsamen Säens endlich die Zeit des Erntens zu kommen scheint. Die Berichte aller hier arbeitenden Gesellschaften lauten hoffnungsvoll. „Der Tag bricht an,“ heißt es da, „die Arbeit ist gesegnet, überall ist ein Fortschritt bemerkbar.“ Die Gemeinden befinden sich in stetem Wachstum. Die Brüdergemeine führt im Bericht für 1895 hier 590 „neue Leute“ auf, in demselben Jahr konnte die schott. Freikirche 416 Erwachsene taufen und hatte nicht weniger als 2410 Katechumenen im Unterricht, und auf einer wesleyanischen Station fanden 101 Taufen von Erwachsenen statt. Im Bericht einer Gemeinde wird das Jahr ein Jahr von Bekehrungen genannt. Auch von den Zöglingen in Lovedale wird berichtet, daß sich bei Gelegenheit eines Besuchs von Revd. Fraser (bekannt von der Liverpooler Konferenz her) im letzten Jahre etwa 200 bekehrt hätten.

Die Schulverhältnisse in der Kapkolonie haben sich im Laufe der letzten fünf Jahre so gehoben, daß man sie vorzüglich nennen kann, deshalb gelten die Schulordnungen der Kolonie auch in den benachbarten Staaten als Vorbild. Genauere Angaben finden sich nur über solche Schulen, welche unter Regierungs-Aufsicht stehen. Da es aber außer diesen Schulen noch zahlreichere kleinere Familien- und Missionsschulen giebt, kann man annehmen, daß viel mehr Kinder im Lande regelmäßigen Unterricht erhalten, als in den Regierungslisten aufgeführt werden. Die Regierungsschulen wurden im Jahre 1894 von insgesamt 101991 Kindern besucht, von denen die größere Hälfte (58948, davon 28101 Knaben und 30847 Mädchen) der Klasse der Eingeborenen angehörten. In den letzten 5 Jahren hat sich die Zahl der farbigen Schulkinder um fast 4000 vermehrt. Daß die Mission von dem bestehenden System Nutzen hat, beweist der Umstand, daß die Missionsschulen mit 487460 Mark von der Regierung (im Jahre 1893/94) unterstützt wurden, abgesehen von den Zuwendungen, welche den Industrie-Schulen gemacht worden sind, die unter der Leitung von Missionaren stehen. Die Schulen der drei deutschen Gesellschaften (Berliner, Barmer, Brüdergemeine) wurden von 6793 Schülern besucht. Ausgedehnter ist die Schulthätigkeit der schottischen Missionen, denn allein in den Schulen der Freischotten wurden 6000 farbige Kinder unterrichtet, welche 235180 Mk. Schulgeld zahlten. Am ausgedehntesten ist die Schulthätigkeit der Wesleyaner. Von der südafrikanisch-wesleyanischen Gesellschaft wurden in der Kapkolonie (1895) 22000 farbige Kinder von ca. 50 weißen und über 500 eingeborenen Lehrern unterrichtet. Die Kinder

zahlten ca. 20000 Mk. Schulgeld. Die Begierde nach Unterricht ist in den östlichen Teilen der Kapkolonie entschieden im Wachsen. Besonders macht sich unter den Kaffern das Bestreben vieler Eltern bemerkbar, ihren Kindern guten Unterricht zu verschaffen.

Die Fortschritte, welche das Missions-Schulwesen in der Kapkolonie macht zeigen sich auch darin, daß im ganzen 680 Farbige (im Jahre 94) in der Ausbildung zum Lehrerstande sich befanden, das ist 349 mehr als im Jahre zuvor. Der Anteil der verschiedenen Missionen an diesem Fortschritt zeigt sich in folgenden Zahlen: die Wesleyaner bereiteten 283 Schulamts-Kandidaten vor, die Frei-Schotten 266, die andern Presbyterianer (united Presb.) 31, die engl. Kirche 79 und die Primit. Methodisten 21. Leider zeigen diese Angaben, daß es den deutschen Missionen in der Kolonie in der Arbeit auf diesem Gebiet an Rührigkeit fehlt.

Im ganzen haben im verflossenen Jahre 182 farbige Lehrer in der Kapkolonie die staatliche Prüfung bestanden, von diesen kamen 171 aus den östlichen Teilen des Landes, gehörten also den Kaffer- und Bassuto-Stämmen an, während nur 11 den Mischlingen des westlichen Kaplandes zuzuzählen sind. Das ist ein bemerkenswertes Mißverhältnis, welches sicherlich nicht dadurch erklärt werden darf, daß die Mischlingsrasse um so viel weniger tüchtig und begabt sei als jene Völker. Es ist vielmehr ein Beweis dafür, daß die Missionare im westlichen Teile der Kolonie viel weniger Fleiß auf Entwickelung des Unterrichtswesens verwendet haben, als ihre Mitarbeiter im Gebiet der Kaffern und Bassuto.

Auch die Industrieschulen für Eingeborene wachsen im östlichen Kaplande zu immer größerer Bedeutung heran. Die Regierung zahlte ihnen (1893/94) fast 140000 Mk. Unterstützung. Noch immer behaupten die Lovedaler Anstalten den unbestrittenen Vorrang. Es ist sehr erfreulich, daß sie jetzt häufiger von Reisenden besucht werden. Unter den Besuchern der letzten Jahre waren ein schottischer Lord mit Gemahlin, der Herausgeber der verbreiteten Zeitschrift „Christian“, ein früherer Redakteur der Pall Mall Gazette und ein Professor der Universität Glasgow. Der Stand der Lovedaler Anstalten ist gegenwärtig folgender: Im ganzen erhielten (im Jahre 1896) 889 Kinder Unterricht, von denen 188 die Elementarschule, 488 Knaben und 213 Mädchen aber die höheren Schulen besuchten. Unter den Kindern waren 100 europäischer Abkunft. Pensionäre zählten die Anstalten 357. Drei Zöglinge, darunter ein Eingeborener, erwarben die Reife für die Universität, 62 Eingeborene bestanden das Staatsexamen für Lehrer und Lehrerinnen, und 6 Studenten beendeten ihren dreijährigen theologischen Kursus; in die theologische Klasse traten 7 neue Studenten ein. In den Werkstätten erlernten 62 junge Leute Zimmerei, Wagenbau, Schuhmachen, Korbflechten, Drucken und Buchbinden. Die Anstalten erhielten jährlich von der Regierung über 60000 Mark, während die Schüler und Lehrlinge über 50000 Mark Schulgeld zahlten. Das von derselben Gesellschaft gegründete Institut in Blythwood zählte 293 Zöglinge, welche fast 20000 Mark zahlten. Der Zuschuß der Regierung betrug hier 15200 Mk. pro Jahr.

Weniger bekannt ist, daß die Wesleyaner sich große Mühe geben, auf dem Gebiet industrieller Unterweisung und höheren Unterrichts es den Schotten nachzuthun. Sie haben in dem südlich vom Vaalfluß gelegenen Gesamt-Gebiet

5 solche Anstalten für Knaben und 4 für Mädchen errichtet, an denen 36 Lehrer arbeiten, über 1100 Zöglinge erhalten da ihre Ausbildung. Von den Kolonialregierungen wurden sie mit 60000 Mk. (jährlich) unterstützt, und die Eingeborenen zahlten 53000 Mk. Lehrgelder. Die Gesellschaft zahlte im Jahre 1895 einen Zuschuß von 26000 Mark.

Wie in der östlichen Kapkolonie die ausgespannten Netze endlich größere Massen fangen, so ist auch in der benachbarten Natal-Kolonie ein entschiedener Fortschritt beim Erfolg der Arbeit zu verzeichnen. Bei der hier wohnenden Sulu-Bevölkerung scheint das Eis brechen zu wollen. Jedenfalls hat sich in Natal die Zahl der eingeborenen Christen während der letzten 7 Jahre auffallend vermehrt. Gegen 5000 erwachsene Getaufte, die die gesammelten Gemeinden im Jahre 1888 zählten, finden wir jetzt dort 15000, und die Seelenzahl der Gemeinden ist in dem genannten Zeitraum von ca. 22000 auf 73000 gestiegen. Die Zahl der Christen hat sich also jährlich um etwa 30 % vermehrt. Die Zahl der Schüler in den Missionsschulen ist von 3600 auf 6250 gestiegen. Die stärkste Zunahme zeigen die Gemeinden der Freischotten und Wesleyaner, die geringste die der deutschen (Berliner und Hermannsburger) Missionen, welche sich in derselben Zeit kaum um die Hälfte ihres früheren Bestandes vermehrt haben. Bei ihnen steht auch noch kein einziger eingeborener Geistlicher in der Arbeit, während die Wesleyaner 11, die Amerikaner 6, und die Schotten einen ordinierten Sulu angestellt haben. Das Schulwesen ist am sorgfältigsten von den Amerikanern ausgebildet worden. Ihre theologische Schule zählt 12 Insassen, ihr Lehrer-Seminar 64 Zöglinge. 60 Knaben und 226 Mädchen erhalten höheren Unterricht. Bei den höheren Schulen hält es schwer, gut vorbereitete Zöglinge zu gewinnen, dann sie zu halten, bis sie den ganzen Kursus absolviert haben, und endlich sie so zu beeinflussen, daß sie ihre Bildung später dazu anwenden, die Sache Christi und die Wohlfahrt ihres Volkes zu fördern. Erfreulich ist es, daß ein lebhafter Andrang zu den Mädchen-Anstalten stattfindet, in welchen die Zöglinge verständigerweise auch in Haus- und Garten-Arbeit unterwiesen werden. Ebenso erfreulich ist es, daß die amerikanischen Sulu-Gemeinden, welche von eingeborenen Pastoren bedient werden, diese vollständig selbst erhalten. Auch über den Stand des geistlichen Lebens in den amerikanischen Gemeinden wird Erfreuliches berichtet. Die Leute sind im allgemeinen fleißiger geworden, weil sie mehr Bedürfnisse als früher haben, sie zeigen auch mehr Eifer, das Evangelium auszubreiten, die Arbeit der Lehrer ist wirksamer geworden, infolge der besseren Ausbildung, die sie erhalten, und die Arbeit auf den Stationen geht ohne viele Beaufsichtigung regelmäßiger als früher ihren Gang. Die amerikanische Mission in Natal liefert den Beweis, daß sorgfältige, treue, grundlegende Arbeit auch auf anscheinend unfruchtbarem Boden die sichere Gewähr für späteren Segen in sich trägt. Bei der letzten Jahres-Konferenz wurden die Aussichten für die Zukunft mit Recht als günstige bezeichnet. Die deutschen Missionen sollten auf Verbesserungen ihres Schulwesens Bedacht nehmen. Für die Heranbildung von Lehrern haben sie in Natal noch weniger als anderwärts Sorge getragen. Auch die Wesleyaner haben es hier in Bezug auf Fürsorge für geordneten Schulunterricht zu sehr fehlen lassen, obwohl sie sonst keine Mühe scheuen, ihre Arbeit über alle Teile der Kolonie auszudehnen.

Die Fortschritte der christlichen Mission in Natal haben die Häuptlinge zum heftigen Widerstand und zu Gegenmaßregeln aufgereizt. Einige haben sich bis zur Bestrafung von Kirchengängern verstiegen. Die Missionare aber erstritten auf dem Rechtswege den Leuten die nötige Freiheit. Gewiß hätten sich die Häuptlinge solche Übergriffe nicht erlaubt, wenn sie nicht der Meinung gewesen wären, die Kolonial-Beamten billigten ihr Verfahren, denn in Natal sind diese Leute bereits an Abhängigkeit von der Regierung gewöhnt. Es wird auch wirklich von einigen Missionaren öffentlich behauptet, daß die Kolonialbehörde gegen die Ausbreitung des Christentums unter ihren heidnischen Unterthanen sei. Es ist ja zu verstehen, daß die Behörden Natals gegen alles sind, was auflösend in die bisherigen Verhältnisse der Eingeborenen eingreift, da diese hier nach ihrer alten Verfassung leben und nach ihren alten Gesetzen, soweit dies möglich ist, regiert werden. Aber die Regierung sollte einsehen, daß das, was an diesem nationalen Leben gut ist, keineswegs bedroht wird durch die Einführung des Christentums, vielmehr wird es bedroht durch Einflüsse, die von dem Verkehr der Leute in den größeren Städten und auf den Goldfeldern ausgehen. Jeder einsichtige Missionar wird den Wunsch hegen, daß auch hier das Volkstum nicht zerstört, sondern nur verchristlicht werde.

Auch im nördlich von Natal liegenden Sululande macht die Ausbreitung des Christentums Fortschritte. Die Zahl der Christen hat sich hier während der letzten fünf Jahre verdreifacht. Die Zunahme hat aber zumeist in Nord-Sululand, welches unter der Herrschaft der Buren steht, stattgefunden. In Süd-Sululand ist wenig Frucht zu sehen. Hier herrschte der schlechte Einfluß vor, der von dem zum Sulu-Häuptling und Sulu-Heiden gewordenen Engländer John Dunn ausging. Der Mann ist jetzt gestorben, und die Missionare hoffen auf bessere Zeiten. Im Swasiland ist noch immer nichts von ernster planmäßiger Missionsarbeit ins Werk getreten.

Die Kaffer- und Sulu-Bevölkerung des östlichen Süd-Afrika nimmt an Zahl noch immer recht bedeutend zu. Gebiete, welche die Kapkolonie im Jahre 1875 annektierte, zählten damals 260144 Bewohner, im Jahre 1891 hatten sich diese auf 476997 vermehrt.[1]) Das zeigt eine jährliche Zunahme der Stämme von 6,95%. Die Sulu Natals vermehren sich fast genau in demselben Verhältnis. So ist vorläufig an ein Aussterben dieses Volkes nicht zu denken. Wie sich aber in Zukunft das Verhältnis dieser alten Einwohner zu der herrschenden, eingedrungenen Bevölkerung europäischer Abstammung gestalten wird, ist ein Problem, über dessen Lösung man nicht einmal Vermutungen aufstellen kann.

Auch die Bevölkerung von Süd-Bassuto-Land vermehrt sich stetig und entwickelt sich anscheinend günstiger als viele andere südafrikanische Stämme. Sie war 1891 auf 218146 Seelen angewachsen (1875 nur 127000), mit den Eingeborenen leben nur 578 Europäer im Lande. Das Land ist Protektorat des britischen Reiches. Der amtliche Bericht des englischen Statthalters teilt mit, daß der Gesundheitsstand des Volkes ausgezeichnet sei, daß Verbrechen abnähmen,

[1]) Mir ist fraglich, ob das plus nur durch Vermehrung der Bevölkerung zustande gekommen, oder ob nicht aus 1891 ein genauerer Census vorliegt. D. H.

daß wenig Streitigkeiten vorkämen und die Erziehung Fortschritte mache. Das Jahr 1896 wird im ganzen als das eines deutlichen Fortschritts bezeichnet. Die Ausfuhr des Landes stellte sich auf 2609900 Mk.

In Bezug auf die Evangelisation des Landes läßt sich erkennen, daß das Christentum im Mittelpunkt und im Süden des Landes eine Macht geworden ist, während im Norden das Heidentum teilweis noch in ungebrochener Kraft besteht. Hier ist vielfach an Stelle der Gleichgültigkeit eine bewußte Feindschaft gegen das Evangelium getreten, die besonders von den Häuptlingen ausgeht. Doch schützen auch die Heiden die Bemühungen der Missionare um kulturelle Hebung des Volkes. Neben der Industrieschule in Leloaleng soll eine zweite errichtet werden, zu welcher der Häuptling Lerothodi durch Sammlungen 75000 Mk. aufgebracht und neue Beiträge in Aussicht gestellt hat. Die Leitung soll in die Hände der Pariser Missionare gelegt werden. Diese haben ihre Arbeit im Lande weiter ausgedehnt, ihre Gemeinden zählen (1895) 9476 Erwachsene Glieder; 4408 Katechumenen und 7190 Schulkinder waren im Unterricht. Zu den Katechumenen waren im Laufe des Jahres 1000 neue Leute hinzugekommen. Erfreulich ist, daß hier neben und mit den 18 europ. Geistlichen 3 eingeborene Geistliche, 84 eingeborene Evangelisten und 241 eingeborene Lehrer arbeiten. Die Schulen entwickeln sich stetig günstig, 24 Seminaristen bestanden das Lehrer-Examen, unter ihnen 10 mit Ehren 5 junge Leute vollendeten ihre Ausbildung für den geistlichen Stand. Einen wichtigen Schritt zur Selbständigkeit haben die Gemeinden durch Gründung einer Centralkasse gethan, zu welcher alle in bestimmtem Maße beitragen. Es sollen daraus zunächst die Gehälter der Evangelisten bestritten werden. Im ersten Jahre betrugen die Einnahmen dieser Kasse 19000 Mk.

Erwähnt sei noch, daß im verflossenen Jahr der emer. Missionar Bisseux im Alter von 88 Jahren heimging, der im Jahre 1829 als einer der drei ersten Sendboten der Pariser (mit Lemue und Rolland) in die Arbeit trat.

Auch im benachbarten Freistaat hat die farbige Bevölkerung zugenommen. Ihre Zahl ist von 72500 (1880) in zehn Jahren bis 1890 auf 130000 gestiegen, weiße Bewohner zählte man zur selben Zeit 77716 im Lande. Erfreulich ist es, daß die weißen Christen, die fast alle den Buren zuzuzählen sind, sich freundlich zu der Missionsarbeit stellen. „Soweit das Arbeitsgebiet unserer Synode reicht,“ schreibt Sup. Grützner, „können wir von direkter Missionsfeindschaft nicht reden. Überall wohin wir mit dem Evangelium kommen, werden wir willkommen geheißen, auch Weiße geben bei Kollekten für den Bau von Missionskirchen gern.“ Besonders ist erfreulich, daß die Burenkirche des Landes ihre Missionspflicht anerkennt und mehr und mehr ausübt. In ihre Kirchenordnung hat sie die Bestimmung aufgenommen, daß jeder ihrer Geistlichen sich der Farbigen in seinem Pfarrdorfe annehmen müsse. Die meisten Geistlichen thun das treulich, und manche Gemeindeälteste helfen ihnen dabei und halten in ihrer amtlichen Eigenschaft den Farbigen Gottesdienst. Außerdem treibt diese Kirche in Witsies Hoek selbständig Mission unter den dort wohnenden Bassuto.

Die Berliner Mission arbeitet hier auf Dörfern und auf den alten oft genannten Stationen Bethanien, Pniel und Adamshoop. Ihren bedeutenden Grundbesitz an diesen Orten (38350 Hektar) hat die Gesellschaft durch Ankauf des Platzes Springfontein (2000 H.) vermehrt, der an dem Punkte liegt, wo sich

die Bahnen treffen, die von East-London und Port Elisabeth ihren Ausgang nehmen. Wenn die Regierung des Landes gegen das Zusammenziehen von Farbigen an diesem Orte nicht einschreitet, so werden sich gewiß bald genug dort Schwarze, die Christen sind oder Christen werden wollen, in Menge ansiedeln.[1])

Auch hier haben die Wesleyaner ihre Arbeit in den letzten Jahren bedeutend ausgedehnt. Nicht weniger als 13 eingeborene Prediger, 24 Evangelisten und 412 Lokal-Prediger haben sie im Dienst. Die Zahl ihrer vollberechtigten Gemeindeglieder (8351) und Schulkinder (2361) ist fast auf das dreifache der Berliner Glieder und Schulkinder gewachsen. „Anhänger" haben sie 22000 und im letzten Jahre tauften sie 812 Erwachsene. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß die wachsende Ausdehnung der wesleyanischen Missionsarbeit zumeist auf den Rückhalt zurückzuführen ist, den sie an den europäisch-wesleyanischen Gemeinden findet, an denen im Freistaat 14 Geistliche stehen. Bei dem schnellen Taufen, was diese Gemeinschaft übt, wird freilich auch mehr Spreu als anderwärts mit eingebracht.

Richten wir unsere Blicke nach Transvaal, so ist es zunächst die Goldstadt Johannesburg, der sie sich zuwenden, denn dieser Ort wird mehr und mehr das Herz des Landes, ja ganz Süd-Afrikas, welches das wirtschaftliche Leben belebt und regelt. Diese Stadt, von der man vor 10 Jahren noch nichts sah, wird immer mehr Weltstadt. Nach einer Zählung vom 22. Oktober 1896 setzt sich ihre buntscheckige Bevölkerung folgendermaßen zusammen: Es lebten dort 50907 Europäer oder Weiße, unter denen 25000 eingewanderte Männer waren, 952 Malaien, 4807 Asiaten, 42533 Kaffern, Bassuto, Betschuanen und 2874 Mischlinge. Die Goldausbeute hat trotz der politischen Unruhen bis jetzt beständig zugenommen, im Jahre 1896 betrug sie an Wert 170822625 Mk. Im ganzen hat man dort seit Entdeckung der Goldlagerstätten im Jahre 1887 bis Ende 1896 11138931 Unzen, also fast 7000 Centner Goldes der Erde entnommen, deren Wert sich auf etwa 835 Millionen Mk. beziffert.

Daß der Einfluß dieser Stadt sich in immer weiteren Kreisen fühlbar macht und somit auch die Missionsthätigkeit immer mehr beeinflußt, ist notwendig. Nach Johannesburg strömen die arbeitsuchenden Leute, denn hier sind die Löhne am höchsten, dadurch wird es den Farmern erschwert Arbeitskräfte zu finden, und die Folge ist Anwendung der Plakker-Wet und das beständige Sinnen auf Verordnungen oder auch gewaltthätiges Eingreifen von Beamten, um die Eingeborenen im Lande zum Dienst auf Bauerplätzen zu zwingen. Solch ungerechter Druck wirkt verbitternd auf die Leute und Verbitterung gegen die Weißen hat auch Abkehr von deren Religion zur Folge. Auch der sonstige Einfluß solcher Goldstadt wirkt auf die Entwickelung des christlichen Lebens in den Gemeinden ungünstig, während er in weiteren Kreisen dem Heidentum im großen und ganzen Abbruch thut. Auch ist die Zahl von solchen nicht gering, die hier als Arbeiter zum erstenmal Gelegenheit haben, regelmäßig das Wort Gottes zu hören, und die von dieser Gelegenheit zu ihrem Segen Gebrauch machen. Endlich hat sich

---

[1]) Im übrigen verweisen wir in Bezug auf das Gebiet der Berliner Freistaat-Mission auf den trefflichen Aufsatz von Grützner im Missionsfreund, Beiblatt Dezember 1895.

ja auch die Transvaalregierung bewegen lassen, den freien Verkauf von Branntwein an Schwarze zu verbieten. Die Zustände, welche durch das Einreißen dieses Übels entstanden waren, beeinträchtigten endlich die Arbeit in den Minen, daher entschloß man sich zur Abhilfe.

Gelegenheit das Wort Gottes zu hören, hat der Schwarze in dieser Stadt. Es finden sich hier bereits 7 Missionskirchen, und neun europ. Missionare, die im Dienst der bekannten größeren südafrik. Missionen stehen, nehmen sich der Arbeit an. Zunächst geht jede der Gesellschaften ihren Gemeindegliedern oder den Leuten nach, die von ihrem Arbeitsgebiet stammen, so die Free Ch. den Xôsa-Kaffern, der Am. Board den Sulu, der independentische und holl. ref. Missionar den Mischlingen aus der Kapkolonie. Die Berliner Mission konnte 1895 eine geräumige Kirche einweihen, welche 800 Sitzplätze enthält, seither hat sich ihre Thätigkeit ausgedehnt. 1895 zählte die Berliner Gemeinde 251 Seelen, 163 Erwachsene und 230 Schulkinder, 61 Erwachsene konnten getauft werden. Die Wesleyaner thun sich auch in Johannesburg durch Rührigkeit hervor und haben schöne Erfolge zu verzeichnen.

Im übrigen Transvaal hat die Missionsarbeit schwer unter den politischen Verhältnissen und unter den entsetzlichen Landplagen leiden müssen. Das äußere Bestehen der Missionsstationen war und ist immer noch bedroht durch die bereits erwähnte Plakker-Wet. Der General Joubert hat es in einem Briefe an die Missionare ausgesprochen, daß die öffentliche Meinung die Stationen als Hindernisse ansehe bei Regelung der Arbeiterfrage, deshalb sei man gegen ihr Bestehen. „Die christliche Persönlichkeit des Missionars“, schreibt ein Bruder, „ist dem Buren ebenso sympathisch, wie sein Beruf ihm verwerflich erscheint. Daß Botschabelo, dessen Gemeinde auf über 3000 Seelen angewachsen ist, noch besteht, dessen Bewohner, wie ein Beamter sagte, zu schnell emporgekommen sind, ist angesichts der öffentlichen Meinung und des Plakkergesetzes eine Illustration des Wortes: Die Güte des Herrn ist es, daß wir nicht gar aus sind. Wir leben, was die Existenz unserer Station angeht, von der Hand in den Mund.“ Wie störend solche Zustände auf die Arbeit wirken müssen, wie entmutigend auf die Eingeborenen und zwar hauptsächlich auf die tüchtigsten von ihnen, weil sie keine Möglichkeit sehen, bei allem Fleiß ihre und ihrer Kinder Zukunft sicher zu stellen, ist erklärlich. Es muß auch entmutigend auf jeden Missionar wirken, der ein Herz für die Leute hat, wenn er sieht, wie ihnen alle Lust sich empor zu arbeiten, systematisch genommen, man kann sagen ausgetrieben wird. Dabei ist ein Ende, ein Abschluß in der immerwährenden Verschärfung der Gesetzgebung für Schwarze nicht abzusehen, ehe das Ziel erreicht ist, das jeder Bauer 5 Familien bei sich wohnen hat, die als Hörige für ihn zu arbeiten gezwungen sind. Aufgehalten können die Bürger Transvaals auf diesem Wege nur durch die Furcht vor Einmischung des Auslands werden, die nicht erfolgen wird, wenn nicht etwa der Frieden benachbarter Kolonieen durch Vorgänge in dem Lande bedroht erscheint.

Im Norden Transvaals hat eine furchtbare Hungersnot unsäglich viel Elend verbreitet. Dürre Jahre und die immer wiederkehrenden Heuschrecken hatten die Ernten vernichtet, der Krieg der Maschonaland-Kompanie (Rhodes) gegen die Matebelen wurde Anlaß, daß die Händler alles noch vorhandene Korn aufkauften und für die gebotenen überhohen Preise nach dem Kriegsschauplatz

ausführten. Als die Not im vorigen Jahre hereinbrach, wütete die Rinderpest im Lande. Der Verkehr mit Ochsenwagen wurde verboten, und es fehlte an Mitteln den heimgesuchten Distrikten Zufuhr zu leisten, denn Mauleselgespanne erlagen der Pferdekrankheit und Stein-Esel erwiesen sich als zu leicht für Fortbewegung der schweren Frachtwagen. So stieg denn in dem nordöstlichen Teil des Landes die Not aufs höchste. Bawenda starben haufenweis, und vom Volke Modjadjes soll über ein Drittel dem Hunger erlegen sein. Schwache, Elende und Kranke waren nicht zu retten. Die Christen auf den Stationen werden mit Hilfe der in der Heimat gesammelten Liebesgaben durchgebracht werden, die Missionare aber hatten in den genannten Distrikten eine überaus schwere Zeit durchzumachen; sie haben auch von ihrem Eigenen über Vermögen den Bedürftigen mitgeteilt. Die Regierung hat in dankenswerter Weise Hilfe geleistet. Auch hatte sich im Distriktsdorfe Pietersburg ein Ausschuß gebildet, um Hungernden es zu ermöglichen, auf Arbeit nach Johannesburg zu gehen. Es hat aber nicht an Beweisen gefehlt, daß viele Kolonisten auch in solchen Zeiten mit Eingeborenen kein Erbarmen haben. „Die Farbigen", heißt es in einem Bericht, „sind nach der Gesamtanschauung der Weißen nicht zur Veredelung sondern zur Ausrottung bestimmt, bis auf eine gewisse Zahl, die zur Dienstleistung und Arbeit in den Minen nötig ist. Im ganzen werden sie von den Thüren gewiesen."

Im Westen und Süden ist die Mission von diesen Vorgängen wenig behindert worden. Die beiden deutschen Gesellschaften führen ihre geregelte Arbeit unter sichtlichem Segen fort. Bemerkenswert ist, daß die Zunahme der Hermannsburger Gemeinden die der Berliner weit überflügelt hat. Vor 11 Jahren zählten beide Gesellschaften die gleiche Zahl von Getauften. Heut zählen die Berliner Gemeinden 15 000 Seelen, die Hermannsburger aber 27 000, die Zahl der Schulkinder ist bei den Berlinern 3000 gegen 3500 bei den Hermannsburgern. Am bedeutendsten tritt der Unterschied in der Zahl der Erwachsenen hervor, die im Jahre 1895 getauft werden konnten, während die Berliner Missionare (in Transvaal) nur 383 tauften, konnten die Hermannsburger 2249 Heiden taufen, und während die Berliner 823 Katechumenen im Unterricht behielten, hatten die Hermannsburger deren 2261. In den Hermannsburger Berichten heißt es: „Das Heidentum ist in manchen Distrikten der Hauptsache nach überwunden, viele Heiden schämen sich, noch Heiden zu sein, die Missionare sind oft erstaunt über die Scharen, welche kommen." Es ist gewiß richtig, daß unter diesen Umständen die Hermannsburger der Ausbildung von eingeborenen Helfern möglichste Sorgfalt widmen wollen. Der verdiente Propst Penzhorn ist am 30. Nov. 1895 nach dreißigjähriger Arbeit heimgegangen.

Die Wesleyaner unterhalten in Transvaal 15 Missionare mit 88 Gehilfen. Ihre Gemeinden zählten (1894) 4683 vollberechtigte Glieder, also etwa 10 000 Seelen. Die englische Kirche spricht von 6000 Anhängern. Im ganzen mag sich die Zahl der eingeborenen Christen im Lande auf fast 70 000 Seelen stellen. Von der eingeborenen Bevölkerung, die man auf 640 000 Köpfe (wahrscheinlich zu hoch) veranschlagt, wäre also in Transvaal reichlich der zehnte Teil bereits gewonnen.

Die Mission in dem benachbarten Betschuanenlande bietet bei weitem nicht das günstige Bild wie die Transvaalmission. Das Feld ist immer noch zu schwach mit weißen Missionaren besetzt. Die Londoner haben vom Vaalfluß bis

zum Ngami-See nur 10 weiße Arbeiter, kaum genug, um das Werk vor vollständigem Rückgang zu bewahren. Am Ngami-See selbst steht Missionar Wookey. Bei Mochuli führen die kapschen Ref. die reich gesegnete Arbeit des früheren Berliner Missionar Beyer fort. Mit dem Häuptling Modiroe in Lehututu, welches mitten in der Kalahari-Wüste liegt, steht Missionar Lloyd in Kanye in fortdauernder Verbindung. Modiroe wird der Lehrer seines Volkes genannt.

Unendliche Verwüstung hat die Rinderpest in diesem Lande angerichtet.

Zum Übermaß sind gegen Ende des Jahres 96 in Taungs und an anderen Orten des Südens Aufstände ausgebrochen, die überall bald niedergeschlagen wurden, die aber hier und da wieder aufleben. Der Branntwein soll Hauptursache für diese planlosen Erhebungen sein, die nur geeignet sind, die Lage der Eingeborenen zu verschlechtern.

Weiter im Norden ist der Krieg der Chartered Comp. mit den Matebelen immer noch nicht beendet. Verursacht wurde er durch die Hoffnung der Eingeborenen, die Weißen wieder aus dem Lande treiben zu können; dazu kam Unzufriedenheit mit Übergriffen oder Gewaltthaten der weißen und eingeborenen Polizisten, kam die Rinderpest, und kam endlich die Niederlage, welche sich Dr. Jameson, der bis dahin Ober-Kommandierender in diesen Gegenden gewesen war, durch seinen ruchlosen und wahnwitzigen Einfall in Transvaal zuzog. Die Matebelen haben sich des Widerstandes endlich begeben, aber im Norden dauerten Kämpfe mit aufständischen Maschona bis in die letzte Zeit fort, und bei der gewaltigen Ausdehnung des vom Aufstande beunruhigten Gebiets ist es nur zu wahrscheinlich, daß völlige Sicherheit der Verhältnisse nicht sobald eintreten wird. Dieser Aufstand wird die Lage der Eingeborenen im Gebiet der Kompanie verschlimmern. Er wird auch in den südlich gelegenen Kolonieen den Rassenhaß verschärfen, der für Süd-Afrika unendliche Gefahren in seinem Schoße birgt. Besonders ist diese Folge des zweiten Matebelenkrieges bemerkbar, weil beim Auflodern des Aufstandes nicht weniger als 261 Weiße, darunter auch viele Frauen und Kinder ermordet worden sind. Es sind später in den Kämpfen bis Oktober vorigen Jahres 65 Weiße gefallen und 130 verwundet worden. Die Missionsarbeit, welche eben einen schwachen Anfang genommen hatte, ist dadurch vollständig unterbrochen worden. Von den Berliner Missionaren waren nur zwei im Lande, als der Aufstand ausbrach. Sie hatten den Mut, mitten im Kriege mit ihren Frauen aus dem Fort Viktoria nach der Station Tschibi zurückzukehren. Gewiß wird solcher in Gott getroste Mut auch auf die Heiden einen guten Eindruck machen.

Östlich vom Bonyae-Lande haben die Amerikaner im Gasa-Lande auf den Bergen, auf denen der Busi-Fluß entspringt, treulich ausgehalten. 2 Stationen, in gesunder Höhenlage (Silinda und Tschikore) sind mit 3 Missionaren und einem Arzt besetzt, welche verheiratet sind. Neben ihnen arbeiten 2 weibliche Gehilfen und 4 eingeborene Helfer aus Natal. Als Hafenplatz für die Mission dient Beira. Auch in diesen Bergen leben schon Kolonisten, und mit zeitweiliger Benutzung von Ochsenwagen konnte die Reise von der Küste bis Silinda schon in 15 Tagen zurückgelegt werden, während früher 3 Monate darauf verwende: wurden. Im Januar dieses Jahres wurden hier die ersten Eingeborenen (16) getauft.

Die im fernen Norden unter den größten Schwierigkeiten begonnene und unter schweren Mühen fortgeführte Sambesi-Mission der Pariser Missionare

festigt sich unter Gottes Segen mehr und mehr. Das Land ist bekanntlich hier sehr ungesund. Einer der Missionare (Mr. Goy) starb, und der Begründer der Mission, Coillard, mußte endlich zu seiner Erholung eine Reise nach Europa machen. Dabei fehlte es nicht an Beunruhigungen des Landes. Von Norden her drangen Portugiesen von Angola ein und führten mit dem König Lewanika Krieg, von Süden her drohte ein Einfall der aufständischen Matebelen, welche nur durch Mangel an Kanus verhindert wurden, den Sambesi zu überschreiten, und endlich wurde der Verkehr mit dem Süden, woher doch notwendige Lebensbedürfnisse bezogen werden mußten, durch die Rinderpest unterbrochen. Doch zeigen die letzten Berichte, daß die Arbeit auf den Stationen Sefula, Sescheke, Nalolo, Kazungula und Lealui erfreulich vorwärts schreitet. Die Schulen wurden von etwa 300 Schülern besucht, und in Sefula haben sich 64 und in Kazungula 130 Leute zum Taufunterricht gemeldet, von den übrigen Stationen fehlen genauere Zahlen. Von Wichtigkeit ist die Gründung einer Gehilfenschule in der Hauptstadt, welche 10 Schüler zählt; nach der Abreise des Missionars Coillard ist sie vom Missionar Jalla übernommen worden.

Auch die Arbeit der Schweizer Missionare im östlichen Teile von Transvaal und dem portugiesischen Tiefland ist in den letzten Jahren durch viel Not gegangen. Es ist bekannt, daß sie ihre Arbeit unter den Guamba (Knopneusen) anfingen, die sich als Flüchtlinge am oberen Levubo-Fluß im Zoutpansberger Distrikt angesiedelt hatten. Von hier, wo die Stationen Valdezia und Elim herrlich aufblühten, sind aber infolge der neueren Maßnahmen der Republik gegen die Freiheit der Eingeborenen Tausende, unter ihnen viele Gemeindeglieder wieder ostwärts verzogen. Ein Beweis für die Energie, welche dem Schweizer Werk inne wohnt, ist der Versuch bei dem König Gungunyama in seiner, in ungesundester Gegend am unteren Limpopo liegenden Stadt Mandhlakazi eine Station zu gründen. Der Missionsarzt Dr. Liengme ließ sich dort mit einigen Helfern nieder. Bald hatte er monatlich etwa 1500 Kranke zu behandeln. Allein der Krieg zwischen dem König und den Portugiesen brach aus; ersterer wurde im August 1895 gefangen und deportiert, und das Werk wurde so im Keime erstickt. Unter den schweren Kämpfen, welche die Portugiesen in den letzten Jahren in und um Lorenzo Marques (Delagoabai) mit den Eingeborenen zu führen hatten, litt die Arbeit schwer, die gerade dort mit sichtlichem Erfolge betrieben wurde. Die Station Rikatla wurde vollständig zerstört, die Missionare kamen in Gefahr als Parteigänger des Feindes behandelt zu werden, und die Arbeit in der Hafenstadt, welche sich zwei Jahre lang im Belagerungszustand befand, wurde ernstlich bedroht. Die Gemeinde zählte hier bereits über 360 erwachsene Glieder, und 300 Katechumenen waren im Unterricht, auch fanden dort im letzten Jahre 77 Taufen von Erwachsenen statt. Wie sehr die Missionare sich in das ungesunde Tiefland eingelebt haben, beweisen ihre sprachlichen Arbeiten, die Guambasprache ist von ihnen zur Schriftsprache erhoben worden, das beweisen aber auch kartographische Arbeiten, die wir ihnen verdanken. Missionar Berthoud gab die erste brauchbare und unendlich viel Neues bringende Karte des Tieflandes zwischen Delagoabai und dem Limpopo heraus, und jetzt hat Missionar Junod in der Februarnummer des Bulletin missionaire eine Sprachenkarte desselben Gebiets veröffentlicht, die endlich Licht in das Dunkel bringt, welches auf der Verteilung der Thonga- oder Guamba-Stämme bisher lastete.

Litteratur-Bericht.

1. **Bericht** über die erste allgemeine Studenten-Konferenz des „Studentenbunds für Mission" abgehalten in Halle a. S. vom 24. bis 26. April 1897." Im Selbstverlag des S.F.M. Halle, Mittelstraße 10. 1 Mk. Dieser 192 S. umfassende Bericht enthält die sämtlichen auf der genannten Konferenz gehaltenen Vorträge und Ansprachen teils auf Grund von stenographischen Nachschriften, teils nach den schriftlichen Aufzeichnungen der Referenten und ist als ein charakteristisches Zeugnis für die studentische Missionsbewegung in Deutschland von hohem Interesse für alle, welche an ihr Anteil nehmen. Vgl. das Referat in dieser Z. S. 343.

2. „**Verhandlungen** der neunten kontinentalen Missions-Konferenz zu Bremen am 25., 26. und 28. Mai 1897." Im Auftrage derselben herausgegeben. Berlin, Martin Warneck. 150 S. 1,20 Mk. Indem wir auf den Bericht über die genannte Konferenz in dieser Nummer verweisen, bemerken wir nur, daß die sämtlichen Hauptreferate wörtlich, die Besprechungen über dieselben nach den Aufzeichnungen der Protokollführer wiedergegeben sind. Es ist das erste Mal, daß die kontinentale Missions-Konferenz einen solchen ausführlichen Bericht über ihre Verhandlungen erstattet; es fragt sich nun, ob das Interesse in den heimatlichen Missionskreisen so groß ist, daß sie sich mit ihrer Hoffnung auf Absatz nicht täuscht. Jedenfalls bietet die Schrift einen lehrreichen Einblick in wichtige Fragen des innern Missionsbetriebs, für welche ein Verständnis zu erlangen auch der heimatlichen Missionsgemeinde ein Bedürfnis sein sollte. Um dem Leser ein Urteil über die Beschaffenheit der Bremer Referate zu ermöglichen, sind die beiden ersten in dieser Z. abgedruckt worden.

3. **Warneck**: „Evangelische Missionslehre. Abt. 1 und 2: die Begründung und die Organe der Sendung." Zweite Auflage. Gotha, Perthes. 1897. 5 und 4 Mk. Es ist mir eine besondere Freude, daß dieses theoretische Handbuch, welches zum erstenmale versucht, in einem zusammenhängenden Systeme die Missionstheorie zu behandeln, noch ehe es ganz vollendet ist, in verhältnismäßig kurzer Zeit eine zweite Auflage erlebt. Man wird daraus schließen dürfen, daß das Missionsinteresse unter uns sich vertieft hat und daß der Kreis derjenigen gewachsen ist, die zu gründlichen Missionsstudien Trieb haben. Es war ursprünglich meine Absicht, einen großen Teil der ersten Abteilung durch völlige Umarbeitung zu kürzen, aber über anderen bringenden Arbeiten fehlte die Zeit und so lasse ich — mit Ausnahme des 10. Kapitels: die missionarischen Wurzeln im A. T., das völlig umgearbeitet ist — im Ganzen das Buch unverändert seinen zweiten Gang antreten. Möge es auf demselben wieder eine so freundliche Aufnahme finden, wie sie ihm auf den ersten zu teil geworden ist.

4. **Warneck**: „Missionsstunden. II: die Mission in Bildern aus ihrer Geschichte. Afrika und die Südsee." Vierte Auflage. Gütersloh 1897. 5 Mk. In den 7 Jahren, welche seit der 3. Auflage dieses Buches verflossen sind, ist viel anders geworden fast auf allen den Missionsgebieten, die in ihm vor das Auge des Missionsfreundes gestellt werden; viel Fortschritt, leider hier und da auch mancher Rückschritt hat stattgefunden. Sollen geschichtliche Missionsstunden nicht veralten, so müssen sie fortgehend entsprechend dem Flusse der Missionsgeschichte umgearbeitet werden. Das ist auch im ziemlich weitem Umfange mit den vorliegenden

geschehen. Abgesehen von wenigen Partieen, welche abgeschlossene Geschichten erzählen, ist überall den veränderten Verhältnissen Rechnung getragen. Die Missionsgeschichte von Uganda, die ursprünglich in einer Missionsstunde behandelt wurde, ist durch den Fortgang der Ereignisse auf ihrer drei ausgedehnt und Madagaskar völlig neu behandelt, während die meisten andern durch Streichungen, Zusätze, Nachträge — selbstverständlich überall auch die Statistik — der gegenwärtigen Lage der Dinge entsprechend gestaltet sind; dagegen sind die umfänglichen Quellennachweise, welche die früheren Auflagen enthielten, weggelassen worden, da sie den Dienst nicht gethan haben, welchen ich von ihnen erwartete.

5. **Gußmann:** „Auf chinesischen Missionspfaden. Dreizehn Stationsbilder aus der Basler Mission.“ Basel. 1897. 30 Pf. Ein kleines Jubiläumsschriftchen. 1897 sind es nämlich 50 Jahre, daß Basel seine chinesische Mission begann. Der Verfasser giebt uns nun eine übersichtliche Geschichte dieser Mission, indem er uns der Reihe nach von Hongkong ausgehend bis Kayintschu auf die 13 Hauptstationen führt, um welche ca. 4093 Christen gruppiert sind, die heute in der Pflege der Basler Chinamission stehen. Wir haben an ihm einen ebenso kundigen Führer durch das chinesische Land wie guten Missionsgeschichtserzähler und niemand wird es bereuen, der sich von ihm führen und erzählen läßt. Die beigegebenen Bilder, meist Abbildungen der Stationsgebäude, bilden ein ergänzendes Veranschaulichungsmaterial und die hübsche Karte am Schluß vervollständigt die Orientierung.

6. **Armknecht:** „Sieben Missionspredigten.“ Hermannsburg, 1897. 60 Pf. Die behandelten Texte sind: 1. Kor. 15, 25; Jes. 11, 1; 40, 3—11; Mark. 16, 15; 13, 10; Luk. 10, 30—37; Röm. 12, 11. Meist natürlich ausgelegt, behaltlich disponiert und anbringend angewendet.

7. **Hoffmann:** „Im türkischen Kerker. Wie ich Garabed Thoumajan fand. Eine armenisch-türkische Geschichte.“ Westend-Berlin, Faber & Co. 1897. Mit vielen Illustrationen. 2, geb. 3 Mk. Die schon durch den Reichsboten bekannt gewordene Geschichte der Einkerkerung, Verurteilung und Befreiung des armenischen Professors und Pastors Th. in 15 Kapiteln in ebenso spannender wie ergreifender Weise von seinem Genfer Schwager erzählt, zugleich eine sieghafte Verteidigung gegen die vielen auch nach seiner Befreiung wider den Märtyrer erhobenen Verdächtigungen.

8. **von Hassell:** „Deutschlands Kolonieen. Ein Rückblick und Ausblick.“ Heft 162 der Zeitfragen des christl. Volkslebens. Stuttgart, Belser. 1897. 1 Mk. Es sind keine neuen großen Gesichtspunkte, unter denen in diesem Schriftchen unsere Kolonialpolitik betrachtet wird, aber der christlich-sittliche Standpunkt wird mit Ernst geltend gemacht. Das Ganze zerfällt in 3 Hauptabschnitte: 1. Politische Verhältnisse. Schutztruppen. Verwaltung. 2. Handel. Pflanzungen. Verkehrsmittel. 3. Civilisatorische Bestrebungen. Mission. In diesem letzten Abschnitte namentlich beweist sich der Verfasser als ein Anwalt der Eingeborenen, ein Gegner der Branntweineinfuhr und ein warmer Freund der Missionare. Es wäre ein Segen, wenn unsere Kolonialpolitik viele solche wohlwollende, nüchterne und sittlich-ernste Vertreter daheim und draußen hätte. Wck.

Für die Norddeutsche Mission empfing ich noch auf Grund der Legende von Pastor K., Caldern 3 Mk.; von C. S., M. K., A. K., durch Pastor S., Dittersdorf 25 Mk.; von Pastor M., St. Petersburg 10 Mk. Herzlichen Dank P. Zauleck.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

Die Niederländische Missions-Gesellschaft.

Von P. Wurm.

(Fortsetzung.)

4. Die Mission in der Minahassa auf Celebes.

Wenn von allen bisher besprochenen Inseln wenig erfreuliche Berichte gegeben werden konnten, wenn zwar das Christentum nicht ausgestorben ist trotz der langen Verwahrlosung, aber auch tüchtige Missionare gar wenig ermutigende Zeichen von christlichem Leben beobachten konnten, so könnten wir auf den Gedanken kommen, das Christentum sei auf jenen schönen Inseln durch die Art und Weise der Ausbreitung im 17. und 18. Jahrhundert für immer verdorben. Allein der Geist Gottes wehet wo er will, und daß er imstande ist, auch unter solchen Totengebeinen Leben aus Gott zu wecken, dafür bürgt ein Missionsgebiet der Niederl. M.-G., welches zu den lieblichsten und fruchtbarsten in der neueren Missionsgeschichte gehört, und es waren fast durchaus deutsche Arbeiter, welche dort im Segen wirken durften.

Der nordöstliche Ausläufer der Insel Celebes hat den Namen Minahassa, d. h. Bundesgenossenschaft, entweder von einem Bunde der Einwohner gegen den benachbarten Sultan von Bolaang Mogondau, oder von einem Bund gegen die Spanier. Denn diese waren die erste europäische Macht, welche sich hier festsetzte und katholisches Christentum einführte. Allein außer den Küstenstrichen fragte man wenig nach den Spaniern. Auch der Islam, der schon im 15. Jahrhundert unter der Herrschaft des Sultans von Ternate eingedrungen war, hatte keine großen Eroberungen gemacht, so daß das Land fast noch ganz heidnisch war, als es 1660 an die Niederlande kam. Nun wurde in der Hauptstadt Menado ein reformierter Prediger angestellt, und die katholischen Einwohner wechselten ihren Beherrschern zu lieb ebenso äußerlich ihren Glauben, wie sie ihn auf Andringen der spanischen Mönche angenommen hatten. Seit 1789 war die Predigerstelle unbesetzt. Kam schätzte bei seinem Besuch 1817 die Christen in der Minahassa auf 3500 unter 100000 Einwohnern. Die Unwissenheit und Unsittlichkeit war groß. Deshalb wollte Kam nicht warten, bis wieder ein Regierungsprediger hinkam, sondern schickte 1822 die zwei Missionare Lammers aus Zütphen und Dan. Müller aus Fluntern, Kt. Zürich, einen Basler Zögling, dorthin. Aber der eine starb schon 1823, der andere 1826.

Doch 1827 wurde die Predigerstelle in Menado wieder besetzt durch Hellendoorn, einen Zögling der Niederl. M.-G., der seine Arbeit nicht auf seine holländische und malayische Gemeinde in der Hauptstadt beschränkte, sondern der Bahnbrecher für die Minahassa-Mission wurde, die alfurische Sprache erlernte und die nachrückenden Missionare einführte. Es war ihm nur eine 12jährige Arbeitszeit beschieden. Aber seit 1831 standen zwei Zöglinge Jänickes in der Arbeit, durch welche besonders viele Seelen zu Christo geführt werden sollten: Johann Friedrich Riedel[1]) aus Erfurt und Johann Gottlieb Schwarz aus Königsberg.

Riedel war stationiert in Tondano, droben im Gebirge, wo der bei Menado mündende Fluß aus einem schönen Bergsee ausfließt. Er war verheiratet mit der Tochter eines früheren Residenten, welche er bei Kam kennen gelernt hatte, und die sich trefflich zur Missionsfrau eignete. Die Christen in der Minahassa waren nicht besser als die auf den Molukken und den Südwestinseln. Am ersten Sonntag, da Riedel predigte, kam kaum der zehnte Teil der Getauften zur Kirche. Von Sonntagsfeier war keine Rede. Schmutz, Unordnung, Dieberei, Unmäßigkeit und Unzucht, Streit und Zank herrschte in den Häusern, der krasseste Aberglaube bei Heiden und Christen. Aber Riedel beruhigte sich nicht dabei, daß man auf niederländischen Stationen nur ein totes Namenchristentum haben könne, sondern sann auf allerlei Mittel, wie es anders zu machen wäre. Von baldiger Erteilung der Taufe hören wir bei ihm nichts. Zuerst richtete er sein Augenmerk auf die Jugend. Der von der Regierung angestellte Schullehrer verstand die alfurische Volkssprache nicht und die Kinder nicht das Malayische. Riedel hielt daran fest, daß man das Malayische als Kirchen- und Schulsprache beibehalten müsse, aber mittelst des Alfurischen sollten die Kinder zum Verständnis des Malayischen gebracht werden. Er übernahm selbst einen Teil des Unterrichts, zeigte dem Lehrer, wie man unterrichten müsse, und durch eingeschaltete alfurische Fragen weckte er die Aufmerksamkeit der Schüler und das Verständnis für biblische Geschichte. Seine Frau begann eine Nähschule, wobei sie allerdings mit der Unreinlichkeit und Dieberei der Mädchen viel zu kämpfen hatte.

Um die Alten zu gewinnen, veranstaltete Riedel eine Weihnachtsfeier mit Kaffee und Kuchen, mit Gesang der Kinder, Erzählung der

---

[1]) Riedels Leben ist trefflich beschrieben von Dr. Grundemann, Gütersloh 1873.

Festgeschichte und gemütlicher Unterhaltung über Europa, wobei Riedel seine Pfeife rauchte und der Häuptling dolmetschte, wenn der Missionar nicht die richtigen Worte in alfurischer Sprache fand. Am Neujahrsfest war die Kirche wieder stark besucht wie am Weihnachtsfest, aber an den weißen und roten Kleidern, welche die Christen an diesem Tage trugen, während sie am Weihnachtsfest schwarz gekommen waren, erkannte Riedel erst, daß die Leute meinten, am Weihnachtsfest sei Christus gestorben und am Neujahrsfest auferstanden. Mit Tanzen und Trunkenheit ging es am Neujahrsfest fast so toll zu wie bei den heidnischen Opfermahlzeiten. Am folgenden Sonntag war die Kirche wieder leer, und so ging es noch 2 Jahre lang fort. Riedel sammelte inzwischen eine Hausgemeinde in seinen Murids und seine Frau in den ins Haus aufgenommenen Mädchen (Anak pijara).

Allmählich wurden doch aus den Versammlungen mit Kuchen und Kaffee Erbauungsstunden, bei denen die leiblichen Erfrischungen wegfielen, aber der Charakter einer freien Unterhaltung gewahrt wurde. Die Zahl der Kirchenbesucher mehrte sich, und es konnten weitere Christen zum hl. Abendmahl zugelassen werden. Zu den Heiden wurde Riedel häufig als Arzt gerufen und benutzte diese Gelegenheit, um auf den rechten Arzt für Leib und Seele hinzuweisen. Zu Anfang des Jahres 1835 konnte er berichten, daß auf dem Gebirge von Menado ein Umschwung eingetreten sei. Ein alter Priester, der seit 30—40 Jahren ganze Dörfer durch seine Betrügereien beherrscht hatte, bat unter Thränen um die Taufe. Das Neujahrsfest wurde nicht mehr durch Saufgelage gefeiert. Die Christen gaben den Heiden ein besseres Beispiel. Von 1836 an war die Taufe von Erwachsenen nichts seltenes. Den älteren Taufbewerbern, welche nicht mehr lesen lernen konnten, gab Riedel den Taufunterricht in alfurischer Sprache, in die er Taufformular, Vaterunser und Glaubensbekenntnis übersetzt hatte. Es war ihm aber alles mechanische Auswendiglernen zuwider, und er war sehr strenge in Bezug auf Enthaltung von heidnischen Greueln. Als bei der Taufe des Oberpriesters von Tondano und 7 weiterer Katechumenen, die sämtlich im Alter von 50—70 Jahren standen, der Gottesdienst zum erstenmal in alfurischer Sprache gehalten wurde, entstand ein solches Weinen, daß Riedel mit Sprechen innehalten mußte.

Eine neue Kirche mit 800 Sitzplätzen erstand 1839, wurde aber 1845 zerstört durch ein Erdbeben, so daß bis 1885 der Gottesdienst in einer Notkirche gehalten werden mußte. Der Tod seiner Frau 1841 war ein

harter Schlag für Riedel, aber es war gerade damals die schönste Erntezeit für das Reich Gottes. Als die Bäume auf dem Rasenplatz vor dem Pfarrhaus groß geworden waren, wurde dort nach dem Gottesdienst der Inhalt der malayischen Predigt in alfurischer Sprache wiederholt von Männern und Jünglingen, die dazu tüchtig waren. Riedel selbst wandelte in seinem Hausgewand, die Pfeife im Mund, wie ein Vater unter seinen Kindern herum, ließ sie sich frei aussprechen; nur einigemal, wenn es nötig war, gab er einen zurechtweisenden Wink (v. Rhijn S. 335). Die Abendbibelstunden wurden in einem für 300 Personen berechneten Kirchlein gegenüber dem Pfarrhaus gehalten.

Als Riedel auch seine zweite Frau nach nur vierjähriger Ehe hatte zu Grab geleiten müssen, sehnte er sich sehr nach Ausspannung und bekam endlich 1850 einen Mitarbeiter in Missionar Rooij, der sich in kindlicher Liebe an ihn anschloß und sein Schwiegersohn wurde. Aber auch ihn mußte er überleben, Missionar Rooker trat an Rooijs Stelle, aber Riedel lebte noch bis 12. Oktober 1860. Er hatte 9341 Personen getauft und 3851 als Kommunikanten angenommen.

Die Bewegung von Tondano pflanzte sich auf dem ganzen Gebirge fort. Zwei Stunden südlich vom Tondano-See war Langowan, die Station von Riedels Freund Schwarz. Er war verheiratet mit der Tochter eines wackeren Regierungsaufsehers, die nicht nur malayisch, sondern auch verschiedene alfurische Mundarten sprach. Anfangs ging es ihm sehr schlecht. Taufte er die, welche sich zur Taufe meldeten, nicht bald, so liefen sie weg; taufte er sie, so waren sie damit zufrieden und ließen sich im Gottesdienst nicht mehr sehen. Die Bevölkerung von Langowan wurde durch einen Häuptling so gegen den Missionar aufgehetzt, daß sie ihm selbst für Geld und gute Worte keine Lebensmittel geben wollte, und er dieselben von auswärts kommen lassen mußte. Elf Jahre lang schien er fast vergeblich gearbeitet zu haben. Da erwachte 1843 auf den Außenstationen noch mehr als im Hauptort ein Fragen und Suchen nach dem Heil. Schwarz hatte inzwischen mit Hilfe seiner Frau das Alfurische so gründlich erlernt, daß er mit dem Volk immer vertrauter wurde. Der Kirchen- und Schulbesuch nahm zu, und als er den 25. Juni 1856 das 25jährige Jubiläum seiner Wirksamkeit in der Minahassa feierte, sah er außer seinem eingeborenen Hilfsmissionar Adrianus Angku, der 1847 von Inspektor van Rhijn eingesegnet worden war, 21 christliche Lehrer und 5 Kirchenräte aus den 19 Gemeinden seines Bezirks um seine Kanzel versammelt. Er behielt länger

als Riedel die Kraft zur Arbeit und durfte im ganzen 13068 Personen taufen, aber zu Abendmahlsgenossen hat er nur 1278 aufgenommen. Jetzt nahmen auch seine Kräfte ab, und er bat um Hilfe, aber ehe dieselbe kam, verschied er den 1. Februar 1859.

Gehen wir von Langowan westlich über das Gebirge nach dem Meeresufer, so treffen wir in dem herrlich gelegenen Amurang von 1836—1851 den Schlesier Traugott Hermann als Missionar. Auch er hatte in seinem 30000 Seelen zählenden Bezirk viele Schwierigkeiten, namentlich Feindseligkeiten von eingeborenen Häuptlingen zu überwinden, und von den 700 Namenchristen lebten nur 12 Paare in rechtmäßiger Ehe. Aber auch er durfte es erfahren, daß die Predigt in alfurischer Sprache die Leute heranzog. Da er seit 1848 regelmäßig in derselben predigte, wuchs die Zahl der Christen bis auf 2680. Er war der Ansicht, man könne sich im Alfurischen über religiöse Gegenstände besser ausdrücken als im Vulgärmalayischen. Er ließ einen Katechismus malayisch und alfurisch im Dialekt von Amurang drucken und übersetzte das Evang. Matthäi ins Alfurische. Leider wurde nach seinem Tod auf diesem Grund nicht weiter gebaut (Kruijf S. 319—323).

Zwischen Menado und Tondano, hoch auf dem Gebirge, entstand 1838 die Station Tomohon, wohin Missionar Mattern, ebenfalls ein Deutscher aus Rückerts Schule, eine Druckerpresse brachte. Sein Tagewerk war schon 1842 vollendet. Aber sein Nachfolger Wilken, ein Ostfriese, durfte es erleben, daß die Bewegung von Tondano sich in seinem Bezirk fortpflanzte, und durfte in 30jähriger Arbeit ungefähr 10000 Personen taufen und 1800 zur Abendmahlsgemeinschaft aufnehmen. Auch in äußerer Kultur wußte er mit praktischem Geschick sein Volk zu fördern, z. B. durch Einführung besserer Wagen statt den bis dahin in der Minahassa gebräuchlichen Blockräderkarren.

So wurde die Arbeit treuen Zeugen trotz der schweren Anfänge auf diesem Missionsgebiet reichlich gesegnet, und das Christentum ist in der Minahassa allmählich zur Volksreligion geworden und hat dabei doch für das Leben bessere Früchte gebracht als auf anderen Inseln. Als äußere Hilfsmittel werden wir dabei die reichlichere Benützung der Volkssprache und die langsamere Erteilung der Taufe hervorheben dürfen. Der Niederländer Hellendoorn war in dieser Abweichung vom altniederländischen System mit den deutschen Brüdern einig. Es war überhaupt lange Zeit eine wohlthuende Einigkeit im Geist unter den Brüdern auf diesem Missionsgebiet.

Für die Ausbildung der Lehrer zogen die älteren Minahassamissionare das Murid-System vor, und es hat ja gewiß etwas für sich gehabt, wenn ein junger Mann eine wahrhaft christliche Persönlichkeit täglich vor Augen hatte. Später kam doch ein Seminar zustande durch Missionar Graafland, einen Schwiegersohn Riedels, der 1854 in Tanawangko, an der Küste zwischen Menado und Amurang, stationiert wurde. Es behauptete sich auch unter der Konkurrenz eines religionslosen Regierungsseminars, das 1873 in Tondano errichtet, aber 1885 wieder aufgehoben wurde. Doch um das Verhältnis zur Regierung genauer kennen zu lernen, werden wir hier am besten auf van Rhijns Inspektionsreise zurückgehen, die wir schon einigemal gestreift haben.

5. Van Rhijns Inspektionsreise und das Verhältnis der Missionsgesellschaft zur Regierung.

Die Verbindung zwischen den Niederlanden und den ostindischen Besitzungen und vollends zwischen den einzelnen Inseln und Inselgruppen war zur Zeit der Segelschiffahrt eine sehr mangelhafte. So konnten allerlei schwierige Fragen nicht von Rotterdam aus entschieden werden, oder bis die Entscheidung kam, war es zu spät. Die Missionshilfsgesellschaften auf Java und Amboina hatten kein rechtes Leben. Es kam mehrmals vor, daß Missionare bei ihrer Ankunft in Batavia niemand fanden, der sich ihrer annahm, und bitteren Mangel leiden mußten.

So hatte der Direktor Hiebink schon 1844 beantragt, daß ein tüchtiger Mann die Stationen besuchen und das nötige anordnen sollte. Die Wahl fiel auf Leonhard Johannes van Rhijn, damals holländischen Prediger zu Friedrichsstadt in Schleswig-Holstein. Er war ein Mann von entschieden positiver Richtung und mildem, liebevollem Wesen, der vor dem Angesicht des Herrn wandelte und nur für sein Reich wirken wollte. So schwer es ihm wurde, Frau und Kinder zu verlassen, so glaubte er doch als treuer Missionsfreund dem Rufe folgen zu müssen.

Im Jahre 1845 wurde seine Aussendung beschlossen, und er siedelte zunächst nach Rotterdam über um die nötigen Vorbereitungen zu treffen. Zu seinem Begleiter wurde der auf Ceram stationierte Missionar Jellesma bestimmt. Van Rhijn wurde dem Kolonialminister vorgestellt, und dieser gab ihm eine Empfehlung mit an den Generalgouverneur in Batavia und sicherte ihm freie Fahrt auf den Kriegsschiffen innerhalb der niederländischen Besitzungen zu. Am 16. August 1846 kam er in Batavia an und traf seinen Reisebegleiter bereits dort. Es war bis da-

hin feststehende Politik der niederländischen Regierung, auf Java keine Missionare zuzulassen. Van Rhijn aber betrachtete er als eine seiner ersten Aufgaben, einmal diese Insel zu durchziehen, um zu sehen, wo etwa Missionare stationiert werden könnten, wenn endlich die verschlossene Thür aufgethan würde. Der Generalgouverneur Rochussen und der Rat von Indien wollte ihm die Erlaubnis zu dieser Reise nicht geben. Aber van Rhijn nahte dem Statthalter „nach gleichartiger Vorbereitung, wie einst Nehemia dem persischen König," und erklärte ihm, er bitte nur um einen kleinen Teil der Hilfe und Gunst, welche die Regierung den Naturforschern reichlich gewähre zur Bereisung von Java; er redete ihm sehr eindringlich ins Gewissen, daß es einem christlichen Staatsmann nicht gleichgültig sein könne, ob er über Mohammedaner oder über Christen regiere; der Staat habe ein großes Interesse daran, daß die wilden heidnischen, ungebildeten Volksstämme im Innern durch die Missionare unterwiesen, bekehrt und gebildet werden; er spreche jetzt im Geist eines großen Teils der niederländischen Christenheit, welche die große Schuld fühle, welche die Nation gegen die ostindischen Völker habe, deren Reichtümer sie an sich angezogen. — Durch die Wärme und Aufrichtigkeit, mit welcher er redete, erreichte er seinen Zweck, und konnte nun mit Jellesma die Landreise durch die schöne Insel antreten, auf welcher er nur in Depok eine alte, durch einen Ratsherrn gestiftete Christengemeinde traf, und in der Nähe von Surabaya die durch den Uhrmacher Emde zu Christo bekehrten Javaner, von denen wir noch weiteres hören werden.

Nach einem fünfmonatlichen Aufenthalt auf Java fuhren die Reisenden auf einem mangelhaften Kriegsschooner nach der Minahassa. Riedel und seine Freunde hatten wenig nach Europa berichtet. Erst durch van Rhijn wurde dieses reich gesegnete Missionsfeld bekannter, und das Zusammensein mit den Brüdern war dem Inspektor selbst die größte Erquickung.

In Langowan, der Station von Schwarz, hielt van Rhijn mit den Missionaren „die erste christliche Synode auf Celebes," auf welcher folgende Punkte besprochen wurden:

1. Der Resident von Menado hatte befohlen, daß in den von der Regierung unterhaltenen Schulen kein Religionsunterricht erteilt werden dürfe. Bei näherer Betrachtung ergab sich, daß der Resident damit nicht feindselig gegen die Mission auftreten wollte, aber von dem vielbeliebten Grundsatz ausging: „erst Kultur, dann Christentum!" Es ergab sich ferner, daß eine strenge Durchführung seines Befehls geradezu unmöglich war; denn es gab damals keine malayischen Schulbücher ohne religiösen Inhalt. Van Rhijn hielt es

für zweckmäßig, daß die Brüder in den Schulen vorerst nicht in der Glaubenslehre, sondern in der biblischen Geschichte unterrichten sollten und hoffte dafür den Residenten eher zu gewinnen.

2. Die Notwendigkeit einer christlichen, durch die Obrigkeit anerkannten und beschirmten Sonntagsfeier. Die Alfuren mußten schwere Arbeit thun für die Regierung, welche durch die Willkür inländischer Häuptlinge und halb inländischer Aufseher sehr ungleich verteilt wurde. Daher mußten die Missionare beinahe allen Unterricht der Erwachsenen auf den Sonntag verlegen. Am Sonntag waren die Getauften frei von Regierungsdienst, wenn derselbe nicht für bringend geachtet wurde. Allein dieser Befehl des Residenten war nicht bekannt gegeben worden und heidnische Häuptlinge ließen Getaufte, die in der Kirche oder bei der Katechisation gewesen, blutig schlagen. Überdies war den Taufbewerbern keine Sonntagsruhe zugesagt. Van Rhijn nahm sich vor, zuerst beim Residenten und dann beim Generalgouverneur die nötigen Schritte zu thun.

3. Während die Heiden ihre Ehen nach Belieben schließen konnten, war für die Christen die Civilehe als Bedingung für die kirchliche Trauung gefordert und sie mußten dafür eine Taxe von 5 fl. 50 Ct. zahlen, was zur Folge hatte, daß viele getaufte Alfuren aus Mangel an Geld in wilder Ehe lebten. Der Inspektor sollte bei den Behörden dahin wirken, daß die Eheschließung der eingeborenen Christen als eine kirchliche Sache betrachtet werde, für welche die Missionare verantwortlich seien, und von welcher sie der bürgerlichen Obrigkeit nur Anzeige machen sollten ohne Kosten, wie es bei der eingeborenen Christengemeinde in Depok gehalten wurde.

4. Welche Sprache, Malayisch oder Alfurisch soll bei der religiösen Unterweisung der Eingeborenen vorzugsweise gebraucht werden? — Das Malayische sollte Hauptsprache beim Unterricht bleiben, weil in dieser allein eine Bibelübersetzung und Schulbücher vorhanden waren, auch weil die alfurischen Dialekte sehr von einander abweichen. Allein die Missionare sollten alle das Alfurische lernen, das die Sprache des Lebens war und von vielen allein verstanden wurde. Es konnte nicht geleugnet werden, daß das Christentum desto mehr sich verbreite, je mehr die Missionare die Landessprache zu Hilfe nehmen.

5. Die Errichtung eines Seminars für eingeborene Lehrer, wie auf Amboina, wurde zwar für wünschenswert, aber nicht für notwendig erachtet.

6. Die Verbreitung des Christentums durch Nationalhelfer wurde für sehr wünschenswert erachtet. Van Rhijn machte einen Anfang damit, indem er einen Zögling Riedels, Adrianus Angku in Soaber, einem Filial von Schwarz, an einem der folgenden Sonntage in Langowan einsegnete. Die Verwaltung der Sakramente wurde ihm nicht übertragen, aber ein Prediger- und Seelsorgeramt. Dieser Vorgang fand aber, wie es scheint, nicht die Zustimmung der Herren in Rotterdam, denn es geschah in den folgenden Jahrzehnten wenig zur Heranbildung einer eingeborenen Geistlichkeit, die hätte predigen und nicht bloß Predigten vorlesen können, und zur Selbständigmachung der Missionskirche. Man ging im altniederländischen Geleise und suchte die Eingeborenen drunten zu halten.

7. Von den Schulbüchern wurden nicht alle für passend erklärt. An Gesangbüchern war großer Mangel. Schwarz und Hermann wurden mit einem Entwurf beauftragt.

8. **Was den Gehalt der Missionare betraf**, so erklärten alle denselben mit 125 Gulden monatlich für zureichend, obgleich es nach indischem Maßstab wenig war, denn sie hatten auch ihre Zöglinge zu ernähren und zu kleiden, 2 oder 3 Pferde zu halten und an Europäern Gastfreundschaft zu erweisen. Aber alle hatten haushälterische Frauen, die für sich keinen Aufwand machten. Nur die Erziehung der Söhne in Europa verursachte große Kosten.

Van Rhijn durfte über die Summe von 1000 Gulden im Namen der Gesellschaft frei verfügen und verwandte dieselbe zu einer Gratifikation für gering besoldete Lehrer.

In Tondano wurde noch eine Konferenz der Missionare gehalten, an welcher auch der Resident teilnahm. Die Verständigung mit demselben gelang nicht in allen Punkten, und später ergab sich, daß er ungünstige Berichte über die Missionare nach Batavia geschickt hatte, und noch viele Regierungsschulen errichtete, in denen aller Religionsunterricht verboten war.

Van Rhijn reiste von der Minahassa über Ternate nach Amboina und von da nach Timor, wo er Streitigkeiten zu schlichten hatte. Bei seinem zweiten beinahe 6monatlichen Aufenthalt auf Java wirkte er es bei dem Generalgouverneur aus, daß sein Begleiter Jellesma in Surabaya stationiert wurde um die eingeborenen Christen im Innern zu versorgen. So war endlich **der erste Missionar der Niederl. M.-G. auf Java zugelassen.** Erst am 17. Mai 1848 kam von Rhijn über Suez und Triest nach der Heimat zurück.

Er war zu dem Resultat gekommen, daß es besser wäre, wenn **die Gesellschaft ihre wenigen Missionare auf Java und Celebes konzentrierte**, und nicht einen Teil auf so außer allem Verkehr gelegenen Inseln schickte wie Timor. Er sorgte sogleich für eine Verstärkung der Minahassa-Mission, so daß die Stationen Kema, Tanawangko, Kumelembuai und Sonder angelegt werden konnten.

6. Die Spaltung unter den Missionsfreunden in der Heimat.

Nach van Rhijns Rückkehr sollte man erwarten, diesem Mann, der das Missionswerk aus eigener Anschauung kannte, werde nun die Leitung des Ganzen übertragen werden, und diese damit in eine festere Hand kommen. Er gab auch in der Jahresversammlung 1848 einen ergreifenden Bericht und trug der Missionsgemeinde die Wünsche vor, welche sich ihm auf der Reise aufgedrängt hatten. Auch war es wohl seinen Vorstellungen beim Generalgouverneur zu danken, daß der unfreundliche Resident in der Minahassa ersetzt wurde durch einen der das Neue Testament in den Schulen zuließ. Van Rhijn äußerte auch Wünsche für

die Leitung des Missionswerks in der Heimat, daß dieselbe eine festere werden sollte, wie bei den deutschen und englischen Missionsgesellschaften, daß nicht jeden Monat der Vorsitzende wechseln sollte, so daß nur der Direktor der Missionsschule mit dem Gang der Dinge völlig auf dem Laufenden wäre. Er wünschte einen fest angestellten allgemeinen Sekretär oder Inspektor und schlug dazu Roskott vor. Man sollte erwarten, die Leiter der Gesellschaft werden van Rhijn selbst dazu ernennen, aber nein! Die Besoldung eines allgemeinen Sekretärs schien den Herren eine zu große Ausgabe für die Gesellschaft zu sein (Kruijf S. 293). Vielleicht fürchteten sie auch für den demokratischen Charakter der Gesellschaft, und es stiegen schon jetzt die Wolken auf, welche im folgenden Jahrzehnt einen Sturm brachten. Man ließ van Rhijn auf eine Landpfarrei ziehen und fragte nicht mehr nach seinem Rat.

Die Verfassung der Niederl. M.-G. brachte es mit sich, daß sie mehr als die deutschen in die kirchlichen Kämpfe der Heimat hinein gezogen wurde. Wie in der Schweiz, so suchte auch in den Niederlanden die liberale Theologie in den Jahren nach 1848 Eingang in den Kirchen zu gewinnen, und es konnte ihr das leichter gelingen bei der größeren Unabhängigkeit der einzelnen Gemeinde als in konsistorial centralisierten Kirchen.

Die Orthodoxen und die Liberalen hatten in den fünfziger Jahren wieder ihre verschiedenen Schattierungen. Auf der äußersten Rechten standen die streng Orthodoxen, strenge Calvinisten, die sich mehr an Schottland als an Deutschland anschlossen, eine kleine Partei, die aber geistvolle Männer unter ihren Mitgliedern zählte, wie den Staatsmann Groen van Prinsterer, welchen man damals „den holländischen Stahl" nannte, die Proselyten aus den Juden: Dr. da Costa und Dr. Cappadose. Die mild Orthodoxen entsprachen dem deutschen Pietismus und der preußischen positiven Union. Zu ihnen gehörten: van Rhijn, Heldring, „der holländische Wichern", der auch für äußere Mission allezeit thätig war, van Oosterzee, Chantepie de la Saussaye u. a. Bei den liberalen konnte man unterscheiden die Groninger Schule, welche der Schleiermacherschen Richtung in Deutschland entsprach und in Prof. Hofstede de Groot ihren Führer hatte, und die eigentlich liberale oder moderne Theologie, welche der Baurschen Schule in Tübingen entsprach. Zu ihr gehörte der Professor der Philosophie Opzoomer, der Professor der

Theologie Scholten, Dr. Pierson u. a. Sie gewann namentlich auf der Universität Leiden großen Einfluß auf die theologische Jugend.

Die streng Orthodoxen waren schon in den vierziger Jahren mit der M.-G. unzufrieden gewesen. Groen van Prinsterer hatte schon damals für die Pariser M.-G. gesammelt und als Grund angegeben, die niederländische stehe nicht mehr auf dem alten Glaubensstandpunkt. 1848 warf er ihr vor, 1. sie wehre sich nicht gehörig gegen die Beeinträchtigung ihres Werks durch die Regierung, 2. die Früchte, welche sie aufweisen könne, seien sehr gering, 3. sie sei nicht getreu ihrem Wahlspruch: „Friede durch das Blut des Kreuzes," der auf ihrem Sigill stand, sondern ihr Wahlspruch sei jetzt: „Friede mit den Verleugnern des am Kreuz vergossenen Blutes."

Van Rhijn konnte nachweisen, daß die Arbeit in der Minahassa den zweiten Vorwurf widerlege, und daß auch der dritte namentlich in Bezug auf die Minahassa-Missionare ganz unbegründet sei. Allein die Art und Weise, wie van Rhijn selbst mit seinen Vorschlägen von den Direktoren behandelt wurde, erregte auch in der mild orthodoxen Partei eine Verstimmung gegen die Leiter des Werkes, die mehr der Groninger Schule angehörten.

Zuerst wandten einige ihre Beiträge Vereinigungen zu, welche nicht im Gegensatz zu der Niederl. M.-G. stehen wollten. Helbring schickte seit 1847 nach Goßners Vorbild christliche Handwerker in die Mission, welche so viel als möglich durch ihrer Hände Arbeit ihr Brot verdienen und daneben durch Wort und Wandel den Heiden das Evangelium verkündigen sollten. Er hatte seine Zöglinge zum Teil von Goßner selbst bekommen uud in seinem Pfarrdorf Hemmen bei Arnheim in der holländischen Sprache unterrichten lassen. Der Verein trug den Namen: De Christen-Werkman. Als er 1855 die Niederl. M.-G. ersuchte, auch Handwerker in ihre Dienste zu nehmen, fand er kein Gehör. Auf den entfernten Sangir- und Talaut-Inseln bekamen seine Leute Staatsunterstützung, auf Java konnten sie sich nicht selbständig halten, sondern schlossen sich an verschiedene Missionsgesellschaften an oder wirkten nicht für die Mission. Nach Helbrings Tod löste sich der Verein auf.

Im Jahre 1855 wurde in Amsterdam ein Java-Komitee gegründet, das sich an Christen in Batavia anschloß und namentlich Helbrings Leute auf Java unterstützte, ohne sich von Anfang an von der Niederl. M.-G. abzusondern. Aber später wurde es doch eine selbständige Missionsgesellschaft.

1856 begann Pfarrer Witteveen in Ermelo seine Mission mit ähnlichen Grundsätzen wie Heldring, nur daß er seine Zöglinge ordinierte. Er wollte, daß die Missionare nicht durch eine Gesellschaft, sondern durch die Gemeinde ausgesandt werden. Aber auch seine Zöglinge konnten kein selbständiges Werk fortführen; und sein streng reformierter Standpunkt, der ihn zur Separation trieb, stieß manche ab.

Im Jahr 1858 erklärte der langjährige Kassier der Niederl. M.-G. Voorhoeve, daß er nicht länger zusammenwirken könne mit vielen, die ein anderes Evangelium bringen als das Evangelium Jesu Christi und gründete mit seinen Freunden die Nederlandsche Zendingsvereeniging, auch Neue Rotterdamer Missionsgesellschaft genannt. Der 1. Art. ihrer Statuten lautete: „Die Vereinigung besteht aus Leuten, die erkennen, daß der Herr Jesus Christus ihr vollkommener Heiland ist, die dies in ihrem Wandel zeigen, und die erklären, daß sie nicht zusammenwirken können mit denen, die seine wahrhaftige und ewige Gottheit leugnen“ (Dijkstra I, S. 193). In Utrecht war man nicht einverstanden mit dieser Fassung und mit der demokratischen Einrichtung der Gesellschaft, und so wurde 1859 die Utrechtsche Zendingsvereeniging gestiftet, die ihre Verfassung in der Weise der deutschen Missionsgesellschaften feststellte. An sie schloß sich auch Heldring und andere mild Orthodoxe an. Sie hat auf Neu-Guinea und Almahera ihre Stationen.

In Amsterdam aber waren Freunde, welche die Mission entschiedener auf das reformierte Bekenntnis gründen wollten, und so entstand die Nederlandsche Gereformeerde Zendingsvereeniging, welche auf Java arbeitet.

Die niederländischen Missionsfreunde zersplitterten sich also in christlichen Subjektivismus, indem jeder seine besonderen Wünsche zum Ausdruck bringen wollte. „Dieselben Leute, welche in der prinziplosen Niederl. M.-G. so lange Jahre manche Kamele verschluckt hatten, konnten nun bei Brüdern von demselben Glauben kein Mückchen mehr ertragen, ohne es sorgfältig zu seigen“ (Dijkstra S. 194).

Die alte Gesellschaft wurde nun von verschiedenen Seiten angefragt, ob sie noch auf der Grundlage von 1797 stehe. Schon 1858 waren zwei Missionare auf Java ausgetreten, weil ihnen Zweifel am christlichen Glauben die Fortsetzung ihres Berufes unmöglich machten. Es kam mehrmals vor, daß Missionare, welche die Gottheit Christi leugneten, doch nicht entlassen wurden, und man suchte die Schuld an der Vorbereitung in Rotterdam. Als Heldring 1859 der Gesellschaft mitteilte, es gehe das

Gerücht, daß nicht die Hälfte der jungen Leute, welche in das Missionshaus aufgenommen worden seien, die Gottheit Christi glauben, wurde ihm erklärt, die Direktoren fühlen sich nicht berufen Gerüchte zu widerlegen. So wurde jede bestimmte Erklärung abgelehnt.

1860 wurde ein neuer Direktor der Missionsschule ernannt, C. Voorhoeve, welcher mehr Vertrauen genoß in gläubigen Kreisen. Aber unter den Stimmberechtigten in der Direktorenversammlung waren noch manche Leute von moderner Richtung. Es war in den Statuten vorgesehen, daß der Festredner in der Hauptversammlung zwei Jahre vorher bestimmt werden sollte. So wurde 1862 Dr. Zaalberg im Haag zum Festredner für 1864 bestimmt, ein Mann von moderner Richtung, der bald nachher in einer Weise öffentlich auftrat, daß ein Sturm der Entrüstung durch das Land ging, und viele Missionsfreunde verlangten, man sollte ihm die Festrede abnehmen. Man ersuchte ihn privatim, dieselbe an Missionar Graafland zu übertragen, der damals zur Erholung in der Heimat weilte. Allein die Direktoren blieben bei ihren Statuten und schrieben zur Jahresversammlung 1864 die Festrede von Dr. Zaalberg aus. Nun kamen teils brüderliche Mahnungen, teils energische Proteste von auswärtigen Direktoren, mit dem Verlangen, es sollte deutlich ausgesprochen werden, daß die Gesellschaft das apostolische Glaubensbekenntnis als das ihrige erkenne und darum den Dr. Zaalberg ersuche, von seinem Auftreten abzusehen. Da dieser es nicht freiwillig that, wurde das Hauptkomitee von verschiedenen Seiten ersucht, ihm das Auftreten zu verbieten. Allein dasselbe erklärte sich mit zwölf gegen drei Stimmen für unbefugt dazu, nahm jedoch mit einer Stimme Mehrheit einen Antrag von Francken an, dem Dr. Zaalberg ernstlich zu bedenken zu geben, ob er nicht selbst dafür halte, daß seine Richtung in Widerspruch stehe mit dem Geist und den Prinzipien der Missionsgesellschaft, und sich nicht verpflichtet fühle, Abstand zu nehmen von einem Redeauftrag, der ihm vor zwei Jahren unter ganz andern Umständen erteilt worden sei, um so mehr, da sein Auftreten der M.-G. unberechenbaren Schaden zufügen könnte, da der größte und eifrigste Teil der Missionsfreunde seiner Richtung nicht zugethan sei. Francken, dem es leid that, daß sein Antrag nur mit einer Stimme Mehrheit angenommen wurde, wünschte, falls Zaalberg doch auftreten wollte, sollte die Beschlußfassung den Mitgliedern der Gesellschaft mitgeteilt werden, blieb aber damit in der Minderheit. Der Vorsitzende in der Versammlung legte den Vorsitz nieder, ein anderes Mitglied trat aus. Zaalberg verzichtete

nun auf die Rede, erklärte aber, es geschehe das nicht aus Gewissensbedenken, denn er halte dafür, daß die moderne Predigt des Evangeliums selbst vor jeder andern für die Mission geeignet sei, auch nicht aus Zwang, sondern nur damit die Gesellschaft nicht um seiner Person willen geschädigt werde. Dabei beschwerte er sich über den Beschluß der 9 Komiteemitglieder, „dergleichen schlecht passende Gewissensfragen an einen Amtsbruder und Vorstandsmitglied zu richten", und erklärte sich für verpflichtet, diesen Briefwechsel zu veröffentlichen. Nun wurde die Rede an Pfarrer Oort übertragen.

Aber damit war der Sturm nicht beschwichtigt. Wohl erkannten die Missionsfreunde an, daß auf Celebes gläubige Missionare seien, und Voorhoeve ein guter Missionshausdirektor; aber seine Stellung, sagte man, werde unhaltbar sein, und sein Unterricht werde neutralisiert durch den Einfluß ungläubiger Komiteemitglieder. Auch wurde hervorgehoben, daß schon in früheren Festreden Jesus als bloßer Idealmensch dargestellt worden sei. Zwei Männer von positiver Richtung, Nahuis und Cohen Stuart, beantragten nun, die Hauptversammlung 1864 sollte sich deutlich darüber aussprechen, ob die Art. 2 und 12 der Statuten, welche die Verpflichtung auf das apostolische Glaubensbekenntnis enthielten, noch gelten, ob Christus nicht nur als vollkommener Mensch, sondern als der Sohn Gottes im eigentlichen Sinn angesehen werde. Nun wurde von andrer Seite wieder über Zwang, Inquisition und Unduldsamkeit geschrieen, und die Hauptversammlung nahm mit 63 gegen 35 Stimmen eine Resolution an, daß es jedem einzelnen freigestellt sei zu beurteilen, ob er im Blick auf die bestehenden Bestimmungen mit der Gesellschaft wirken könne oder nicht.

Diese feige Flucht vor einem bestimmten Bekenntnis trieb nun auch so weitherzige Leute wie Chantepie de la Saussaye, Oosterzee u. a. aus der Gesellschaft hinaus. Van Rhijn hatte schon länger nicht mehr mitwirken können. Dr. Zaalberg wurde recht ostentativ wieder in die Direktion gewählt, und als er die Wahl nicht annahm, drückte der Vorsitzende sein großes Bedauern aus.

Später kamen doch wieder ruhigere Zeiten, und die Positiven gewannen wieder mehr Zutrauen. Aber der Riß war geschehen und die Missionsarbeit der Niederländer zersplittert. Die alte Gesellschaft konnte nicht mehr viel leisten, denn die Einnahmen waren 1864 auf 83110 Gulden zurückgegangen bei 100998 Gulden Ausgaben

und gingen nachher noch weiter herunter. Es mußte reduziert werden. Aber auch die neuen Gesellschaften konnten kein größeres Werk in Angriff nehmen (Kruijf S. 472—506).

7. Die Übergabe der älteren Stationen an die Kolonialkirche und die Mission auf Java und Sumatra.

Nachdem die Niederlande ihre ostindischen Besitzungen wieder bekommen hatten, wurde 1818 von der Regierung bestimmt, daß die Lehrer der bestehenden christlichen Gemeinden Besoldungen aus der Landeskasse bekommen sollten. Die Zahl der Prediger wurde nach und nach wieder auf die frühere Höhe gebracht, so daß Dijkstra für 1891 die Zahl der Prediger auf 35, die der Hilfsprediger auf 26 angiebt, wobei jedoch immer Vakaturen seien. Die Besoldungen der Prediger beginnen mit 4800 Gulden und können nach 15jähriger Dienstzeit auf 11400 Gulden steigen. Die Hilfsprediger I. Klasse haben 3000, die andern 1800 Gulden jährlich neben freier Wohnung. Aber obgleich eine ansehnliche Summe jährlich für kirchliche Bedürfnisse ausgegeben wird, hat doch die Mission wenig davon, wenn nicht ein Mann freiwillig sich derselben annimmt, denn nur die Hilfsprediger II. Klasse werden mit der Arbeit an den Eingeborenen beauftragt, und auch diese zunächst an den eingeborenen Christen.

Der Staat ist religionslos, und doch ist die indische Kirche noch Staatskirche im vollsten Sinn des Wortes. 1820 wurde vom König auf die Bitten von holländischen Synoden eine „Kommission in Sachen der protestantischen Kirchen in niederländisch Ost- und Westindien" eingesetzt, in welcher neben einigen niederländisch-reformierten Predigern ein evangelisch-lutherischer und ein wallonischer Sitz bekam. Überdies wurde der Kirchenrat von Batavia beauftragt, als allgemeiner Kirchenrat von ganz Indien die Aufsicht zu führen, und es wurde eine vollständige kirchliche Organisation ins Auge gefaßt, aber nicht ausgeführt.

Den 11. Dezember 1835 erschien ein königliches Edikt, dessen Art. 1 lautet:

„Die Protestanten in Niederländisch-Indien sollen fortan nur eine Kirchengenossenschaft bilden." Es wurde also die Union auf königlichen Befehl eingeführt. In Batavia war eine lutherische Gemeinde, die bis 1852 selbständig blieb, dann aber die Union annahm. Über das Bekenntnis wurde nichts bestimmt. In der Praxis war es schon lange so gewesen, daß jeder darin volle Freiheit hatte, und die lutherische Gemeinde scheint eine Sammlung von allen Nicht-

reformierten gewesen zu sein. Als sie die Union annahm, saß in ihrem Kirchenrat ein Remonstrant, ein Lutheraner und ein Taufgesinnter (Dissktra I S. 208).

Um dieselbe Zeit wurde die Aufsicht über die Kirchen dem Kirchenrat in Batavia abgenommen und einer besonderen Behörde, der hohen Kirchenregierung (Hoog Kerkbestur) übertragen, welche von der Regierung ernannt wird, und aus einem Rat von Indien, drei vornehmen Einwohnern von Batavia und der Mehrzahl der batavischen Prediger besteht. Zu der reformierten Kirche der Niederlande steht diese Protestantische Kirche in Indien in keiner offiziellen Verbindung mehr. Die Synoden dürfen nicht dreinreden. Der Generalgouverneur hat allein Macht über diese Kolonialkirche. 1854 wurde ihm sogar die Entscheidung in Lehrstreitigkeiten übertragen. Doch fühlten in neuerer Zeit die Generalgouverneure selbst allmählich, daß diese Cäsareopapie dem Geist unsrer Zeit widerspricht, und 1864 wurde die Bestätigung der Ältesten und Diakonen durch die Regierung abgeschafft.

Die protestantischen Gemeinden befinden sich bei dieser staatskirchlichen Stellung in viel ungünstigerer Lage als die römisch-katholischen, die unter einem Bischof in Batavia stehen, welcher von der Ernennung der Geistlichen dem Generalgouverneur eine Anzeige macht und alle kirchlichen Angelegenheiten nach seinem Gutdünken regelt, während die protestantischen Prediger vom Generalgouverneur angestellt, versetzt und entlassen werden, und die protestantische Kirchenbehörde nur mit der Kommission im Haag korrespondieren darf.

An diese Kolonialkirche mußte die Niederländische M.-G. nicht nur ihre Stationen auf den Molukken, sondern, nachdem sie durch den Einfluß der modernen Theologie so heruntergekommen war, auch das schöne Werk in der Minnahassa übertragen.

Auf Amboina und mehreren andern Inseln war ja das Missionswerk von Anfang an mit der Kolonialkirche verbunden, die Zöglinge der M.-G. waren als Regierungsprediger oder Hilfsprediger angestellt, und es ist, wie wir gesehen, in neuerer Zeit für Vermehrung der Predigerstellen weit mehr geschehen als in der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts. In der Stadt Ambon sind gegenwärtig zwei Prediger angestellt, der eine für die 4000 Seelen zählende malayische Gemeinde, der andere für die 800 Holländer. Unter ihnen stehen die Hilfsprediger, welche alle ihre Korrespondenz mit der Kirchenbehörde in Batavia durch die Ambonschen Prediger eingeben müssen. Alle Schullehrer und Ältesten werden

auf Vorschlag der Hilfsprediger vom ältesten Prediger angestellt, und dieser ist Vorsitzender in der Kommission von Hilfspredigern, die einmal jährlich gehalten wird. Da die Gemeinde von Amboina einen ansehnlichen Kirchenfonds und eine noch reichere Diakoniekasse besitzt, haben die Ambonschen Prediger auch mit Geldangelegenheiten viel zu thun, und es muß einer von ihnen ein Kontor mit Schreibern halten. Die Hilfsprediger werden von der Regierung ernannt und sind vorher Missionare gewesen oder von Missionaren oder andern Hilfspredigern zu diesem Beruf herangebildet worden. In neuerer Zeit werden auch Eingeborene dazu herangebildet und von der Kommission für Hilfsprediger examiniert und ausgesendet. Die Verwaltung der Sakramente scheint bis jetzt noch keinem Eingebornen übertragen worden zu sein. Eingeborene Hilfsprediger sind desto notwendiger, da die Zahl der Lehrer welche auch Gottesdienst halten können, durch die religionslosen Schulen und Schullehrerbildungsanstalten sich verringert (Dijkstra II S. 115. 122).

Die Übertragung der Mission in der Minahassa geschah nicht ohne Bedenken. Aber man zog sie doch 1878 der Übertragung an eine englische Gesellschaft, sowie der Übertragung an den Utrechter Missionsverein vor, der sich anbot im Glauben das Werk zu übernehmen. Die Verhandlungen mit der Regierung waren schon im Gang, als dieses Anerbieten kam. Die M.-G. verhehlte sich nicht, daß die Gemeinden noch nicht zur Selbständigkeit erzogen und das Volk zu wenig ans Geben gewöhnt sei. Auch konnte das Volk durch die Schuld der Regierung nicht zum Wohlstand kommen, da die Leute die Hälfte ihrer Zeit auf den Kaffeepflanzungen für die Regierung oder in sonstigen Frondiensten arbeiten mußten. Durch die religionslosen Regierungsschulen war seit 1870 auch in vielen Außergemeinden die Schule nicht mehr Trägerin der Kirche, und es mußte viel Geld für die Erhaltung von christlichen Schulen verwendet werden. So war der Geldpunkt das Ausschlaggebende für die Übertragung.

Man hatte vorher durch besondere Aufrufe zu Beiträgen den Schritt noch abzuwenden gesucht, und es kamen wirklich 30000 Gulden außerordentliche Beiträge zusammen. Aber das reichte nur für kurze Zeit. Der Schritt geschah, und 1881 waren anstatt 10 Missionare 10 Hilfsprediger in der Minahassa, aber die meisten bisherigen Missionare waren als Hilfsprediger angestellt worden. Im folgenden Jahr wurde auch der letzte Nationalhelfer zum inländischen Lehrer ernannt, und die Missionsgesellschaft hatte in der Minahassa nur noch ungefähr

100 christliche Schulen, die Bildungsanstalt für christliche Lehrer in Tanawangko und die Druckerei (Kruijf S. 424).

Schon vor diesem Schritt arbeiteten nicht mehr alle Missionare im Geist eines Riedel und Schwarz. Wiersma in Ratahan, einer von Langowan abgezweigten Station, war von liberal-theologischer Richtung, und aus einer Leichenrede, die er hielt, schlossen Christen in Holland, daß er weder an eine Auferstehung, noch an einen persönlichen Gott, noch ein zukünftiges Leben glaube. Das Hauptkomitee nahm ihn gegen solche Beschuldigungen in Schutz, doch hatte es auch an seiner Wirksamkeit manches auszusetzen. Aber die Verhandlungen zogen sich hin, bis er von der Regierung als Hilfsprediger in seiner Gemeinde angestellt wurde.

Durch die Übertragung der Predigerstellen an die Regierung war nun vollends der liberalen Theologie der Eingang auf die Missionsfelder eröffnet, denn es war der Zudrang zum Predigtamt in der Kolonialkirche von seiten tüchtiger, gläubiger Geistlicher nicht groß. Aber es scheint, daß doch die Kirche in der Minahassa noch nicht stark von der modernen Richtung beeinflußt ist, da noch tüchtige ältere Missionare auf dem Arbeitsfeld stehen.

Auch die römische Propaganda, welche sich in den letzten Jahrzehnten überall eingeschlichen, wo die evangelische Kirche ein schönes Missionsfeld hat, scheint keine großen Eroberungen in den Minahassa gemacht zu haben. Die Zahl der römischen Katholiken wurde 1886 auf 3136 angegeben, die der Heiden auf 17000, während man 125000 evangelische Christen in 247 Gemeinden zählte (Kruijf S. 439. 413. 426).

Außerhalb der Minahassa hat die M.-G. noch in Mittel-Celebes eine neuerdings errichtete Station Posso zu versorgen, von welcher aus auch die Reste einer alten Christengemeinde in dem gegenüberliegenden Gorontalo pastoriert werden. 1852—1864 hatte sie auch Stationen in Süd-Celebes. Aber der Widerstand der Regierung, welche einige von Missionar Donselaar in die makassarische Sprache übersetzte Bibelteile mit Rücksicht auf die Mohammedaner mit Beschlag belegte, hat das Werk lahm gelegt.

Donselaar hat es als Hilfsprediger auf Timor zustande gebracht, daß die M.-G. noch 1871 eine kleine Insel Sawu, westlich von Timor, besetzte, wo ein christlicher Lehrer aus Roskotts Schule und ein Postmeister nach Stärkung des Christentums gegenüber dem eindringenden Islam verlangte. Missionar Teffer konnte hier, wo 3 Radjas zum

Christentum übertraten, und auf der größeren Insel Sumba viele taufen; aber sein Nachfolger fand, daß die Leute vom Malayischen zu wenig verstanden hatten, um eine christliche Erkenntnis zu gewinnen. Die Stelle konnte nicht immer mit einem Missionar besetzt werden, und so wird wohl auch Sawu an die Kolonialkirche übergehen (Kruijf S. 197—208).

So ist von dem weit ausgedehnten Missionsgebiet der Niederl. Gesellschaft hauptsächlich das erst 1848 besetzte Java übrig geblieben. Aber auch hier ist es ein kleiner Teil der großen Insel. Wir haben gehört, wie van Rhijn es durchgesetzt hat, daß Jellesma zur Bedienung der durch den Uhrenmacher Emde erweckten und für das Christentum gewonnenen Christen in der Nähe von Surabaya in dieser Stadt stationiert wurde. Es war Jellasma schwer geworden, von seiner Station auf der Nordküste von Ceram Abschied zu nehmen, da er gerade einige Familien von wilden Bergalfuren bewogen hatte, sich in seiner Nähe anzusiedeln und das Christendörflein Damey (Friede) zu gründen. Dasselbe ist nach seinem Abgang wieder verschwunden. Aber er folgte dem Ruf der M.-G., und es war an der Zeit, daß das Häuflein von javanischen Christen in Wiun und Sidokaren versorgt wurde. Emde war einst 1814 durch Kam erweckt worden, als dieser in Surabaya auf Schiffsgelegenheit warten mußte, war, wie sein Freund Lambregt, mit einer Javanin verheiratet und hatte nach Kams Abgang Versammlungen gehalten, welche ihm die Feindschaft des holländischen Predigers und Gefängnisstrafen zugezogen hatten. Durch Traktate, Unterweisungen, und Gebete hatten die christlichen Freunde eine solche Bewegung unter den Heiden in den genannten Orten hervorgerufen und so viel christliche Erkenntnis verbreitet, daß der holländische Prediger 1843 das Wasser nicht wehren konnte, und an beiden Orten je 35 getauft wurden. Die Zahl war auf 464 angewachsen, als Jellesma sein Amt antrat. Die Christen wohnten zerstreut in der Residentschaft Surabaya und dem südlich angrenzenden Kediri. Er hätte daher gerne sogleich seinen Wohnsitz ins Innere verlegt, aber da gab es mit der Regierung noch allerlei Schwierigkeiten, und erst von 1851 an durfte er auf der Kolonie Modjo Warno wohnen, die in den vierziger Jahren von javanischen Christen durch Ausrottung des Urwalds angegelegt worden war. Die Mohammedaner waren von derselben nicht ausgeschlossen, mußten sich aber den christlichen Ordnungen fügen. Erst als Jellesma unter den javanischen Christen wohnte, fand er noch manchen heidnischen und mohammedanischen Sauerteig, namentlich Unzuchtssünden und Opiumgenuß. An einzelnen Orten gab es unter

den Christen Leute, die lesen und den andern den Weg zur Seligkeit zeigen konnten. Anderswo aber gebrach es an solchen, und so hielt er es für seine erste Aufgabe, inländische Vorleser auf möglichst einfachem Fuße heranzubilden, so daß sie ihrem Volk nicht entfremdet würden. Aber es waren nicht alle europäischen Christen in jener Gegend mit seiner Methode einverstanden. Sie wollten die Getauften auch im Äußern mehr holländisch formen, wie es zur Zeit der alten Prädikanten der Brauch war, so daß sie schwarz gekleidet zur Kirche kamen und dergl. Mit einem Landbesitzer in Sidokaren gab es deswegen solche Widerwärtigkeiten, daß der Missionar die Versorgung dieses Platzes wieder an den holländischen Prediger abtrat. Jellesma wirkte so im Segen, daß seine Gemeinde 1855 in 22 Dörfern 2068 Seelen zählte. Die Arbeit war damit für einen Mann zu groß. Er bekam Hilfe an zwei Missionaren ten Zeldam Ganswijk und Haarthoorn, an welche er nun einen Teil seiner Außenstationen abgab, so daß er sich seinen 26 Zöglingen mehr widmen konnte. Auch die bereits ausgesandten Zöglinge mußten jedes Jahr 2—3 mal für eine Woche zu Konferenzen zu ihm kommen. Jellesmas Methode scheint aber den Beifall der Herren in Rotterdam nicht ganz gefunden zu haben. Man wollte lieber im bisherigen Schultrab bleiben. Er hatte mit großem Eifer die javanische Sprache erlernt und 1855 eine biblische Geschichte und einige Lieder in derselben drucken lassen. Ein Zögling von Jänicke, der 1814 von Rotterdam ausgesandt und in Samarang stationiert, aber 1816 zu den englischen Baptisten übergetreten war, Brückner, hatte zuerst eine javanische Sprachlehre, ein Wörterbuch und eine Übersetzung des Neuen Testaments in dem Dialekt von von Samarang herausgegeben. Aber die Regierung hatte das Neue Testament mit Beschlag belegt. Eine Übersetzung ins Hochjavanische von einem Herrn Gericke in Surakarta entging diesem Schicksal. Jellesmas Gesundheit war durch die viele Arbeit so erschüttert, daß er 1858 in einem Alter von 41 Jahren entschlief. Durch Jellesmas Mitarbeiter war leider ein andrer Geist in diese schöne Arbeit gekommen. Ganswijk schrieb nach ein paar Jahren eifriger Arbeit, am 1. Oktober 1858, sein Gemüt sei durch Zweifel so umgetrieben, daß ihm die nötige Festigkeit der Überzeugung zur Arbeit fehle; er nahm seine Entlassung und trat sogleich aus. Es scheint auch eine sittliche Verfehlung damit verbunden gewesen zu sein. Schon 4 Jahre vorher hatte ein neu ausgesandter Missionar der Mission den Rücken gekehrt wegen Zweifel am christlichen Glauben. Harthoorn war ein reichbegabter Mann, der sich namentlich

auf das Studium der javanischen Sprache legte. Er schätzte Jellesma persönlich hoch, aber nach dessen Tod trat er mit seiner modernen Theologie mehr und mehr hervor. Er hob die Schule zur Heranbildung eingeborener Gehilfen auf, indem er behauptete, es sei Überfluß an Personal vorhanden, kehrte 1862 ohne Erlaubnis nach den Niederlanden zurück und wurde, nachdem man zum Ärger der Positiven lange Zeit mit ihm Geduld gehabt, aus dem Dienst der Gesellschaft entlassen. Nun rächte er sich durch eine Schrift: De Evang. Zending in Oost-Java, zu welcher ihn ein Haupt der modernen Theologie, Dr. Pierson, aufgemuntert hatte; er unterzog nicht nur die Java-Mission Jellesmas, sondern auch die Minahassa-Mission einer scharfen Kritik und verstieg sich zu der Behauptung, was in der Minahassa Gutes sei, habe man mehr der Regierung als der Mission zu danken. Das war eine willkommene Waffe für die Feinde der Mission. Es ist nicht zu verwundern, wenn die Positiven nach solchen Vorfällen dem Missionskomitee vorwarfen: „Das sind die Früchte eures Missionshauses" (Kruijf S. 567).

Zu Jellesmas Nachfolger in Modjo Warno wurde Missionar Hoezoo bestimmt, welcher bereits 1849 in Samarang stationiert war. Er hatte nach seinem Antritt viele Ärgernisse abzustellen, und kehrte 1862 nach Samarang zurück, da er den tüchtigen Missionar Kruijt zum Nachfolger in Modjo Warno bekam. Dieser verlangte dringend mehr Arbeiter, namentlich solche, welche sich auf die ärztliche Kunst verstehen, weil man damit viel Eingang finden könnte. Wegen der mangelnden Geldmittel infolge der Spaltung konnte auch dieser Wunsch nicht erfüllt werden bis 1870, und der damals ausgesandte Roskes wurde schon nach 2 Jahren als Adjunkt des Direktors in die Heimat zurückberufen. Aber sein Nachfolger Kreemer führte das Werk fort und that namentlich viel zur Hebung der Schule. Er wurde zunächst in Malang in in der Residentschaft Kediri stationiert, baute im benachbarten Swaru Kirche und Schulhaus und zog dann nach Kendal Pajak.

Auch viele mohammedanische Kinder bekamen christlichen Unterricht. Über den Stumpfsinn der Weiber in religiösen Dingen hatte er besonders zu klagen. Die Gemeinde in Swaru mit ihren 500 Seelen unterhielt allmählich ihre Häuser und ihre christlichen Lehrer selbst. Durch Ansiedlung von Christen in der Umgegend entstanden wieder neue Filialgemeinden. So stieg die Seelenzahl in 4 Gemeinden bis auf 1300. Durch ärztliche Hilfe konnte Kreemer viel ausrichten. Auch gegen Verzauberung wurde er zu Hilfe gerufen. Er durfte die Erstlinge aus dem

Bergvolk der Tengeresen taufen, auf welche van Rhijn bei seiner Reise durch Java das Augenmerk der Christen gerichtet hatte. Die neue javanische Bibelübersetzung von Janß wurde in Kreemers Gemeinden viel gekauft, und er durfte auch in Bezug auf das sittliche Leben Fortschritte berichten.

Modjo Warno zählte Ende 1892 in 10 Gemeinden 3705 Christen. Kruijt hatte in dem Gehilfen Tosari, einem Zögling Jellesmas, einen trefflichen Mitarbeiter und ein schönes Vorbild für die Gemeinde. Kruijts Sohn trat auch in die Arbeit ein, und es wurde durch allerlei Schulen, von der Kleinkinderschule an, die auch von mohammedanischen Kindern besucht wurde, bis zum Zöglingshaus viel gewirkt.

Die Station Samarang hat nur eine kleine Gemeinde in der Stadt und Umgegend, und Hoezoo erklärte die Chinesen in Samarang für seine besten Christen.

Noch eine Arbeit hat die Niederl. M.-G. erst 1890 angefangen, auf Sumatra. Durch den Atjeh-Krieg waren die Niederländer endlich überzeugt worden, daß sie an den Mohammedanern keine zuverlässige Unterthanen hatten, auch wenn sie dieselben möglichst freundlich behandelten. Den Tabaksgesellschaften in Delli im Norden dieser größten Sundainsel was deshalb daran gelegen, daß die Karau-Battaken, welche das Hochland zwischen Delli und dem Toba-See bewohnen, nicht eine Beute des Islam werden, sondern Christen und damit Bundesgenossen der Niederländer. Ein Abgeordneter in der niederländischen Kammer, Cremer, der entschieden darauf hinarbeitete, kam 1888 mit dem in Haarlem zur Erholung befindlichen Missionar Kreemer von Java in Berührung und vermittelte es durch diesen, daß die Niederl. M.-G. einen Missionar in diese Gegend sandte, zu dessen Unterhalt die Tabaksgesellschaften 3 Jahre lang je 10000 Gulden zur Verfügung stellten. Ein Halbjahr ehe dieser Termin verstrichen, sollte darüber beschlossen werden, ob eine Fortsetzung und ein definitiver Kontrakt wünschenswert sei. Der Rheinischen M.-G. welche unter den Battakern ihr reich gesegnetes Arbeitsfeld hat, wurde versichert, daß man nicht in ihr Gebiet eindringen wolle, sondern nur die im Norden des Sees wohnenden Stämme ins Auge fasse. Der zweite Sohn des Missionars Kruijt, welcher zuerst in der Minahassa gearbeitet hatte, kam mit vier verheirateten Lehrern aus den Minahassa, welche von Rooker in Tondano eingesegnet worden waren, im April 1890 nach Medan und wählte Bulu Hawar, ein Dorf am Weg über den Bergpaß Tijnkam nach dem Hochland zu seinem Wohnsitz. Er bekam von der Regie-

rung die Erlaubnis, zu den unabhängigen Bewohnern des Hochlands zu reisen, welche um ihres Vorteils willen mit den Niederländern gerne auf gutem Fuß stehen. Er wurde freundlich aufgenommen, aber die Minahassa-Lehrer konnten doch nicht im Hochland wohnen wegen der beständigen Kriege. Kruijt selbst trat 1892 aus dem Missionsdienst aus, und Wijngarden von Sawu wurde sein Nachfolger, der durch ärztliche Hilfe das Zutrauen der Bevölkerung gewann, so daß er den 20. August 1894 die 6 Erstlinge taufen durfte, unter denen er zwei zu Lehrern unter ihrem Volk heranzubilden hofft (Kruijf S. 628—631). Möge dieses Werk denselben gesegneten Fortgang haben wie die Rheinische Mission unter den Battaken.

Wir wünschen, daß die Niederländische Missionsgesellschaft in ihrem hundertsten Jahre nicht absterben, sondern mit neuem Leben aus Gott erfüllt werden möchte, und daß die niederländischen Christen sich mehr vereinigen möchten zu gemeinsamer Arbeit für das Reich Gottes.

Die Lage in Madagaskar.

Von G. Kurze.

Wir kommen zunächst auf die von uns in einem früheren Artikel (S. 169) nur kurz erwähnte Absetzung und Verbannung der Königin Ranavalona nach Réunion zurück. Die näheren Umstände, unter welchen dieselbe erfolgte, sind dazu angethan, einen recht peinlichen Eindruck zu machen und lassen die sprichwörtliche französische Ritterlichkeit gegenüber dem schwächeren Geschlechte in einem sehr eigentümlichen Lichte erscheinen. Ohne daß die Königin eine Ahnung von den bevorstehenden Ereignissen hatte, erschien in den Abendstunden des 27. Februar der Kommandant Gérard im Palast, um ihr im Auftrage General Galliénis die Mitteilung zu machen, daß sie der königlichen Würde entkleidet sei und in der Frühe des nächsten Morgens nach Réunion abzureisen habe. Kein Wunder, daß bei diesem so unvermittelt über sie kommenden Schlage die Königin ihre Selbstbeherrschung verlor und in Weinkrämpfe verfiel. Sie warf sich dem französischen Offizier zu Füßen, umklammerte seine Kniee und flehte ihn an, beim General ein gutes Wort für sie einzulegen. Als sie aber hörte, daß von einer Zurücknahme der Ordre nicht die Rede sein könne, ermannte sich die gedemütigte Frau und gab ihrer Dienerschaft die nötigen Befehle, ihr Gepäck für die Abreise fertig zu machen. Die ihr ein persönliches Eigentum bildenden Wert- und Schmucksachen durfte Ranavalona mit auf die Reise

nehmen, während dagegen ihre verschiedenen Kronen, ihr Scepter und ihr roter Sonnenschirm, das Abzeichen der königlichen Würde, zurückbehalten wurden, um den Grundstock eines bald darauf im Palast installierten Museums zu bilden.

Am 28. Februar früh $2^1/_2$ Uhr, als noch dunkle Nacht über den Straßen Antananarivos lagerte, bestieg die Königin ihren Tragstuhl und trat, von zwei französischen Offizieren, einem Dolmetscher und einer Anzahl eingeborener Hofbediensteter begleitet, die Reise in die Verbannung an. Da gerade die Regenzeit herrschte, so war die Reise nach Tamatave mit viel Beschwerden und großer Gefahr für die Gesundheit der Königin verbunden, die mitten durch das Malariagebiet passieren mußte. In Tamatave wurde die Staatsgefangene sofort an Bord des Kriegsschiffes „La Pérouse" gebracht und nach Réunion übergeführt, wo sie in der Stadt St. Dénis in einem Hotel interniert wurde. Zu ihrem Unterhalte hat die französische Regierung eine Jahrespension von 20000 Mark ausgesetzt.

An demselben Morgen, an welchem die Königin ihrer Hauptstadt Lebewohl sagen mußte, erließ General Galliéni eine Proklamation, worin er der vor Schrecken starren eingeborenen Bevölkerung Mitteilung von dem Geschehenen machte und zwar in einer Wortfassung, die zu charakteristisch für Galliénis Regiment ist, als daß wir nicht wenigstens den Eingang seiner „Proklamation an das Volk von Imerina" nach dem uns vorliegenden „Journal Officiel de Madagascar" (Nr. 67 vom 3. März 1897) hier in wörtlicher Übersetzung wiedergeben sollten. Es heißt da:

„Seitdem die Regierung der Republik Madagaskar als französische Kolonie erklärt hat, ist die Königswürde in Imerina zwecklos geworden. Ich habe daher die Königin eingeladen, auf die Ausübung ihrer Würde zu verzichten, und auf ihre Bitte habe ich sie ermächtigt, sich nach der Insel Réunion zu begeben, wo sie die vollste Gastfreundschaft der französischen Behörden empfangen wird."

Gleichzeitig mit dieser Proklamation erschien ein Dekret Galliénis, in dem der bisherige Generalsekretär Rasanjy um seiner Verdienste willen zum Generalgouverneur von Imerina ernannt wurde. Die Verdienste des Genannten bestehen darin, daß er gegen einen beträchtlichen Judaslohn sein Vaterland an Frankreich verriet. Als Geheimsekretär des verstorbenen Premierministers Rainilaiarivony spielte er im letzten Kriege ein Doppelspiel, indem er durch Fälschung der Befehle seines Chefs und durch eigenmächtige Ordres im scheinbaren Auftrage des Premierministers die Hovatruppen zum fortgesetzten Rückzuge veranlaßte und so das Land den Franzosen in die Hände spielte. Auf das Konto seiner Privatrache kommt auch der

Justizmord, dessen sich Galliéni mit der Erschießung Ratsimamangas, des Onkels der Königin, und Rainandriananampandrys, des Ministers des Innern, am 15. Oktober v. J. (siehe „A. M.-Z." 1897, S. 163) schuldig machte, ebenso wie er der Absetzung und Verbannung der Königin nicht ganz fern steht. Galliéni ist sich natürlich selbst klar über die sittliche Qualität Rasanjys; aber er ist ihm zur Zeit um seiner Geschäftsgewandtheit und seiner vielseitigen Beziehungen wegen als Werkzeug unentbehrlich. Daher die Beförderung Rasanjys auf jenen hohen, mit 20000 Mark dotierten Posten.

Da Galliéni einen Aufstand und womöglich eine gewaltsame Befreiung der Königin befürchtete, so ließ er in der Nacht vom 27. zum 28. Februar die angesehensten Mitgieder der Hovaaristokratie in der Hauptstadt festnehmen. Aber die Vorsicht war überflüssig; offenbar hatte sich dem bis dahin der Franzosenherrschaft widerstrebenden Teile der Bevölkerung seit der Wegführung der Königin eine gewisse Mutlosigkeit bemächtigt. Auch hat die je nach dem einzelnen Falle große Milde und drakonische Strenge als Mittel zum Zweck verwendende Eingeborenenpolitik Galliénis, sowie die Tapferkeit der französischen Offiziere, die mit ihren meist eingeborenen Kontingenten trotz der Regenzeit die Aufständischen von Schlupfwinkel zu Schlupfwinkel aufscheuchten, insoweit Früchte getragen, daß zur Zeit die Erhebung der Madagassen gegen die französische Oberherrschaft als gründlich niedergeschlagen angesehen werden kann. Die bedeutendsten Führer der Fahavalos sind teils gefangen genommen worden, teils haben sie sich selbst ergeben, so noch jüngst im Mai und Juni Rabezavana, der die Seele des Aufstandes im Norden war, und der berüchtigte Rainibetsimisaraka, der die Zerstörung von Sirabe und die Ermordung dreier Europäer auf seinem Gewissen hat. Diese unzweifelhaften Erfolge der französischen Kriegslist und Tapferkeit schließen natürlich nicht aus, daß an vereinzelten Punkten noch hier und da einmal Unruhen ausbrechen, wie es z. B. im Mai im Tanalagebiete geschah, wo die Garnison von Ambohimanga — nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen „heiligen" Stadt, nördlich von Antananarivo — durch Fahavalos überfallen und der französische Kolonist Paty auf dem von dort nach Masindrano führenden Wege ermordet wurde. Die Insel ist eben zu groß und das Netz von Blockhäusern und kleinen Forts, die Galliéni hat erbauen lassen, ist noch nicht engmaschig genug, um allen Ruhestörungen vorzubeugen. Aber das eine ist sicher, daß von einem geschlossenen Widerstande gegen Frankreich und einer schließlichen Gefährdung von dessen Herrschaft nicht mehr die Rede sein kann.

Ein kluger Schachzug in der Politik Galliénis war es auch, daß er Mitte März d. J. unter Entwickelung des nötigen Gepränges durch den Generalgouverneur Rasanjy die Überreste der Herrscher Madagaskars von ihrer bisherigen Ruhestätte in Ambohimanga und Ilafy nach Antananarivo überführen und innerhalb des Palastes in silbernen Särgen beisetzen ließ. Politischen Zwecken diente auch die Komödie, die sich am 1. April d. J. in dem nahe der Hauptstadt gelegenen Staatsgefängnis Antanimoro abspielte, wo die Hovaaristokraten seit der Verbannung der Königin festgehalten wurden. An jenem Tage erschien nämlich Galliéni in Begleitung seines Generalstabschefs und Rasanjys im Gefängnis und kündigte den 25 Gefangenen, die nach den bisherigen summarischen Hinrichtungen Verdächtiger das schlimmste für sich befürchten mußten, ihre Freilassung, sowie die Zurückgabe ihrer eingezogenen Besitzungen an; gleichzeitig ermahnte er sie, nunmehr ihren Einfluß zu Gunsten des Friedens geltend zu machen. Am folgenden Tage machten dann die freigelassenen Notablen in Begleitung ihrer Familien und Rasanjy's Galliéni ihre Aufwartung und gaben die Erklärung ab, daß sie bei ihren Familiengräbern einen feierlichen Schwur gethan hätten, Frankreich treu zu sein.

Wie sicher sich Galliéni jetzt fühlt, geht auch daraus hervor, daß er am 3. Mai eine mehrmonatliche Rundreise angetreten hat, die ihn zunächst nach Tamatave, Diego Suarez und Majunga führte; längs der West-, Süd- und Südostküste ist er am 10. Juli wieder nach der Hauptstadt zurückgekehrt.

Was Galliénis Haltung der Mission gegenüber anlangt, so ist dieselbe im letzten Halbjahre formell eine tadellose gewesen, insofern er in seinen Erlassen und Ansprachen stets das Prinzip der Religionsfreiheit betont hat. So heißt es z. B. in seiner Verordnung vom 22. März d. J. („Journal Officiel de Madagascar“ Nr. 73) über die Befugnisse der sogenannten Masoivoho (Ortsschulinspektoren):

„Ich habe angeordnet, daß rücksichtlich der freien Schulen die Missionen, von denen diese abhängen, für jede derselben dem Bezirkskommandanten eine Liste von drei Kandidaten vorlegen, von denen letzterer einen zum Schulinspektor ernennt ... Dieselben haben die Aufgabe, die lückenlose Einschreibung der schulpflichtigen Kinder, den regelmäßigen Besuch der Klassen seitens der Kinder und die gewissenhafte Führung der Schulregister von Seiten der Lehrer zu überwachen. Sie dürfen auf keine Weise eine Pression zu Gunsten der einen und zum Nachteile der anderen Schule ausüben, auch keinesfalls irgend welche religiöse Propaganda treiben. Das Prinzip der Neutralität auf religiösem Gebiete muß streng gewahrt werden.“ Ferner führt Galliéni in einer Verordnung vom 12. April d. J. den in Frankreich gültigen, gegen den Prozessionsunfug gerichteten Gesetzesparagraphen: „Die religiösen Kundgebungen

sind außerhalb der den verschiedenen Kulten gewidmeten Gebäude verboten" auch für Madagaskar ein.

Bezeichnend für Galliénis offizielle Haltung der verschiedenen Konfessionen gegenüber ist auch die Rede, welche er am 22. April d. J. bei Einweihung der im „großen Palast" zu Antananarivo eingerichteten religionslosen Staatsschule „Le Myre de Vilers" — nach einem früheren Generalresidenten und Jesuitenfreunde genannt — gehalten hat. Er sagt da unter anderm:

„... Ich bin glücklich, ein öffentliches Ehrenzeugnis dem ausstellen zu können, was in Wahrheit die Arbeit der Missionare der verschiedenen Konfessionen ist. Ich habe hier eine unerwartete Zahl von Madagassen angetroffen, welche ihre Sprache lesen und schreiben können; ich habe viele gesehen, die eine gewisse Summe von Kenntnissen besitzen. Diese Erfolge sind für die freiwilligen Erzieher, die sie erreicht haben, eine Ehre ... Diese neugegründete Anstalt ist nach den in Frankreich geltenden Grundsätzen eingerichtet, das heißt, hier wird die vollständigste Neutralität in religiöser Hinsicht durchgeführt werden. Sie wird ohne Unterschied allen, Katholiken wie Protestanten, offenstehen, welchen übrigens die notwendige Zeit gelassen werden wird, außerhalb der Unterrichtsstunden den religiösen Verpflichtungen nachzukommen. Die Madagassen, welche zusammen auf den Schulbänken sitzen und in demselben Institute den Unterricht seitens ihrer Lehrer verschiedenen Religionsbekenntnisses empfangen werden, werden einsehen, daß die Regierung der Kolonie, die von denselben Prinzipien, wie die des Mutterlandes beseelt ist, sich mit keiner Religionsform identifiziert, und daß sie unter ihren neuen Unterthanen keinen anderen Unterschied als den, welchen Verdienst und Arbeit ausmachen, anerkennt. Von diesem Gesichtspunkte aus ist schon die bloße Zusammensetzung des Lehrerpersonals an dieser Schule in hohem Grade bemerkenswert; ein Jesuitenpater, Herr Thomas, und ein protestantischer Missionar, Herr Standing, haben die Güte gehabt, je einen Lehrstuhl zu übernehmen. Darin liegt ein Pfand dafür, daß in dem Friedenspalaste fortan unter den Madagassen der religiöse Friede herrschen wird."

Zu Ehren des Generals wollen wir auch gern anführen, daß er unter dem 26. März d. J. die allerdings sehr spät kommende Ordre erlassen hat, daß von nun an keine Kirchen mehr dem Besitz derjenigen Religionsgemeinschaften entzogen werden sollen, für welche sie ursprünglich errichtet waren.

In formeller Hinsicht also läßt sich Galliénis Regiment vom Standpunkte der Religionsfreiheit nicht anfechten. Thatsächlich aber kann ihm doch der Vorwurf der Ungerechtigkeit gegenüber der evangelischen Mission nicht erspart bleiben. Denn erstens schließt er den schamlosen Gewaltthaten und Übergriffen gegenüber, welche sich die Jesuiten und eine Anzahl der von diesen geleiteten französischen Offiziere innerhalb der evangelischen Missionsgemeinden erlauben, in den meisten Fällen geflissentlich die Augen und verneint einfach auf die Proteste evangelischer Missionare hin die

Möglichkeit derartiger Ausschreitungen im Gegensatz zu den von ihm gegebenen strikten Verordnungen. Zum andern legt es Galliéni offenbar darauf an, aus politischem Haß gegen England die Londoner Mission auf Madagaskar zu vernichten, indem er teils direkt, teils durch stillschweigendes Geschehenlassen die Existenzbedingungen für eine fernere gedeihliche Arbeit der Londoner Missionare untergräbt. (Schluß folgt.)

Konstantinopolitanische Plaudereien.

Von O. Flex.

(Schluß.)

Im September ließ die Epidemie nach. Das Wetter kühlte sich ab. Der Gesundheitszustand der Stadt wurde wieder normal, die Mitglieder der Gemeinde kehrten nach und nach zurück und die Arbeit nahm wieder ihren geordneten Lauf.

Ich benutzte diese Zeit, mich nun mit den Schulen eingehend bekannt zu machen. Während der heißen Zeit und besonders infolge der Epidemie waren dieselben alle geschlossen gewesen.

Es handelte sich zunächst um die christlichen Lehranstalten. Dieselben tragen alle einen privaten Charakter. Der Kanonikus hatte eine Gemeindeschule eingerichtet, die in den Räumen der Memorialchurch untergebracht und gut besucht war. Die amerikanischen Missionare nahmen sich vor allem der armenischen und griechischen Christenkinder an und unterrichteten sie entweder selbst oder stellten, wenn es die Mittel erlaubten, eingeborene Gehilfen an. Auch hier halfen englische Gesellschaften mit Geldzuschüssen oder Bewilligung von Lehrmaterial. Außerdem gab es eine höhere englische Töchterschule, welche unter der Leitung einer europäischen Vorsteherin stand. Mit all diesen Lehranstalten mußte ich selbstverständlich Fühlung haben, um so mehr, als die von den Londoner Committees gewährten Schoolgrants von der Befürwortung des Chaplains abhängen. Ich wurde infolgedessen überall zu den Aufnahmeprüfungen und anderen Schulakten eingeladen, und es wurde mir jede Gelegenheit gegeben, von dem Zustand der betreffenden Schule Kenntnis zu nehmen. In der höheren Töchterschule hatte der Chaplain das Recht der Besetzung zweier Stellen, und ich fand bald Gelegenheit, von demselben Gebrauch zu machen, da eine von ihnen eine Freistelle war. Auch von den Amerikanern erhielt ich freundliche Aufforderungen zum Besuch ihrer Lehrinstitute, unter denen sich Roberts college und eine Finishing Academy for young Ladies durch ihre vorzüglichen Leistungen besonders auszeichneten.

Die türkischen Schulen fand ich im allgemeinen ebenso eingerichtet wie die mohammedanischen Schulen in Indien, Ägypten u. s. w. Die Kinder stellen ihre Pantoffeln oder Schuhe vor der Schule in Reih und Glied auf, sie sitzen mit untergeschlagenen Beinen auf Matten, schreiben die Buchstaben in den Sand, oder malen sie mit weißer Farbe auf schwarze Tafeln. Jeder liest laut für sich. Die Vorgeschritteneren lesen, lernen und kopieren Abschnitte aus dem Koran, dessen einzelne Teile auf kleinen, kreuzförmigen Lesepulten vor ihnen liegen. Auch den Rohrstock habe ich in einigen dieser Elementarschulen gefunden. Bei meinen Besuchen derselben wurde ich stets von dem Lehrer mit dem freundlichsten „Salamat" empfangen, und wenn ich dem einen oder dem anderen erzählte, daß ich selbst in Indien mohammedanische Schüler in der Missionsschule gehabt und mit meinen christlichen Studenten die wichtigsten Suren aus dem Koran gelesen, um sie damit bekannt zu machen, so hörte man mir mit Aufmerksamkeit zu. Nur die große Staatsschule in Pera ist nach europäischem und zwar französischem Muster eingerichtet. Sie ist ein Lycee und bereitet junge Türken für den Militär- und Civildienst vor.

Im Oktober hatte die Hitze vollständig nachgelassen, und das Klima wurde entzückend. Ich fand nun Zeit, meine Streifereien in Stambul und am Bosporus wieder aufzunehmen. Mrs. Walker war mittlerweile mit ihrer Schwester Miß Mary von England zurückgekehrt und unter ihrer Führung unternahm ich nun zuerst Ausflüge nach den alten Festungswerken, welche sich in eine Länge von nicht weniger denn fünf englischen Meilen vom Goldenen Horn nach dem Marmarameer hinüberziehen und von den griechischen Kaisern mit unberechenbaren Kosten und erstaunlicher Kühnheit aufgeführt wurden, um ihre Residenz gegen die wiederholten Einfälle der Feinde von Westen zu schützen. Der Landvorsprung, auf welchem Stambul[1]) liegt bezeichnet den Teil des modernen Konstantinopels,

[1]) Die Türken schreiben Istambul. Ich habe viel über diesen eigentümlichen Namen nachgeforscht. Von allen Erklärungen, die ich gehört, scheint mir die folgende etymologisch am haltbarsten. Wenn die Leute zur Stadt gingen, so sagten sie *εἰς την πολιν*, wie z. B. die Leute in der Umgebung von London, wenn sie in die Hauptstadt gehen wollen, sagen up to town. Mit der Zeit fiel das *ει* ab, und blieb noch *'ς την πολιν*. Das *ιν* am Ende kam im Volksmunde auch im Wegfall, blieb also noch *'ς την πολ*. Die beiden Vokale *η* und *ο* erhielten die breitere vulgäre Aussprache von a und u und das *ν* wurde nach dem Assimilationsgesetz der Labialen zu m mit darausfolgender Abflachung des *π* in b. Das Wort machte also folgende Wandelungen durch: *εἰς την πολιν* = *'ς την πολιν* = *'ς την πολ* = *'ς ταν πουλ* = *'σταμβουλ* = Stambul. Der Verf.

auf welchem die kaiserliche Residenz Konstantins des Großen erbaut worden war. Es ist ein Dreieck mit stumpfer Spitze im Osten, an der nördlichen Seite ist das Goldene Horn, welches Stambul von Pera und Galata trennt und im Süden das Marmarameer. Diese natürlichen Grenzen schützten die Stadt von allen Seiten außer dem Westen, von da suchten also die Angreifer Zugang zu derselben zu gewinnen, hier wurden deswegen diese kolossalen Schutzmauern von Kaiser Theodosius II. errichtet. Sie bestehen aus einer vierfachen Reihe von Wällen und Türmen, die sich jetzt noch bis zu einer Höhe von zweihundert Fuß erheben und von einem 63 bis 65 Fuß breiten Festungsgraben umgeben sind. Türme und Mauern sind ein ungeheures Ruinenfeld. Tausend Jahre, von 412, dem Jahre ihrer Erbauung, bis 1453, in welchem Jahre die Ottomanen die griechische Kaiserstadt schließlich eroberten, haben sie den Belagerungen fast aller Kriegsheere des Westens widerstanden. Die furchtbaren Breschen, welche die anstürmenden Feinde machten, wurden noch vergrößert durch die schrecklichen Erdbeben, von denen Konstantinopel heimgesucht worden ist.

Im Norden nehmen diese Mauern ihren Ausgang von der blachernischen Citadelle am Goldenen Horn und sind, in nach außen gebogener Linie, von mehreren Thoren durchschnitten, bis zu der großen Citadelle von Heptapyrgion (Sieben Türmen) am Marmarameer fortgeführt. Der blachernische Palast war lange Zeit die Lieblingsresidenz der Kaiser. Hier fanden die berühmten Zusammenkünfte zwischen Alexius Komenus, Peter dem Hermiten und Gottfried von Bouillon statt. Hier wurden die Verhandlungen zwischen den Anführern des vierten Kreuzzugs mit dem entthronten Kaiser Isaak Angelus geführt, welche in der Eroberung der Stadt seitens der Kreuzfahrer unter dem blinden alten Dogen von Venedig, Dandolo, und in der Wiedereinsetzung des Monarchen ihren Abschluß fanden. Hier sind die ungeheuren Ruinen des sogenannten „Palastes des Belisarius“, Justinians General. An seiner nördlichen Façade, mit ihren wundervollen Bogen und jetzt noch sichtbaren Mauerverzierungen, sieht man noch Teile des Balkons, von welchem die Kaiser urbi et orbi proklamiert wurden.

Hundertundvierundneunzig Türme, von denen 171 noch ganz oder teilweise erhalten sind, ragen in gleichmäßigen Abständen aus diesen Mauern hervor und bieten einen Überblick über die Stadt, das Meer, die Gebirgsmassen des asiatischen Festlandes und die endlosen Ebenen des europäischen Landteils, der vielleicht einzig in der Welt ist. Vierzehn

Thore gewährten in friedlichen Zeiten durch die 16—20 Fuß dicken Mauern Zutritt zu der Stadt. Einige von ihnen, wie das „Thor von Adrianopel“, das „Kanonenthor“, (sogenannt weil Mohammed in der letzten großen Belagerung 1453 seine größte Kanone hier aufgestellt hatte, welche Eisen- und Steinkugeln von ungeheurem Umfang schleuderte. Mehrere von diesen Kugeln liegen heute noch unter den Steintrümmern umher), und das „Goldene Thor“ sind noch ziemlich gut erhalten und zeigen hier und da noch Spuren alter Inschriften, z. B. die eine in der Nähe des Selivri Kapusi lautet: „Auf Befehl des Theodosius erbaute Konstantinus diese starken Festungswerke in weniger als zwei Monaten; Pallas selbst würde eine so starke Festung kaum in so kurzer Zeit haben bauen können.“ Eine andere Thorüberschrift lautet: „Das Glück des Konstantinus, unseres von Gott beschützten Herrschers, triumphiert.“ Eine dritte verewigt: „Johannes Paläologos, Kaiser in Christo.“ Mehrere von den Türmen in dem Castell Heptagyrgion dienten als Gefängnisse, in welche die Sultane die Gesandten fremder Mächte warfen, und ich habe gehört, daß man einige von ihren Namen noch in den Wänden eingekratzt findet. Besonders interessant sind die Skulpturen zu beiden Seiten des Goldenen Thores, welche klassische Gegenstände, wie die Arbeiten des Herkules und dergleichen darstellen. Die beiden Türme, die den Thoreingang beherrschten, sind von Marmor erbaut und trotz ihres Alters von 1500 Jahren noch ziemlich gut erhalten.

Am Ufer des Marmarameeres wenden sich diese Bollwerke am Gestade entlang bis hinauf in das Goldene Horn und hier sind die stützenden Pfeiler und Strebemauern fast alle von Marmor, um dem Anprall des Meeres besser widerstehen zu können. Auch hier ist eine reiche Fundgrube von griechischen und lateinischen Inschriften aus der Kaiserzeit, z. B. an einem Turm, der dem endlosen Wellenschlag direkt ausgesetzt ist, liest man: „Im Jahre 1024 errichtete der Kaiser Basil, der fromme Herrscher, auf neuen Grundmauern diesen Turm, welchen der Anprall des Meeres, das ihn lange Zeit mit heftiger Brandung schlug, zu fallen zwang.“ Eine andere Inschrift auf einem dieser Türme am Meer berichtet: „Wiederhergestellt von Manuel, dem christlichen Herrscher, im Purpur geboren und Kaiser der Römer, Sohn des Komenus im Jahre 1164.“ Auch Anklänge an Bibelstellen finden sich an der Meeresmauer entlang. So steht über dem Bogen eines kleineren Thores hier: „Öffnet mir die Thore der Gerechtigkeit, damit ich eintretend den Herrn preise,“ und nicht weit davon liest man in der Mauer selbst: „Dich, o

Christus, als eine feste Mauer besitzend, errichtete König Theophilus, der fromme Kaiser, vom Grunde aus diese Mauer, welche Du, o erhabener Herrscher mit Deiner Macht beschützen und stehen lassen wollest bis zum Ende der Zeit, unerschüttert und unbewegt."

Raummangel verbietet mir, mehr von diesem wunderbaren Trümmerfeld zu erzählen, dem Besuch der halbverschütteten und verfallenen Räume, Gefängnisse, Passagen u. s. w. Ebenso übergehe ich meine Besuche anderer berühmter Orte, wie die Sophienkirche, die Moschee des Sultan Ahmed, das Seraglio und andere weil sie in den Reisehandbüchern beschrieben sind. Ich will hier nur von mir Gesehenes und Erlebtes erzählen, was man in diesen „Führern" nicht findet und da darf ich auch einen höchst interessanten Ausflug nach dem asiatischen Ufer nicht unterlassen zu erwähnen.

Das asiatische Ufer gegenüber Konstantinopel hat eine geradezu fesselnde Anziehungskraft für den Europäer. Die sanften Wellenlinien seiner Berge, die düsteren Cypressenhaine, welche überall der im goldigsten Sonnenlicht gebadeten Scenerie einen dunklen, schattigen Hintergrund geben, die meilenlang sich hinziehenden, türkischen, griechischen und armenischen Grabstätten, die das ganze Terrain hinter Skutari bedecken und im wahrhaften Sinne des Worts eine Totenstadt bilden, im Vordergrunde die bunten Häuser der Stadt, aus denen die zierlichen, weißen Minarets der alten, grauen Moscheen wie schlanke Pfeile hervorschießen, daneben, nach Westen hin, die reizenden Inselgruppen, welche überall aus dem Marmarameer hervortauchen — unter ihnen besonders die Prinzeninseln mit dem freundlichen Prinkipo, der Lieblingssommerfrische der Konstantinopolitaner, weiterhin die Bulwersinsel, ein einsamer öder Felsblock im Meer, welchen die türkische Regierung einem früheren englischen Gesandten, Sir Bulwer, zum Geschenk gemacht, weiterhin die im dunkeln oder lichten Nebel allmählich verschwindende Küste von Nikomedien — das alles lockt und wirkt mit unwiderstehlichem Reiz, und die Dampfer und Fähren, welche alle zehn oder fünfzehn Minuten von der großen Brücke am Goldenen Horn nach jener Küste fahren, sind überfüllt mit Volk, welches dem Staub und der Hitze Konstantinopels entflieht, um, sei es auch nur für ein paar Stunden, da drüben die himmlisch süße klare Luft einzuatmen, und im Schatten der riesigen Platanen oder der dunkeln Cypressen auszuruhen.

Seit einiger Zeit hat die türkische Regierung nun auch eine Eisenbahn nach dem Innern des Festlandes gebaut, welche es möglich macht,

mit geringer Mühe und für erstaunlich wenig Geld Ausflüge nach den interessanten Orten zu machen, die gerade dieser Teil des Landes aufweist, denn jeder Fußbreit ist hier klassischer Boden.

Auch ich verbrachte einen wundervollen Nachmittag dort. Die von Konstantinopel herüberkommenden Dampfer legen unmittelbar bei der Ausgangsstation der Eisenbahn Haider Pascha, an, wo Züge, welche mit den Dampfern korrespondieren, bereit stehen, um die Passagiere weiter ins Innere des Landes zu befördern. Der Weg vom Landungsplatz zum Bahnhof führt an dem schon früher erwähnten, englischen Kirchhof vorbei, dessen grüne, wohlgepflegte Grasstrecken unter all dem Staub, welcher hier von tausend Füßen aufgewirbelt wird und zolldick auf der Straße und den Häusern liegt, wie eine Oase in der Wüste hervorleuchten. Über die hochwipfligen und breitästigen Platanen und Eichen, welche die Gänge des Friedhofs beschatten, ragt hoch in die Luft das in riesigen Dimensionen aufgeführte, einst so berühmte und so vielgenannte Hospital, in welchem ein großer Teil der im Krimkriege verwundeten Soldaten Aufnahme und Verpflegung fand. Dieses Hospital war der Schauplatz der aufopfernden Liebesarbeit der Florence Nightingale, deren Name und deren Lob in jener schweren Zeit in aller Munde war. Vier oder fünf Stockwerke hoch türmt sich der Bau vor uns auf; seine hohen Ecktürme sind gefüllt mit Kranken und Genesenden, welche den herrlichen Blick über die See nach Konstantinopel oder nach dem asiatischen Festland hinein genießen, und die denkbar reinste Luft, die ja für sie hier Lebensbedingung ist, einatmen.

Ehe ich zum Bahnhof komme, muß ich mich durch eine Reihe von alten, staubigen, wackligen, droschkenähnlichen Wagen hindurchdrängen. Es sind dies die Arabas, welche man früher zu den Ausflügen benutzte, und die auch jetzt noch vielfach, besonders von Familien oder türkischen Frauen, mit Vorliebe gebraucht werden. Die schmalen, steiflehnigen, bestaubten Sitze, die elenden Pferde und die etwas unappetitlich aussehenden Kutscher schrecken mich jedoch von dem Versuch, mich ihnen anzuvertrauen, zurück, und bald sitze ich in einem der höchst elegant und bequem eingerichteten Eisenbahncoupés.

Sobald man Haider Pascha hinter sich hat, ist man von Weingärten umgeben. Der Wein wird hier auf den Feldern gebaut, wie der Mais oder dergleichen in Deutschland, so daß man nicht nur von Weinbergen oder -Gärten, sondern im vollsten Sinne des Wortes von Weinfeldern sprechen kann.

Ich hatte den kostbaren Saft, der unter dieser Sonne reift, schon in Konstantinopel kennen gelernt. Es ist erstaunlich, wie billig und wie gut der Wein in der türkischen Hauptstadt ist. Besonders reich vertreten sind die griechischen Weine, darunter die beliebtesten von Samos und Chios. Die Leute bringen den Wein, gerade so wie in den alten Zeiten, in Schläuchen zur Stadt zum Verkauf, und Griechen sowohl wie Türken sind glücklicherweise in der Kultur noch nicht genügend vorgeschritten, um an ein Verfälschen des edlen Stoffes zu denken. Man bekommt also für einige Piaster[1]) ein für uns ungewöhnliches Maß echten Weines in allen Materialwarenhandlungen zu kaufen.

Unter den Weinpflanzungen, zwischen denen ich jetzt dahinfuhr, zeichnen sich besonders die von Erenkieu aus. Sie sind im Besitz eines Engländers, dessen Medoc sich eines so guten Rufes erfreut, daß französische Weinhändler denselben in bedeutenden Mengen hier ankaufen, um ihn nachher von Frankreich aus als echteste Bordeaux-Sorte wieder ins Ausland zu versenden. Mr. N. ist einer der größten Weinbauer in dieser Gegend und, ich muß hinzufügen, ein höchst liebenswürdiger Herr. Seiner Einladung, einige Zeit auf seinem Landsitz zuzubringen, konnte ich leider nicht Folge leisten, aber ich hatte doch jetzt auf der Fahrt den Vorteil, seine Erklärungen und Aufschlüsse über das Kapitel des Weinbaus in der Türkei zu erhalten. Leider hat auch hier die Reblaus ungeheuren Schaden angerichtet. Ich sah viele Felder, welche türkischen Bauern gehörten, vollständig von diesem Ungeziefer ruiniert.

„Thun Sie denn nichts, um diese Plage loszuwerden?" fragte ich Mr. N.

„Wir thun alles Mögliche," erwiderte er lachend, „aber die Türken thun absolut nichts; die Leute haben über den Weinbau noch die aller primitivsten Anschauungen. Sie glauben einfach nicht an das Dasein der Reblaus, sie denken, die Reben sind bloß krank und werden sich mit der Zeit schon wieder erholen, und so geht ein Feld nach dem anderen zu Grunde. Neuerdings hat sich das Ministerium der Sache angenommen und eine Kommission eingesetzt, welche den Leuten Rat und Hilfe bringen soll, denn aus den Abgaben für den Wein bezieht ja der Sultan einen bedeutenden Teil seiner Einkünfte. Man sucht also die Leute zu bewegen, amerikanische Reben anzupflanzen, weil diese der Reblaus widerstehen, man streckt ihnen Geld zum Ankauf vor, man erläßt ihnen den Landzins auf einige Jahre; aber soviel ich weiß, haben bisher nur die Paschas, welche in der Umgegend Weinfelder haben, die von der Regierung angebotene Hilfe angenommen; die gewöhnlichen Leute sind zu dumm und hängen zu fest an dem von alters her Bestehenden, als daß sie sich entschließen sollten, andere Reben anzupflanzen, als die ihre Vorfahren gehabt haben.

Auf einer Haltestelle, die mitten in den Weingärten lag, stieg ich aus, um in dem türkischen Dorf einen Spaziergang zu machen. Hier sah ich zum erstenmal die türkischen Frauen unverschleiert. In der Stadt

[1]) 1 Piaster = 20 Pf. Eine große Flasche Samoswein kostet ungefähr 60 Pf., und Wein von den griechischen Inseln noch weniger, wenn man einen ganzen Schlauch auf einmal nimmt.

tragen alle türkischen Frauen den Yaschmak, d. i. der Schleier, den sie schon als Mädchen anlegen. Derselbe ist am Rande des den Kopf verhüllenden Gewandes befestigt und fällt faltig oder auch glatt über das Gesicht. Oft ist er mit bunten Blumen durchwirkt, so daß man allerdings nichts von den Gesichtszügen der Frauen erkennen kann. Die Yaschmaks vornehmer Damen sind jedoch gewöhnlich so wunderbar fein und elegant, daß sie nur wie eine duftige zarte Spinnwebe das Gesicht bedecken und die Farben und Konturen desselben deutlich hervorschimmern lassen. In mehreren von Damen verfaßten Beschreibungen des Frauenlebens in Konstantinopel las ich, daß die türkischen Damen es lieben, mit ihren Schleiern manchmal ein wenig zu kokettieren, etwa wie die Spanierinnen mit ihren Fächern. Ich habe dergleichen nie bemerkt, kann aber als Thatsache konstatieren, daß ich eines Tages in dem „Levant Herald", der bedeutendsten Zeitung der Hauptstadt, eine Notiz fand, welche besagte, daß die Regierungsgazette soeben wieder eine Verordnung veröffenlicht habe, in welcher allen türkischen Frauen der Hauptstadt vom Sultan befohlen werde, nur verschleiert auf den Straßen oder in der Öffentlichkeit zu erscheinen und daß Zuwiderhandelnde streng bestraft werden würden. Von wem diese Strafe ausgehen und welcher Art sie sein würde, habe ich nicht erfahren.

Hier draußen auf dem Lande schien man es jedoch nicht so ernst zu nehmen, denn Frauen und Mädchen saßen unverschleiert auf der Gartenmauer ihrer Gehöfte und sahen die Vorübergehenden ebenso neugierig an, wie sie von den letzteren angesehen wurden. Mit besonderem Interesse folgten aber ihre Blicke immer wieder den Zügen, welche in kurzen Zwischenräumen den Ort durchbrausten, um die letzten Nachzügler aus der Stadt auf ihre Landsitze zu befördern oder die säumigen Touristen noch vor Sonnenuntergang in den Hafen des Goldenen Hornes zu bringen; denn mit dem Sinken der Sonne ist die Einfahrt in denselben verboten.

Die Sonne spielt überhaupt eine sehr bedeutende Rolle in dem Geschäfts- und Verkehrsleben der Konstantinopolitaner und bringt in unser abendländisches System der Zeiteinteilung des Tages eine ganz heillose Verwirrung.

Als ich in Konstantinopel zuerst ankam, war es nach unserer Zeit gegen 6 Uhr abends. Zu meinem nicht geringen Erstaunen bemerkte ich nun, als wir die Brücke über das Goldene Horn passiert hatten und die steilen Straßen, welche nach Pera führen, hinauffuhren, daß die Zeiger an einer großen Uhr, welche an einem stattlichen Gebäude angebracht war

— mein Begleiter sagte mir, es sei das Bureau der Stadtverwaltung — auf $^1/_2$12 zeigten.

„Die Uhr geht aber falsch,“ sagte ich zu dem Manne.

„O nein, das ist türkische Zeit,“ erwiderte er auf englisch.

„Haben denn die Türken ihre eigene Zeit?“ fragte ich weiter, und hörte nun, daß die Türken, noch wie in alten Zeiten, ihre Tagesrechnung jeden Tag von Sonnenaufgang anfangen, so daß es also bei ihnen um Sonnenaufgang 1 Uhr, zu Mittag 6 Uhr und gegen Sonnenuntergang etwa 11 oder 12 Uhr ist. Ich fand dann auch später, daß in den Tagesblättern und in dem öffentlichen türkischen Leben der Hauptstadt allgemein diese Rechnung gebraucht wurde, während die Europäer in Pera und Galata europäische Zeiteinteilung halten.

Im Anfange dachte ich mir nicht viel dabei. Als ich aber behufs meiner Ausflüge die Fahrpläne der Eisenbahn und besonders der Dampfschiffahrtsgesellschaften zu wiederholten Malen zu Rate zu ziehen hatte, da fand ich erst, wie sehr unbequem diese Rechnung für Europäer ist, denn da die Zeit des Sonnenaufgangs jeden Tag variiert, so mußten auch die türkischen Uhren jeden Tag neu gestellt werden. Die Differenz stimmte also nie mit einer auf unsere Zeit gestellten Uhr. Die Folge dieser Ungewißheit ist, daß man fast nie zur rechten Zeit auf den Dampfern anlangt; man kommt entweder zu spät, und muß dann auf der schmutzigen und zugigen Landungsbrücke warten, oder man kommt zu zeitig und verfällt, da man den Dampfer erst einige Minuten vor der Abfahrt besteigen darf, demselben Schicksal.

Um dem Fremden einigermaßen über diese Schwierigkeiten hinwegzuhelfen, hat ein deutscher Uhrmacher in Konstantinopel vergleichende Uhrentabellen zusammengestellt, vermöge deren man mit ziemlicher Genauigkeit europäische Zeit in türkische Zeit reduzieren kann.

Ich wartete bis zum letzten Zuge und zum letzten Dampfer, weil ich mich nicht trennen konnte von der reizenden Umgebung des Dorfes, und hatte infolgedessen bei der Heimfahrt noch den zauberhaften Anblick eines Sonnenuntergangs über Konstantinopel, dessen buntfarbenes Häusermeer mit seinen riesigen Moscheen und unzähligen Minarets heller und immer goldiger von dem sinkenden Sonnenball erglühten, bis Stadt und See und Land in einem großen wallenden Feuermeer zu schwimmen schienen, das allmählich in das Silbergrau der sternhellen Nacht abblaßte. Nur auf den westindischen Inseln habe ich einen solchen Sonnenuntergang gesehen.

Missionsrundschau.

Von Pastor Julius Richter.

Ostafrika. — a) Die Nyaßa-Länder.

Kein Gebiet des äquatorialen Afrika hat sich so erfolgreich und gleichmäßig entwickelt wie das Schirehochland und die Gebiete im Westen und Norden des Nyaßa-Sees, die jetzt unter dem Namen Britisch Central-Afrika zusammengefaßt und von englischen Beamten verwaltet werden. Zwei Umstände befördern diese erfreuliche Entwickelung: die Wasserstraße des Sambesi und Schire, die den Schiffen aller Nationen gleichmäßig offen ist, gewährt einen leichten Zugang, und, schreibt Dr. Laws, „der Tschindehafen, das Eingangsthor dieses Teiles von Afrika, wird jetzt von mehr Dampfschiffen angelaufen, als vor 30 Jahren Segeldhows nach Kilimane kamen." Der Dampferverkehr von Tschinde nach dem Schirehochlande ist sehr rege, eine Flottille von 17 flachgehenden, größeren und kleineren Schiffen und 46 Stahllastboten vermittelt ihn. Die African Lakes Corporation, die an der Erschließung des Landes einen so hervorragenden Anteil hat und eifrig bestrebt ist, die Führerin des Handels und Verkehrs zu bleiben, hat 1896 den neuen Dampfer Sir Harry Johnston, 1897 den Dampfer Monteith in Dienst gesetzt, 1898 wird der Dampfer Queen Victoria folgen. Auch die schottische Staatskirche hat seit 1892 hier ihren eigenen Dampfer Henry Henderson, der allerdings in erster Linie den Missionsreisen längs des Schire und Sambesi dienen soll, aber vorläufig fast ausschließlich als Transportdampfer gebraucht ist. Von Katunga aus, dem Endpunkte des Wasserverkehrs, führt eine bequeme Fahrstraße nach dem Schirehochlande hinauf. Und das ist der zweite, mächtig fördernde Umstand, daß so leicht vom Meer erreichbar ein relativ hohes, gesundes, und für Kaffeekultur und Plantagenwirtschaft vortrefflich geeignetes Hochland geradezu zum Anbau und zur Ausbeutung einladet. Allerdings für eine Ansiedelung kleiner Leute, wie sie Livingstone gerade für dieses Gebiet ins Auge gefaßt hatte, sind die Vorbedingungen nicht vorhanden; Europäer können ohne Schaden an ihrer Gesundheit keine körperlich anstrengende Arbeit leisten; am wenigsten unter freiem Himmel. Aber die Aussichten der Kaffeeplantagen gelten als so günstig, daß — leider — mehr als einmal Laienmissionare der Versuchung nicht widerstanden, sondern nach Ablauf des (bei der Staatskirche ebenso wie bei der Freikirche allgemein üblichen) akkordierten fünfjährigen Missionsdienstes ihre Verbindung mit der Mission gelöst haben und Pflanzer geworden sind. Die Herrschaft der eingeborenen Häuptlinge ist hier fast vollständig beseitigt; die Aufstandsbewegungen sind mit bewaffneter Hand niedergeschlagen, der Häuptling Tschikussi (jenseits der Kirkkette), einer der letzten, die sich empörten, ist hingerichtet und in einem Lande ein Fort gebaut (1896). Nur der Häuptling Mponda, gerade am Eingang in den Nyaßa-See und Fort Johnston gegenüber, hat sich noch eine gewisse Selbständigkeit bewahrt und beunruhigt die Nachbarschaft mit Raubzügen. Er und seine großen Leute bekennen sich nominell zum Islam. Mittelpunkt de Handels und Verkehrs ist Mandala- Blantyre, politische Hauptstadt und Sitz des Kommissionars Zomba.

Für den Verkehr landeinwärts ist die im Bau begriffene Bahn Katunga-Matope von Bedeutung, von der bereits die Terrainaufnahme erfolgt ist. Es ist aber noch streitig, ob die Regierung oder eine Privatgesellschaft den Bau ausführt. Dagegen wird die früher geplante Strecke Mandala—Mlandsche—Kilimane wahrscheinlich nicht zur Ausführung kommen. Auch der Oberlauf des Schire und der Nyaßa-See werden von 6 Dampfern befahren, von denen der bald näher zu erwähnende „Hermann von Wissmann" der größte und schönste ist. An Missionsfahrzeugen sind vorhanden der „Charles Janson" der Universitäten-M., der aber baufällig ist und schon mehr Zeit auf Dock als im Wasser zubringt, ferner der „Paulus" der Berliner (I)-Mission und mehrere größere Boote. Auch die Free Church wünscht ein Stahlboot zum Verkehr längs der Küste. Die ganze Westküste des Nyaßa darf als pazifiziert gelten; es ist eins der großen Verdienste der Free Church-Mission, daß sie den Sulu-Stamm der Angoni durch das Evangelium gebändigt und zu friedlichen Arbeitern gemacht hat. Die Atonga aus der Umgegend von Bandawe und die Angoni aus dem angrenzenden westlichen Hochlande bilden den Stamm der Plantagenarbeiter im Schirehochlande; zu Zeiten sind 2000 und mehr beschäftigt. Als 1896 einer der großen Angoni-Häuptlinge mit der englischen Regierung, die in Deep Bai ein Fort errichtet hat, in Konflikt kam, versuchte er vergebens den alten Kriegsgeist seines Volkes wieder zu entflammen; nur der ihm direkt unterstellte Distrikt stand auf seiner Seite. Am Nordende des Sees war eine und zwei Meilen hinter der englischen Feste Karonga die Hochburg des arabischen Einflusses, der Sitz des Sklavenhandels. Auch hier haben die Engländer gründlich aufgeräumt. Die Dörfer Mlozis und Kopakopas wurden (Dez. 1895) gestürmt und verbrannt, Mlozi selbst gehängt. Jetzt existiert dort nur noch ein arabisches Dorf von ca. 1000 Einwohnern, welches als ungefährlich gilt. Die Konde-Bevölkerung hat sich seit dem Sturz der arabischen Zwingherren „in Sprüngen entwickelt", wie Dr. Kerr-Croß sich ausdrückt. Weniger günstig liegen die politischen Verhältnisse im Osten des Nyaßa-Sees. In der südlichen, portugiesischen Hälfte ist von einem kolonialen Einfluß noch nichts zu spüren, es herrschen noch dieselben trostlosen Verhältnisse, wie vor 20 Jahren im ganzen Lande. Die großen Yao-Häuptlinge hoch oben auf den Bergketten in ihren nach tausenden von Einwohnern zählenden, großen Dörfern treiben ungestört Sklavenhandel, und die Yaos ebenso wie die verschüchterten, an der Küste eng zusammengedrängten Manjandja oder Waniassa („Leute vom See") leben in beständiger Furcht vor den Überfällen der Magwangwara. Im deutschen Norden ist die Küste und die überaus fruchtbare Konde-Ebene dem deutschen Einfluß gesichert und durch das Fort Langenberg beschützt. Aber im Hinterlande bis zur Küste des Oceans herrschen unbeschränkt die Magwangwara, und jetzt nach der Niederwerfung der Wahehe wird es die nächste, größte Aufgabe unserer Kolonialverwaltung sein, diese räuberischen Stämme zu unterwerfen, die das ganze Land von 8—12 Grad südlicher Breite zwischen dem See und der Küste in eine trostlose Einöde verwandelt haben.

Vom Nordende des Nyaßa bahnt sich der englische Einfluß seinen Weg über die Tanganyika-Hochebene nach Nordwesten. Allerdings liegen hier noch große Aufgaben vor: die Stevenson-Straße ist jetzt bis Kituta am Südende des Tanganjika weiter gebaut. Die Afr. L.-Co. hat in Fife einen ihrer Hauptlagerplätze errichtet. Die Beamten der südafrikanischen Kompagnie passen fleißig auf Sklaventransporte und haben auch 1896 wieder einige aufgehoben. Aber die Macht des räuberischen Babemba-Stammes, die zwischen

dem Nyaßa und Bangweolo-See haust, ist trotz der Siege Major von Wissmanns ungebrochen. Wahrscheinlich wird die südafrikanische Kompagnie in diesem oder im nächsten Jahre etwas entscheidendes gegen sie unternehmen. Der gefürchtete Häuptling Ketimkuru soll gestorben und über die Nachfolge Streit entstanden sein. Bereits ist Major Forbes in Fife eingetroffen, um zu rekognoszieren. (Rep. der Free Ch. Mai 1897, 107 f.)

Der arabische Einfluß der am Nordende des Nyaßa eines seiner am weitesten vorgeschobenen und in den letzten 2 Jahrzehnten einflußreichsten Centren hatte, wird sehr ungünstig beurteilt. „Meine Erfahrung ist," schreibt der Missionsarzt Dr. Kerr-Croß, „daß der Araber zwar sehr religiös, aber auch sehr verworfen ist, und daß jeder Eingeborene entartet, der unter seinen Einfluß kommt. Es entsteht ein Sektengeist, der jede religiöse Idee verspottet, die nicht in seinen Kram paßt. Dabei wird der Afrikaner unsittlich, und seine Habsucht überwuchert seine Wahrhaftigkeit. Ich habe nie einen Anhänger der Araber in die Schulen um Karonga kommen sehen, obwohl es deren viel in den Dörfern giebt." (ib. 104.)

Von Bedeutung für die Entwickelung des Dampferverkehrs ist, daß Bergassessor Bornhaupt am Nordende des Nyaßa (an der Amalia-Bai und zwischen den Flüssen Songwe und Kibira) Steinkohlenlager entdeckt hat, „deren Abbau sich ohne Zweifel lohnt." Auch auf englischem Gebiete sind Kohlenfunde gemacht. Dadurch würde die Feuerung der Dampfer, die jetzt noch notdürftig mit Holz geschieht, wesentlich erleichtert werden. (Missbl. d. Br. 97, 92.)

Vielleicht ist es ein Gradmesser des civilisierten Lebens im britischen Protektorate, daß bereits eine periodische Litteratur vorhanden ist. Für die Pflanzer erscheint „The British Central Africa Gazette" und „The Central African Planter", für die Freunde der Universitäten-Mission (bis zum Tode des Bischofs Maples) The Nyasa News, für die schottische Staatskirche Life and Work in Central Africa, für die Freikirche (seit Januar 1897) The Aurora. Außerdem sind einige Nummern von Blättern in der Nyanga-Sprache teils in Blantyre, teils in Likoma gedruckt worden, die aber wenig Anklang gefunden haben. Die Schwarzen, die gern lesen, ziehen die englischen Blätter vor. (Aurora, S. 1.)

Im Schire-Hochlande arbeitet am längsten und solidesten die schottische Staatskirche mit der Hauptstation Blantyre, die ohne Zweifel die bedeutendste Repräsentation englisch-christlicher Kultur in Britisch Central-Afrika ist. Überhaupt haben die evangelischen Missionen einen hervorragenden Anteil an der Erschließung dieses weiten und zukunftsreichen Kolonialgebietes. Leider ist die Blantyre-Mission, wie wir sie kurz bezeichnen, wieder einmal (wie schon 1880) durch einen schweren Sturm öffentlicher Angriffe hindurchgegangen, aus denen sie nicht ohne Tadel hervorgegangen ist. Die drei Missionsstationen im Schirehochlande, Blantyre, Domasi und Mlandsche hatten an Ort und Stelle keine Centralleitung; es entstanden Reibungen, besonders zwischen Blantyre und Mlandsche, die schließlich zur Aufhebung der Station Mlandsche führten. Alle Missionare im Dienste dieser Mission werden immer nur auf 5 Jahre angestellt, und es steht sowohl ihnen wie der Missionsleitung frei, nach Ablauf dieser Frist, das Engagement zu lösen. Aber es ist offenbar im Interesse der Mission, daß dieselben Arbeiter wieder engagiert und ihre mühsam erworbenen Erfahrungen der Arbeit erhalten werden. Es ist deshalb zu bedauern, daß eine ganze Reihe von Missionsarbeitern

in den letzten Jahren aus Gründen ausgeschieden sind, die wenigstens uns Deutschen geringfügig erscheinen und ihre Ursache schließlich alle darin haben, daß der Missionsdienst nicht als Lebensaufgabe, sondern nur als temporäre Beschäftigung aufgefaßt wurde. So wurden der Missionsarzt Dr. Robertson, der Gärtner Tanner und der Lehrer Hamilton nicht wieder engagiert, die Gärtner Duncan und Adamson und der Lehrer Hynde verließen den Missionsdienst. Der Leiter der Mission David Clement Scott und seine Freunde hatten entschieden hochkirchliche Neigungen, sie gebrauchten ein nach dem Muster des Common prayer book zusammengestelltes Gebetbuch, welches sich auch in den Händen der Kirchgänger befand. Sie bildeten einen Chor, der bei den Gottesdiensten in weißen Kleidern, gefolgt von dem Geistlichen, von der Sakristei aus in Prozession die Kirche betrat. Der dienstthuende Geistliche trug Stola und Übergewand. Beim Glaubensbekenntnis wandten sich Geistlicher und Chor nach Osten u. dgl. mehr. Es handelt sich offenbar nur um Liebhabereien kirchlicher Ordnung, denen keinerlei dogmatische Sonderansichten zu Grunde liegen. Aber das schottisch-presbyterianische Bewußtsein ist gegen alle derartige Hinneigungen zum Anglikanismus so empfindlich, daß diese Neuerungen in der Blantyre-Kirche Anstoß erregten. Endlich wurde die Arbeit zu ausschließlich auf die Stationen selbst beschränkt, ohne das umliegende, weite Gebiet genügend zu bearbeiten (Rep. 97, 819—868 Inquiry into complaints against the mission).

Neben der schottischen Staatskirche haben sich im Schirehochlande noch einige andere Missionen niedergelassen. Am meisten hat die Zambesi-Industrial-Mission von sich reden gemacht. Bekanntlich legen alle schottischen Missionen in Afrika großen Wert auf die Erziehung der Neger zur Arbeit und ihre Ausbildung in praktisch verwertbaren Handwerken und Fertigkeiten. Es sind deshalb auch mit den schottischen Missionen im Nyaßalande Werkstätten und Industrieschulen verknüpft, und diese mehr humanitären Bestrebungen sind in Schottland populär. Ferner ist es ein durch die ganze evangelische Missionswelt gehender Grundsatz, daß die Missionen danach streben sollen, die Kosten ihrer kirchlichen Bedürfnisse selbst zu decken (self support). Diese beiden verschiedenartigen Ideen sind in der Z. J.-M. eigentümlich zusammengefaßt. Der Gründer dieser Mission, der abenteuernde Baptist Booth schloß so: Wenn das Schirehochland für Kaffeeplantagen so außerordentlich geeignet ist, daß alle Pflanzer dort bedeutende Vermögen erwerben, so kann auch die Mission dort Plantagen im großen Stil anlegen, die einen großen Ertrag abwerfen. Von dem Reingewinn werden immer neue Plantagen angelegt. Und die Plantagenarbeiter sind zugleich das gewiesene Missionsobjekt. Die phantastische Gestalt, welche das Projekt in den Augen seines Gründers Joseph Booth annahm, hat D. Warneck in dieser Zeitschrift (1894, S. 128) richtig charakterisiert. In der Ausführung hat sich's wesentlich anders gestaltet. Booth begann damit, der Blantyre-Mission ihre begabtesten Schüler wegzufangen, um sie gegen hohen Lohn in seinen Dienst zu nehmen. Die Missionsleitung in Edinburg beschwerte sich indessen so nachdrücklich bei der Oberleitung der Z. J.-M., daß diese Booth fallen ließ. Booth hatte, wie mir der Sekretär der Gesellschaft versicherte, wohl eine gewisse Geschicklichkeit, das Projekt anzuregen und in die Wege zu leiten, aber es fehlte ihm alles, um dasselbe erfolgreich durchzuführen. Es trat ein Komitee mit R. Caldwell als Leiter an die Spitze des Unternehmens. Im Jahre 1892 wurde eine Meile nordwestlich von Blantyre ein großes etwa 5 englische Quadratmeilen umfassendes Gut, das Michiru Estate, ge-

kauft. Auf diesem wurden nach und nach vier Kaffeeplantagen angelegt, Mitsidi mit 178 acres, Ailsa Craig mit 103 acres, Chilangani mit 12 acres und Maliya mit 20 acres (à 1¹/₂ Morgen). Diese bilden die Operationsbasis der Z. J.-M. Der weitere Fortgang ist über den Oberlauf des Schire nach Nordwesten zu geplant; in dieser Richtung sind seit Ende 1893 im sog. Südangoni-Lande (zwischen dem Schire und der Kirk-Kette) fünf weitere Grundstücke kleineren Umfanges zu je 1000 acres Umfang der Mission geschenkt worden, Lisungwe, Blair Ochil oder Chiole, Dumbole. Ntonda und Ober Schire Station. Es ist aber bisher nur auf den drei letzten ein Anfang mit der Bearbeitung gemacht. Im Angonidistrikt sind bisher 295 acres in Bearbeitung genommen und 233730 Kaffeebäume gepflanzt worden. Auf dem Michiru-Grundstück wird ein kleines Hospital, errichtet und auf einer der Plantagen im Südangonilande soll ein Eingeborenen-Erziehungsinstitut erbaut werden. Eine Kirche ist auf dem Michiru-Grundstück ins Auge gefaßt. Die Anlage dieser Plantagen hat bisher 490 000 Mk. gekostet, die teils als einmalige Missionsgaben, teils als zinsfreie Darlehn aufgebracht sind. Für das Jahr 1897 wurden weitere 130 800 Mk. gefordert. Da die Kaffeeplantagen nach drei Jahren zum erstenmale tragen, ist im September 1896 die erste sehr kleine Ernte auf dem Londoner Kaffeemarkte realisiert. Man hofft, daß die Ernte dieses Jahres (1897) 72,000 Mk. einbringen und auch nach Abzug der Unkosten einen Zuschuß zu den Kosten des Missionsbetriebes abwerfen wird. Sieht man das Unternehmen als eine Finanzoperation an, zu der eine halbe Million zinsfrei oder à fonds perdu von den englischen Missionsfreunden zu heben war, so wird dasselbe vielleicht für erfolgreich gelten, — wenigstens wenn überhaupt der Kaffeebau im Schirehochlande eine so glänzende Zukunft hat, wie ihm prophezeit wird. Die Mission ist dann als Kaffeepflanzerin in Wettbewerb mit den andern Kaffeepflanzern des Distrikts getreten. Ganz anders gestaltet sich das Urteil, wenn wir das Unternehmen als eine Mission im neutestamentlichen Sinne annehmen. Da ist zunächst das Missionspersonal durchaus unzureichend. Allerdings sind in diesen fünf Jahren (seit 1892) mindestens 40 „Missionare“ hinausgesandt, aber kein einziger derselben hat eine missionarische Vorbildung, keiner ist ein Theologe. Alle sind nur auf drei Jahre engagiert und haben nach Ablauf dieser kurzen Arbeitszeit Anspruch auf einen einjährigen Urlaub in der Heimat. Die meisten befinden sich nach den zahlreichen beigegebenen Photographieen in recht jugendlichem Alter, soviel ich sehe, sind nur vier Ehepaare darunter. Da alle in erster Linie mit der Kaffeekultur beschäftigt sind, hört man nie von gründlichen Sprachstudien, die um so wichtiger wären, weil die Plantagen wenigstens in zwei verschiedenen Sprachgebieten liegen (ngoni und njanga). Offenbar sind die meisten dieser jungen Leute und jungen Damen persönlich herzlich fromme Leute, denen auch die benachbarten schottischen Missionare ein gutes Zeugnis ausstellen. Aber der gute Wille vermag den Mangel aller technischen Vorkenntnisse auch in der Missionsarbeit nicht zu ersetzen. Es kommt dazu, daß nach allgemeiner Erfahrung in Afrika der Arbeitgeber nicht der geeignete Missionar für die Arbeiter ist; die Afrikaner sind viel zu schlau und haben ein zu ausgesprochenes Nachahmungstalent, als daß sie nicht gern und mit Geschick auf die religiösen Wünsche ihrer Brotherren eingehen sollten. Wir trauen deshalb den Berichten über „geistliche Erweckungen“, „Segen in Bibelklassen“ u. dgl. nicht recht. Außerdem sind diese Plantagen wegen des Mangels einer ansässigen einheimischen Bevölkerung zu Missionsstationen ungeeignet. Das ganze, 5 Quadratmeilen große Michiru-

Grundstück zählt nur 908 Schwarze, die sich über vier Plantagen und die sehr viel größeren, unangebauten Distrikte zerstreuen. Es kann uns daneben wenig imponieren, daß 1896 nicht weniger als 30 000 Namen auf den Arbeitslisten der Mission gestanden haben, schon deswegen nicht, weil diese Listen alle zwei Monate neu aufgenommen werden, also dieselben Namen immer wiederkehren. Im Durchschnitt werden auf allen neun Plantagen zusammen 7—800 Arbeiter beschäftigt, gewiß eine minimale Arbeitssphäre für 40 Missionare! (Offizielles Organ: Zambesi Industrial-Mission, Programm und bisher 4 Hefte).

Der Baptist Booth, dessen erfinderischem Kopfe die Industrie-Mission ihren Ursprung verdankte, gab sich mit seiner Ausweisung aus der Z. J.-M. nicht zufrieden; er begab sich nach Schottland, um dort für ein neues, unter seiner Leitung stehendes Konkurrenzunternehmen Geld zu sammeln. Er ging dabei so rücksichtslos vor, daß sich der Missionsvorstand der schottischen Staatskirche bei dem Vorstande der schottischen Baptisten über ihn beschwerte, und auch die schottischen Baptisten ließen ihn offiziell fallen. Das hat aber Boothe nicht verhindert, eine „schottisch-baptistische Industrie-Mission“ (Baptist Industrial-Mission of Scotland) ins Leben zu rufen, die 1896 gleichfalls in der Nähe von Blantyre ihre erste Kaffeeplantage Gowa gegründet hat.

Halb missionarisch, halb kolonisatorisch ist das große Plantagenunternehmen des westindischen Negers Thorne. Dieser, ein Zögling der Brüdermission auf Barbados, will 1000 westindische Negerchristen in Abteilungen von je 100 als Farmer im Schirehochlande ansiedeln, damit sie dort in großem Umfange Musterstationen für die einheimische Bevölkerung in religiöser und landwirtschaftlicher Beziehung gründen. Die englische Regierung hat das erforderliche Areal unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Auch die Mittel, um die Überfahrt der Negerfamilien von Westindien nach dem Schirehochlande zu bewerkstelligen, sind herbeigeschafft. Das schwerste Bedenken, das dem Unternehmen entgegensteht, ist dies: ob die westindischen Neger in Afrika sich im Schweiße ihres Angesichts ihr täglich Brot verdienen wollen. Denn als Plantagenbesitzer und Arbeitgeber werden die ein heimischen Neger ohne Zweifel die Weißen lieber sehen als die Gleichfarbigen; weil man allgemein sagt, daß die Farbigen ihresgleichen rücksichtslos und herrisch behandeln.

Die Universitäten-Mission im Osten des Nyaßa ist von schweren Schlägen heimgesucht und dadurch in ihrer Entwickelung erheblich gestört worden. Bischof Smythies sah zu Ostern 1891 ein, daß er bei den bedeutenden Entfernungen und seiner angegriffenen Gesundheit nicht länger imstande sei, außer den am Indischen Ozean gelegenen Teilen seines Sprengels auch das Nyaßa-Land zu verwalten. Er beantragte deshalb die Gründung eines eigenen Bischofssitzes in Likoma. Die zur Fundierung derselben erforderlichen 220 000 Mk. wurden in hochkirchlichen Kreisen schnell zusammengebracht. Aber nun folgte Schlag auf Schlag. Der neuerwählte Bischof Wilfrid Hornby mußte binnen Jahresfrist mit gebrochener Gesundheit nach England zurückkehren und sein Amt niederlegen. Die mit ihm hinausgegangenen Missionsgeschwister starben oder verließen den Dienst der Mission. Die ganze Station Likoma brannte in zwei Feuersbrünsten nieder. Der Nachfolger Hornbys, der überaus tüchtige und feingebildete Chauncy Maples ertrank in den Fluten des Nyaßa, ehe er auch nur seinen Bischofsprengel betreten hatte. Der liebenswürdige und tüchtige Missionar Atlay wurde von den Magwangwara ermordet. Und das

Missionsschiff Charles Janson, mit dessen Hilfe allein die Küstenmission betrieben werden konnte, versagte den Dienst. Alle diese Unglücksfälle, die sich in fast ununterbrochener Reihe seit Ostern 1892 gefolgt sind, haben die Universitäten-Mission lahm gelegt. Der 1896 neu ernannte Bischof Dr. Hine, — beiläufig unseres Wissens der erste Missionsarzt, der auf einen anglikanischen Bischofssitz befördert ist, — hat so gut wie von vorn zu beginnen. Er beabsichtigt den Schwerpunkt seiner Mission in das englische Protektorat und auf das Schirehochland, wahrscheinlich nach Fort Mangoche am Fuße des 4700 Fuß hohen Mangoche-Berges (südöstlich von Fort Johnston) zu verlegen. (Rep. der U.-M., Central-Afrika, H. H. Johnston, British Central-Afrika S. 189.)

Den Südwesten des Sees haben die Freischotten, die dort früher auf den Stationen Livlezi-Thal und zeitweilig Kotakota nebst einigen Außenstationen arbeiteten, ihr Arbeitsfeld an die mit ihnen in brüderlicher Gemeinschaft arbeitenden Kapholländer (Dutch Reformed) abgetreten. Diese haben in Mwera, Kongwe und Livlezi drei Hauptstationen mit 2 Geistlichen, einem Zimmermann, einem Landmann, einem Gehilfen, einer Missionsschwester und 2 Missionarsfrauen. Sie haben 16 kleine Schulen mit durchschnittlich 1520 Schülern. Die auf den Wunsch des Generalkonsuls H. H. Johnstohn an die Universitäten-Mission übertragene Station Kotakota befindet sich noch in den Anfängen; der dort stationierte, asketisch fromme Priester Sims ist leider bald dem Fieber erlegen. (Rep. der Free Ch.-M. 1896, 95. Aurora S. 8.)

Die Livingstonia-Mission der schottischen Freikirche nimmt den Westen und Nordwesten des Nyaßa-Sees ein. Sie haben es im Atonga-Lande, wo ihre Hauptstation Bandawe liegt, und im Angoni-Lande westlich davon verstanden, eine Bewegung zum Christentum hin zu entfachen, die sich zwar nicht in massenhaften Taufen, aber in einem großen Andrang zu den Schulen und in einem rührenden Lerneifer kund giebt. Sie hatten (Dezember 1896) 60 Schulen mit durchschnittlich 7300 Schülern. Der Vergleich dieser Mission mit den angrenzenden deutschen Missionen im Kondelande zeigt aufs deutlichste den charakteristischen Unterschied des schottischen und deutschen Missionsbetriebs. Während die Berliner Mission nach fünfjährigem Bestande 5 Hauptstationen hat und die Anlage der sechsten plant, haben die Freischotten nach zwanzigjähriger Arbeit auch nur fünf Hauptstationen. Sie legen sehr stark besetzte Centralstationen an, von denen aus namentlich durch eingeborene Helfer die ganze Umgegend evangelisiert wird. Während die Berliner Missionare alle gleichmäßig durchgebildet und speziell zum Missionsberuf geschult sind, sind die leitenden Missionare auf den freischottischen Stationen vorwiegend Ärzte, und das übrige Missionspersonal setzt sich aus Lehrern, Handwerkern, Gärtnern u. dgl. zusammen. Die Freischotten legen großes Gewicht auf die kulturelle Seite der Missionsarbeit, während die Deutschen alle Kraft auf die geistliche Seite konzentrieren. Sie legen den Schwerpunkt ihrer Arbeit in die Schulen und die Evangelisation durch Eingeborene, während die Deutschen den Schwerpunkt in die Predigt der Missionare und den Katechumenenunterricht legen. — Unverständlich ist uns, daß in der im Aufblühen begriffenen Angoni-Mission, der auch der Generalkonsul Johnston das Zeugnis gab, daß sie diesen kriegerischen Sulustamm gebändigt habe, alle europäischen Arbeiter außer auf einer einzigen Station zurückgezogen sind, um alle Posten mit Eingeborenen zu besetzen. „Wir haben darin," schreibt Dr. Elmslie, „einen Beweis von Fortschritt auf anerkannter Bahn. Wir haben so

bis zu einem gewissen Grade das Ziel erreicht, welches wir auf den verschiedenen Stationen erstrebten, als wir unsere Aufmerksamkeit in erster Linie der Ausbildung von Lehrern und Evangelisten zuwandten.“ Wenn nur diese Überlassung verantwortlicher Posten an höchst mangelhaft vorgebildete Eingeborene nicht eine Schwächung und Schädigung der Mission ist! (Aurora 1, 4; Rep. 97, 93.) — Die Mission am Nordende des Sees befindet sich immer noch in den Anfängen; hier ist seit 1887 viel experimentiert worden. Augenblicklich ist die Hauptstation in dem notorisch ungesunden Karonga, und das 1891 angelegte Ngerenge ist Außenstation. Da aber jetzt der dortige Hauptmissionar Dr. Kerr-Croß, immer mehr Arzt als Prediger, als Arzt in den Regierungsdienst tritt, stehen weitere Wechsel zu erwarten. Dr. Croß hat die vier Evangelien in die Konde-Sprache übersetzt; hoffentlich ist diese Leistung brauchbarer als seine früheren sprachlichen Arbeiten. — Eine neue Station Mwenzo ist auf der Tanganyika-Hochebene, unweit der Hauptstation Fife der Afr. Lak.-Corp. angelegt. Sie soll als Vorposten für die Babemba-Mission dienen, sobald dieser kriegerische und gefürchtete Stamm gebändigt ist. Die interessanteste freischottische Station ist das von Dr. Laws bei Kondowi (westlich von der Florence-Bai) gegründete Lehrinstitut, die Livingstonia-Institution. Es soll eine nach dem Muster von Lovedale gebildete, große Erziehungsanstalt für Eingeborene werden. Da sie erst 1894 begründet ist, haben nur einzelne Zweige der Arbeit entwickelt werden können, und man muß mit seinem Urteil noch zurückhalten. Eine große Schwierigkeit ist die Sprachzerrissenheit des Nyaßa-Landes. Die 127 Zöglinge Ende 1896 gehörten 15 verschiedenen Stämmen mit neun verschiedenen Sprachen an. Dr. Laws hat das Njanga als die zukunftsreichste Sprache des Protektorates zur Unterrichtssprache gemacht; da die Afrikaner sich außerordentlich leicht fremde Sprachbrocken aneignen, hofft er mit ihr durchzudringen. Er sucht zugleich alle im Protektorat arbeitenden Missionen zu veranlassen, sich über einen einheitlichen njanga-Dialekt zu verständigen, in dem alle Veröffentlichungen, besonders alle Teile der heiligen Schrift und die Lehrbücher abzufassen wären — gewiß ein dankenswertes Unternehmen, dem wir im Interesse der Mission ebenso wie der Kolonisation Erfolg wünschen. (Aurora 1, 3. 7.) Aufgabe des Instituts soll es sein, den eingeborenen Lehrern und Evangelisten, in deren Thätigkeit die Freischotten wie erwähnt den Schwerpunkt ihrer Arbeit legen, eine gleichmäßige und fachmännische Bildung zu geben und allmählich auch einen eingeborenen Predigerstand heranzuziehen. Nebenbei werden nach schottischer Art allerlei Handwerke gelehrt. Der Andrang zum Institut ist sehr groß.

Wir fügen hieran sogleich einige Bemerkungen über die Londoner Mission am Südende des Tanganyika, bekanntlich das Schmerzenskind der centralafrikanischen Missionen. Nach 20-jähriger Arbeit bestehen 3 Stationen Fwambo, Niamkolo und Kambole, die sich aber alle drei noch im Anfangsstadium befinden. Die Zahl der Getauften beträgt 8! Auch im letzten Jahre hat es nicht an den immer wiederkehrenden Unterbrechungen der Arbeit gefehlt. Die Station Niamkolo, die vor einem Jahre als die hoffnungsvollste erschien, steht nun wieder seit Monaten verwaist, die Leute verlaufen sich, die Gottesdienste werden nicht mehr besucht, die Kinder kommen nicht mehr zur Schule, ein beklagenswerter Zustand. Etwas geleistet wird, scheint's, nur in allerlei industriellen Arbeiten, in der Herstellung von Tischen, Stühlen, Schränken u. dgl., die der Stationskasse von Fwambo gegen 2000 Mk. eingebracht

haben. Durch die Ausbreitung des englischen Verkehrs längs der Stevenson-Straße kommt das Südende des Tanganyika immer mehr in direkte und regelmäßige Verbindung mit der Außenwelt; es wäre dringend zu wünschen, daß damit auch mehr Stetigkeit und Planmäßigkeit in den dortigen Missionsbetrieb käme, zumal die katholische Mission der weißen Väter mit großer Energie auf dem Tanganyika-Plateau und am Oberlauf des Tschambesi (Congo) eingesetzt hat.

Welche Schwierigkeiten das Klima allen Missionen im Nyaßa-Lande bereitet, darein läßt uns der neueste Bericht der deutschen Kondemissionen einen Blick thun: Missionar Ledoux von der Brüdergemeine erkrankte plötzlich, als er am 6. Februar 1896 in Ikombe zu Besuch war und ging kurze Zeit darauf, am 10. Februar, in Ipiana heim. Missionar Grieguszies mußte sich nach langem Leiden am 15. September 1896 zur Heimkehr nach Deutschland entschließen; er kam aber nur bis Tschinde, wo er am 19. Oktober starb, und sein Kindlein folgte ihm zwei Tage darauf in die Ewigkeit nach. Am 2. November 1896 erkrankte Missionar Schumann in Wangemannshöhe an einer gefährlichen Blinddarmentzündung und lag Monate lang schwer darnieder. Er mußte zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Deutschland reisen und hat sich einer schweren Operation unterzogen, die aber glücklich von statten gegangen ist. Der ihn behandelnde deutsche Regierungsarzt Dr. Meyer in Langenburg, eben am Nyaßa angekommen, erlag kurz darauf dem Fieber. Auch die beiden Missionshandwerker Harnoß und Thiele erkrankten gegen Ende des Jahres 1896 an dem gefährlichen Schwarzwasserfieber und mußten auf den Gebirgsstationen Erholung suchen. Auch sieben schwarze Arbeiter waren auf Ikombe von derselben Krankheit ergriffen worden. Am 2. Juli 1896 starb der Bezirkshauptmann Baron von Eltz in Langenburg an einem Leberabsceß. Schwester Jauer, die ihn gepflegt, hatte sich bei den Reisen durch das Sumpfland ein schweres Fieber geholt, welches sie wieder und wieder auf das Krankenlager warf und erst nach längerer Zeit überwunden wurde. Am 27. Januar 1897 starb Frau Missionar Häfner in Ipiana nach mehrwöchentlichem, schwerem Fieber. Endlich brach die Gesundheit des Berliner Missionars Nauhaus derart zusammen, daß auch er in Deutschland Erholung suchen mußte. Viel Not, viel Krankheit!

Und dennoch geht es unter Gottes Segen voran. Die Berliner Mission hat am zweiten Weihnachtsfeiertag 1896 die drei Erstlinge aus der Konde taufen dürfen, denen am 1. und 2. Sonntag nach Ostern 1897 weitere 16 und seitdem noch sechs nachgefolgt sind. Und auch die Brüdermission hat am 7. und 14. März 1897 die drei Erstlinge taufen dürfen. In beiden Missionen tragen die Erstlinge bezeichnende Namen, in der Berliner Mission Tulinague „Wir haben ihn," Lutenganio „Friede" und Ipiana lituganile „die Gnade liebt uns"; in der Brüdermission Numagire „Ich habe ihn (Jesum) gefunden", Niganire „Ich will" und Neogigue „Ich bin gesegnet worden".

Beide Missionen wollen sich noch weiter ausdehnen: In der Brüdermission hat Br. Th. Meyer im Januar 1897 eine Forschungsreise in das Hochland von Bundali und Malila gemacht und hat dort in wunderschöner Berglandschaft drei Plätze gefunden, die sich zur Anlage einer Missionsstation eignen würden. Die Berliner Mission hat 1895 eine erste Station Muakagile oder Bulongua und im Sommer 1897 östlich davon die zweite Station bei dem scheuen Bergvolke der Kinga angelegt. Eine weitere Ausdehnung der Berliner Mission ist nach dem Uhehe-

In Kürze erscheint:

Abriß einer Geschichte
der
Protestantischen Missionen
von der
Reformation bis auf die Gegenwart.

Ein Beitrag zur neueren Kirchengeschichte

von

G. Warneck,
Professor und Doktor der Theologie.

I. Abteilung:

Das heimatliche Missionsleben.

Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage.

Preis Mk. 2.50.

So liegt denn diese längst ersehnte Missionsgeschichte D. Warneck's wieder vor und zwar als ein ganz neues Buch, bedeutend erweitert und durch viele Litteraturangaben vermehrt.

Die zweite Abteilung, welche die evangelischen Missionsgebiete behandelt, wird im Anfang nächsten Jahres erscheinen, sie ist eine total neue Arbeit.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung, sowie auch die Verlagshandlung entgegen.

Kauf der ersten Abteilung verpflichtet auch zur Abnahme des 2ten Bandes.

Berlin W. 9.

Martin Warneck,
Verlagshandlung.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

Geschichte und Arbeitsfelder der englischen Kirchenmissionsgesellschaft.[1])

Von Paul Richter-Werleshausen.

I. Periode 1799–1841.

Nachdem in diesem Jahrzehnt schon zwei große Missionsgesellschaften ihr hundertjähriges Jubiläum gefeiert haben, die Bapt. Miss. 1892 und die Lond. Miss. Soc. 1895, darf am Ende desselben noch eine dritte, die größte aller evangelischen Missionsgesellschaften, die Church Missionary Society (C. M. S.), diesen freudigen Gedenktag begehen. Um an diesem Tage ein würdiges Dankopfer auf den Altar der Mission legen zu können, hat sie bereits ihre Mitglieder und Freunde zu einem Three Years Enterprise aufgerufen, dessen Ziele die Revision der gethanen Arbeit, Heranziehung bisher bei dem Missionswerk noch wenig beteiligter Bevölkerungskreise der Heimat, Vermehrung der eignen Anstrengungen, Sammlung eines ansehnlichen Jubiläumsfonds und womöglich Verdoppelung der Missionare bis zu diesem Zeitpunkte sein sollen. Die Losung ist allenthalben freudig bewillkommt, mit regem Eifer werden die großen Aufgaben in Angriff genommen, und ganz außerordentliche Erfolge sind durch den Aufruf schon erzielt worden.

Von allen ausländischen Missionsgesellschaften genießt die C. M. S. bei den deutschen Missionsfreunden die meiste Sympathie; die Gründe dafür sind mannigfach: in den Reihen ihrer Missionare besonders früherer Tage befindet sich eine große Anzahl deutschen Namens; das Verhalten der C. M. S. anderen Missionsgesellschaften gegenüber, mit denen sie auf demselben Felde arbeitet, zeichnet sich durch die von ihr geübte Loyalität vorteilhaft von dem anderer englischen Gesellschaften aus, denen das leider nicht immer nachgesagt werden kann; vor allem sind es aber die evangelischen Grundsätze, nach welchen das Werk der C. M. S. geleitet wird, welche uns sympathisch berühren, während ihre gesunden Methoden und mit reichem Erfolg gekrönten Erfahrungen auch den deutschen Gesellschaften vielfach vorbildlich sein können. Eine Darstellung der Geschichte der CMS.

[1]) Benutztes Material: Intelligencer & Proceedings der CMS. The Church Missionary Atlas 1896. Knight, The Missionary Secretariat of Henry Venn 1880. Jubilee of the CMS. 1848/49.

und ihrer Arbeitsfelder dürfte daher zur Zeit am Platze sein, sie soll in nachstehendem Aufsatz gegeben werden.

Die Gründung der C. M. S. hängt ihrer inneren Entstehungsursache nach innig mit dem Auftreten des Evangelikalismus in der anglikanischen Kirche zusammen. Der Evangelikalismus ist jene frische, evangelische Bewegung, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts die anglikanische Kirche, nachdem sie lange in den starren Banden des Highchurchtums einerseits, in der indifferenten Lethargie des Lowchurchtums andererseits geschmachtet hatte, wieder zum Jungbrunnen des lauteren Evangeliums zurückführte und aus ihm neue Lebenskraft schöpfen ließ. Aus geringen Anfängen beginnend, viel geschmäht und verleumdet, ist der Evangelikalismus doch der Sauerteig geworden, durch welchen die anglikanische Kirche eine Erneuerung und Wiedergeburt erfahren hat. Er ist dann auch der Vater der Church Miss. Society geworden.

Hervorragende Vorkämpfer des Evangelikanismus, ein Newton, John Venn, Thom. Scott, Basil. Woold, Josiah Pratt u. a. hatten sich im Jahre 1783 zu einer theologischen Gesellschaft, der Electic Society, zusammengeschlossen. In den Bereich der theologischen Fragen, die auf den halbmonatlichen Versammlungen dieser Gesellschaft erörtert wurden, wurden bald auch Missionsangelegenheiten hineingezogen. Gelegenheit dazu bot bald (1786) die Gründung der Verbrecherkolonie Sidney in Australien, bald (1791) die Etablierung der Sierra Leone Comp. in Westafrika, bald (1795) das Inslebentreten der Lond. Miss. Soc. Indessen kam man damals über Erörterungen noch nicht hinaus. Es mußte sich mit diesem bescheidenen Bächlein erst noch ein anderer vereinigen, ehe der Fluß und Strom daraus wurde, als welchen wir jetzt die C. M. S. vor uns sehen. Zur selben Zeit fand sich in Clapham, einer Vorstadt Londons, ein Kreis edler Männer, Laien, der evangelikalischen Richtung angehörig und von humanitären Interessen für Englands Kolonieen und ihre Bewohner beseelt, zusammen. Spottweise wurden sie wohl die Clapham-Sekte genannt. Ihr Haupt war Will. Wilberforce, der bekannte unermüdliche Vorkämpfer für Sklavenemanzipation. Sein Genosse in diesem Streit war Samuel Thornton, mit ihm Direktor der 1791 gegründeten Sierra Leone Kompagnie. Weiter gesellte sich zu ihnen Charles Grant, der vordem in Kalkutta lange hoher Beamter der ostindischen Kompanie gewesen war. Schon dort hatte er im Verein mit dem eifrigen Kaplan Dav. Brown gethan, was in seinen Kräften stand, um die Hindu in moralischer und religiöser Beziehung zu heben. Dann nach London zurückgekehrt und einer der Direktoren der Kompagnie geworden, wurde die Hebung Indiens sein vornehmstes Lebensziel. Lord Teignmouth, ein gewesener Generalgouverneur von Ostindien und, der Vater des bekannten Historikers, Macaulay zählten desgleichen zu den Beförderern dieser humanitären Bestrebungen. Endlich gehörte auch der Pfarrer von Clapham, John Venn, den wir schon als Mitglied der Eclectic Society kennen gelernt haben, zu diesem Kreise der Clapham-Freunde. In ihm war das Bindeglied zwischen der Eclectic Society und der Clapham-Sekte gegeben. In gegenseitiger Fühlung arbeiteten beide Gruppen, jede auf ihrem

besonderen Wege, in der Stille weiter. Endlich schien im Jahre 1799 der Zeitpunkt gekommen, aus der Stille in die Öffentlichkeit hinauszutreten.

Am 12. April 1799 fand im Gasthof Castle & Falcon die konstituierende Versammlung statt, auf welcher die Gründung einer Missionsgesellschaft im Anschluß an die Evangelikalische Partei der Church of England beschlossen wurde. Den Vorsitz auf dieser wie auf den späteren Versammlungen führte John Venn, der überhaupt in der ersten Zeit mit dem ersten Missionssekretär Thom. Scott die leitende Rolle spielte. Die wenigen Erschienenen, alles in allem 16 Geistliche und 9 Laien, wurden die ersten Mitglieder der neuen Gesellschaft.

Ein Präsidium aus 7 angesehenen Laien mit dem Titel Governors wurde gewählt, darunter die uns schon bekannten Männer Wilberforce, Grant und Thornton. Von der Wahl eines Präsidenten nahm man auf Wilberforces Rat vorläufig Abstand. Erst 1812 führten äußere Verhältnisse zur Ernennung eines solchen, während die bisherigen Governors den Titel Vicepräsidenten erhielten und ihre Zahl auf 16 und hernach auf 24 vermehrt wurde. Dem Präsidium zur Seite stand die Kommittee, aus 24 Geistlichen Londons bestehend. In einer der nächsten Sitzungen wurden zu letzteren noch 14 auswärtige Mitglieder kreiert, unter ihnen Ch. Simeon in Cambridge, ein besonders eifriger Missionsfreund, der in jenen Tagen viel zur Erweckung des Missionsinteresses gethan und besonders auch mehrere fromme Kapläne wie Henry Martyn und Buchanan in die Kolonieen hinauszugehen veranlaßt hat. Im Jahre 1812 wurde betreffs der Zusammensetzung der Kommittee beschlossen, daß alle Geistlichen der anglikanischen Kirche, welche $1/2$ £ jährlichen Beitrag leisteten, Mitglieder derselben sein sollten. Der Name, den die Gesellschaft zunächst annahm, lautete: „The Society for Missions to Africa & the East“; 1813 findet sich zuerst der Name, den sie noch heutigen Tages führt: „Church Missionary Society for Africa & the East“.

Was die Prinzipien der neuen Gesellschaft angeht, so erklärten die Gründer: „die Gesellschaft soll auf Grund solcher Prinzipien geleitet werden, welche wir für am meisten in Übereinstimmung mit dem Evangelium Jesu Christi und mit dem Geist der reformierten Kirche Englands halten.“ Damit sind die beiden wichtigsten Prinzipien der C. M. S., das spirituelle und das kirchliche, ausgesprochen. Auf Grund des ersteren will die C. M. S. bei ihrer Missionsthätigkeit den Nachdruck nicht sowohl auf anglikanische Riten, anglikanischen Sakramentalismus, anglikanische Ordination und Kirchenordnung, als vielmehr auf die evangelischen Grundlehren, Buße, Rechtfertigung, Heiligung, legen. Denn nicht anglikanisches Kirchentum, sondern evangelisches Christentum ist die Hauptsache, die den Heiden not thut und ihnen daher zu bringen ist. Dieses spirituelle Prinzip ist auch die Quelle, aus welcher die schon im Eingang gerühmte Loyalität der C. M. S. entspringt. Ausdrücklich wird in § 20 ihres Statuts

erklärt, daß mit andern Gesellschaften, die denselben wohlthätigen Zweck der Ausbreitung des Evangeliums verfolgen, ein freundschaftlicher Verkehr unterhalten werden soll. — Neben diesem spirituellen Prinzip gründeten jene Männer ihre Gesellschaft aber auch noch auf ein anderes, das zu jenem die Ergänzung bildet, das kirchliche Prinzip. Wie schon ihr Name sagt, will die Church M. S. eine kirchliche Missionsgesellschaft sein. Ihre Gründer verkannten keineswegs die Vorzüge der anglikanischen Kirche. Selbst ihre Kirche liebend, lag es ihnen am Herzen, auch den zu gewinnenden Gemeinden aus der Heidenwelt Anteil an den Schätzen der anglikanischen Kirche zu geben und sie in deren lebensvollen Organismus einzugliedern. Und andererseits wandte sich die Gesellschaft auch speziell an die anglikanische Kirche, um deren Mitglieder zur Mithilfe an dem Missionswerke aufzurufen. Sie wollte der Kanal werden, der die anglikanischen Missionskräfte und -gaben auf die Missionsfelder der Heidenwelt leitete.

Diese beiden Prinzipien bestimmen das Verhältnis der C. M. S. zu den übrigen englischen Missionsgesellschaften. Da die C. M. S. eine kirchliche Gesellschaft sein will, so konnte die Frage aufgeworfen werden und ist auch oft aufgeworfen: war ein Bedürfnis zur Gründung einer solchen Gesellschaft vorhanden; gab es nicht bereits Missionsgesellschaften, die den ausgesprochenen Zweck hatten, Vertretungen der anglikanischen Kirche zu sein? Allerdings gab es solche, sogar zwei. Die eine war die Soc. for Promoting Christian Knowledge, sie war eine alte Gesellschaft, hatte sogar schon (1798) ihr 100jähriges Jubiläum gefeiert. Doch verfolgte diese Gesellschaft als ihr Ziel nicht die unmittelbare Missionsthätigkeit unter den Heiden, sondern hauptsächlich die Verbreitung christlicher Litteratur. Die direkte Missionsarbeit, die sie trieb, ist nur vorübergehend gewesen. Die andere Gesellschaft, die in Betracht kommt, ist die Society for the Propag. of the Gosp. (S. P. G.). Auch diese Gesellschaft, 1701 gegründet, konnte auf eine fast 100jährige Thätigkeit zurückblicken. Aber erstlich arbeitete die S. P. G. damals nur in den englischen Kolonieen von Amerika; Afrika und der ganze Osten wurden von ihr außer Betracht gelassen. Sodann befand sich diese Gesellschaft damals in einem Zustande tiefen Verfalles. Die Laienwelt innerhalb der anglikanischen Kirche nahm an den Aktionen der Gesellschaft kaum irgend welchen Anteil, das Werk wurde ausschließlich von der offiziellen Vertretung der Kirche, den Bischöfen, betrieben. Was aber die Hauptsache ist, der Geist, in welchem die S. P. G. arbeitete, war gänzlich der der high church und des Ritualismus. Der Evangelikalismus hätte nicht die geringste Aussicht gehabt, in ihr zu Worte zu kommen, geschweige einen bestimmenden Einfluß auf ihre Maßnahmen zu gewinnen. Gegenüber diesem in der S. P. G. und verwandten Gesellschaften herrschenden Prinzip der high church und des Ritualismus vertritt also die C. M. S. die evangelische Richtung der Missionsthätigkeit der Church of England.

Während das spirituelle Prinzip der C. M. S. ihre Abgrenzung gegen die hochkirchlichen Gesellschaften bezeichnet, unterscheidet sie das zweite, das kirchliche Prinzip,

von independentischen Gesellschaften wie der L. M. S. So sollte die C. M. S. auch keineswegs ein Konkurrenzunternehmen gegen diese 1795 gegründete Gesellschaft sein. Die L. M. S. wollte zwar anfangs Glieder aller Denominationen, Churchmen, Independenten, Methodisten u. s. w. umfassen, sie ist jedoch bekanntlich mehr und mehr zu einer Mission der Independenten geworden; und schon damals war nicht anzunehmen, daß Churchmen in größerer Anzahl je zu ihr gehören würden. Eben diese wollte nun die C. M. S. zur Missionsthätigkeit heranziehen. Auch im Missionsbetrieb bildet das kirchliche Prinzip den charakteristischen Unterschied zwischen C. M. S. und independentischen Gesellschaften, welche leider nur allzu geringes Gewicht auf die äußere kirchliche Gestaltung der von ihnen gesammelten Gemeinden legen.

Eine Bethätigung ihres Vorsatzes, innerhalb des Rahmens der anglikanischen Kirche zu arbeiten, war es, wenn die Gründer gleich in der konstituierenden Versammlung den Beschluß faßten, von ihrem Vorhaben den Häuptern der anglikanischen Kirche Kenntnis zu geben. Es zeigte sich aber, daß der Episkopat der Neugründung sehr mißtrauisch oder wenigstens sehr zuwartend gegenüberstand. Der Erzbischof von Canterbury, an den man den Prospekt der Gesellschaft eingereicht hatte, ließ dieselbe Jahr und Tag auf Antwort warten. Es läßt sich denken, in welche mißliche Lage die junge Gesellschaft hierdurch versetzt wurde.

Nicht nur daß sie sich während dieser ganzen Zeit zur Unthätigkeit verdammt sah, sie war auch vor eine doppelte Versuchung gestellt. Einmal hätte sie wohl die erzbischöfliche Billigung sofort erhalten, wenn sie ihr spirituelles Prinzip zu Gunsten des high church-Prinzipes modifiziert hätte, aber dann hätte sie neben der S. P. G. keine besondere Berechtigung mehr gehabt. Die andere noch größere Gefahr war, daß sie, unmutig über das Mißtrauen und Zaudern des Primats, auf dessen Billigung verzichtet, sich von der anglikanischen Kirchenordnung emanzipiert hätte. Sie würde sich damit in das Fahrwasser der L. M. S. begeben haben. Beiden Versuchungen widerstand die junge Gesellschaft; ohne müde zu werden, wartete sie geduldig ab.

Endlich wußte Wilberforce eine Antwort vom Erzbischof zu erlangen, welche zwar keine direkte Billigung der Prinzipien der Gesellschaft enthielt, immerhin aber freundlich gehalten war. In Anbetracht der Sachlage war ja auch zunächst kaum mehr zu erwarten, und so war denn die Gesellschaft vorläufig mit diesem Resultat zufrieden und eignete sich Jos. Pratts Meinung an, „daß es jetzt Pflicht der Gesellschaft sei, vorwärts zu gehen, in der Erwartung, daß ihre Schwierigkeiten zur rechten Zeit, wenn es not thäte, schon aus dem Wege geräumt werden würden."

Es hat lange gedauert, bis das Mißtrauen des Episkopats gänzlich beseitigt war. Erst 1815 erklärten die ersten zwei Bischöfe ihren Beitritt; erst 1841 trat nach langen Verhandlungen und einiger Statutenänderung der Erzbischof von Canterbury bei, ihm folgten dann immer mehr Bischöfe,

und heutigen Tages sind fast alle anglikanischen Bischöfe Mitglieder der C. M. S.[1]) Der Erzbischof von Canterbury bekleidet seitdem das Ehrenamt eines Vicepatrons, die Bischöfe die von Vicepräsidenten.

Übrigens verhielten sich nicht nur die Bischöfe der Gesellschaft gegenüber mißtrauisch und kühl, auch in der übrigen anglikanischen Geistlichkeit und Laienwelt fand sie nur sehr mäßigen Anklang, das zeigen die nächsten Jahresversammlungen, deren Besuch 30—50 Personen kaum überstieg. Das zeigen vor allem die Jahreseinnahmen, die im ganzen ersten Jahrzehnt 3000 £ kaum je erreichten. Da sollte das Jahr 1813 und der in demselben sich abspielende Kampf, der sich um die Erneuerung des Freibriefes der ostindischen Kompagnie drehte, einen entscheidenden Umschwung zum Guten bringen.

Wilberforce benutzte diese Gelegenheit, um die Aufnahme seiner sogenannten frommen Klauseln, durch welche eine bessere kirchliche Vertretung der anglikanischen Kirche und Freigebung missionarischer Thätigkeit in Indien verlangt wurde, in dem neuen Charter durchzusetzen. In dem erbitterten Kampfe, der hierüber entbrannte, trat die C. M. S. natürlich mit aller Kraft für die gute Sache ein. Sie rief vor allem das Volk im Lande für die Sache der Gerechtigkeit auf, und bald strömten hunderte von Petitionen nach London. Diese wie auch eine große interkonfessionale Versammlung in London, das ganz von solchen Gedanken getragene begeisterte Jahresfest der C. M. S., das beredte Eintreten von Wilberforce und anderen einflußreichen Fürsprechern hatten schließlich die Aufnahme der frommen Klauseln in den neuen Charter zur Folge (21. Juli 1813). Indien stand fortan der Mission offen.

Dieser Kampf diente zugleich dazu, das Interesse für die C. M. S. im Lande zu erwecken. Die tüchtigsten evangelikalischen Kanzelredner zogen damals aus London aus und bereisten das Land kreuz und quer, um einerseits in der genannten Sache die Volksstimme zu erwecken, andrerseits aber auch um die C. M. S. vor die Augen des Volkes zu stellen. Auch dieses letztere gelang in großem Maßstabe. Überall wurden die Abgesandten der C. M. S. von Geistlichen und Laien mit großer Bereitwilligkeit aufgenommen. In Stadt und Land, durch das ganze Königreich bildeten sich Hilfsvereine, von denen das Land bald wie mit einem Netz überzogen war. Einer der ersten und wichtigsten dieser Hilfsvereine war der von Bristol. Er brachte gleich im ersten Jahre allein für sich 2300 £ auf, fast so viel, als bis dahin die ganze Jahreseinnahme betrug. Mit Hilfe dieser Hilfsvereine stieg das Einkommen der Gesellschaft von 2831 £ im Jahre 1812 im folgenden Jahre auf 7454 £; das Jahr 1814 brachte

[1]) Die meisten sind außerdem auch Mitglieder der S. P. G.

wieder eine erhebliche Steigerung (10 699 ₤), desgleichen das Jahr 1815 (15 655 ₤ = ca. 300 000 Mk.).

Von da an ist die C. M. S. für die nächsten Jahrzehnte in das ruhige Fahrwasser einer allmählichen und stetigen Weiterentwickelung gekommen. Die ersten Führer begannen während dessen schon vom Schauplatz ihrer Thätigkeit abzutreten. John Venn war gestorben; Thom. Scott hatte sich zurückgezogen. Doch würdige Nachfolger traten in ihre Fußstapfen. Die beiden Missionssekretäre[1]) Jos. Pratt (1802—24) und Ed. Bickersteth (1815—30) verdienen besondere Nennung. Unter ihrer Ägide haben die evangelikalischen Prinzipien der Gesellschaft eine immer klarere und entschiedenere Ausprägung erhalten; die Zahl der Hilfsvereine und damit das Einkommen der Gesellschaft erfuhren eine außerordentliche Zunahme. Einige der wichtigsten Arbeitsfelder wurden in Angriff genommen. Die Zahl der Stationen stieg von 8 auf 96, die Zahl der ordinierten Missionare von 13 auf 58, der Laienmissionare von 19 auf 93, der eingeborenen Lehrer von 2 auf 457, der Schüler von 200 auf 15 791, der Kommunikanten von 0 auf 1000. Der nächste hervorragende, ja selbst diese beiden Vorgänger an Bedeutung übertreffende Sekretär, Henry Venn, tritt 1841 auf den Plan; mit ihm beginnt eine neue Entwickelungsphase der C. M. S. Ehe wir aber in die Beschreibung derselben eintreten, machen wir hier halt und sehen uns nach dem, was für eine Missionsgesellschaft ja die Hauptsache ist, nach ihrer Heidenmission, um.

1799 war die Gesellschaft gegründet, aber es verstrichen noch mehrere Jahre, ehe sie ihre ersten Missionare in die Heidenwelt hinaussenden konnte. Wie das Zaudern des Erzbischofs von Canterbury die Gesellschaft über ein Jahr zur Unthätigkeit verdammte, haben wir bereits gesehen. Aber auch als man dessen Antwort erhalten hatte, konnte man noch nicht ans Werk gehen, denn — es waren keine Missionare da, und vergeblich waren die Appelle und Recherchen, die man in der anglikanischen Kirche nach solchen anstellte. In dieser Verlegenheit wandte man sich an Jänicke in Berlin und bat ihn um Überlassung einiger in seinem Seminare ausgebildeter Missionare. Jänicke ging gern auf dies Ansuchen ein, und so trafen 1802 die ersten Berliner Missionare, Renner und Hartwig, zur weiteren Ausbildung in London ein. Im Laufe der Zeit folgten ihnen andere aus dem Berliner Seminare nach, insgesamt 22, darunter Johnsen, Düring und Nyländer, die Pioniere in Sierra Leone, und be-

[1]) Dies Amt entspricht etwa dem eines Missionsinspektors bei uns.

sonders **Rhenius**, der reichgesegnete Missionar von Tinnevelly. Noch bedeutend mehr Missionare hat später das Baseler Missionsseminar von 1816 an der C. M. S. geliefert, 88 an Zahl, auch darunter viele mit bekannten Namen: **Weitbrecht**, **Leupolt**, **Pfander**, die mit Segen im nördlichen Indien gearbeitet haben, **Krapf** und **Rebmann**, die Bahnbrecher in Ostafrika, **Gobat**, der spätere Bischof von Jerusalem.

Indessen konnte die C. M. S. diesen Zustand selbstverständlich nur für provisorisch ansehen, sie ließ nicht nach, nach englischen Missionaren Ausschau zu halten. Vom Jahre 1807 beginnen dann auch solche sich einzustellen; 1815 stellte der erste englische Geistliche seine Dienste der Gesellschaft zur Verfügung. Ihre Ausbildung empfingen die Missionare zunächst im Hause Thom. Scotts, später Ed. Bickersteths. Dies war jedoch nur ein Notbehelf, der zumal, als sich die Missionskandidaten mehrten, immer unzulänglicher wurde. So wurde endlich 1825 das Seminar zu Islington gegründet, welches sich seitdem in der ganzen Missionswelt einen guten Ruf erworben hat.

Wir folgen nun den Missionaren auf ihre Arbeitsfelder. Diese wurden der CMS. von Anfang an in sichtlicher Weise, ohne viel eignes Suchen durch göttliche Vorsehung gewiesen. Das erste wurde **Sierra Leone** und überhaupt die westafrikanische Küste. Im Jahre 1791 hatten, wie schon erwähnt, Wilberforce und Thornton die Sierra Leone-Kompanie gestiftet, durch welche in erster Linie nicht pekuniärer Gewinn erzielt, sondern der Nachweis geführt werden sollte, daß die Neger durch gesetzlichen Handel, Civilisation und Christentum wohl auf eine höhere Stufe gehoben werden könnten. Es war erklärlich, daß die C. M. S., als es sich um Aussendung ihrer ersten Missionare handelte, diesen das von ihren Freunden bereits in Angriff genommene Gebiet als Arbeitsfeld bestimmte. Der 21. Februar 1804 war der denkwürdige Tag, an welchem die C. M. S. ihre ersten Boten zu den Heiden sandte.

Da sich aber Sierra Leone, zur Zeit wenigstens, als ein ungeeigneter Boden erwies, wurde die erste Station weiter nördlich unter den Susu am Rio Pongas [1]) angelegt (1808). Zwei weitere Stationen, eine unter den Bullom, die andere wieder unter den Susu, folgten bald nach. Das Schulwerk, womit zunächst begonnen wurde, kam, von den Häuptlingen begünstigt, schnell in gute Aufnahme. Durch eine Druckerpresse, die 1811

[1]) Man wird gut thun, jetzt den Missionsatlas von Grundemann zur Hand zu nehmen und darin die Arbeitsfelder der C. M. S. aufzusuchen. Zur Sierra Leone-Mission siehe Kartenblatt 4 nebst Karton.

am R. Pongas aufgestellt wurde, wurden bald Übersetzungsarbeiten in der Susu-Sprache gedruckt und verbreitet. Da sollte ein verheerender Sturm alle diese jungen Missionsniederlassungen hinwegfegen. 1807 wurde durch die unablässigen Bemühungen Wilberforces und anderer der Sklavenhandel aufgehoben und im Jahre darauf Sierra Leone zur britischen Kronkolonie gemacht. Um hierfür an den verhaßten Engländern Rache zu nehmen, reizten die in ihrem unsaubern Geschäft geschädigten Sklavenhändler die Neger gegen ihre Wohlthäter auf, führten dann die aufgereizten Neger gegen die einsam und schutzlos gelegenen Missionsstationen, und dieselben wurden geplündert und eingeäschert. Nach schrecklichen Leiden mußten die Missionare weichen, sie zogen sich nach Sierra Leone zurück, das von jetzt an (1817) die Stätte ihrer Thätigkeit wurde. Hier fand seit dem Jahre der Sklavenemanzipation ein gewaltiges Zusammenströmen befreiter Negersklaven statt; man rechnet, daß durchschnittlich des Jahres 2000 Sklaven von den englischen Kriegsschiffen ausgeschifft wurden. Sie stammten aus den verschiedensten Gegenden Westafrikas; an 100 verschiedene Sprachen und Dialekte wurden in S. Leone gesprochen. Die moralische Lage der so zusammengewürfelten, armen Schwarzen war geradezu trostlos. Zwischen den Gliedern der verschiedenen Stämme herrschten endlose Feindseligkeiten, die nur zu gewöhnlich in blutige Schlägereien und Mordthaten ausarteten. Die Bande des Ehelebens, auch unter normalen Verhältnissen bei den Negern nicht eben heilig gehalten, waren hier vollends gelöst. Der religiöse Aberglaube mit seinem Grigri-Zauberwesen trieb auf diesem so fruchtbaren Boden seine üppigsten Blüten. Miss. Johnsen schrieb am Tage seiner Ankunft bei diesen Leuten: „Wenn ich je sittliche Verdorbenheit gesehen habe, so ist es heute gewesen. Diese armen, verkommenen Leute sind allerdings der Abschaum Afrikas zu nennen."

Auf Betreiben Bickersteths, der 1816 eine Visitationsreise nach S. Leone ausführte, wurde die Kolonie, um eine geordnete seelsorgerliche und Schulthätigkeit möglich zu machen, in Parochieen eingeteilt. Und dann begannen in denselben die Missionare mit aller Kraft und in systematischer Weise an die Arbeit zu gehen. Man muß staunen, wenn man sieht, was in kurzer Zeit die Mission aus diesen verwahrlosten Leuten gemacht hat. Nur ein Beispiel: Miss. Johnsens erster Gottesdienst in Regent war von 9 Personen besucht; nach 3 Jahren veranschlagte er den durchschnittlichen gottesdienstlichen Besuch auf 1200 Personen. Eine Gemeinde hatte sich gebildet, die bereits 260 Kommunikanten zählte. Ähnlich entwickelten sich die anderen Gemeinden.

Bei dieser schönen Entfaltung des Werkes bildeten fast das einzige Hemmnis die durch das ungesunde Klima veranlaßten, fortwährenden Todesfälle von Missionaren. Im Jahre 1826 waren von 79 Missionaren

und deren Frauen nur noch 16 auf dem Plan. Einige waren mit gebrochener Gesundheit nach Hause zurückgekehrt, die meisten hatten auf dem Kirchhofe von Kissy die letzte Ruhestätte gefunden. Immer fühlbarer machte sich das Bedürfnis geltend, um mit dem Leben der Missionare sparsamer umgehen zu können, die Neger selbst zu evangelisatorischer Thätigkeit heranzuziehen. Zu diesem Behuf wurde 1827 das Furah Bai-Institut bei Freetown gegründet. Dieses Institut ist für die S. Leone-Mission und -Kirche bis auf den heutigen Tag von großem Segen gewesen; es hat bisher mehr als 50 ordinierte afrikanische Geistliche und außerdem eine große Anzahl Evangelisten und Lehrer herangebildet.

Ihre Reihe wird mit einem Namen eröffnet, der hernach noch öfter genannt werden wird und in der Yoruba- und Nigermission einen guten Klang hat; es ist Samuel Crowther. Derselbe war als Jüngling aus seinem Heimatlande, den Yorubastaaten, als Sklave weggeschleppt, von einem englischen Schiffe befreit und nach S. Leone gebracht; 1825 wurde er getauft, besuchte dann das Furah Bai-Institut und wurde der erste afrikanische Prediger in S. Leone.

Im Jahre 1841, dem Termin, bis zu dem wir die Operationen der Gesellschaft zunächst zu verfolgen haben, betrug die Zahl der unter dem Einfluß der Mission stehenden Neger ungefähr 10000; vollberechtigte Kirchenglieder waren davon 1414. Es war um diese Zeit, daß der S. Leone-Mission im englischen Parlamente folgendes Ehrenzeugnis ausgestellt wurde:

„Den unschätzbaren Bemühungen der C. M. S. — wie auch der Wesley M. — gebührt das höchste Lob. Durch ihre Thätigkeit ist fast 1/5 der ganzen Bevölkerung — insgesamt 50000 S. — in Schulunterricht genommen, ein höherer Prozentsatz als in manchen civilisierten Ländern. Weiter sind ihre Arbeiten in einem beträchtlichen moralischen und religiösen Fortschritt sichtbar, was unter den besonderen Verhältnissen der Kolonie doppelt hoch anzuschlagen ist.“

Um von S. Leone aus das zweite Missionsfeld der C. M. S., Neuseeland, zu erreichen,[1] müssen wir die halbe Erdkugel durchqueren. Auf diese große Insel in der fernen Südsee lenkte Sam. Marsden die Blicke der Gesellschaft.

Marsden hatte sich als Kaplan der Verbrecherkolonie in Sidney schon lange Zeit aller von Neuseeland dorthin kommenden Maoris freundlich angenommen, sie mit allerlei nützlichen Sachen beschenkt in ihre Heimat zurückkehren lassen und so die ersten Fäden mit jenem Volke angeknüpft. Er war nun der Meinung, daß es in diesem Falle zweckmäßiger wäre, nicht Geistliche, sondern Handwerker hinauszusenden, die die Eingeborenen nützliche Künste lehren und ihnen die Vorzüge christlicher Kultur zeigen sollten. Die Gesellschaft ging gern auf diesen Vorschlag ein und ließ 1810 zwei christlich gesinnte Handwerker, die sich dazu willig fanden, mit

[1]) Grundemann, Missionsatlas 33.

Marsden nach der Südsee hinausgehen. Unglücklicherweise war gerade, als sie nach Sidney kamen, an der neuseeländischen Küste die Mannschaft eines englischen Schiffes ermordet und aufgefressen. Kein englischer Kapitän wagte es daher in der Folgezeit die berüchtigte Küste zu befahren. Erst 4 Jahre später konnte Marsden seine Schutzbefohlenen nach Neuseeland hinübergeleiten. Es war am Weihnachtsabend 1814, da hielt er den Maoris die erste christliche Ansprache über das Wort: „Siehe ich verkündige euch große Freude.“

An der Inselbai im Nordosten der nördlichen Insel siedelten sich anfangs 1815 die ersten christlichen Kolonisten an, durch welche nach dem erwähnten eigenartigen Plan die Maorimission betrieben werden sollte. Andere Handwerker folgten ihnen nach. Leider waren es nicht alles würdige Leute, etliche mußte die Gesellschaft aus ihrem Verbande ausscheiden. Durch die Aufführung dieser wurde der Mission viel Not bereitet. Dazu kamen die nimmer ruhenden Fehden einzelner Stämme, besonders die Kriegszüge des blutdürstigen Häuptlings Hongi, worunter auch die Mission schwer zu leiden hatte. Die Gesellschaft sah allmählich ein, daß die christlichen Handwerker doch der gestellten Aufgabe nicht gewachsen waren, und daß auf diese Weise die Mission nicht vom Flecke kam.

Vom Anfang der 20er Jahre an wurde daher das Hauptgewicht von der Kulturarbeit auch hier auf die eigentliche Missionsarbeit gelegt, auch wurden fortan hauptsächlich ordinierte Missionare hinausgesandt, unter ihnen das um die Christianisierung der Maoris hochverdiente Brüderpaar Henry und Will. Williams. Von nun an kam mehr geistliches Leben in das Werk. 1825 konnte der erste Maori, der Häuptling Rangi, durch die Taufe in die christliche Kirche aufgenommen werden. Freilich dauerte es dann wieder 5 Jahre, bis die nächste Taufe stattfinden konnte. Aber von 1831 mehrten sich die Taufen und zwar bald in einer ganz rapiden Weise. Wichtige Dienste leistete eine Druckerpresse, die zuerst in Sidney, später an der Inselbai aufgestellt wurde, und durch welche nach und nach die Teile der in die Maorisprache übersetzten heiligen Schrift verbreitet wurden.

Diese Druckbogen drangen weithin. Es kam vor, daß Stämme, die 50 bis 60 Meilen von der Station entfernt wohnten, Deputierte zur Missionsstation sandten, um sie das Lesen lehren zu lassen, damit sie es hernach ihre Stammesgenossen weiter lehrten. Als die Missionare später tiefer in das Land eindrangen, begegnete es ihnen wohl, daß sie an Orten, die noch nie eines Europäers Fuß betreten hatte, Leute fanden, welche lesen konnten, sich einfache Kapellen errichtet hatten, den Sonntag hielten und sie herzlich bewillkommneten.

Unterdessen war man auch mit weiteren Stationsgründungen vorgegangen; unter andern wurde 1830 im Hinterlande der Inselbai die

wichtige Station Waimate gegründet; 1839 wurde die Gegend an der Poverty-Bai im Osten besetzt und zur selben Zeit ungefähr das Gebiet an der Cookstraße im Südwesten. Als Marsden 1837 zum letztenmale sein geliebtes Neuseeland besuchte, fand er vieler Orten im Aufblühen begriffene Missionsstationen mit schon zahlreichen Gemeinden. Am Ende der von uns betrachteten Periode befanden sich auf der Insel 19 Stationen, die von 34 Missionaren der C. M. S. besetzt waren. Das Neue Testament und Teile des Alten waren in ca. 20000 Exemplaren verbreitet. 35000 Maoris hielten sich zur Mission, von denen freilich erst 1292 volle Kirchenglieder waren. Diese unverhältnismäßig kleine Zahl im Verhältnis zu der großen der Anhänger erklärt sich daraus, daß eben erst die letzten Jahre den reichen Erntesegen gebracht hatten.

Den Schluß unserer Schilderung bilde ein Zeugnis des 1841 zum Bischof von Neuseeland bestellten Bischofs Selwyn, der bei seiner Ankunft auf seiner Wirkungsstätte schrieb: „Wir sehen hier eine ganze Nation von Heiden zum Glauben bekehrt. Wenige gläubige Männer sind durch die Kraft des heiligen Geistes die Werkzeuge gewesen, ein neues christliches Volk zur Familie Gottes hinzuzuführen.

Das größte Missionsfeld brachte der C. M. S. das Jahr 1813. Wir haben bereits gesehen, wie dasselbe der Mission in Indien die Thür öffnete. Neben anderen Missionsgesellschaften trat denn auch die C. M. S. sofort durch die geöffnete Thür ein, und zwar nahm sie die Mission in Indien gleichzeitig an verschiedenen Punkten auf.

Im nördlichen Indien [1]) hatten einige fromme Regierungskapläne, Brown, Buchanan, Thomason, Corrie und Martyn der Mission schon vorgearbeitet und kleine Gemeinden gegründet, so in Benares, Mirat, Agra. An letzterem Platze wirkte der Bekehrte Martyn's Abdul Massih, der später der erste Hindugeistliche wurde. Diese Gemeinden übernahm die C. M. S. als erste Stationen, einige andere fügte sie hinzu. Kalkutta, wo die Gesellschaft schon seit 1807 eine Corresponding Committee hatte, wurde dauernd erst geraume Zeit später besetzt.

Im allgemeinen war Nordindien jedoch ein sehr unfruchtbarer Boden. Abgesehen von den zahlreicheren Bekehrungen auf den Dörfern um Kalkutta herum, wurden nur vereinzelte Hindu für das Christentum gewonnen. Da wurde 1837/38 Indien von einer furchtbaren Hungersnot heimgesucht, viel Volks starb den Hungertod, Tausende von Kindern blieben ohne Eltern zurück. Deren nahm sich die C. M. S. mit Unterstützung der Regierung an und gründete auf ihren Stationen Waisenhäuser, in denen

---

[1]) Grundemann, Missionsatlas 15 und 16 (mittl. Karton).

Hunderte dieser Waisenkinder Aufnahme fanden. Die größten dieser Art hat Sicandra bei Agra.

Vornehmlich wurde diese Hungersnot im Krischnaggar-Distrikt (Bengalen) die Ursache einer großen christentumsfreundlichen Bewegung. Die Station war 1831 gegründet; zwei Jahre später wurden 33 Mitglieder der Sekte „Anbeter des Schöpfers" getauft. Die große Ernte beginnt aber erst mit der Hungersnot, die 3000 S. unter die Pflege der Mission brachte. Am Ende unserer Periode hatte sich die Bewegung über 55 Dörfer verbreitet, und 900 Personen waren getauft. Übrigens hat die Bewegung nicht lange angehalten, und mit vielen Getauften hat man schlechte Erfahrungen gemacht. Es waren bei den meisten doch eben nur materielle Gründe gewesen, die sie in die Arme der Mission getrieben hatten, und die Missionare haben die Bewegung wohl nicht tief genug durchschaut und oft zu schnell getauft.

Wir begeben uns nach Südindien. Die beiden Hauptstädte desselben, Madras und Bombay, wurden 1814 und 1820 besetzt und sollten die Ausgangspunkte ersteres für eine Mission unter den Tamilen, letzteres für eine solche unter den Marathen werden. Die Arbeit brachte aber wie in den großen Städten Nordindiens nur sehr spärliche Früchte. Das gilt besonders von Bombay; jedoch wurde auch aus Madras am Ende unserer Periode geschrieben, daß noch die Zeit geringer Dinge sei und erst einige Zeichen göttlicher Gnade gewährt seien.

Eine ganz eigenartige Arbeit begann die C. M. S. 1814 weiter in Südindien unter den sogenannten Thomaschristen von Trawankur und Kotschin.[1] Hier galt es keine eigentliche Missionsarbeit zu treiben, sondern eine uralte, aber degenerierte christliche Kirche wieder auf ein höheres religiöses und sittliches Niveau zu erheben. Auf dreifachem Wege suchte man mit Zustimmung des einer Reformation geneigten Matrans (Bischofs) dies Ziel zu erreichen. Miss. Bailey übersetzte das Neue Testament in die Landessprache, das Malayalim, um Geistlichen und Volk die Schätze der heiligen Schrift zugänglich zu machen. Miss. Fenn leitete ein syrisches Kollege zu Cottayam, auf welchem ein tüchtiger eingeborener Predigerstand herangebildet werden sollte. Miss. Baker gründete und beaufsichtigte Volksschulen im Lande. Auch etwas direkte Mission wurde unter den umwohnenden Heiden besonders von der Station Alepie aus getrieben.

Ein neuer Bischof jedoch, der nach 20 Jahren den Bischofsstuhl be-

[1]) Grundemann, Miss.-Atl. 17 Karton, unten links.

stieg, war dem Reformationswerke abgeneigt, er fürchtete wohl, am Ende hierdurch seine Kirchenprovinz zu verlieren. So mußten sich 1837 die C. M.-Missionare von dieser Arbeit zurückziehen. Mehrere tausend erweckte Syrer folgten ihnen nach und traten zur anglikanischen Kirche über. Fortan trieb die C. M. S. auch auf diesem Gebiete wesentlich Heidenmission, zu welchem Behuf im Lauf der Jahre hin und her Stationen angelegt wurden.

Dennoch sollte das Reformationswerk nicht vergeblich gewesen sein. Gegenüber der reaktionären, bischöflichen Partei bildete sich eine reformatorische. Ihr Stifter war der Malpan (Professor) Abraham. Sein Neffe, der spätere Bischof Mar Athanasius Matthäus, begünstigte nach manchen Verirrungen in späteren Lebensjahren das Reformationswerk, dem jetzt ca. 150 Geistliche angehören.

Für so manche vergebliche oder doch Geduld erfordernde Arbeit in Indien wurde die C. M. S. durch die Freude entschädigt, welche ihr ihr letztes indisches Arbeitsfeld, Tinnevelly,[1]) bereitete. Hier hatten Hallisch-dänische Missionare und nach ihnen der fromme Kaplan Hough schon reiche Erfolge sehen dürfen. Aber diese wurden noch weit übertroffen, als 1820 der Preuße Rhenius im Dienst der C. M. S. hierher kam. Die Arbeit dieses Mannes ist gesegnet gewesen wie selten die eines Missionars. Tausende von Heiden warfen auf seine Predigt hin ihre Götzen weg und suchten christliche Unterweisung. Hunderte von Dörfern nahmen in corpore das Christentum an. Die Zahl der Anhänger der C. M. S. stieg auf viele Tausende. Die Hauptstation war Palamkotta, andere wurden dazu gegründet und zuerst mit tamilischen Katechisten, später mit europäischen Missionaren besetzt. Ein gemeinnütziger Verein, Dharma Sangan wurde gebildet, der es sich zur Aufgabe machte, für die um ihres Glaubens willen verfolgten Christen neue Ortschaften zu gründen. So wurde z. B. der Ort Megnanapuram aus einer Wüste in ein fruchtbares Paradies verwandelt.

Ein durch kirchliche Differenzen zwischen der Gesellschaft und Rhenius hervorgerufenes Schisma war zum Glück nur von kurzer Dauer und verursachte keinen bleibenden Schaden. Am Ende unserer Periode zählte die Tinnevelly-Mission 1467 volle Kirchenglieder, mehr als 200 Katechisten und Lehrer, über 100 Schulen, die von mehreren tausend Kindern besucht wurden.

Ceylon[2]) bildet ein Arbeitsfeld für sich. Dies wurde in den Jahren

---

[1]) Grundemann, Miss.-Atl. 17, Karton unten links.

[2]) Grundemann, Miss.-Atl. 17, unten rechts und links.

1817—22 an verschiedenen Punkten besetzt: 1818 Kandy, die Hauptstadt im Innern, 1819 Baddegama im Süden, 1822 Cotta, ein Dorf unweit Kolombo, und in demselben Jahre der Jaffna-Distrikt im Norden. Während es sich auf der letzten Station um Tamilen-Mission handelt, haben es die andern drei hauptsächlich mit den buddhistischen Singhalesen zu thun. In der Singhalesen-Mission mußte die C. M. S. lange viel entmutigende und schmerzliche Erfahrungen machen:

Unter holländischer Herrschaft waren Hunderttausende von Singhalesen meist zwangsweise Christen geworden, die sogenannten Reischristen. Als mit der holländischen Regierung Anfang des Jahrhunderts auch der religiöse Zwang aufhörte, fielen diese fast samt und sonders in den Buddhismus zurück. Ein anderer Schade aber war größer. Durch jenes System war bei den Singhalesen die Heuchelei großgezogen; sie sahen die Religion wie ein Kleid an, das man nach Belieben, wie der Vorteil es gebietet, wechselt. Religiöse Überzeugung war ihnen im allgemeinen etwas Unbekanntes.

Unter diesem Übelstande hatte die Mission der C. M. S. sehr zu leiden. So leicht wie zahlreiche Singhalesen sich taufen ließen, so leicht fielen sie hernach auch wieder ab. Die Missionare der C. M. S. bemühten sich nach Kräften, den Singhalesen den christlichen Glauben tiefer ins Herz zu pflanzen. Diesem Ziele diente die von Missionar Lambrick und Selkirk unternommene Übersetzung der Bibel in das Singhalesische, die 1833 vollendet wurde. Und ebendasselbe Ziel erstrebte auch die Training class, die 1828 zur Ausbildung von Lehrern und Katechisten gegründet wurde. Die Zahl der Kommunikanten betrug 1841 erst 92.

Von geringerer Bedeutung ist eine seit 1815 unternommene Mission in den Ländern des Orients.[1]) Sie bezweckte nicht die Missionierung mohammedanischer Völker, sondern Hebung der verfallenen orientalischen Kirchen. Es war also eine Arbeit ähnlich der in Trawankur. Die Hoffnung, mit welcher man an diese Arbeit ging, war allerdings, daß die orientalischen Kirchen, zu neuem Leben erwacht, am erfolgreichsten die Mohammedanermission in die Hand nehmen würden.

Rev. Jowett, der erste anglikanische Geistliche im Dienst der C. M. S., bereiste in deren Auftrage im genannten Jahre zu diesem Zwecke Griechenland, die Türkei, Kleinasien, Syrien und Ägypten und gewann überall den Eindruck, daß die von ihm besuchten Häupter jener Kirchen Reformplänen nicht abgeneigt wären. Daraufhin wurde in Malta eine Missionspresse aufgestellt, welche Bibeln, Schulbücher und Traktate in den verschiedenen am Mittelmeer gesprochenen Sprachen druckte und in großen Mengen verbreitete. Konstantinopel wurde 1819 mit einem Missionar besetzt. Auf der griechischen Insel Syra und später in Smyrna wurden einflußreiche Schulen eröffnet. Aber politische Wirren (die griechischen Befreiungskriege) erstickten das Werk im Keim. Konstantinopel mußte schon 1821 wieder aufgegeben werden; die Schule in Smyrna blieb fast ein Jahrzehnt geschlossen. Auch machte das erste

[1]) Grundemann, Miss.-Atl. 14.

Interesse der Häupter der orientalischen Kirchen bald einer zunehmenden Kühle, sogar Feindseligkeit Platz. Die Presse in Malta wurde anderen Händen überantwortet.

Einen längeren Bestand hatte das Werk außer auf Syra und in Smyrna nur unter den koptischen Christen in Ägypten. Dahin war 1825 mit anderen Missionar Gobat, der spätere Bischof von Jerusalem, gegangen. Unter nachfolgenden Missionaren befand sich der Pionier von Ostafrika, Krapf. In Kairo wurden mehrere Schulen eröffnet, besonders ein Seminar zur Ausbildung koptischer Geistlichen. Von Ägypten aus drangen Gobat und später auch Krapf sogar in Abessinien ein, konnten aber außer der Verbreitung von Bibeln in amharischer Sprache wenig ausrichten. Schon 1838 wurden sie infolge der Intriguen französisch-katholischer Missionare von dort vertrieben. Krapf wandte sich südlich und verbrachte drei Jahre in Schoa, bis ihn 1842 dieselben Einflüsse auch von dort verjagten.

Obgleich die C. M. S. ihrem Namen nach nur in „Africa and the East" Mission treiben wollte, wurde schließlich doch auch Amerika in ihren Wirkungskreis hineingezogen. In Britisch Nordamerika[1]) legte die C. M. S. 1820 zu ihrer später so großartig entwickelten dortigen Mission den Grundstein in der bescheidenen Form, daß sie dem Kaplan der Hudsons-Bai-Kompagnie J. West am Red River für den Unterricht einiger Indianerkinder einen Zuschuß leistete. Im Jahre 1825 wurde für die Indianer das erste schlichte Holzkirchlein gebaut, und um dasselbe herum entstand dann allmählich die Red River-Niederlassung, aus welcher später die blühende Stadt Winnepeg geworden ist.

Es kostete unsägliche Mühe, die an ein herumschweifendes Jägerleben gewöhnten Indianer dahin zu bringen, sich feste Wohnhäuser zu bauen und den Acker zu bestellen. Der Gründer dieser ersten Indianerniederlassung, Missionar Cockran, hatte viel Geduld nötig und mußte manchen Fehlschlag erleben. Aber das Experiment glückte. Die Niederlassung schlug ihre Wurzeln immer fester und breitete sich immer mehr aus; äußerer Wohlstand stellte sich ein. Nun wurden auch die Vorbedingungen für die anfangs so schwierige Verkündigung des Evangeliums immer günstiger. Es zeigte sich eine ganz erstaunliche Bereitwilligkeit, das Wort Gottes anzunehmen. Hunderte von Indianern konnten bald getauft werden, und sie bewiesen durch ihren christlichen Wandel, durch das Ablegen ihrer Nationallaster, durch fleißigen Kirchenbesuch und treues Halten des Sonntags, daß die Annahme des Christentums in der That auch von einer entschiedenen Gesinnungsänderung begleitet war.

Im Jahre 1841 konnten bereits 437 Personen zum heiligen Abendmahl zugelassen werden.

An letzter Stelle haben wir noch einer Mission Erwähnung zu thun, die die C. M. S. in der Mitte dieser Periode aufnahm, allerdings an ihrem Ende schon wieder aufgab. Es ist dies die 1826 begonnene Mission unter den Negersklaven von Br.-Westindien, besonders Jamaika. Dieser Arbeit unterzog sich die C. M. S., um die

[1]) Grundemann, Miss.-Atl. 27.

Negersklaven auf ihre für das Jahr 1834 bevorstehende Befreiung mit vorbereiten zu helfen, damit ihnen dies Geschenk zum Segen und nicht zum Fluch würde. Im Jahre 1840 erreichte die C.-Mission hier ihre größte Ausdehnung; sie hielt 21 Stationen besetzt, auf welchen 7 ordinierte und 11 Laienmissionare arbeiteten. Die Mission zählte 6610 Anhänger, darunter 271 Kommunikanten; in 47 Schulen wurden 5000 Kinder unterrichtet; ein Lehrerseminar in Grove (auf Jamaika) bereitete Lehrer und Prediger vor. Kurz die Mission befand sich in einem blühenden Zustande, als sie 1841 hauptsächlich aus Mangel an Mitteln aufgegeben werden mußte. Das Lehrerseminar wurde von der Mico-Stiftung übernommen und fortgeführt. Leider hatte dieses viel zu frühe Abtreten der Gesellschaft von dem Schauplatz einen schnellen, kläglichen Zerfall des so hoffnungsreichen Werkes zur Folge.

In Südafrika (Kaffraria) machte die C. M. S. nur einen ganz vorübergehenden Versuch (1837—38) Fuß zu fassen. Nach China sandte sie zwar schon 1838 ihren ersten Missionar hinaus, da aber die eigentliche Missionsarbeit daselbst erst 1844 beginnt, so wird diese Mission erst in der Darstellung der zweiten Periode der Geschichte der C. M. S. behandelt werden, zu welcher wir nunmehr übergehen.

II. Periode 1841—1872.

Im Jahre 1841 übernahm Henry Venn, der Sohn J. Venns, den wir als einen der Väter der C. M. S. kennen gelernt haben, den Posten eines Missionssekretärs, den er 3 Jahrzehnte lang inne gehabt hat 1841—72). In H. Venn hat Gott der Gesellschaft zur rechten Zeit den rechten Mann gegeben. Derselbe vereinigte mit einer unermüdlichen, selbstverleugnenden Hingabe an sein Amt ein besonders klar und scharf ausgeprägtes evangelikalisches Bewußtsein und ein außerordentliches Organisationstalent; er hat mit diesen Gaben nicht nur seinem Sekretariate, sondern in manchen Stücken auch der C. M. S. überhaupt seinen Stempel aufgedrückt.

Die Gesellschaft brauchte in jenen Tagen einen Lenker, der so fest im Evangelikalismus gegründet war wie Venn.

Denn ihr evangelikalischer Charakter wurde in dieser Zeit von mehreren Gefahren ernstlich bedroht. Als der Anhängerkreis der C. M. S. daheim wuchs, machten sich in demselben je und je Bestrebungen spürbar, die ohne tieferes Verständnis für den evangelikalischen Charakter der Gesellschaft, es gern gesehen haben würden, wenn diese mit der S P. G. oder anderen kirchlichen Institutionen oder mit der offiziellen Kirche selbst verschmolzen wäre und ihre Sonderexistenz aufgegeben hätte. Solchen Versuchen gegenüber galt es, das auf dem evangelikalischen Prinzip ruhende besondere Existenzrecht der C. M. S. mit aller Entschiedenheit zu verteidigen. Eine andere nicht geringe Schwierigkeit erwuchs draußen auf den Missionsfeldern; es handelte sich darum, das Verhältnis der Missionare zu ihrer Muttergesellschaft einerseits und zu den ihnen vorgesetzten anglikanischen Kolonialbischöfen andererseits zu bestimmen und abzugrenzen. Die Frage war darum so wichtig, weil von ihrer Lösung die Stellung des anglikanischen Episkopates zur

C. M. S. für die Folgezeit abhängig sein würde. Es ist wesentlich Venns Verdienst, wenn diese Frage tactvoll, ohne dem Prinzipe der Gesellschaft etwas zu vergeben, in einer beide Teile befriedigenden Weise gelöst wurde.[1]) In allen den evangelikanischen Charakter der C. M. S. betreffenden Fragen darf man wohl sagen, daß von Venns Wirksamkeit an dieses ihr Prinzip für alle Zeiten festgelegt ist.

Kam in solchen Prinzipienfragen Venns evangelikalische Sinnesart zur Geltung, so bewies er im Organisieren seine praktische Beanlagung. Auf den frühesten Arbeitsfeldern begann die Mission allmählich aus dem ersten Stadium, dem der Sammlung von einzelnen Bekehrten, herauszukommen und trat in ein zweites Stadium ein, in dem die Zusammenfassung der Bekehrten zu nationalen Volkskirchen als Hauptziel ins Auge zu fassen war. Die rechtzeitige Organisation der Volkskirchen ist Venn als die wichtigste Aufgabe seiner Wirksamkeit erschienen.

Zwei Gefahren waren hier vornehmlich zu vermeiden; die jungen Gemeinden zu früh auf eigene Füße zu stellen, hieße nach Venns Worten, einen Menschen über Bord werfen, ehe er Schwimmen gelernt hat. Die entgegengesetzte Gefahr ist, die Gemeinden allzulange am Gängelbande zu halten, wodurch die lebensvolle Entfaltung einer Volkskirche gehemmt wird. Zur rechten Zeit und zwar allmählich, Schritt vor Schritt ist die Missionskirche in eine Volkskirche umzuwandeln.

Die 3 wichtigsten Stufen dieses Prozesses sind nach Venn das self supporting, self governing und self extending. Zuerst müssen die jungen Gemeinden angehalten werden, regelmäßige Beiträge zu den kirchlichen Bedürfnissen zu leisten. Aus diesen Beiträgen soll ein native church fund gebildet werden, dessen Verwaltung in der Hand der Heidenchristen selbst liegen soll, damit hierdurch in ihnen ein größeres Verantwortlichkeitsgefühl entwickelt wird. Aus diesem Fond sollen die Gehälter für die eingeborenen Pastoren, Lehrer u. s. w. bezahlt werden, indem die C. M. S. zu diesen Zwecken nur einen jährlichen Zuschuß leistet, welcher, je mehr die Beiträge aus den heidenchristlichen Gemeinden wachsen, desto mehr vermindert werden soll, bis er schließlich ganz in Wegfall kommen kann. — Der zweite Schritt zur Selbständigmachung ist die Selbstverwaltung. Die europäischen Missionare sollen ihre wesentliche Aufgabe in der evangelisatorischen Thätigkeit, in der Gewinnung von Bekehrten, sehen. Die Pastorierung der gewonnenen Christen wird zwar in der ersten Zeit auch mit zu ihrem Amte gehören, jedoch sollen sie ihr Absehen darauf richten, daß diese Arbeit so bald als möglich eingeborenen

---

[1]) Das mit den Bischöfen dieserhalb geschlossene Konkordat besagt: den Bischöfen der Church of England steht die Ordination und Sendung (in der kirchlichen Redeweise) der Missionare zu. Wenn den Missionaren ihr Arbeitsfeld innerhalb des Sprengels eines anglikanischen Bischofs angewiesen wird, wird es Brauch der Gesellschaft sein, den Bischof um Ausstellung der Lizenz anzugehen, in welcher die Bezirke, für welche die Missionare bestimmt sind, bezeichnet werden. Dies wird die Gesellschaft in der Voraussetzung thun, daß solche Lizenzen nicht vorenthalten oder, nachdem gewährt, nicht zurückgezogen werden, abgesehen von einigen vom Gesetz vorgesehenen Gründen.

Pastoren übergeben wird, denen sie dann nur noch mit gutem Rat zur Seite zu stehen hätten. Weiter sind die Gemeinden anzuleiten, aus ihrer Mitte Älteste zu erwählen, in deren Hand die Leitung der äußeren Angelegenheiten gelegt wird. Endlich haben sich die Gemeinden zu einer Kirche zusammenzuschließen, deren Vertretung, das native church council, die gemeinsamen Angelegenheiten zu beraten hat. Als Gipfel der erreichten Selbständigkeit ist die Anstellung eines Bischofs oder wenigstens Suffraganbischofs aus dem Kreise der Heidenchristen wünschenswert. — Wenn dann in einer so gegründeten Volkskirche frisches Leben pulsiert, so muß das darin zum Ausdruck kommen, daß sich das Verlangen geltend macht, nun auch den heidnischen Volksgenossen das Evangelium zu bringen, selbst Mission zu treiben. Damit wird die Volkskirche zu einer self extending.[1])

Außer diesen Organisationsentwürfen hat Venn eine Fülle missionarischer Weisheit in den Abschiedsreden niedergelegt, die er bei Entlassung der Missionare zu halten pflegte. Die wichtigsten missionstheoretischen und methodischen Fragen wurden hier von ihm aufgeworfen und in eingehender, umsichtiger Weise behandelt. (cf. The Missionary Secretariat of H. Venn S. 424—536.)

Endlich hat Venn zur Vertiefung des Missionsverständnisses in der Heimat viel durch Herausgabe des Intelligencer (seit 1849) beigetragen, jenes Blattes, welches unter allen von Missionsgesellschaften herausgegebenen Zeitschriften wegen seiner gediegenen fachmännischen Aufsätze und zuverlässigen Informierung den ersten Rang einnimmt. Dazu verfaßte Venn mit eigener Hand all die Jahre die interessanten und ausführlichen Jahresberichte der C. M. S. (Proceedings).

Die Wirksamkeit eines Mannes wie Venn machte sich natürlich auch in dem äußeren Wachstum der Mission bemerkbar. Um uns dasselbe zu veranschaulichen, stellen wir die Statistiken bei Anfang und bei Ende seines Sekretariats einander gegenüber. Als er in das Amt eintrat, betrug das Jahreseinkommen der Gesellschaft 86536 £, die Zahl der ordinierten Missionare bezifferte sich auf 117, die der ordinierten eingeborenen Pastoren auf 10, die der Kommunikanten auf 6050. Als er das Amt niederlegte, hatte sich das Einkommen fast verdoppelt und betrug 156440 £ (3 Mill. Mk.). Die Zahl der ordinierten Missionare hatte sich erheblich vermehrt und betrug 204; die Zahl der eingeborenen Pastoren — und hierin wird man vornehmlich ein Zeichen seiner segensreichen Wirksamkeit sehen — hatte sich um das Fünfzehnfache gesteigert, indem aus den 10 jetzt 148 geworden waren; die Zahl der Kommunikanten hatte sich ver-

[1]) So einleuchtend und überzeugend sich diese Grundsätze auf dem Papier ausnehmen, so wird doch ihre Durchführung in der Wirklichkeit auf manche Schwierigkeit stoßen. Davon giebt die Geschichte der C. M. S. selbst manches Beispiel.

vierfacht und bezifferte sich auf 25000. Eine stattliche Anzahl wichtiger Missionsfelder war neu besetzt worden, nämlich: Yorubaland, Niger, Ostafrika, Palästina, Santalia, Audh, Pandschab und Sindh, Teluguland, Mauritius, Madagaskar, China und Japan. Auf einigen älteren Missionsgebieten waren Nationalkirchen gegründet, auf anderen die Gründung in die Wege geleitet.

Um diese Weiterentwickelung im einzelnen verfolgen zu können, unternehmen wir wieder eine Rundreise durch die verschiedenen Missionsfelder. Das erste Gebiet, auf welches Venns Organisationsplan einer Nationalkirche Anwendung fand, ist Sierra Leone.

Seit 1854 nahmen hier die Negerchristen den Unterhalt der Schulen auf ihre eigenen Schultern. Ein native church fund wurde gegründet. Das waren die ersten Schritte zum self support. Im Jahre 1862 wurde ein native church council gebildet, dem zunächst 10 Gemeinden mit eingeborenen Pastoren eingegliedert werden konnten. Das bedeutete den Anfang zum self governing der S. Leone-Kirche. Endlich, ein Anfang zum self extending war schon 1840 durch Gründung einer C. M. Auxiliary Soc. gemacht, die in den ersten 30 Jahren ihres Bestehens an die Kasse der C. M. S. gegen 7000 £ (= 140 000 Mk.) abgeführt hat.

Zur Hebung des intellektuellen und religiösen Niveaus gründete die C. M. S. außer dem schon bestehenden Furah Bai Institut 1845 eine Grammar School (Mittelschule) und eine höhere Mädchenerziehungsanstalt, die unter dem Namen Annie Walsh Memorial School bekannt geworden ist. Aus der ersteren Schule sind viele angesehene Beamte, Anwälte, Ärzte u. s. w. hervorgegangen.

Durch die Selbständigmachung der alten Mission bekam die Gesellschaft zu neuen Unternehmungen die Hände frei.

Die Timne östlich von der eigentlichen Kolonie, wurden seit 1840 in den Bereich der Missionsthätigkeit gezogen; die Station in ihrer Mitte, Port Lokkoh, stand freilich infolge kriegerischer Unruhen später eine ganze Reihe von Jahren verlassen und wurde erst 1875 neu besetzt. An ihrer Stelle wurde das Quaia-Gebiet in Angriff genommen. Auch dieses hatte unter kriegerischen Wirren längere Zeit zu leiden, die Station wurde zerstört, und der Missionar mußte fliehen. Danach wurde die Arbeit aber bald wieder aufgenommen. Die Mission unter den Bullom, die 1817 hatte aufgegeben werden müssen, wurde 1861 erneuert. Zwei Jahre später wurde die Scherbro-Insel, südlich von S. Leone, besetzt.

Auf eine merkwürdige Weise sollte die S. Leone-Mission in einem fernen Lande einen neuen Absenker treiben. Das Yorubaland, das Hinterland der „Sklavenküste", war von je her der gesuchteste Jagdgrund der Sklavenhändler gewesen. Auch von den befreiten Sklaven in S. Leone stammten viele aus dem Yorubalande. Manche von ihnen kehrten, nachdem sie dort zum Christentum bekehrt waren, in ihre alte Heimat zurück. Von dort sandten sie dann Botschaft an die Missionare mit der Bitte,

sie doch auch im Yorubalande mit Gottes Wort zu versorgen. Auf diesen Ruf machte sich 1843 Missionar Townsend auf, um eine vorläufige Rekognoszierungsreise dahin zu unternehmen. Er kam nach Abeokuta, jener großen Stadt, welche die Flüchtlinge aus mehr als 100 von Sklavenjägern zerstörten Städten gegründet hatten. Dort wurde er vom Oberhäuptling, einem ehemaligen Abenteurer, Schobeke freundlich aufgenommen und brachte demgemäß günstige Botschaft zurück. So wurde die Ausdehnung der Mission auf das Yorubaland beschlossen und 1845 in der Küstenstadt Badagry von Townsend und Crowther die erste Station angelegt. Während sich diese Station als ein äußerst unfruchtbarer Boden erwies, fand die Mission seit 1845 in Abeokuta eine außerordentlich freundliche Aufnahme. Schon nach 3 Jahren wurde der Gottesdienst regelmäßig von 500 Zuhörern besucht; 80 konnten schon zum heiligen Abendmahl zugelassen werden, Taufbewerber zählte man 200. In kurzem dehnte sich die Mission auch im Lande aus, eine ganze Reihe von Stationen, darunter Oschielle, Ibadan und Oyo, wurden nach und nach teils von europäischen Missionaren, teils von eingeborenen Lehrern besetzt. Die wichtige Küstenstadt Lagos, der Schlüssel zum Yorubalande — bisher auch der Hauptsitz des Sklavenhandels, — wurde 1842 Missionsstation und später immer mehr der Stützpunkt der ganzen Yorubamission.

Sehr zu leiden hatte das sonst im Aufblühen begriffene Missionswerk von den unablässigen Einfällen der kriegerischen Dahomeer und den zahllosen Fehden der verschiedenen Yorubastämme unter einander. Der Verkehr unter den einzelnen Stationen wurde dadurch unterbrochen, andere wurden sogar zerstört, Christen in die Sklaverei verkauft oder zu Tode gemartert. Dennoch nahm die Arbeit einen gesegneten Fortgang. Am Ende unserer Periode gerieten leider die Abeokuta-Häuptlinge mit der englischen Kolonialregierung in Zwist, und die Folge war, daß die englischen Missionare 1867 aus Abeokuta vertrieben wurden. Da zeigte sich aber, daß das Christentum schon festen Fuß gefaßt hatte. Denn trotz der Abwesenheit der Missionare ging das Werk nicht zurück; eingeborene Lehrer traten an ihre Stelle und bedienten die jungen Gemeinden, die in dieser Zeit sogar an Zahl noch wuchsen, wie Missionar Townsend bei gelegentlichen, heimlichen Besuchen zu seiner Freude konstatieren konnte.

Erwähnt mag noch werden, daß die Mission nicht nur für das geistliche Wohl der Neger sorgte, sondern auch für das materielle. Vorher waren Sklaven- und Branntweinhandel fast die einzigen Handelszweige gewesen. Die Mission bürgerte die Baumwollenkultur im Lande ein, und besonders H. Venn war unverdrossen bemüht, der westafrikanischen Baumwolle einen Platz auf dem englischen Markte zu erobern. Lagos ist dann auch ein wichtiger Hafen für eine bedeutende Baumwollenausfuhr geworden.

Noch einen zweiter Absenker schlug die westafrikanische Mission der C. M. S. wenige Jahre später. Die englische Regierung unternahm

1841, 1854 und 1857 drei Expeditionen zur Erforschung des großen westafrikanischen Stromes, des Niger, um dem Sklavenhandel einen vernichtenden Schlag zu versetzen und einen legitimen Handel mit den Stämmen am Niger zu eröffnen. Alle 3 Expeditionen wurden vom Sam. Crowther begleitet und empfingen von ihm durch seine Vermittlungs- und Dolmetscherdienste die wertvollste Hilfe. Auf der letzten Expedition führte er 2 eingeborene Lehrer mit, die er zur Etablierung einer Nigermission in Onitscha stationierte. Nach den Ideen der C. M. S. sollte die somit begonnene Mission nicht durch europäische Missionare, sondern durch Neger-Missionare betrieben werden. Crowther wurde der Leiter dieses Werkes, 1864 wurde er zum ersten Bischof der Niger-Mission geweiht.

Von der vielverzweigten Mündung des Niger bis hinauf zum Einfluß seines gewaltigen Nebenflusses, des Benue, wurde in den folgenden Jahren die Kette der Missionsstationen geführt. Bonny und Braß im Delta waren ihre südlichsten Glieder, Lokodscha gegenüber der Benue-Mündung, das nördlichste. Eins der Haupthindernisse, mit welchen die Nigermission zu kämpfen hatte, war die damalige Abgeschlossenheit des Stromes, welche die Kommunikation mit den einzelnen Stationen sehr erschwerte. Ein anderes schweres Hemmnis bildeten die barbarischen Greuel, die am Niger noch herrschten. Waren doch im Delta noch Menschenfresserei und Menschenopfer im Schwange. Dazu hatte die Mission auch hier unter der Kriegslust der Stämme sehr zu leiden. Die aufblühende Station Igbebe wurde von ihnen zerstört, die Bekehrten zerstreuten sich. Sam. Crowther selbst wurde längere Zeit gefangen gehalten.

Gegenüber der Yorubamission mit ca. 4500 Christen waren die Erfolge der Nigermission mit ca. 300 Bekehrten am Ende unserer Periode erst gering.

Während so die C. M. S. von Westen her immer weiter in den dunkeln Erdteil eindrang, sollte sie fast gleichzeitig im Osten den ersten Schritt thun, um von hier aus demselben Ziele zuzusteuern. Der uns schon bekannte Abessiniermissionar Krapf gründete 1846 von Mombas aus, wo er sich 2 Jahre zuvor niedergelassen hatte, mit Missionar Rebmann die erste ostafrikanische Missionsstation Kisulutini (Rabai).

Die ersten Zeiten dieser jungen Mission waren dunkel und schwer. Das Klimafieber machte viel Not; mehrere zur Hilfe gesandte Missionare mußten mit gebrochener Gesundheit zurückkehren, andere fanden dort ihr Grab. Zuletzt stand Rebmann allein auf dem einsamen Posten. Auch er mußte, als 1856 die Station zerstört wurde, weichen, kehrte aber bald wieder zurück. Das Häuflein der Bekehrten, die hier gesammelt wurden und unter der Pflege des zuletzt völlig erblindeten, treuen Mannes standen, war nur klein, es betrug am Ende unseres Abschnittes kaum ein Dutzend.

Von größerer Wichtigkeit waren die zahlreichen Übersetzungsarbeiten, durch welche Rebmann und Krapf mehrere ostafrikanische Sprachen zu-

gänglich gemacht und späteren Missionaren vorgearbeitet haben. Die Wichtigkeit ihrer Übersetzungsarbeiten wird noch übertroffen durch die ihrer Entdeckungsreisen, auf denen sie ähnlich wie Livingstone das Land rekognosziert haben. Sie haben dadurch in Europa das gegenwärtige lebhafte Interesse für Ostafrika miterweckt, das dann auch der Mission in hohem Maße zu gute kommen sollte.

Von Ostafrika aus wenden wir uns der Mission in den orientalischen Ländern zu.

Das koptische Seminar in Kairo fristete teils aus Mangel an Arbeitskräften, teils aus Mangel an Interesse der koptischen Christen nur kümmerlich sein Dasein, bis es 1862 ganz aufgegeben wurde. Dasselbe Schicksal traf die Schulen von Syra und Smyrna, nachdem sie noch bis 1876 bezw. 1877 unterhalten worden waren.

In Konstantinopel wurde 1858 eine neue Mission eröffnet, die diesmal ihr Absehen auf die Bekehrung von Mohammedanern richtete. Der Sultan hatte 1857 auf Drängen der christlichen Mächte Religionsfreiheit in seinem Reiche proklamieren müssen, und hiermit war die Möglichkeit überhaupt erst gegeben, Mohammedanermission in der Türkei zu treiben. Das Werk kam, von dem berühmten Mohammedanermissionar Pfander begonnen, in Aufschwung und begann unerwartet schöne Früchte zu tragen. Die gottesdienstlichen Versammlungen wurden stark besucht; eine ganze Anzahl Mohammedaner wurde getauft. Da ließ 1864 die türkische Regierung plötzlich, ohne jede Veranlassung das Missionshaus schließen, die Getauften und Anhänger wurden ins Gefängnis gesetzt. Das war für die Mission ein tödlicher Schlag, an dem sie langsam dahingesiecht ist, bis sie 1877 als aussichtslos ganz aufgegeben wurde.

Eine dauernde Thätigkeit war 1851 im heiligen Lande begonnen. Hierhin rief der zweite Bischof des englisch-preußischen Bistums von Jerusalem, Gobat, die C. M. S. Das Ziel der Arbeit sollte hier wieder die ihm sehr am Herzen liegende Wiederbelebung der alten orientalischen Kirchen sein. Indessen hat dieses Werk, das vorläufig erst in bescheidenen Grenzen in Jerusalem und Nazareth aufgenommen wurde, erst in der folgenden Periode eine größere Ausdehnung erhalten und reichere Früchte getragen.

Am augenfälligsten ist die Erweiterung, die innerhalb dieser 2. Periode die indische Mission der C. M. S. erfuhr. Die Arbeit wurde nicht nur auf den älteren Feldern mit vermehrten Kräften und Mitteln fortgesetzt, sondern auch mehrere, zum Teil große Gebiete wurden der Missionsthätigkeit neu angegliedert. Trotz der großen Verschiedenheit der indischen Arbeitsfelder lassen sich doch auch gemeinsame Züge beobachten.

Ein charakteristisches Merkmal dieser Periode ist die Gründung zahlreicher höherer Lehranstalten auf allen indischen Feldern. Teils

dienen dieselben der Heranbildung eingeborener Prediger, Lehrer u. s. w., teils haben sie die höhere intellektuelle Bildung der indischen Christen überhaupt als Ziel; teils sollen dadurch die der Mission sonst noch wenig zugänglichen höheren Bevölkerungskreise herangezogen und unter christlichen Einfluß gebracht werden.

Erstere Aufgbe haben mehrere Training Institutions z. B. in Krischnaggar für den Krischnaggar-Distrikt, in Nasik für die Mahrattenmission, in Masulipatam für die Telugumission (s. unten über diese neue Mission), in Palamkotta für die Tinnevelly-Kirche, in Cottayam die Cambridge Nicholson Institution für die Malayalim-Gemeinden Trawankors, in Copay für die Tamilenmission auf Ceylon. Noch höher steckte sich die Divinity School in Lahore ihr Ziel (s. hierüber weiter unten bei der neuen Pandschabmission.) Auch die Divinity Class von Madras ist hier zu nennen, die allerdings nach 10jähriger Wirksamkeit 1847 wieder einging und erst 1884 neu eröffnet wurde. Die Tinnevelli-Mission erhielt in der Sarah Tucker Institution zu Palamkotta ein Lehrerinnenseminar, von dem viel Segen ausgegangen ist.

Höhere intellektuelle Bildung der jungen Christen erstreben zahlreiche high schools, middle schools und höhere Mädchenschulen auf den verschiedenen Missionsfeldern.

Hauptsächlich mit dem Absehen auf Beeinflussung sonst unzugänglicher Kreise wurden das berühmte college von Agra 1851 von Missionar French, das college zu Masulipatam (s. die Telugumission) 1841 von Missionar Noble und die Collegiate School (später Trinity college) 1857 von Missionar Jones in Kandy gestiftet.[1])

Nicht nur die religiöse und intellektuelle Hebung ihrer Anhänger ließ sich die C. M. S. angelegen sein, sondern auch ihre soziale. Für Christen, die um ihres Glaubens willen um ihre bürgerliche Existenz gebracht waren, wurde bei Gorakpur (Nordwestprovinzen) eine Ackerbaukolonie Bascharatpur (Stadt der frohen Botschaft) gestiftet, der in späterer Zeit noch mehrere andere nachgefolgt sind.[2]) Eine ähnliche Kolonie erhielt im Gebiet der Mahrattenmission Nasik, wo auch seit 1860 ein Asyl für befreite Negersklaven eröffnet wurde. Auch Waisenhäuser und Schulen waren hier in Betrieb und machten Nasik zu einer der wichtigsten Stationen der Mahrattenmission.

Ein dritter charakteristischer Zug unserer Periode ist die Aufnahme eines neuen Zweiges des Missionsbetriebes, der itinerancy-Mission.

[1]) Aus der ersten Periode stammte schon das Narayn Gobal-Institut in Benares, die Stiftung eines durch Hilfe der Mission geheilten vornehmen, heidnischen Hindu.

[2]) Allerdings haben sich diese Dorfkolonieen nur in sehr beschränktem Maße bewährt und manche Mißerfolge gehabt.

(Reisepredigt). Eine solche Thätigkeit wurde zuerst 1854 von Missionar Ragland in Nordtinnevelly ins Leben gerufen. Sie fand anderwärts bald Nachahmung. Eine interessante Reisemission wurde z. B. im Deradschat (s. unten die Mission in Pandschab) betrieben. Auf Ceylon wurde die Kandy Itinerancy=Mission gestiftet, durch welche man den Singhalesen im Inneren des Landes nachgehen will. Eine ähnliche bald darauf (1855) gegründete Organisation war die Tamilen Kuli=Mission in Ceylon. Auf und nieder im Lande mit seinen Dutzenden von Gütern und Tausenden von Kulis lebten zerstreut kleine Gruppen von Christen, die meist von Tinnevelly, Arbeit suchend, dorthin gekommen waren. Diese wurden nun von eingeborenen Wanderpredigern regelmäßig besucht und mit Wort und Sakrament bedient. Ihre Häuflein wurden vermehrt durch andere Tamilen, welche dort zum Christentum bekehrt wurden.

Die Senanamission, die in dieser Periode in Aufnahme kam und besonders in den größeren Städten Verwendung fand und gute Dienste that, ist gleichfalls unter den neuen Zügen dieses Abschnittes aufzuführen.

Die erste selbständige Missionsarbeiterin war Frl. Cooke (später Fr. Wilson), die 1822 im Dienst der C. M. S. in der Nähe von Kalkutta eine Mädchenschule eröffnete. Im Jahre 1834 ward die erste Frauenmissionsgesellschaft, die Society for Promoting Female Education in the East, (F. E. S.) gegründet. Diese unterstützt jedoch die C. M. S. nur in sehr geringem Maße. 1851 folgte die Indian Female Normal School und Instruction Society (I. F. N. S.);[1]) auch sie wollte zuerst verschiedenen evangelikalischen Missionen dienen, stellte sich aber dann fast ausschließlich in den Dienst der C. M. S. — Besuche der dem Männerfuß verschlossenen indischen Frauengemächer, Pflege und Unterricht der weiblichen Jugend bildeten die wesentlichen Aufgaben dieses Zweiges des Missionsbetriebes.

Ein letztes Merkmal unserer Periode ist die vermehrte Aufmerksamkeit, die der Mohammedanermission zugewandt wurde. In Nordindien brachte die Wirksamkeit Pfanders eine kräftigere Inangriffnahme dieses Arbeitszweiges. Seine Streitschrift gegen den Islam, Mizzan ul Haqq (Wage der Wahrheit), hat manchen Mohammedaner dem Christentum zugeführt. Seine Disputationen in Agra mit den mohammedanischen Mullahs (1854) setzten die ganze Stadt in lebhafte Bewegung und wurden der erste Anstoß zur späteren Bekehrung zweier gelehrter Mullahs Safdar Ali und Imad ud din. — Auf einem der neuen Missionsgebiete, Pandschab und Sindh, war die Mission zum großen Teil Mohammedanermission. — Auch in Bombay und Madras wurde dieser Arbeitszweig

[1]) Jetzt führt sie den kürzeren Namen Zenana Bible and Medical Mission (Z. B. M. M.).

aufgenommen und zu diesem Behufe in ersterer Stadt die Robert Money School, in letzterer die Harris School eröffnet.

Nach diesen gemeinsamen Merkmalen der Periode wollen wir noch die wichtigsten Ereignisse auf den einzelnen Arbeitsfeldern und besonders die Geschichte der neu angefangenen Missionen betrachten.

Für Nordindien wurde das Jahr 1857/58 mit seinem furchtbaren Sipahiaufstand von einschneidender Bedeutung. Fast sämtliche Missionsstationen der C. M. S. wurden in dem von dem Aufstand betroffenen Gebiet durch diesen Kriegssturm hinweggefegt. Missionarsleben hat die Gesellschaft zum Glück nicht eingebüßt. Manche eingeborene Christen sind aber ums Leben gekommen. Nach Niederwerfung des Aufstandes — der bekanntlich auch das Ende der englisch-ostindischen Kompagnie wurde — besetzte die C. M. S. nicht nur sofort ihre alten Stationen wieder, sondern auch noch neue dazu, besonders Laknau, die Hauptstadt des alten Königreichs Audh, wo Missionar Leupolt die erste Predigt hielt, während noch in der Ferne die Kanonen donnerten, und Allahabad, das fortan für Agra Regierungshauptstadt wurde, und wohin mit der früher in Sicandra aufgestellten Regierungspresse auch viele bei derselben beschäftigte Christen überführt wurden. Verhältnismäßige Unfruchtbarkeit ist auch durch die ganze 2. Periode hindurch die Signatur auf diesem Missionsfelde. Abgesehen von den reicheren Ernten auf den Reisdörfern um Kalkutta herum und in dem Krischnaggar-Distrikte erfuhren die Gemeinden größeren Zuwachs eigentlich nur durch das Heranwachsen des in den Waisenhäusern erzogenen jungen Geschlechts. Andere Taufen, besonders solche von vornehmeren Hindu waren selten.

Dankbar sollte eine Mission unter den Santals und Paharis werden, welche (1850 bezw.) 1860 begonnen wurde. Die Hauptstation für diese Arbeit wurde 1863 Taldschari. Hier hatte man es nicht mit Hindu, sondern mit Aborigines zu thun, und diese zeigten sich für das Evangelium ungleich empfänglicher als die stolzen Hindu. Schon im folgenden Jahre konnten die ersten Santals getauft werden. Und dann reifte in kurzer Zeit eine reiche Ernte heran; Hunderte von Santals (900) waren bis zum Ausgang des Jahrzehnts in die christliche Kirche aufgenommen.

Um einem anderen Aboriginesstamme, den Gonds, das Christentum zu bringen, wurde 1854 Dschabalpur in den Centralprovinzen besetzt. Die Station hat jedoch diesen Zweck nicht erfüllt, und es ist erst später zu einer Mission unter den Gonds gekommen.

Nördlich von den Nordwestprovinzen liegt das Pandschab. Hier sind die Mohammedaner der herrschende Teil der Bevölkerung. Eine wichtige Rolle spielten auch die kriegerischen Sikhs, von welchen die Engländer in 2 blutigen Kriegen 1845/46 und 1848/49 das Land erobert hatten. Eine weise und humane Behandlung durch die englischen Gouverneure H. und J. Lawrence verwandelte die Sikhs aus gefürchteten Feinden

bald in die treusten Freunde der Engländer. Die christlichen Machthaber riefen dann selbst die Mission ins Land und unterstützten in sehr vielen Fällen die Gründung von Stationen in der freigebigsten Weise. Außer den amerikanischen Presbyterianern leistete 1852 auch die C. M. S. dieser Einladung folge. In kurzer Aufeinanderfolge wurde eine ganze Reihe wichtiger Stationen gegründet.

Amritsar, die heilige Stadt der Sikhs, machte den Anfang. Diese Station wurde in der Folge der Sitz mehrerer einflußreicher höherer Schulen, besonders auch von Mädchenschulen. Eine ausgebreitete Reisepredigt wurde auf die umliegenden Städte und Dörfer betrieben, woraus später teilweise selbständige Stationen geworden sind. In Peschawar konnte weder der Fanatismus der mohammedanischen Wuziri-Afghanen noch das gefährliche Peschawarfieber die Niederlassung der Missionare hindern (1853). Auch die bigotte Mohammedanerstadt Multan mußte sich trotz heftigen Widerstrebens seit 1856 die Predigt des Evangeliums in ihren Mauern gefallen lassen. Eine interessante, allerdings auch mühevolle Reisemission wurde, wie schon erwähnt, im Deradschat unter den wandernden Lohani- und Powinda-Kaufleuten und den nomadisierenden Pathanen seit 1861 betrieben. In Kaschmir wurden zwar der Mission, als sie anfing Erfolg zu haben, viel Schwierigkeiten in den Weg gelegt; den Missionaren wurde der Winteraufenthalt in Srinagar verboten, die Anhänger der Mission wurden bedrückt und eingekerkert. Doch konnte seit 1863 Dr. Emslie durch seine ärztliche Thätigkeit den Boden für das Evangelium empfänglich machen. Die politische Hauptstadt des Landes Lahore wurde seit 1867 neben Amritsar[1]) das zweite wichtige Arbeitscentrum. Hier gründete French 1871 seine berühmte Divinity School. Endlich werden zur Pandschabmission auch die in der Provinz Sindh schon 1851 gegründeten Stationen Heiderabad und Karatschi gerechnet.

Eine dritte neue und große Mission wurde 1841 im Telugulande in Angriff genommen. In diesem Jahre stiftete Missionar Rob. Noble das später nach ihm benannte, berühmte Kollege zu Masulipatam für die höheren Hindukasten. Der treue, langjährige Dienst Nobles — in 25 Jahren verließ er nicht einmal seinen Posten — fand seine Belohnung darin, daß viele seiner begabtesten und geliebtesten Schüler alles verließen, um Christo nachzufolgen. Vor allen Dingen aber hat diese Schule christliche Bildung auch weithin unter der heidnischen Bevölkerung verbreitet und ist so für das ganze Teluguvolk von unermeßlichem Segen geworden.

Die Zahl der Teluguchristen blieb freilich zunächst noch gering, bis Ende der 50er Jahre unter dem verachteten Stamme der Maler im Gebiete zwischen der Kistna und Godaweri eine merkwürdige Bewegung zum Christentum hin entstand, welche Tausende dieses Volkes — 1871 bereits

---

[1]) Man nennt wohl Amritsar das Herz und Lahur das Haupt des Pandschab.

2223 — der Mission in die Arme geführt hat. Bezwada und Ellor wurden die Mittelpunkte dieser Arbeit.

In Verbindung mit der Telugumission entstand seit 1862 eine kleine Mission unter den Kois, einem Aboriginesstamm an der Godaweri. Ein belehrter Radschpute Razu ließ sich als Evangelist unter ihnen in Dummaguden nieder.

Südlich schließt sich an das Telugugebiet die Tamilenmission. Hier war die Arbeit bereits weiter fortgeschritten. Der Madrasbezirk war allerdings nur beschränkt und die Erfolge hier im Vergleich zu Tinnevelly bescheiden. Doch konnten 1868 die gesammelten 6 Stadt- und Landgemeinden — 1872 mit 1075 S. — zu einem native church council konstituiert werden, desses Präses der würdige Tamilengeistliche Satthianadhan wurde.

In Tinnevelly nahm das Werk einen so gesegneten Fortgang, daß sich am Ende unseres Zeitabschnittes in mehr als 1000 Dörfern Christengemeinden mit 38000 Seelen befanden. Auch hier konnte man 1869 daran gehen, das Missionsgebiet auf eigene Füße zu stellen. Die Gemeinden wurden in 10 Distrikte geteilt und für jeden Distrikt ein district church council eingesetzt.

Von der in Nordtinnevelly aufgenommenen itinerany-Mission war schon an anderer Stelle die Rede.

In der benachbarten Trawankurmission wurde die Arbeit auf mehrere hart gedrückte und auf tiefer Kulturstufe stehende Bergstämme ausgedehnt.

Tiruwella bildete den Mittelpunkt einer Mission unter den Tschogans und Pulayans, den ehemaligen Leibeigenen der Grundbesitzer. Obwohl die letzteren durch Gewaltthat und Bedrückungen die Übertritte zum Christentum zu hindern suchten, zählten die Bekehrten doch bald nach Hunderten und Tausenden. Von Mundakayam aus suchte man die Berg-Arrians auf, auch bei ihnen fand man freudige Aufnahme und bald zahlreiche Anhänger.

Auf Ceylon hatte die Singhalesenmission noch immer unter den tiefgewurzelten Schäden des holländischen Regimes zu leiden. Gelegentlich eines großen buddhistischen Revivals 1862 fielen große Scharen von Christen wieder in den Buddhismus zurück. Der übrige Teil der Gemeinden konnte freilich nur dadurch gewinnen, daß die unlautern Elemente ausgeschieden wurden.

Eine Schule, die 1847 für die Söhne der Häuptlinge und Vornehmen in Kandy eröffnet wurde, die Collegiate School, mußte wegen mangelnder Teilnahme geschlossen werden und erlebte erst 1884 als Trinity College ihre Auferstehung.

Die beiden neuen Organisationen der ceylonesischen Mission, die Kandy Itinerancy- und die Tamilen Kuli-Mission sind schon anderwärts besprochen.

Viele christliche Tamilen aus Tinnevelly gehen auch als Kulis nach

Mauritius. Daher sah sich die C. M. S. veranlaßt ihnen auch dorthin zu folgen und seit 1856 diese Insel mit in den Kreis ihrer Wirksamkeit zu ziehen. Von besonderem Nutzen erwiesen sich die Kostschulen, die sie für Tamilen- und Bengali-Knaben geschaffen hat.

Von Mauritius aus wurde die C. M. S. durch die L. M. S. nach Madagaskar gerufen, wo die Massenernte der letzteren über den Kopf wuchs. Jedoch hat die C. M. S. nur 11 Jahre, von 1863—74, auf Madagaskar gearbeitet und in dieser Zeit ungefähr 300 Bekehrte gesammelt. Um in etwaige Streitigkeiten, welche die Anstellung eines anglikanischen Bischofs für Madagaskar und dessen Stellungnahme zur L. M. S. leicht im Gefolge haben konnte, nicht mit verwickelt zu werden, zog es die C. M. S. vor, sich aus Rücksicht gegen die L. M. S. ganz von diesem Felde zurückzuziehen.

Neuseeland bilde das nächste Ziel unserer Rundreise. Wir hatten die Mission dort in einem Zustande fröhlichen Wachstums verlassen. Leider sollte diese neue Periode anstatt einer Zeit der Ruhe, welche zur Konsolidierung der jungen Gemeinden hochnötig gewesen wäre, schwere verheerende Stürme über sie heraufführen, die fast diesen ganzen Abschnitt ausfüllen.

Mehr und mehr waren, als Neuseeland anfing ein friedliches Land zu werden, europäische Ansiedler hereingeströmt. 1838 war die Insel zur Kronkolonie erklärt. Bald kam es zu Reibereien zwischen den Kolonisten und den Maoris, Landstreitigkeiten waren meist die Ursache dazu. Als den Maoris die Vergewaltigung zu arg wurde, erhoben sie sich 1845, um mit den Waffen ihr Recht zu verteidigen. Dieser erste Aufstand, der auf einen kleinen Schauplatz an der Plenty Bai beschränkt blieb, war nur das Vorspiel zu einem blutigen Kriege, der 1860 fast die ganze Maorination in Waffen rief. Im Laufe der Kriegsjahre erwachte auch, nachdem man anfangs die Lehren des Christentums noch heilig gehalten hatte, das alte Heidentum mit seinen barbarischen Greueln wieder in schauerlicher Weise. Eine neue merkwürdige Religion, die Hauhau-Religion, ein widerliches Zerrbild des Christentums, wurde gestiftet. Auch gegen die Missionare, die man zuerst als Freunde behandelt hatte, kehrte sich ihr Haß. Einer, Missionar Völkner, wurde 1865 von ihnen scheußlich ermordet. Die Engländer vermochten des Aufstandes nicht Herr zu werden; erst als den Maoris die Hilfsmittel ausgingen, hörte allmählich der Kampf auf (1870). Jedoch hielten sich die Aufständischen unter dem Namen Kingiten in der Gegend des Tauposees.

Welchen Schaden die verhältnismäßig noch junge Mission unter all den Greueln nehmen mußte, läßt sich ermessen. Die Gemeinden zerstreuten sich. Die Missionare mußten fliehen und konnten nur heimlich die treu Gebliebenen besuchen und stärken. Der Bericht eines Missionars aus jenen Tagen giebt uns ein nur zu deutliches Bild von dem jämmerlichen Ruin der Mission. Er schilderte seine Station im Waikato-Distrikt vor und nach dem Kriege.

„Damals waren mehr als 30 Gemeinden vorhanden, mehrere davon mit je 2—300 Gliedern. Die Zahl der Kommunikanten betrug 500 und darüber. Die Kost- und Tagschulen waren in voller Thätigkeit; eingeborene Lehrer waren reichlich vorhanden und eifrig. Die zahlreichen Versammlungen wurden gut besucht. Unsere Herzen waren voll Freude und Dank. Welch ein Wechsel seitdem! Es ist fast zu viel für einen Missionar, durch die verwüsteten Stationen zu gehen, wo einst Kirchen und Schulen blühten. Und ich schäme mich nicht zu sagen, daß ich manch bittere Thräne geweint habe, wenn ich des Wechsels gedachte. Proc. 1873/74.

Zu all dem kam dann noch die Verwirrung, welche katholische Missionare anrichteten, die in diese Mission eingefallen waren. So zeigt uns denn das Ende dieser Periode anstatt eines blühenden Gartens einen verwüsteten und zertretenen. Die 35000 Anhänger im Jahre 1841 waren auf 9000 Christen zusammengeschrumpft.

Um eine weitere neue und große Mission der C. M. S. kennen zu lernen, müssen wir noch einmal nach Asien zurückkehren. In den Anfang des Sekretariates von Venn fiel der Vertrag von Nanking 1842, welcher die ersten fünf Häfen Chinas dem europäischen Verkehr öffnete. Dies erschien der Gesellschaft als ein Fingerzeig, nun endlich die schon seit den ersten Tagen ihres Bestehens ins Auge gefaßte chinesische Mission zu beginnen. Von jenen fünf Vertragshäfen wurden nach einander Shanghai (1844), Ningpo (1848) und Futschau (1850) besetzt; 1862 kam noch das an die Engländer abgetretene Hongkong dazu. Die in demselben Jahre in Peking eröffnete Station wurde später wieder aufgegeben.

In Shanghai wollte die Arbeit lange Jahre hindurch gar keine gedeihliche Entwickelung nehmen. Ungleich günstiger gestaltete sich die Mission, die in Ningpo ihr Centrum hatte. Allerdings verhielten sich die Einwohner der großen Stadt auch hier im ganzen ablehnend, aber auf den Dörfern, wohin das Evangelium durch eingeborene Evangelisten getragen wurde, fand es günstigeren Boden. Mehrere blühende Dorfgemeinden traten ins Leben, so im Norden von Ningpo in der Sanpo-Ebene und Zky und im Südosten im Seendistrikt. Westwärts wurden die Stadt Schaohing und das große Handelscentrum Hangtschau in den Arbeitskreis hineingezogen. Der Taiping-Aufstand brachte dann das Werk in schwere Gefahr; Ningpo wurde 1861 von den Aufständischen besetzt. Doch zeigten sich dieselben den Missionaren freundlich gesonnen, so daß auch in diesen kriegerischen Zeiten das Werk noch zunehmen konnte. Am Ende konnte sogar Hangtschau definitiv besetzt werden. Das dritte Arbeitscentrum, Futschau, wies 11 Jahre lang keinen Bekehrten auf und sollte schon aufgegeben werden. Da führte eine 1860 eröffnete Poliklinik einen erfreulichen Wandel herbei. Die durch dieselbe erfahrene leibliche Hilfe machte die Leute williger, auch die Botschaft der Missionare zu hören. Ein Volksaufstand, der 1864 die Mission bedrohte, vermochte die Wirkung der Predigt nicht mehr aufzuhalten; es bildete sich eine kleine Christengemeinde. Aber auch hier waren es die Landstädte und Dörfer, besonders die Bezirke von Lo Nguong, Ning Taik und Kutscheng, welche die meisten Bekehrten lieferten. Die Gesamtzahl derselben auf dem chinesischen Arbeitsfelde betrug nach noch nicht ganz drei Jahrzehnten 1440.

Nach Japan wurde 1869 der erste Missionar der C. M. S. gesandt. Aber aus Gesundheitsrücksichten mußte er wie auch ein nachgesandter Genosse das Land bald wieder verlassen, so daß es in der von uns besprochenen Periode in Japan noch nicht zu einer intensiveren Arbeit gekommen ist.

Schließlich haben wir den stillen Ocean zu durchmessen, um die letzten Missionsfelder der C. M. S. in Britisch Nordamerika aufzusuchen. Die Indianerstation am Red River hatte angefangen reiche Früchte zu tragen. In der zweiten Periode sollte sich nun die Arbeit weithin über gewaltige Flächen Britisch Nordamerikas ausdehnen. Es war ein christlicher Indianer, Henry Budd, einer der ersten Schüler von J. West, dem der Auftrag ward, das Evangelium tief hinein in das Herz des Landes zu tragen. Er ließ sich 1840 am Saskatschewan nieder und gründete die Station Cumberland. Nach 32 Jahren gab es in Cumberland keinen Heiden mehr. Zur rechten und linken dieser Station entstanden am Saskatschewan andere. Auch in dem Gebiet zwischen Red River und Saskatschewan und rings in weitem Umkreise um die Red River-Station erhob sich eine Station nach der andern. Noch weiter nach Norden drang die Mission 1846 vor. Am Lac la Ronge hatte ein anderer Zögling von J. West, John Settee, seine Heimat; seine Stammesgenossen zu bekehren, wurde er dahin gesandt. Es entstand die Station Stanley, welche für jene Gegend (English River) eine ähnliche Bedeutung bekam wie Cumberland für den Saskatschewan. An der Küste der Hudsons-Bai ließ sich 1851 John Horden als Missionar nieder und gründete dort die erste Station Moose Fort. Zu seiner einsamen Station gesellten sich allmählich mehrere, die sich auf beiden Küsten hoch hinauf bis in das Gebiet der Eskimo zogen. Ft. Churchhill mit seinem $^{3}/_{4}$ jährigen, furchtbaren Winter ist die nördlichste davon. Noch immer waren große unbesuchte Gebiete da. Missionar Hunter unternahm die ersten Rekognoscierungsreisen in die unabsehbaren Einöden, die sich am Mackenziefluß entlang dehnen. Unter den dortigen Tukudh-Indianern entfaltete seit 1865 der unermüdliche Missionar Bompas eine gesegnete Thätigkeit; schon im folgenden Jahre konnten an 1000 Indianer getauft werden. Bis an das nördliche Eismeer drang man vor und predigte daselbst den Eskimo.

Von dieser Mission durch das Felsengebirge getrennt, liegt endlich am Gestade des Weltmeeres noch die äußerst interessante Mission von Britisch Columbia. Dorthin wurde 1857 der Schullehrer W. Dunkan gesandt. Er ließ sich zunächst bei Ft. Simpson nieder, sah aber bald ein, daß die Nachbarschaft der vielfach gottlosen weißen Händler seinem

Unternehmen nur hinderlich war. Deshalb siedelte er sich 1862 etwas weiter südlich in Metlakatla an.

Für diese Niederlassung stellte er eine Anzahl christlicher Satzungen auf, zu deren Innehaltung jeder Zuziehende verpflichtet wurde. Zu den Fünfzig, die ihm zuerst gefolgt waren, gesellten sich bald Hunderte. Im Jahre 1863 wurde der Gottesdienst von 500 Personen besucht. Unter den frühesten Täuflingen befand sich der Häuptling Legaic, der noch vor wenigen Jahren Dunkan hatte ermorden wollen. Immer mehr blühte Metlakatla auf, es leuchtete wie ein heller Stern in die heidnische Finsternis hinaus. Friede, Ordnung, Mäßigkeit verbreiteten sich von hier in die benachbarten Distrikte; Verbrechen und Gewaltthätigkeiten nahmen ab. Alle gelegentlichen Besucher des Platzes waren seines Lobes voll.[1]) Eine Zweigstation war 1864 am Naas River gegründet und auch diese entwickelte sich in gedeihlicher Weise.

So waren aus einer Station in Britisch Nordamerika im Anfang unserer Periode an ihrem Ende 19 geworden, die vom atlantischen bis zum stillen Ocean, von der Grenze der vereinigten Staaten bis zum arktischen Meere zerstreut waren. Die Zahl der Bekehrten war von etlichen Hunderten auf mehr als 7000 gestiegen.

An der so geschilderten weltweiten Ausdehnung der Missionsarbeit in diesen Jahrzehnten hatte H. Venn einen hervorragenden Anteil. Sein Verdienst wurde demgemäß bei seinem Heimgang mit Dank gegen Gott gebührend hervorgehoben, und kein besseres Denkmal konnte man diesem Manne setzen als die Stiftung eines H. Venn native church fund, eine Stiftung, welche die Förderung des Lebenswerkes Venns, die Gründung von Volkskirchen auf dem Missionsfelde, zum Ziel hat.

Missionsrundschau.

Von Pastor Julius Richter.

Ostafrika. — b) Deutsch- und Englisch-Ostafrika.

Deutsch-Ostafrika hat in den letzten Jahren einen entschiedenen Schritt vorwärts in seiner kulturellen Entwickelung gethan. Wir erwähnen nur einige Ereignisse, die uns nach dieser Richtung hin besonders wichtig erscheinen; zunächst die Unterwerfung der Wahehe durch Hauptmann Prince. Seit der unglücklichen von Zelewskyschen Expedition war dieser ebenso raubgierige wie kriegerische Stamm eine beständige Gefahr gerade für die centralen Landschaften unsrer Kolonie. Der siegreiche Zug des Gouverneurs Frh. v. Schele und die teilweise Zerstörung des Quiruru Kuirenga hielt sie nur eine Zeitlang im Zaum. Nun hat Hauptmann Prince (1896) die westliche Landschaft Ubena mit kriegerischen Mitteln unterworfen, von den Wahehe abgezweigt und dem durch Merenskys Reisen und die Brüdermission wohlbekannten Warori Häuptling Mérérĕ untergeordnet. Die östliche Land-

---

[1]) Es hat sich übrigens später herausgestellt, daß Dunkan das christliche Moment gegenüber den bloß kulturellen viel zu sehr in den Hintergrund gestellt hat.

schaft Uhehe glaubte er auf diplomatisch-strategischem Wege pacifizieren zu können; der Kwawa oder Oberhäuptling war geflohen, ein Teil seiner Familie in die Hände der Deutschen gefallen. Hauptmann Prince setzte des Kwawa Bruder Mpangire zum Häuptling ein und gründete 2 Stunden von Kuirenga in 1600 m Höhe die Militärstation Iringa. Mpangire hat sich als Verräter entpuppt und ist aufgeknüpft. Gouverneur Oberst Liebert hat einen neuen, glücklicherweise friedlich verlaufenen Kriegszug nach Uhehe unternommen, ohne des flüchtigen Kwawa habhaft zu werden. In Iringa hat aber die deutsche Macht festen Fuß unter dem unruhigen Volke gefaßt.

Ebenso wichtig ist die Begründung der Militärstation Udschidschi am Tanganyika See durch Kompagnieführer Ramsay (1896). Damit im Zusammenhang steht der Plan, einen neuen Dampfer Hedwig von Wissmann auf dem Tanganyika zu plazieren. Graf von Schweinitz, einer der bestunterrichteten Führer der Antisklaverei-Bewegung, hat sich in der „Afrika“ [1]) das Verdienst erworben, eine kurze Geschichte der durch die Antisklaverei-Lotterie und die ihr vorausgehenden Dampfer-Sammlungen zusammengebrachten $2^1/_4$ Millionen zusammenzustellen. Allerdings verschweigt er dabei den unserer Ansicht nach erheblichen Anteil der katholischen Interessen. Danach hat der bei Bagamoyo liegen gebliebene und inzwischen verostete Dampfer „Dr. Carl Peters“ 927000 Mk. gekostet. Von dem Reste des Geldes wurde die ganz enorme Summe von 1192000 Mk. verbraucht, um den Wissmann Dampfer nach dem Njaßa zu bringen, und trotz des unverhältnismäßigen Aufwandes ist es nur der Energie des Majors von Wissmann zu danken, daß der schöne Dampfer wenigstens dies Ziel erreicht hat. Nach dieser wenig erquicklichen Dampfergeschichte hat man wenig Mut sich für den neuen Tanganyika Dampfer zu begeistern. Derselbe soll 20′ lang werden und für 150 Mann Raum gewähren. Er soll nur 50000 Mk. kosten, und von dieser Summe hat Frau von Wissmann, deren Namen der Dampfer tragen soll, allein 20000 Mk. bezahlt. Der Dampfer sollte im August dieses Jahres auf der Werft von Janssen und Schmilinsky fertig sein und im Herbst an der Tschinde-Mündung eintreffen. Da am Tanganyika vorläufig keine evangelischen Missions- und geringe deutsch-nationale Interessen, wohl aber sehr starke katholische Missionen vertreten sind, ist es nicht zufällig, daß sich der katholische Afrikaverein sehr für diesen Dampfer interessiert und die Kolonialabteilung Köln dazu 10000 Mk. beigesteuert hat. — In Verbindung mit diesem Wissmann-Dampfer plant der Fürst von Wied von dem Rest der übriggebliebenen Antisklavereigelder — ca. 50000 Mk. — eine Aluminium Dampfpinasse für den Viktoria-See zu beschaffen, welche von den beiden Wissmann Dampfern über den Njaßa und Tanganyika und vom Nordende des letzteren auf dem Landwege durch Urundi nach dem Viktoria See befördert werden soll. Bei den geringen Erfahrungen mit Aluminium-Fahrzeugen, den verhältnismäßig für diesen Zweck viel zu geringen Mitteln und der Unbekanntschaft des Landweges durch Urundi scheint uns dies letztere Projekt wenig aussichtsvoll.

Nächst diesen Dampfern stand und steht im Vordergrund des kolonialen Interesses die Eisenbahnfrage. Die von Tanga ausgehende Usambara-Eisenbahn mit dem vorläufig ins Auge gefaßten Ziele Korogwe ist bei 41 km (Muhesa) stecken geblieben — mitten in der menschenleeren Njika, die sich zwischen der Meeres-

[1]) Vergl. auch sein Buch: „Deutsch-Ostafrika in Krieg und Frieden.“ Berlin 1894.

küste und dem Usambara-Berglande ausdehnt. Sie hat natürlich keinen Wert, wenn sie nicht wenigstens bis in das Plantagengebiet des mittleren Pangani weitergeführt wird, wozu noch $6^1/_2$ Million Mk. erforderlich wären. Aber sie ist in Schatten gestellt durch das großartige Oechelhäuser'sche Projekt einer deutsch-ostafrikanischen Centralbahn, welche von Dar-es-Salam und Bagamoyo ausgehend und ungefähr der alten Karawanen-Straße nach den Seen folgend ganz Deutsch-Ostafrika durchziehen soll. Man hat sich, um nicht zu deprimierende Summen vorzuführen, vorläufig begnügt eine Berechnung der ersten Wegeabteilung — von der Küste bis Mrogoro in Ukami — aufzustellen. Diese Strecke soll 11 850 000 Mk. im Bau und 716,000 Mk. jährliche Betriebskosten bei einem Zug täglich nach beiden Richtungen erfordern und müßte um das Anlagekapital mit 3% zu verzinsen täglich 2908 Mk. einbringen. Bei der zweiten Abteilung, die durch die wildzerrissenen Bergketten und dann durch die menschenleeren Einöden Ugogos führt, würden Baukostenanschlag und Rentabilitätsberechnung noch viel ungünstiger ausfallen.

Im Herbst 1896 hat ein früherer Deckoffizier von Wissmanns, Janke, im Hinterlande von Dar-es-Salam zwei Centner sehr reichhaltigen Golderzes gefunden. Ich habe aber nirgends bemerkt, daß sich daran geknüpfte Hoffnungen verwirklicht hätten. — Gegenüber dem rücksichtslosen und zuchtlosen Verhalten mancher deutschen Elemente ist recht heilsam gewesen, daß Dr. Carl Peters disziplinariter aus dem Reichsdienst entlassen und der brutale Aufseher der Plantage Lewa Fr. Schroeder zu 15 Jahren Zuchthaus bestraft ist; in der letzten Zeit hat sich der Aufseher Getzlaff von der Tanga-Gesellschaft seiner Verhaftung wegen ähnlicher Vergehen durch Selbstmord entzogen. Jedes solche betrübende Ereignis mahnt die Kirche der Heimat an die Verpflichtung, welche sie gegen die gefährdeten Söhne in der Kolonie hat. Im Vergleich zu den Opfern, welche die englischen Kirchen für die kirchliche Versorgung ihrer Kolonie bringen, haben wir noch sehr wenig gethan. Der evang. Ober-Kirchenrat zahlt 1500 Mk. zum Gehalt des Stationsmissionars in Dar-es-Salam, wofür dieser die sonntäglichen deutschen Predigten und die geistliche Versorgung der Deutschen im Nebenamte übernimmt. Bereits sind für einen Kirchbau in Dar-es-Salam durch eine Kirchenkollekte in Preußen 34,000 Mk. gesammelt; und da die Kapelle des evang. Missionshospitals, die bisher als Gottesdienstraum benutzt wird, nur 30 Sitzplätze hat, ist dieser Bau gewiß höchst nötig. Wahrscheinlich werden uns aber dort die Katholiken mit dem Bau einer schönen Kirche zuvorkommen.

Im englischen Ostafrika, der alten Ibea d. i. Imperial British East Africa-Companie, welches jetzt unter englisches Protektorat gekommen ist, war das störendste Ereignis der Aufstand des Mbaruk, welcher acht Monate lang das Küstengebiet von Melinde bis zur deutschen Grenze beunruhigte. Zwölf Stunden nördlich von Mombas, in Takaungu, stritten sich im Sommer 1895 zwei miteinander verwandte Araber um die Häuptlingswürde, und nach Bestätigung des einen durch die englische Regierung erklärte der andere Namens Kibaraka und sein Bruder Aziz nicht nur ihrem siegreichen Rivalen sondern auch den Engländern den Krieg. Sie setzten sich mit ihrem Vater Mbaruku bin Raschid, Häuptling in dem südlich von Mombas gelegenen Gazi in Verbindung, sodaß sie den ganzen, dicht mit Missionsstationen besetzten Küstenstrich beständig bedrohten. Es gelang zwar den Engländern dann und wann ein Schlag gegen die Feinde; aber Mbaruka hatte nicht nur die Sympathieen

vieler Eingeborenen für sich, sondern er kannte auch die an Schlupfwinkeln reiche Steppe so vortrefflich, daß die Engländer ihm nicht ernstlich beikommen konnten. Am 5. Oktober 1895 mußten die Leipziger Brüder die Station Mbungu, die gegen plötzliche Überfälle keine Sicherheit bot, verlassen und nach Dschimba flüchten. Allein auch hier waren sie ihres Lebens nicht sicher; sie bauten zwar mit Hilfe der Schwarzen eine Boma (Pallisadenzaun) um die Station; aber die Nächte brachten sie trotzdem meist in dem benachbarten Rabai zu, und wiederholt zogen sie sich wochenlang nach Mombas zurück. Am 2. November 1895 erfolgte in der Morgenfrühe ein heftiger Angriff auf die große CMS.-Station Rabai, welche von 1356 schwarzen Christen bewohnt ist. Die Rebellen hofften das große Dorf im Schlaf zu treffen; aber ein Mann, der sie heranschleichen sah, hatte die Geistesgegenwart mit dem Pfeil nach ihnen zu schießen und sie dadurch zu veranlassen das Feuer so früh zu eröffnen, daß die in Rabai stationierte kleine Schutztruppe rechtzeitig alarmiert wurde. Funfzig Häuser wurden niedergebrannt, aber der Angriff zurückgeschlagen und die fortgeschleppten Frauen den Feinden wieder abgenommen. Am 21. Januar 1896 wurde auch die CMS.-Station Freretown — mit 540 Christen — angegriffen, jedoch ohne viel Schaden zu verursachen. Die in der Nähe des Sabaki isoliert gelegene CMS.-Station Dschilore mußte infolge der Unsicherheit des Landes 9 Monate unbesetzt bleiben. So hat dieser Aufstand alle Missionsarbeit an dieser Küste schwer geschädigt. Im April 1896 trat Mbaruk mit 1600 Anhängern auf deutsches Gebiet über, streckte bei Moa vor dem Gouverneur von Wissmann die Waffen und wurde in Süd-Usaramo angesiedelt.

Im August 1896 wurde Sansibar von einem Aufruhr heimgesucht, der wenigstens in seinen Folgen bedeutungsvoll wurde. Beim Tode des Sultans Said Hamed bemächtigte sich dessen Onkel Said Khalid, der schon bei der Thronbesteigung seines Neffen 1893 die Hand nach der Krone ausgestreckt hatte, des Thrones und des Palastes und hatte die Sympathieen der Araber für sich. Die Engländer machten aber kurzen Prozeß, bombardierten Sansibar 40 Minuten lang und schossen den Palast des Sultans in Trümmer. Dieser sah bald ein, daß jeder Widerstand vergeblich sei, und flüchtete in das deutsche Konsulat, welches das Recht der Exterritorialität besitzt. Die Deutschen nahmen ihn in ihren Schutz und brachten ihn nach der gegenüberliegenden deutschen Küste. Die Engländer setzten an seiner Stelle einen andern Verwandten des verstorbenen Said Hamed Namens Said bin Hamed ein. Da dieser nur eine machtlose Figur in ihrer Hand war, hatten sie keine Schwierigkeit von ihm am 6. April dieses Jahres einen neuen Sklavenerlaß herauszupressen, welcher die Feldsklaverei gänzlich aufhebt. Das Edikt hat für Sansibar große Bedeutung; denn einmal werden die Nelkenplantagen, das einzige Plantagenprodukt großen Stils auf der Insel, durch diese Feldsklaven bewirtschaftet; andererseits bildeten diese Sklaven in den letzten Jahrzehnten das unentbehrliche Trägerpersonal fast aller großen Karawanen nach dem Innern. Auf der andern Seite war jede noch so energische Bekämpfung der Sklaverei auf dem gegenüberliegenden Festlande wirkungslos, so lange auf den dem Festlande vorgelagerten Inseln die Sklaverei noch zu Recht bestand. Eine Beseitigung der Haussklaverei hat man auch jetzt noch nicht gewagt, weil, wie es in dem betr. Blaubuch heißt, „dadurch tief in die Beziehungen der Familie eingegriffen werden würde, und der bisherige Zustand zu Klagen keine Veranlassung gegeben habe. Die Kinder der Sklavinnen sind

Freie, und die Mütter werden zukünftig die Rechte legitimer Frauen genießen.“ Afr. 97, 134. Auf der gegenüberliegenden deutschen Küste sind, um das hier gleich zu erwähnen, während des Jahres 1896 in den Küstenbezirken nicht weniger als 1087 Freibriefe für Sklaven ausgestellt, und im Kilimandscharobezirke sind seit Juli 1895 gegen 1000 Sklaven befreit worden. Im ersteren Fall handelt es sich meist um Feldsklaven, die von der Insel Pemba entflohen waren, im andern Fall um Kriegsgefangene, die nach heidnischer Sitte zu Sklaven gemacht waren.

Außer Mbaruk und Said Khalid gewährt die deutsche Kolonie seit kurzem noch einem dritten Gesinnungsgenossen Quartier, dem König Muanga von Uganda Am 6. Juli dieses Jahres verließ Muanga heimlich Uganda, um in Buddu eine Empörung gegen die englische Regierung zu organisieren. Muangas Streitkräfte wurden besiegt, er selbst entfloh nach Bukoba auf deutsches Gebiet. Die Ordnung wurde in Uganda um so leichter wiederhergestellt, als außer Buddu das ganze Land den Engländern treu blieb. Es liegen nur erst Depeschen über diese neueste überraschende Wendung der Geschichte Ugandas vor, aber da Buddu der Sitz der Katholiken ist und Muanga schon vorher mit diesen liebäugelte, so ist man gespannt zu hören, ob die katholische Partei eine Rolle dabei gespielt hat. Die Engländer haben natürlich Muanga des Thrones verlustig erklärt. Nachfolger ist Muangas zwölf Monate alter Sohn, der mit seiner Mutter evangelisch getauft ist; vorläufig ist eine englische Regentschaft eingesetzt. (The Mission World Sept. 97, S. 423 f.; Int. 97, 770.

England ist entschlossen, das zukunftsreiche Uganda und damit den Zugang zu den oberen Nilländern schnell und wirkungsvoll zu erschließen. An der auf Staatskosten übernommenen Bahn von Mombas nach Kawirondo wird energisch gebaut. Die Bahn soll im März 1898 über Kibwezi hinaus bis in die Landschaft Ulu fertig sein. Schon im September 1896 wurde in Kibwezi von hundert gelernten Arbeitern und 1000 Wakamba-Hilfsarbeitern angefangen gleichzeitig nach beiden Richtungen, nach Ulu und Kikumbaliu zu, zu bauen. Aber schon ehe die Eisenbahn fertig wird, hat man eine Ochsenwagenstraße von der Küste bis zum See hergestellt. Der Vicekonsul Macalister schreibt in der Times vom 11. Mai:

„Fahrräder sieht man (in Mengo) täglich in den Straßen. Einer der Missionare (Pilkington) hat den ganzen Weg von der Küste bis Mengo zu Rad zurückgelegt; eine um bemerkenswertere Reise, als er dazu nur 3 Wochen gebrauchte. Die Eisenbahn ist jetzt 60—70 (engl.) Meilen vorgeschritten, und auf meinem Weg zur Küste konnte ich in Mombas in einem komfortablen Wagen I. Klasse einfahren. Die Linie ist solide und dauerhaft fundiert, die Stationen sind ausgezeichnet gebaut. Täglich laufen zwei Züge, alle mit Wagen I. und III. Klasse. Die Endstation in Mombas besteht aus schönen Steinhäusern. Die Züge werden auch schon von Karawanen benutzt. Ein weiterer, wichtiger Fortschritt ist die Vollendung einer guten Fahrstraße von der Küste nach Uganda. Sie ist ganz fertig und dem Verkehr übergeben. Bevor ich abreiste, kamen schon Ochsenwagen am See an. Dies kürzt die Reise ab und erlaubt auch schweres Material, Maschinenteile und dgl. zu befördern. Kap. Sclater ist eben dabei, auf Ochsenwagen von Mombas aus einen neuen Schraubendampfer von 70 Tonnen nach dem See zu schaffen.“

Die CMS., der diese schnelle Erschließung des Landes am meisten zu gute kommt, beabsichtigt längs der Eisenbahnlinie mehrere Stationen anzulegen. Drei — Mombas, Rabai und Sagalla — sind bereits errichtet.

Was die Mission angeht, so hat man den Eindruck, daß für den ganzen Küstenstrich eine kritische Zeit angebrochen ist. Was Winkelmann in dieser Zeitschrift 1896, 418 von Usaramo sagt, gilt mehr oder weniger von allen Landschaften im Bereich des Küsteneinflusses. „Was die Mission jetzt an Zeit versäumt, versäumt sie an Gelegenheit, und wenn sie nicht dem Volke die Thore des Reiches Gottes erschließt, fällt dasselbe dem Islam als reife Garbe in den Schoß.“ In Masinde bei Wuga haben die Berliner Missionare schnell eine Außenstation gründen müssen, um den Koranlehrern zuvorzukommen. (Nachrichten aus d. ostafrik. Miss. 97, 130.) Vom mittleren Tana meldet der Neukirchener Missionar Kraft: „Von den Engatana Leuten gehen gegenwärtig viele zum Islam über. Diese zum Islam übergehenden Leute haben ein eigenes Dorf gebaut. Die Bewohner von Engatana scheinen entweder Christen oder Mohammedaner werden zu wollen“ (Beibl. zum Miss. u. Heidenb. 96, 94). Ähnliche Erfahrungen macht die Universitätenmission im Bondeïlande, wo vielfach die Moschee neben der Kapelle steht. Wo aber der Islam bereits gesiegt hat, wie in allen Küstenstädten, da verfolgt er nur zu häufig die Mission und alles, was christlich heißt, mit dem ganzen Haß des beschränkten Fanatismus. In Mombas wird die Senanalehrerin unterbrochen: „Wir können das nicht hören, es ist Lästerung“, oder die Buben schreien hinter ihr her: „Da kommt sie mit ihrer Lästerlehre, da kommt der Teufel“ (MCS. Rep. 97, 101 f.) In Lamu haben die Neukirchener Missionare schwer unter der kalten Gleichgiltigkeit und oft zur Schau getragenen Verachtung der Mohammedaner zu leiden. In Sansibar hat die Universitätenmission, trotzdem sie jetzt 23 Jahre in dieser Stadt ihr Hauptquartier hat, unter der mohammedanischen Bevölkerung gar keine Erfolge. Hier ist also Mohammedaner-Mission am Platze und dringend erforderlich, um dem zuvorzukommen, daß der Islam weiter landeinwärts die Herzen vollends gegen das Christentum verhärte. Denn das ist allerdings mit alleiniger Ausnahme der Völker des Usambara-Berglandes eine allgemeine Klage der Missionare in Usaramo und Usagara, unter den Wanjika, Wakamba und Wapokomo, daß diese Völker sehr stumpf und sehr hart sind. Der fleischliche Sinn, die heidnische Unsittlichkeit und der in religiösen Geschlechtern und Orden konzentrierte Geisterdienst halten das Volk wie mit ehernen Fesseln gebunden. Erfolge hat die Mission, auch da wo sie große Zahlen aufzuweisen hat, meist nur unter den befreiten Sklaven und andern, von ihrem Volksganzen losgerissenen Bruchstücken.

Das wichtigste und traurigste Ereignis in der ostafrikanischen Mission ist die Ermordung der beiden jungen Leipziger Missionare Ewald Ovir und Karl Segebrock am Meruberge am 20. Oktober 1896. Beide hatten Ostern 1895 in Leipzig ihr Abgangsexamen bestanden und waren darauf am 17. Juni für Deutsch-Ostafrika verabschiedet worden. Mitte September erreichten sie wohlbehalten die Leipziger Stationen Marungo und Mamba am Kilimandscharo und machten sich mit Eifer und Erfolg an ihre nächste Aufgabe, das Studium der Sprache und der Volkseigenart der Wadschagga. Im Oktober 1896 wurden sie berufen, an dem dem Kilimandscharo westlich gegenüberliegenden Meruberge eine vierte Leipziger Missionsstation anzulegen. Der Ort derselben war bereits vorher bestimmt und der Preis für das Missionsgrundstück mit dem zuständigen Häuptling Matunda verabredet worden. Am 15. Oktober trafen sie mit ihrer Karawane bei Matunda ein und wurden freundlich aufgenommen. An eine Gefahr für ihr Leben dachten

sie trotz vereinzelter Warnungen um so weniger, als der Bezirksamtmann Hauptmann Johannes am 18. Oktober mit dreißig Askaris angekommen und nur tausend Meter von ihnen sein Lager aufgeschlagen hatte. In diesem Feldlager hatten sie am Nachmittag des 19. Oktober an Matunda den verabredeten Kaufpreis bezahlt und kehrten abends um 6 Uhr im Gefühl völliger Sicherheit zu ihren Zelten zurück. In der darauffolgenden Nacht wurden plötzlich 1/24 Uhr morgens beide Lager, die Missionare und Hauptmann Johannes, von einer zahlreichen Kriegsschar in voller Waffenrüstung überfallen. Hauptmann Johannes konnte die Angreifer zurückschlagen, zumal ihm eben noch rechtzeitig eine Viertelstunde vor dem Überfall Nachricht zugegangen war. Aber die beiden Missionare wurden ahnungslos im Schlafe überfallen. Missionar Ovir fuhr zum Tode getroffen von seinem Lager auf und rief: „Ich sterbe, aber ich danke euch". Dann sank er um. Als Hauptmann Johannes eine halbe Stunde später einen Kundschafter an die Unglücksstätte sandte, fand dieser beide Missionare von je dreißig Speerstichen durchbohrt tot am Boden liegen. Ihre Ausrüstung war teils gestohlen, teils zerstört. Man grub eilends ein Grab, legte beide Leichname zusammen hinein und betete ein Vaterunser. Zu den Häupten des Hügels wurde ein Kreuz angebracht samt einem aufgefundenen Bilde Christi mit der Dornenkrone. Dann mußte Hauptmann Johannes mit seiner kleinen Abteilung sich schnell in die Steppe zurückziehen, da er mit seinen dreißig Leuten es auf keinen zweiten Überfall ankommen lassen durfte.

Hauptmann Johannes zog sobald wie möglich Verstärkungen an sich. Vom 5. bis 18. November unternahm er mit 95 Askari und 6—7000 Wadschagga Hilfstruppen einen Streifzug gegen die Wameru und die mit ihnen verbündeten Waarusha. Er erzwang sich unter heftigen Kämpfen den Eingang in das feindliche Gebiet; von den hauptschuldigen Häuptlingen fiel Ravaito im Kampfe, Massinda und Matunda flohen zwar, baten aber alsbald um Frieden und nahmen die nicht leichten Friedensbedingungen an.

Was der eigentliche Grund zu diesem unseligen Aufstande gewesen ist, hat sich nicht feststellen lassen; nur soviel ist gewiß, daß die Wameru fürchteten ihres Landes und Grundeigentums beraubt zu werden, wenn sich die Weißen bei ihnen niederließen. Sie zogen die sklavenähnliche Unterwerfung unter die Waarusha, mit welcher sie sich den Beistand der letztren erkauften, dem Eindringen der gefürchteten Weißen vor. Dazu kam, daß die nach Massai-Art organisierte junge Mannschaft, die Elmoran, den Befehlen ihres Häuptlings nicht gehorchte, sondern blut- und beutegierig sich auf die ihrer Ansicht nach leicht zu besiegenden Deutschen warf. Die Waarusha töteten hernach selbst viele von dieser zuchtlosen Jugend, damit sie nicht noch mehr Unheil über das Land brächten. Ruhe und Friede sind trotzdem am Meru noch nicht eingekehrt. Noch im April dieses Jahres wurden die Leipziger Missionsstationen durch die Botschaft in Schrecken gesetzt, die Waarusha zögen, mit den furchtbaren Massai verbündet, gegen das Dschaggaland um dort alle Weißen zu vertreiben. Glücklicherweise erwies sich das Gerücht als wesentlich übertrieben; aber es ist ein neuer Beweis, daß vorläufig von der Gründung einer Missionsstation am Meru abgesehen werden muß.

Im übrigen können wir uns über die Missionen in diesen weiten, dünn bevölkerten Gebieten um so kurzer fassen, als über die wichtigsten und interessantesten derselben in dieser Zeitschrift erst kürzlich referiert ist. (Über die Leipziger s. 1896,

250 ff., die deutsch-ostafrikanische-M. 414 ff., über Uganda-M. S. 537 ff.) Die deutsch-ostafrikanische-Mission verliert am 1. Dezember den bisherigen Missionsinspektor Winkelmann, welcher ihr im Mai gekündigt hat. Welche Schritte diese Mission dann thun wird, ist noch nicht bekannt geworden; wir enthalten uns deswegen der übrigens sehr nahe liegenden Vermutungen. Die Lage dieser Mission wird noch dadurch erschwert, daß ihre Jahresrechnung von 1896 mit einem Fehlbetrag von 27,394 Mk. schließt, mehr als ein Drittel der Gesamteinnahme. Wir verstehen es unter diesen Umständen nicht recht, daß trotzdem und obwohl die Regierung seit April 1896 die Krankenpflege in Dar-es-Salam und Tanga übernommen hat, der Vorstand dieser Mission weiterhin um größere Gaben für die Krankenpflege in Ostafrika bittet (Flugblatt: An die Freunde der Krankenpflege in Ostafrika. Juli 1896). Den kranken Schwarzen leistet ja jeder Missionar in Afrika nach dem Maße seiner medizinischen Kenntnisse Hilfe, allein dazu bedarf es meist keiner großen Veranstaltungen. Es wäre doch dringend zu wünschen, daß die der ostafrikanischen Mission bisher für die Zwecke der Krankenpflege (an den Deutschen) gegebenen ca. 20 000 Mk. jährlich weiterhin für die Zwecke dieser aufblühenden Mission gespendet würden. In Tanga haben sich (1896) die französisch-katholischen Patres vom heiligen Geist als Konkurrenten der evang. Mission niedergelassen. Da auch die Universitäten-Mission für ihre zahlreichen, zur Küste herabgehenden Christen hier eine Station gründet, werden die Mohammedaner in Tanga bald Gelegenheit haben drei christliche Missionen miteinander zu vergleichen oder gegeneinander auszuspielen. Auf der Tanga gegenüberliegenden Insel Pemba haben die amerikanischen Quäker (Friends) eine neue Mission begonnen (1896).

In brüderlicher Gemeinschaft mit der deutsch-ostafrikanischen Mission ist im Usambara-Berglande der evang. Afrika-Verein in die Arbeit getreten, um solche Aufgaben zu übernehmen, die für die Mission mehr an der Peripherie liegen. Er hat auf dem Lutindihügel, 1200 m über dem Meer und 5—7 Stunden von der englischen Missionsstation Korogwe, eine Sklavenfreistätte gegründet, um den freigelassenen Sklaven jugendlichen Alters ein Heim und christliche Erziehung zu gewähren. Die beiden Diakonen Bokermann und Liebusch sollen die Erziehungsarbeit übernehmen; die ihnen beigeordnete Schwester Lina Dieckmann ist leider am 1. Februar dieses Jahres, wenige Tage nach ihrer Ankunft auf dem Lutindihügel, dem perniziösen Fieber erlegen. Bisher sind 21 Sklavenkinder in der Pflege der Station, davon 18 von der Missionsstation Kisserawe übernommene. In Verbindung mit dieser Sklavenfreistätte wird ein Erholungshaus für Deutsche jedes Berufs, besonders Missionare und Regierungsbeamte, erbaut; allerdings wird dies letztere erst von Wert sein, wenn die Usambara-Eisenbahn bis Korrogwe fortgeführt ist, so daß Lutindi ohne anstrengende Märsche erreicht werden kann.

Die Universitäten-Mission hat in Richardson Moore einen neuen Bischof an Stelle des am 7. Mai 1894 verstorbenen Bischofs Smythies erhalten. Auf der Insel Sansibar ist das große Mkunazinigebäude, ehemals das Hauptquartier der Mission, eingefallen und nicht wieder aufgebaut. Die Kinderschulen für Knaben und Mädchen rekrutieren sich ausschließlich aus den auf der Mbweni-Missions-Schamba angesiedelten Familien befreiter Sklaven. Der Zuzug von befreiten Sklavenkindern, der früher den Stamm der Schulen ausmachte, hat fast ganz aufgehört. In den höheren Klassen bilden die vom Festland zu ihrer weiteren Aus-

bildung herübergesandten Jünglinge die Mehrzahl. Ein wichtiger Arbeitszweig ist das Hospital, das seine Arbeit aber bisher vorwiegend auf die Eingeborenen einschränkt, so daß die zahlreichen Europäer in Krankheitsfällen nach wie vor auf das französisch-katholische Missionshospital angewiesen sind. Doch will die Universitäten-Mission auch ein Europäerkrankenhaus bauen, sobald sie die Mittel beisammen hat. Die Arbeit unter der eigentlichen, mohammedanischen Bevölkerung Sansibars wird ab und zu angefangen, aber ohne bisher ausgebaut zu werden.

In dem zweiten Arbeitsgebiete am Rovuma entwickeln sich die beiden Hauptstationen Newala und Masasi gut. Im Jahr 1894 konnten 30, 1895 schon 70 und 1896 sogar 100 Eingeborene getauft werden. Newala liegt ungünstig am Abhang des Makua-Plateaus gegen die Rovumaebene, und die Gärten der Eingeborenen sind weit entfernt; deshalb kann sich nur eine begrenzte Zahl dort ansiedeln, Masasi hat gutes Land in Fülle, aber es liegt so offen, daß es den räuberischen Überfällen der Magwangwara schutzlos ausgesetzt ist. Außer diesen beiden Hauptstationen bestehen vier mit eingeborenen Geistlichen besetzte Nebenstationen. Die Arbeit an den befreiten Sklaven, in deren Interesse die Stationen zuerst gegründet wurden, ist aufgegeben; es wird nur noch unter den Yao, einem nach Ansicht der Missionare besonders hoffnungsvollen Stamm gearbeitet. Die zahlreicheren Makua läßt man vorläufig beiseite.

Im Usambara-Berglande ist Magila die Hauptstation; auch Korogwe am Kingani wird als ein hoffnungsvoller Punkt festgehalten; alle andern Stationen sind nur zeitweilig mit Europäern besetzt, da der Mission fast dauernd das erforderliche Personal fehlt. Das ungesund gelegene Umba ist ganz aufgegeben. Dagegen soll, wie wir erwähnten, in Tanga zur Sammlung der zahlreichen, nach der Küste herunterziehenden Getauften eine neue Station errichtet werden.

Dieser Übersicht über den Stand der Universitäten-Mission sind noch einige kritische Bemerkungen hinzuzufügen. Der extreme Ritualismus ist bekanntlich in England selbst eine Gefahr, die noch im Wachsen begriffen ist. Es ist z. B. die einzige große Theologenschule Englands und zieht die aufstrebenden Geister mächtig an. Aber er treibt auch immer sonderbarere Blüten. Die U.-M. ist neben der koreanischen Mission des Bischofs Corfe vielleicht die hochkirchlichste Mission Englands; und das verleiht ihr in den hochkirchlichen Kreisen eine so große Anziehungskraft. Im Missionsbetriebe macht sich das an vielen Punkten geltend. Während früher doch ab und zu verheiratete Missionare in ihrem Dienste standen, sind jetzt alle 57 Missionare und 29 Missionarinnen unverheiratet, und Missionar Woodward von Magila konnte es auf der im Jahre 1894 vom Erzbischof von Canterbury berufenen Missionskonferenz unter dem Beifall aller seiner Gesinnungsgenossen ausführen, „daß das Leben in Ehelosigkeit für die Streiter der Kirche in ihren Pionierkriegen geeigneter sei als das Familienleben.“ Und in den Aufnahmebedingungen der Missionare heißt es: „In Anbetracht der hohen Überfahrtssätze und des ungeeigneten Klimas ist es unrätlich Verheiratete anzunehmen, außer unter spezieller Erlaubnis des Bischofs; und es wird festgehalten, daß sollte sich jemand in Afrika verheiraten, so hört er wenigstens für die Zeit (seiner Ehe) auf ein Mitglied der Mission zu sein.“[1])

[1]) M. S. 437.

Die U.-M ist auch auf das engste verknüpft mit der 1893 neugegründeten „Gesellschaft der heiligen Mission“ (Soc. of the Sacred Mission). Diese hochkirchliche Gesellschaft entwickelte sich aus Anregungen des Bischofs Corfe in Korea, sie stellte sich zuerst die Aufgabe, die Laien für den Missionsdienst in ähnlicher Weise heranzubilden, wie es mit den Geistlichen auf der hochkirchlichen Colleges in Canterbury und Warminster geschieht. „Die koreanische Missionsbrüderschaft“ nahm aber bald klösterliche Formen an; „Vater“ Kelly trat an die Spitze, alle Novizen verpflichteten sich zum Cölibat. Bischof Smythies vermittelte die Verbindung der U.-M. mit dieser Brüderschaft, die darauf 1893 den erwähnten neuen Namen „Gesellschaft der heiligen Mission“ annahm. Missionar Woodward „trat als Novize Ostern 1894 ein und legte im Oktober desselben Jahres sein Gelübde ab“, so heißt es im offiziellen Bericht. Da Woodward seit 1875 im Dienst der U.-M. steht, so nimmt sich dieses Gelübde im 20. Jahre seines Missionsdienstes kaum anders aus als der Eintritt in einen Mönchsorden. Woodwards Station Magila ist bestimmt das afrikanische Hauptquartier dieser ritualistischen Bruderschaft zu werden, gerade so wie hier schon seit Jahren die „Schwestern“ arbeiten, die zum Unterschied von den lady missionaries in den Listen nur mit ihren Vornamen geführt werden und sich in Kutte, Kreuz und Rosenkranz von katholischen Nonnen nicht im geringsten unterscheiden. Verdächtig erscheint es in diesem Zusammenhang, daß die Kirche in Korogwe, der Nachbarstation Magilas, der „heiligen Jungfrau Maria“ geweiht ist (Febr. 1896), gerade wie in die hochkirchliche St. Albans Church in London seit Ostern dieses Jahres die Statue der „heiligen Jungfrau“ wieder ihren Einzug gehalten hat. Charakteristisch ist auch, daß bei der dritten „heiligen Diözesan Synode“ zu Sansibar (im Oktober 1896) Laien ausgeschlossen wurden, wobei der Berichterstatter die Bemerkung macht: „Wir müssen den Kanonisten überlassen den genauen Charakter der beiden früheren Synoden zu bestimmen, an denen Laien teilnehmen durften.“[1]) Wir sehen, high church ism ist entschieden im Wachsen begriffen. Man sehe sich nur die zahlreichen Bilder in der neusten „Geschichte der Universitätenmission“[2]) an, fast alle Geistlichen tragen nicht bei den Gottesdiensten — da haben sie selbstverständlich Stola und Übergewand — sondern überall im Leben den cassock, den anschließenden Talar, der der Mönchskutte sehr ähnlich sieht, manche sogar mit dem Strick um die Lenden!

In keiner ostafrikanischen Mission ist der Wechsel der Missionsarbeiter so erschrecklich groß wie bei der U.-M. Nach den Tabellen, die der „Geschichte“ angehängt sind, sind seit 1859 im ganzen 290 Missionare und Missionarinnen in den Dienst derselben getreten; davon haben sich 102, also mehr als ein Drittel zurückgezogen, d. h. sie haben ihre kontraktliche Zeit von drei oder fünf Jahren in der Mission abgedient und sind dann ihrer Wege gegangen. Von dem jetzt im Dienst der Mission befindlichen Personal von 89 Weißen und Schwarzen sind nur 13 mehr als 10 Jahre und weitere 12 mehr als 5 Jahre im Dienste; 73 von ihnen sind also Rekruten, die sich eben erst in die Arbeit einleben oder eingelebt haben. Und nach den bisherigen Erfahrungen ist nicht anzunehmen, daß von diesen 73 Neulingen

---

[1]) M. 456.

[2]) Anderson Morshead, The History of the Universities Mission to Central Africa 1859—96. London 1897. S. 336.

nach weiteren 5 Jahren auch nur der vierte Teil noch im Dienst der U.-M. sein wird. Es ist das gewiß eine Folge der fundamental verschiedenen Stellung, welche diese Mission zu ihren Arbeitern einnimmt. Sie denkt nicht daran, ihnen eine Lebensstellung zu gewähren, sondern sie erlaubt nur jedem, der den Trieb dazu in sich fühlt, in ihren Reihen zu arbeiten. Sie gewährt kein Gehalt; viele Missionare erhalten außer der freien Station keinen Pfennig; nur im Notfall werden 400 Mk. Taschengeld für das Jahr gewährt, wodurch aber alle persönlichen Bedürfnisse befriedigt werden müssen. Ebenso übernimmt die Mission keinerlei Verantwortung für die aus irgend welchem Grunde, auch wegen Krankheit, aus dem Dienst der Mission Ausscheidenden; sie gehen die Mission nichts mehr an von dem Tage, wo sie der Station den Rücken gekehrt haben.

Unverhältnismäßig groß ist die Zahl der Laienarbeiter; neben den 96 Geistlichen haben im Dienste dieser Mission nicht weniger als 113 Laien und 82 Missionsschwestern gestanden. Bei der sehr scharfen Betonung der Vorrechte des geistlichen Standes, welche diesen für Laien vollständig verschließt, fragt man sich, wie für so viele Laien ein geeigneter Beruf beschafft werden konnte. Aber man muß bedenken, daß die Arbeiter der Mission fast gar nichts kosteten, und daß man deshalb jedermann nehmen konnte, für den sich überhaupt Beschäftigung finden ließ.

Geradezu erschreckend ist auch, daß von dem Missionspersonal der U.-M. in dem Menschenalter ihrer Arbeit, in 37 Jahren, 66 gestorben und 44 mit gebrochener Gesundheit nach Hause zurückgesandt sind. Gewiß ist das Klima Ostafrikas ungesund; aber einen derartigen Prozentsatz hat meines Wissens keine andere Mission aufzuweisen, selbst nicht die Ugandamission, die mit ihren endlosen Reisen die Körperkraft ihrer Missionare auf viel härtere Proben stellte. Die Vermutung liegt nahe, daß bei dem stark asketischen Zug, der durch die U.-M. geht, auf die Pflege und Schonung der Gesundheit nicht die nötige Sorgfalt gewandt wird. Steht doch bis heute weder im Rovuma- noch im Njassa-Distrikt der U.-M. ein einziges Haus aus Steinen mit festem Dach, wie es jede unsrer deutschen Stationen im Kondelande bereits hat! An der persönlichen Frömmigkeit der Universitäten-Missionare, an ihrem heiligen Eifer für das Werk des Herrn, an ihrer Selbstverleugnung und — last not least, ihrer loyalen Unterordnung unter die ihnen als Engländern natürlich unbequeme deutsche Kolonialherrschaft möchte ich aber mit diesen Bemerkungen keinen Zweifel aufkommen lassen.

Die Leipziger Mission hat am Kilimandscharo in Moschi im Jahre 1896 ihre dritte Station angelegt. Leider weicht der dort gesprochene Dialekt wieder sowohl vom Kimadschame wie Kimamba ab, so daß die Mission es auf den drei Stationen mit drei verschiedenen Dialekten zu thun hat, von denen nach Ansicht der Missionare wenigstens zwei eine gesonderte Litteratur haben müssen. In der Wakamba Mission ist am 13. September 1896 Missionar Kämpf dem perniziösen Gallenfieber erlegen; seine Braut war erst am 13. Dezember 1895 in Mombas eingetroffen, sie ist also nach nur 10 monatlicher Ehe Witwe geworden. Von Ikutha aus hat Missionar Säuberlich Untersuchungsreisen in das weite Gebiet zwischen dem Sabaki-Athi und Tana unternommen, wo die Hauptmasse der Wakamba wohnt; er hat dichtbevölkerte und fruchtbare Distrikte gefunden, so daß dort im Innern wohl bald eine vierte Wakamba-Station angelegt wird. Auch in der Hafenstation Mombas will die Leipziger Mission ein Haus für die Durchreisenden oder der Ruhe und der

Erholung bedürftigen Missionsgeschwister bauen. Da Jkutha nur 12 Wegstunden von der projektierten Bahnstation Kibwezi an der Uganda-Eisenbahn liegt, so wird es voraussichtlich im nächsten Jahre aus seiner großen Abgeschiedenheit heraustreten. — Kibwezi oder Neu-Loodale wird zwar von freischottischen Missionaren bearbeitet, steht aber in keinerlei offiziellem Zusammenhang mit den freischottischen Missionen; es ist eine Privatmission der Familie Mackinnon, die bekanntlich um die Erschließung Ostafrikas die größten Verdienste hat.

Die englische Kirchenmissionsgesellschaft hat auf ihren drei Stationen in Usagara, Mpwapwa, Mamboia und Kisokwe, in den Jahren 1894 und 1895 sehr schwer unter der entsetzlichen Hungersnot gelitten, welche ganz Ostafrika heimsuchte. Die englischen Christen sandten 7000 Mk. um die dem Hungertode Nahen zu speisen. Aber einen Eindruck hat auch diese Heimsuchung auf das Volk nicht gemacht; jetzt wo die Not vorüber ist, sind sie genau so stumpf und unzugänglich wie vorher. In dem ganz einsam gelegenen Nasa in Usukuma scheint es sich ein wenig zu regen; es konnten 1896 wenigstens 18 Wasukuma getauft werden. Im englischen Ostafrika tritt das äußerst sittenlose und fanatisch-mohammedanische Mombas als größte Stadt der Kolonie (mit 40,000 Einwohnern) und Ausgangspunkt der Uganda-Eisenbahn immer mehr in den Vordergrund. Die Ch. M. S. hat die Missionsarbeit mit Knaben- und Mädchenschule, Straßenpredigt und Senana besuchen, Krankenhaus und Gemeindearbeit, Suchen der von den andern Stationen Zugezogenen und Evangelisation in den Soldatendörfern vielseitig organisiert. Es ist auch eine Missionshalle für evangelistische Versammlungen gebaut. In Teita ist 1895 die Station Sagalla, welche 1882—90 besetzt, dann aber wegen der gänzlichen Unempfänglichkeit und offenen Feindschaft der Bevölkerung aufgegeben wurde, neu in Angriff genommen. Und die zeitweilige Aufhebung der Station hat den Wateita offenbar gut gethan; sie kommen jetzt den Missionaren mit der allergrößten Freundlichkeit entgegen und kommen zu hunderten zu den Sonntagsgottesdiensten. In Taveta hat Missionar Steggall am äußeren Rande des Urwaldes die Station Mahoo d. h. „glückliches Land" angelegt und durch die Missionsknaben in eine üppig blühende und gedeihende Plantage umgewandelt. Die Missionsarbeit erstreckt sich auf die 3—4000 Eingeborenen, welche in kleinen Dörfern zerstreut im Urwald wohnen.

Die vereinigten Methodisten-Freikirchen haben auf ihrer Hauptstation Ribe nahe bei Mombas den tüchtigen Missionar Carthew, den Leiter ihres Missionswerkes, am 27. November 1896 durch den Tod verloren Auf ihrer andern Station Golbanti am Tana arbeitet Missionar Ormerod in freundlichem Einverständnis mit den benachbarten Neukirchenern. Diese haben eine Station in dem ganz mohammedanischen Lamu, wo sich die Arbeit auf Straßenpredigt, gelegentliche Unterredungen und Hausbesuche beschränkt; es ist hier so harter Boden wie in Mombas. Es kommt noch hinzu, daß der Lamudialekt des Suaheli sich wesentlich von dem in Sansibar gesprochenen unterscheidet. Außerdem kennen die Lamuer nur die arabische Schreibschrift, aber nicht die Druckschrift. Die Missionare sehen sich deshalb vor die Frage gestellt, für Lamu eine eigene Suaheli-Litteratur herzustellen und in Schreibschrift drucken zu lassen. In Ngao am Tana ist die Arbeit unter sehr viel Schwachheit und Krankheit fortgegangen, und es sind wenigstens 6 Pokomo getauft. In Meli unterhalb Ngao ist eine Außenstation angelegt, welche von einem der Pokomo-Erstlinge bedient wird. Oberhalb Ngao haben die Neu-

kirchener die Stationsgebäude in Makere von dem amerik.-schwed. Missionar Alme gekauft, um dort eine weitere Station anzulegen. Auch das schon halb dem Islam verfallene Engatana (zwischen Makere und Ngao) ist als Außenstation ins Auge gefaßt. Der religiöse Geheimbund ngadsi ist nach wie vor ein schweres Hindernis der Missionsarbeit unter den Pokomo. Der Verkehr auf dem Tana wird durch das neubeschaffte Petroleum Motorboot Nagea wesentlich erleichtert. Die Neukirchener Mission am Tana ist jetzt 10 Jahre alt; in dieser Zeit sind von 20 hinausgesandten Missionsgeschwistern sechs gestorben, vier mit gebrochener Gesundheit heimgekehrt, und nur 6 Brüder und 2 Missionsfrauen sind noch in der Arbeit.

Endlich haben wir noch die schwedisch-amerikanische Mission unter Hedenström am Tana zu erwähnen. Sie ist ein neuer Beleg, wie gefährlich für Afrika die unüberlegten Experimente der phantastischen amerikanischen „Glaubensmissionen" sind. Nach Mitteilungen, welche Pastor Berlin aus dem Chicago Bladet, dem Neukirchener Missionsblatt und andern Missionszeitschriften gesammelt hat, schloß sich Hedenström in Amerika der skandinavischen Allianzmission an und kehrte im August 1893 mit dreizehn amerikanischen Schweden nach Ostafrika zurück. Hier begannen sie Hedenströms alte Station Kulesa am Tana wieder aufzubauen, was auch unter sehr vielen Schwierigkeiten und Krankheiten gelang. Ein Wohnhaus mit 5 Zimmern 2 Küchen und eine Backsteinkirche wurden gebaut und etwas Acker durch künstliche Bewässerung in Gartenland verwandelt. Die Bevölkerung in Kulesa ist spärlich, doch kamen bis gegen 100 Pokomo zu den Gottesdiensten; auch eine kleine Knaben- und Mädchenschule wurde begonnen. Aber 1894 machten die Somali einen neuen Anschlag auf die Station, der nur durch das tapfere Eintreten des Kapitäns Dugmore vereitelt wurde, und von nun an begannen sich die Reihen der Missionsarbeiter bedenklich zu lichten. Frl. Nilsson starb (1894) am Klimafieber; Berg mußte wegen wiederholter Krankheitsfälle nach Amerika zurückkehren; Olson und Frau, Anna Olson und Alquist traten aus dem Missionsdienst aus; Schelander und Higberg mit seiner Frau gingen nach Indien in den Dienst der internationalen Allianzmission. Der Norweger Ole Alme machte wenigstens einen Versuch in Makere eine zweite Station anzulegen; er starb aber (Februar 1896) und seine Stationsgebäude gingen an die Neukirchener über. So ist schließlich Hedenström schwer krank auf seiner Station Kulesa fast allein zurückgeblieben; der einzige der bei ihm ausgehalten hat, Palmquist, studiert die Gallasprache und sammelt Gallawörter!! — Ein Missionar Quant, der auf eigene Hand Gallamission betreiben wollte, ist in Harrar ausgewiesen werden.

Den Mitteilungen über die Uganda-Mission (1896, 538) fügen wir nur noch die Statistik hinzu, welche der Jahresbericht pro 1896—97 der Ch. M. S. giebt:

Getaufte:	10306.
Katechumenen:	2818.
Kommunikanten:	2738.
In 1896 getauft:	4456.

Litteratur-Bericht.

1. **Kunze**: „Im Dienst des Kreuzes auf ungebahnten Pfaden.“ 4 Hefte über die Missionsversuche auf der Dampier-Insel (Neu-Guinea): 1. Schwierige Anfänge auf einsamer Südsee-Insel. 2. Ein schönes Tagewerk in einem Lande der Thränen und Trübsale. 3. Allerlei Bilder aus dem Leben der Papua. 4. Kleine Züge aus dem Missionsleben auf Neu-Guinea. — Barmer Missionshaus. 1897. Das Heft 25 Pf. — Das sind lebensvolle Mitteilungen aus den Anfängen einer der schwierigsten und opferreichsten Missionen der Gegenwart, welche durch ihre anschauliche Detailmalerei den Leser mitten in die Wirklichkeit der Dinge hinein versetzen. Und zwar nicht bloß in die Gefahren und Leiden der Missionare, auch nicht bloß in das Leben und Treiben ihrer Missionsobjekte, sondern vor allem in die Schwierigkeiten der Missionsarbeit selbst und in die Eigenartigkeit des Missionsbetriebes unter einem auf tiefer Civilisationsstufe stehenden Volke, dessen Sprache der Bote des Evangeliums ihm erst von den Lippen abzulernen hat. Wie der Fremdling ihr Vertrauen gewinnt und wie er mit Leuten verkehrt, bei denen für seine Botschaft kaum eine Anknüpfung vorhanden zu sein scheint, das schildert uns der Verfasser so konkret, daß man es miterlebt, wie ihnen allmählich ein Verständnis dafür aufdämmert, was der Missionar eigentlich will. Neben Patons bekannter Selbstbiographie habe ich nicht viel Missionsschriften gelesen, die so wie die Kunzesche geeignet sind, der heimatlichen Missionsgemeinde das Auge für die Schwierigkeiten wie für die Eigenart der missionarischen Pionierarbeit auf ungebahnten Pfaden zu erschließen. Auch für junge Missionare, denen eine ähnliche Aufgabe gestellt ist wie den Sendboten der Rheinischen M.-G. in Neu-Guinea, enthält das Buch eine Fülle praktischer Anweisung, aus der sie viel lernen können. — Der Druck der Bilder, mit denen das inhaltsvolle Buch reichlich ausgestattet ist, läßt freilich viel zu wünschen übrig, wie auch die beigegebene Karte. Werden die Missionsschriften mit Illustrationen ausgestattet, dann muß auch alle Sorgfalt darauf verwendet werden, daß sie deutlich und schön geraten, sonst erfüllen sie den Zweck der Veranschaulichung nicht. Lieber weniger, aber gute Bilder.

2. **Gensichen**: „Missionsarbeit hüben und drüben.“ Berlin. Missionsbuchhdlg. 1897. Geb. 2,20 Mk. — Dieses schön ausgestattete Buch enthält folgende 6 Vorträge: 1. Missionsarbeit im Synodalhilfsverein und in der Parochie. 2. Die Missionsstunde. 3. Das Missionsfest. 4. Die Missionsgedanken in den Perikopen. 5. Die Missionsmethode der M.-G. Berlin I im Lichte der Schrift und der Erfahrung. 6. Die Segenserfolge der Mission in der Gegenwart. Was diese Vorträge auszeichnet, das ist ihre große Frische, Wärme und Andringlichkeit. Sie enthalten eine Fülle guter Gedanken und praktischer Anweisungen, die allerdings nicht immer neu sind, aber oft in so packender und manchmal durch Kürze schlagender Weise vorgetragen werden, daß sie nicht nur haften, sondern auch Antriebe zur Arbeit geben. Es ist eine von Glaubensgehorsam und Hoffnungsmut getragene Missionsbegeisterung, welche die Ausführungen des Missionsdirektors durchweht und die zur Missionsbegeisterung hinreißen möchte. Freilich manchmal wird der rhetorische Schwung zu lebhaft und der Optimismus zu gewagt; und dann

liegt die Gefahr nahe, sonderlich die Beweisführungen zu schwächen. Auf Sachlichkeit beruhende Nüchternheit übt eine größere Beweiskraft als bloße rednerische Begeisterung. So laufen je und je auch Ungenauigkeiten unter. Z. B. die von Friedrich IV. von Dänemark S. 79 f. erzählte Geschichte gehört in das Gebiet der Legende. Aufs Ganze gesehen, ist das Buch eine neue willkommene Handreichung namentlich für die Pastoren, und wir wünschen von Herzen, daß es ihm gelingen möge, sie zur Missionsarbeit auf der Studierstube wie in der Gemeinde freudig und geschickt zu machen.

3. **Warneck**: „Abriß einer Geschichte der protest. Missionen von der Reformation bis auf die Gegenwart." 1. Abt. das heimatliche Missionsleben. Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage. Berlin. 1898. Martin Warneck. 2,50 Mk. Ich beschränke die Anzeige dieses Buches auf den Abdruck des Vorworts: „Obgleich die zweite Auflage dieses Abrisses längst vergriffen war, lag es doch nicht in meiner Absicht, jetzt schon eine dritte zu veranstalten. Ich wollte damit warten bis die dritte Auflage der Theol. Real-Encyklopädie bis zu dem Artikel: „Mission" fortgeschritten sein würde. Der Auftrag, akademische Vorlesungen zu halten, hat mich aber bestimmt, diesen Entschluß zu ändern. Bei der Ausführung dieses Auftrages ist es mir bald klar geworden, daß ein übersichtliches Lehrbuch ein Bedürfnis für mich wie für meine Zuhörer ist; für mich, damit ich Raum gewinne in das missionsgeschichtliche Detail einzugehen, für die Zuhörer, damit sie das trockene Namen- und Zahlenmaterial, welches das unentbehrliche geschichtliche Knochengerüst bildet, gesichert schwarz auf weiß besitzen. — Nun habe ich allerdings dieses Knochengerüst auch mit einigem Fleisch und Blut überkleidet. Nicht bloß weil man schön fahren muß mit den Lesern, sondern auch damit das Gebein etwas Leben bekomme. Und da ich nicht wie bei dem Artikel für die Encyklopädie, an eine bestimmte Seitenzahl gebunden war, so hat diese neue Auflage des Abrisses durch ihre bedeutende Ausdehnung ein etwas geschichtlicheres Gewand bekommen können als die früheren. — Aber sie ist nicht bloß sehr erweitert, sie ist auch gänzlich neu gearbeitet worden. Nur wenige Passagen aus der zweiten Auflage sind herübergenommen und auch diese in verbesserter Gestalt. Die zweite Abteilung, welche die evangelischen Missionsgebiete behandelt und will's Gott zu Anfang des nächsten Jahres folgen wird, ist eine total neue Arbeit. — Bedeutend vervollständigt habe ich auch die Litteraturangaben. Ich hoffe damit allen denjenigen einen Dienst erwiesen zu haben, welche eine spezielle Partie der Missionsgeschichte eingehend studieren wollen und durch diesen Dienst mir viele briefliche Beantwortungen zu ersparen. — Nichts wäre mir eine größere Freude, als wenn das Buch ein rechtes Studentenbuch würde und auch vielen Pastoren neue Lust machte, Missionsstudenten zu werden. — Daß mich diese Arbeit von der Vollendung meiner Missionslehre abgehalten hat, bitte ich zu entschuldigen. Hoffentlich folgt der Schluß binnen Jahr und Tag." — Über den Inhalt des Buches nur soviel, daß es nach einer Einleitung die Stellung zur Mission innerhalb des Zeitalters der Reformation und der Orthodoxie (S. 1—46), dann die Verbindung des Pietismus mit der Mission und den Anbruch des gegenwärtigen Missionszeitalters (S. 47—76) behandelt und mit einer übersichtlichen Geschichte der Missions-Gesellschaften (76—133) schließt.

4. **Grundemann:** „Missionsbilder mit Versen für Kinder.“ N. 9: die Battas und N. 1 Südafrika. 3. Aufl. Berlin. Missionsbuchhandlung. Jedes dieser Heftchen enthält 8 kolorierte Bilder, welche durch nebenstehende Verse erklärt werden. Über den Wert der Bilder und noch mehr der Verse schwankt ja noch sehr das Urteil, aber die Thatsache, daß diese Heftchen jetzt in 1/2 Million von Exemplaren verbreitet sind beweist doch, daß sie in der Kinderwelt Eingang gefunden haben. Und die Anerkennung muß man ihrem Herausgeber zu teil werden lassen, daß er keine Mühe scheut, seine Lieblinge immer gefälliger auszustatten.

5. **De le Roi:** „Mich. Sal. Alexander, der erste evangelische Bischof in Jerusalem. Ein Beitrag zur orientalischen Frage.“ Gütersloh. 1897. 3 Mk. Wir haben an diesem Buche nicht bloß die Biographie eines frommen aus Israel stammenden christlichen Judenmissionars, der evangelischer Bischof im heiligen Lande wurde, sondern zugleich die interessante Geschichte der Gründung und der Bedeutung des Jerusalemer Bistums, das auf Betrieb Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und England gemeinsam errichtet wurde, um in Palästina einen Einheitspunkt für die Evangelischen im Orient zu schaffen. Leider ist dieses schöne Ideal nach dem Tode des zweiten Bischofs, Gobat, durch den excentrischen hochkirchlichen Anglikanismus zu nichte geworden, aber die Geschichte dieses Versuchs und der mancherlei Einflüsse, die er geübt hat, bleibt immer interessant, und es ist das Verdienst des Verfassers, uns in dieselbe einen lehrreichen Einblick thun zu lassen. Der große Rahmen, in welchem das schöne Bild Alexanders eingefaßt ist, macht das Buch auch über die Kreise der Judenmissionsfreunde hinaus ebenso zeitgemäß wie wertvoll und wir empfehlen es namentlich allen denen, welche sich für die Evangelisationsbestrebungen innerhalb der alten christlichen Kirchen des Orients interessieren.

6. **Nottrott:** „Aus der Wendenmission. Ein Beitrag zur kirchlichen Heimatskunde für das Volk.“ Halle. 1897. 8 Mk. Der durch seine „Goßnersche Mission unter den Kols“ (1874 und 1888) bekannte Verfasser, der Bruder des noch bekannteren Missionars, bietet in dieser fleißigen und auf viel Studium beruhenden Arbeit sowohl dem Missionar wie dem Pastor und Lehrer eine willkommene Handreichung zur praktischen Verwertung: dem Missionar, damit er für den Missionsbetrieb der Gegenwart aus dem der Vergangenheit Belehrung und Warnung empfange, dem Pastor und Lehrer, damit sie mit Material versehen werden, um in Kirche und Schule anschaulich machen zu können, was die Mission einst an unseren heidnischen Vorfahren gethan hat, wie unser Land christlich wurde, und was es trotz aller Verkehrtheit der Missionsmethode dem Christentum verdankt. Besonders der letztere Gesichtspunkt ist bei der Abfassung maßgebend gewesen. Nun giebt das Buch allerdings keine so lebensvollen Bilder aus der Geschichte der Pflanzung des Christentums in den einst wendischen Gegenden unseres Vaterlandes, wie sie weiland Ludwig Harms aus seiner engeren Heimat gegeben hat. Dazu ist das Gebiet zu groß, welches es umfaßt, und der Stoff nicht immer ausgiebig genug. Auch ist die Harmssche Kleinmalerei ein besonderes Charisma. Aber der Verfasser trägt Detail in Fülle zusammen, welches der individuellen Gestaltung fähig ist und das Stoff genug zu fesselnden Einzelbildern gewährt, wenn man ihm Lokalfarbe giebt. Zu diesem Zweck ist dem Buche ein ausführliches

Ortsnamenverzeichnis beigegeben, welches gleichsam die Kapitelüberschriften über die engere Heimatskunde der Orte enthält, für welche man spezielles Material sucht. Natürlich genügt es nicht, nur nachzulesen, was die betreffenden Seiten bieten; man muß die oft trockenen Lokalangaben in Verbindung bringen mit den allgemeinen Schilderungen, in die sie eingerahmt sind; aber das Verzeichnis thut ausgezeichnete Wegweiserdienste zur Lokalisierung. Nottrotts Arbeit ist indes mehr als ein Nachschlagebuch für die Lokalinteressenten; es giebt auch einen instruktiven Überblick über die Zustände des alten wendischen Heidentums wie einen lehrreichen Einblick in die Gesamtgeschichte der damaligen Christianisierung und kirchlichen Organisierung, wenn es auch nicht beansprucht, eine wissenschaftliche Geschichte der alten Wendenmission zu sein. Doch hat die fortlaufende Lektüre besonders des zweiten speziellen Teil etwas Ermüdendes und verwirrt auch leicht; man studiert das Buch am praktischsten, wenn man von dem Interesse an dem lokalen Detail sich immer mehr in das Studium derjenigen Kapitel hineinführen läßt, welche den Stoff zu seiner lebensvollen Ausgestaltung liefern. Und an diesem Stoff fehlt es so wenig wie an Lokaldetail. Da ist zuerst ein allgemeiner Teil, welcher über das Volk der Wenden und seine Eigenart, über ihren Gottesglauben und ihren Gottesdienst, über Missionare, Missionsstationen und Missionsweise und namentlich über den Vorort der Wendenmission bis Ende des 11. Jahrhunderts, Magdeburg, orientiert (S. 1—130). Dann folgt der ausführlichere spezielle Teil, der die einzelnen Stämme der Wenden, ihre Christianisierung und kirchliche Organisierung behandelt: die Sorben (Magdeburg, Merseburg, Naumburg-Zeitz, Meißen S. 131—330); die Obotriten (Oldenburg, Ratzeburg, Mecklenburg S. 331—388); die Pommern (Kammin, Stettin u. s. w. S. 389—441); die Liutizen (Altmark, Havelberg, Brandenburg, Rethra, Rügen S. 442—539). Kurz: das Buch bringt vieles, und daher wünschen wir, daß aus dieser reichen Fundgrube sich mancher etwas hole, um auch durch Einführung in die Mission der Vergangenheit für die Mission der Gegenwart Interesse und Liebe zu erwecken.

7. **Schulze:** „Bethanien." Die ersten 50 Jahre und der gegenwärtige Stand des Diakonissenhauses Bethanien in Berlin. Diakonissenhaus 1897. — Streng genommen gehört eine Anzeige dieses vornehm ausgestatteten, schön illustrierten, Ihrer Majestät der Kaiserin gewidmeten Buches nicht in den Rahmen des Litteraturberichts dieser Zeitschrift, da es einen Gegenstand behandelt, welcher der heimatlichen Diakonie angehört. Wenn ich dennoch auf diese treffliche Arbeit hier empfehlend hinweise, so thue ich es aus zwei Gründen: erstens weil ich den Centralstätten für die äußere Mission ähnlich eingehende — wenn vielleicht auch nicht so ins Kleinste spezialisierte — Monographien wünsche, und zweitens weil es mir eine besondere Freude gewährt hat, zu lesen, wie in diesem Hause der inneren Mission so liebevoll und fortgehend auch der äußeren Mission gedacht wird (S. 142. 192. 194. 211. 249.). Ein neuer Beleg für die alte, schon im August Herrn Francke typische innere Verbindung zwischen den heimatlichen Werken dienender Liebe und in der Heidenmission. Die Liebe ist nicht eifersüchtig und nicht engherzig und diejenigen, welche sie am opferwilligsten daheim üben, sind die letzten, die erklären, daß sie daheim ende.

Warneck.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

Geschichte und Arbeitsfelder der englischen Kirchenmissionsgesellschaft.

Von Paul Richter-Werleshausen.

III. Periode 1872—1897.

Die letzten Jahrzehnte haben in England eine ganz außerordentliche Zunahme des Missionslebens gezeitigt. Die Zeiten, in welchen die Mission stiefmütterlich behandelt wurde, sind dort längst vergangen, die Mission gehört in England zum guten Ton. Wir haben darin in erster Linie sicher die Ernte zu sehen, welche aus der Saat aufgeht, die die glaubensfesten Gründer der Missionen in Geduld Jahrzehnte lang unentwegt ausgestreut haben. Daneben hat das Zusammentreffen mancher äußeren Umstände zu diesem Aufschwung des englischen Missionslebens sichtlich beigetragen; dahin gehören der gesteigerte Weltverkehr und die Ausbreitung der britischen Herrschaft, die Erforschung und Zugänglichmachung Afrikas, die großartige Entwickelung des indisch-britischen Reiches, die Erschließung der beiden großen ostasiatischen Kaiserreiche China und Japan.

Die Summe von 27 ³/₄ Millionen Mk., welche die englischen Jahresbeiträge für die Mission erreicht haben; die etwa 3500 englischen Missionare und Missionarinnen, die zur Zeit in Arbeit stehen; die immer noch wachsende Zahl der Missionsgesellschaften; die Bildung der Student Volunteer Missionary Union, deren Mitglieder schon nach Hunderten (1300) zählen; die allenthalben in schnelle Aufnahme gekommenen Medical Missions, die der Mission zur Zeit nicht weniger als 239 Ärzte zur Verfügung stellen; die starke Beteiligung der englischen Frauenwelt an der Missionssache und die dadurch ermöglichte große Entfaltung der Zenana-Mission; der außerordentliche Anklang und die weite Verbreitung, welche seit 1886 die von der C. M. S. angeregten Simulta neous February Meetings im ganzen Lande gefunden haben; die eingehende und warme Behandlung der Mission auf der diesjährigen panangiklanischen Lambeth-Konferenz: das alles sind redende Zeugnisse von der Zunahme der Missionsbewegung in England.

Während nun früher die nonconformistischen Denominationen in Missionssachen vor der anglikanischen Kirche einen bedeutenden Vorsprung hatten, bemüht sich die letztere immer mehr denselben einzuholen. So giebt es jetzt speziell in der Church of England 24 Missions-Gesellschaften, darunter die großen C. M. S., S. P. G., Lond. Juden Miss.-Ges., C. E. Z. M. S, Colon & Continent. Church Soc., Soc. f. Prom. Chr. Kn. Von den 27 ³/₄ Millionen Mk. Missionsgaben entfallen auf die Church of England ca. 10 ³/₄ Millionen.

Nicht den kleinsten Teil an dieser Zunahme des Missionslebens und seiner Früchte hat die C. M. S. davon getragen. Vergegenwärtigen wir uns einige besonders in die Augen springende Momente auch ihres Wachstums. Schon ein Blick auf die Leitung der Gesellschaft und die dazu erforderlichen Kräfte läßt uns einigermaßen einen Eindruck davon bekommen. Bereits zu Venns Zeiten hatte ein Sekretär den gesteigerten Betrieb nicht mehr bewältigen können. Jetzt hat die Gesellschaft nicht weniger als 18 Haupt- und Nebensekretäre. Unter diese sind die einzelnen Zweige der Verwaltung geteilt, so daß einige die Leitung der heimatlichen Missionsgemeinde, andere das Zeitschriftenwesen, andere das Finanzdepartement unter sich haben. Für die indischen, ostasiatischen und afrikanischen Missionen ist je ein besonderer Sekretär angestellt.

Das Zeitschriftenwesen hat eine große Ausbildung erfahren. Die Gesellschaft giebt eine ganze Reihe periodisch erscheinender Blätter heraus: den Intelligencer, der eine Auflage von 6575 Exemplaren hat; den Gleaner — das Organ für die Gleaner's Union, worüber näheres weiter unten — in 78800 Exempl.; das Awake in 42250 Exempl.; Mercy and Truth in 5000 Exempl., das Organ für die ärztlichen Missionen der Gesellschaft; die Children's World für die Kindervereine in 56000 Exempl. Außer diesen monatlichen Zeitschriften erscheinen noch vierteljährlich das Quarterly Paper in 20000 Exempl. und Quarterly Token in 223000 Exempl. Endlich ist noch der umfangreiche Jahresbericht, die Proceedings, zu nennen.

Wir beachten weiter die Zunahme der Anhängerschaft der C. M. S. Im Jahre 1872 hatte sie in England die stattliche Anzahl von ca. 350 District Associations (Bezirkshilfsvereine); in den letzten 25 Jahren hat sich dieselbe fast um 200 vermehrt. Die Lokalvereine beziffern sich auf weit über 1000. Das Verzeichnis der Mitglieder dieser Vereine und sonstiger Freunde der Gesellschaft macht einen stattlichen Band von mehr als 300 vierspaltigen Seiten in engem Petitdruck aus.

Einer besonderen Beliebtheit erfreut sich eine neuere Vereinsbildung, die Gleaner's Union, die in 730 Zweigvereinen bereits mehr als 90000 Mitglieder zählt. Der Zweck derselben ist in erster Linie nicht das Sammeln von Beiträgen, sondern Zusammenschluß aller derer, die an der Missionsarbeit in der Heimat praktisch mithelfen wollen, zu planmäßigem Vorgehen. Doch thut sie auch materiell der C. M. S. sehr wertvolle Handreichung, indem sie 33 Missionare vollständig auf ihre Kosten unterhält.

Auch die Kinderwelt ist in England viel mehr zur Missionssache herangezogen als bei uns. So gehören zur C. M. S. zahlreiche Kinder-Missionsvereine; diese Organisation führt den Namen The Sowers' Band.

Eine neue, hoffnungsvolle Vermehrung der Missionsgemeinde erfährt

die Gesellschaft zur Zeit durch Bildung von Hilfsgesellschaften in den Kolonien, so in Canada, Neusüdwales, Victoria, Neuseeland und Südafrika. Dieselben unterstützen die Mutter-Gesellschaft nicht nur durch Beiträge, sondern auch durch Stellung missionarischer Hilfskräfte.

Mit dem Wachstum der Anhängerschaft geht Hand in Hand eine große Steigerung der Einnahmen. Von 156 065 £ im Jahre 1872 haben sich dieselben auf 268 526 £ im Jahre 1896 gehoben; im Jahre 1897 betrugen sie gar 341 395 £ (= 6 827 900 Mk.).

Gaben von 100 £ (2000 Mk.) kehren in jedem Verzeichnisse des Intell. recht häufig wieder; solche von 300, 500, 750 £ (= 6000, 10 000, 15 000 Mk.) sind durchaus nichts Ungewöhnliches; ja es findet sich kaum eine Nummer, in der nicht ein oder mehrere Gaben von 1000, 2000, 3000 £ (= 20 000, 40 000, 60 000 Mk.) angezeigt werden. Dazu kommen dann noch besonders große Gaben; so spendete z. B. Rob. Arthington zur Aufnahme der Ugandamission 100 000 Mk., ein Herr Jones 1882 fast 1 1/2 Mill. Mk., ein ungenannter Wohlthäter im letzten Jahre 580 000 Mk.

Die Steigerung der Einnahme setzte die Gesellschaft in Stand, auch die Arbeiterzahl bedeutend zu vermehren. Im Jahre 1872 standen 204 Missionare in ihren Diensten, aus denen in weiteren 15 Jahren 309 wurden. Dann faßte 1887 die Gesellschaft den glaubensmutigen Entschluß, fortan alle, welche sich zum Missionsdienst anböten und für tauglich befunden würden, ohne Rücksicht auf ihren bisherigen Stand, Theologen, Mediziner, Offiziere, Seeleute, Handarbeiter u. s. w. anzunehmen, in der Zuversicht, daß der, welcher die Arbeiter gesandt, auch für ihren Unterhalt sorgen würde. In diesem Glauben ist sie nicht getäuscht worden. Die Arbeiterschar hat sich in einem Jahrzehnt mehr als verdoppelt [1]) und die Mittel haben sich auch gefunden. In dieser Hinsicht erfährt übrigens die Kasse der Gesellschaft eine ganz wesentliche Entlastung dadurch, daß ihr für mehr als 300 Missionare die Sorge um den Unterhalt abgenommen ist.

Von diesen bestreiten 78 ihre Bedürfnisse aus eigenen Mitteln, 70 werden durch Freunde unterhalten, für 33 kommen die Gleaner-Vereine auf, für 64 einzelne Parochieen oder lokale Missionsvereine, für 41 andere Gesellschaften und Fonds, für 33 die kolonialen Associationen. Daß dies Institut der „own missionaries“ in eine so schnelle und weite Aufnahme gekommen ist, ist vornehmlich eine Frucht der Three years' enterprise.

---

[1]) Diese Vermehrung wird aber teilweise illusorisch dadurch, daß nach wenigen (5 oder 6) Jahren viele den Missionsdienst wieder verlassen. Es würde für die Arbeit fruchtbarer sein, wenn die Leitung der C. M. S. den Grundsatz adoptieren wollte: nur solche Leute werden als Missionare angenommen, welche entschlossen sind, im Missionsdienst zu bleiben. D. H.

Die Gesellschaft hat gegenwärtig 392 ordinierte Missionare in ihren Listen, dazu kommen noch 110 Laienmissionare. Zur Ausbildung dient noch immer das Seminar zu Islington (London N.); zur Vorbereitung auf dasselbe ist neuerdings eine Anstalt in Clapham (London SW.) gegründet. Einen hervorragenden Prozentsatz zu den Missionaren stellen erfreulicherweise die Universitäten. Cambridge, das schon seit 1858 mit der C. M. S. verbunden war, hat bisher nicht weniger als 140 akademisch gebildete Missionare an die C. M. S. geliefert. Von den gegenwärtig in Dienst stehenden Missionaren sind 200 von den Universitäten gekommen.

Besonders charakteristisch für unsere Periode ist das große Kontingent, das die Frauenwelt zur Mission stellt. Innerhalb der Church of England führte die lebhafte Teilnahme derselben an der Mission 1880 zur Bildung einer neuen Frauenmissionsgesellschaft, der Church of England Zenana Missionary Society (C. E. Z. M. S.), welche ihre Arbeiterinnen, im Jahre 1896 bereits 125, ausschließlich in den Dienst der C. M. S. stellt. Aber auch diese Gesellschaft deckte das vorhandene Bedürfnis nach Missionarinnen nicht, und so hat die Gesellschaft 1887 als einen neuen Zweig ihrer Thätigkeit eine unmittelbar mit ihr verbundene women-mission ins Leben gerufen. Ihre Arbeiterinnen erhalten ihre Ausbildung auf ihre eigenen Kosten in den Instituten The Willows & The Olives, die ärmeren auf Kosten der Gesellschaft im Training Home zu Highbury (London N.).

Von den home operations gehen wir zu dem Arbeitsbetriebe auf den Missionsfeldern über. In mehr oder weniger systematischer Weise wird die Arbeit jetzt meist in folgende Abteilungen gegliedert: Evangelistic, Educational, Medical, Zenana und Pastoral branch.

Unter dem Evangelistic branch versteht man die eigentliche missionierende Thätigkeit als solche. Der Pastoral branch — das Endziel der Arbeit — ist die Pastorierung der gesammelten Gemeinden, wobei die Missionare durch 341 ordinierte eingeborene Pastoren und 5329 Lehrer &c. unterstützt werden. — Der Educat. branch hat es mit dem Missionsschulwesen zu thun, das von der Gesellschaft besonders sorgfältig gepflegt wird. Insgesamt unterhält die Gesellschaft 2172 höhere und niedere Schulen, in denen 92804 Knaben, Mädchen und Jünglinge unterrichtet werden. Dieser Arbeitszweig ist vornehmlich in Indien und China von Wichtigkeit, wo er darum auch am detailliertesten ausgebildet ist. — Die Medical mission ist fast ausschließlich ein Produkt der Neuzeit. Dr. Emslie, der 1864 nach Kaschmir ging, ist der erste Missionsarzt der C. M. S., der ausgesprochenermaßen den Zweig der ärztlichen Missionsthätigkeit aufnahm. Nach China wurde 1872 der erste Missionsarzt hinausgesandt. Längere Zeit glaubte die Gesellschaft noch, daß sie nicht das Recht habe, Geld, welches ihr für geistliche Zwecke gegeben sei, für irdische aufzuwenden, auch wenn auf solche Weise das Evangelium den Seelen nahe gebracht würde. Aber immer mehr hat man dann die Berechtigung und die Wichtigkeit der

medical mission erkannt und sie in den bisherigen Missionsbetrieb eingegliedert. Zur C. M. S. gehören gegenwärtig 44 Missionsärzte, welche ihr Arbeitsfeld hauptsächlich in Indien, China und dem Orient finden. Es sind 27 medical missions in Betrieb, in den Hospitälern der Gesellschaft sind 850 Betten aufgestellt; 7749 Patienten empfingen im letzten Jahre vollständige Verpflegung; die Zahl der gemachten Hausbesuche betrug über $^1/_2$ Million. — In der Senanamission endlich beschäftigt die Gesellschaft 238 selbständige Arbeiterinnen;[1]) sie arbeiten größtenteils in Indien, China und Japan, aber auch in Westafrika, Uganda (seit 1895) und im Orient. Die Thätigkeit der Missionarinnen hat sich immer vielseitiger gestaltet. Außer dem Besuch der Senanas und dem Unterricht der weiblichen Jugend wird ärztliche Frauenmission (besonders von der Z. B. M. M.) getrieben. Auch an der Dorfmission beteiligen sich die Missionarinnen immer mehr. Was uns Deutsche freilich befremdend anmutet, ist, daß diese Arbeiterinnen auch in öffentlichen Versammlungen vor Männern auftreten, ja, daß sie auf einigen Stationen in China und Japan selbständig stationiert sind und nur etwa unter dem Schutz eines eingeborenen Katechisten im Lande herumziehen. Auch das dürfte nicht gesund sein, daß in Japan z. B. die Zahl der Missionarinnen die der Missionare sogar übertrifft.

Noch einmal lassen wir schließlich die Missionsfelder der Gesellschaft vor unsern Augen vorüberziehen, um die Fortsetzung des Werkes in dieser Periode zu verfolgen und zugleich einen Überblick über seinen gegenwärtigen Stand zu gewinnen.[2])

In der Sierra Leone-Kolonie hat die C. M. S. das eigentliche Missionswerk im ganzen beendet. Nur die höheren Lehranstalten, das Furrah Bai Institut, die Grammar school und die Annie Walsh school stehen noch unter ihrer Leitung. Eine kleine Mission unterhält sie noch unter den Timne (Port Lokkoh), doch beabsichtigt man neustens, endlich auch das Hinterland von Sierra Leone, welches fast noch ganz ($^{39}/_{40}$) heidnisch ist, in den Bereich der Arbeit zu ziehen. Im äußersten Nordosten desselben soll Falaba besetzt werden.

Die native church, welche sich jetzt ganz selbständig unterhält, zählt einige 30, von 106 eingeborenen Pastoren und Lehrern bediente Gemeinden mit 11384 Seelen. Auch treibt die nat. church etwas eigene Mission, indem sie die Arbeit unter den Bullom und Scherbro übernommen hat. Die Gemeinden halten sich fleißig zur Kirche. Unterlassung der Kindertaufe kommt kaum vor. In vielen Familien werden Hausandachten gehalten. Auch die Wochengottesdienste erfreuen sich eines guten Besuchs. Die Kirchensteuern werden im allgemeinen pünktlich bezahlt. Es fehlt nicht an Beispielen großer Opferwilligkeit.

[1]) excl. der Missionarinnen der C. E. Z. M. Z. und Z. B. M. M.

[2]) Missionsatlas von Grundemann! — Wie bisher, so werden auch jetzt nur die wichtigeren Stationen angegeben. Wem in diesem Stück an Vollzähligkeit gelegen ist, möge dazu Gundert, die evangelische Mission, Calw, 3. Auflage 1894 einsehen.

Neben diesen Lichtseiten dürfen freilich die Schattenseiten nicht verschwiegen werden. Über manche schwere Schäden, als Trunksucht, Unzucht, Eitelkeit, und Vergnügungssucht wird Klage geführt. Überhaupt steht das sittliche Leben noch auf einem recht niedrigen Niveau. Die nat. church hat es dringend not, daß sie zu größerem geistlichen Leben erwache. Ob dies allerdings, wie neuerdings versucht wird, durch revivalistische „Spezialmissionen“ nachhaltig geschehen kann, ist zu bezweifeln.

Im Yorubalande sind nach und nach friedlichere Zeiten eingekehrt. Auch Abeokuta, wo allerdings inzwischen manche heidnische Unsitten, wie Polygamie und Haussklaverei, wieder aufgelebt waren, konnte seit 1879 wieder von einem europäischen Missionar besetzt werden. Andere Plätze wurden neu in Angriff genommen, so daß die dortige Mission jetzt 21 Stationen zählt. In Lagos ist das Werk am weitesten entwickelt, es befinden sich daselbst einige schon selbständig gewordene Kirchsysteme. Auch hat Lagos eine Reihe wichtiger Schulen, ein Lehrer- und ein Lehrerinnenseminar und eine Grammar school. Ersteres soll aber, weil in der verkehrsreichen Seestadt die Seminaristen zu vielen Versuchungen ausgesetzt sind, auf eine stillere Inlandstation verlegt werden. Die Zahl der Christen im Yorubalande beträgt 7780, wovon 5943 der nat. church angehören und 1837 noch unter direkter Pflege der Mission stehen. Schwere Gefahr erwächst diesem Missionsgebiet je länger je mehr aus dem erschreckend überhand nehmenden Branntweinhandel.

Ein eingeborener Lehrer schreibt: „Entweder müssen wir den Branntwein ausrotten, oder der Branntwein rottet uns aus. Männer, Frauen und Kinder geben sich dem Branntweingenuß hin. Wo man geht und steht, trifft man auf Betrunkene. Ohne Branntweingelage kein Fest. Die Trunksucht ist das große Hindernis gegen den Fortschritt des Evangeliums, wie gegen die sonstige Hebung des Volkes, alle civilisatorischen Bemühungen werden durch sie illusorisch gemacht.“ Proc. 96, 77 f.

Die Nigermission hat in unserer Periode eine Neuorganisation erfahren. Die eingeborenen Evangelisten, durch welche nach der ursprünglichen Idee diese Mission betrieben werden sollte, entsprachen doch den in sie gesetzten Erwartungen nicht. In der Einsamkeit ihrer Stationen, wo ihnen die nötige Aufsicht zu sehr mangelte, inmitten eines noch ungebrochenen, lasterhaften Heidentums waren manche unter ihnen doch noch nicht gefestigt genug, um den großen, unausgesetzt an sie herantretenden Versuchungen auf die Dauer zu widerstehen. So fielen manche selbst in grobe Sünde, andere besaßen nicht Energie genug, Kirchenzucht in ihren Gemeinden zu üben. Daß dabei das Missionswerk nicht gedeihen konnte, ist begreiflich. Um dieser unerfreulichen Erfahrungen willen wurden wieder neben den eingeborenen Lehrern europäische Missionare angestellt. Als dann der ehrwürdige Bischof Crowther, der bis in sein hohes Alter rast-

los seine Diözese durchzog und visitierte — 6 Monate verwandte er jährlich darauf — im Jahre 1891 heimging, trat an seine Stelle nicht wieder ein Negerbischof, sondern ein europäischer. Nur wurden zwei eingeborene Geistliche, Phillips und Olumole, zu Suffraganbischöfen ernannt. Infolgedessen veranlaßte Crowthers Sohn, der Archidiakonus Dand. Coates Crowther, der wohl auf den Bischofsstuhl gehofft hatte, mit einigen anderen unzufriedenen Geistlichen eine Sezession und zog die großen Gemeinden im Delta, Bonny und Okrika, mit 3260 Seelen nach sich. Doch ist es im letzten Jahre den Bemühungen des Bischofs Tugwell gelungen, mit den Sezessionisten eine friedliche Einigung herbeizuführen.

Um den schwierigen Verkehr mit den einzelnen Stationen zu erleichtern, hat diese Mission einen eigenen Dampfer, den „Henry Venn", zur Zeit schon den zweiten dieses Namens, erhalten, mit welchem auch schon größere Rekognoszierungsreisen den Benue hinauf unternommen wurden. Allerdings befahren seit einiger Zeit auch andere Schiffe Handels halber den Strom; hiervon hat die Mission aber wesentlich nur Schaden gehabt, indem sie die Branntweinpest auch dorthin importiert haben. Eine rühmliche Ausnahme macht die Königl. britische Niger-Kompagnie, welche sich mit Branntweinhandel grundsätzlich nicht befaßt.

Das ungesunde Klima erfordert noch immer bedauerlich viel Opfer. Von 7 im Jahre 1893 hinausgesandten Missionaren erreichte nur einer seine Station und auch dieser nur, um 2 Jahre darauf dort sein Grab zu finden.

In Ostafrika hatte die C. M. S. bis 1872 nur die kleine Station Rabai (Kisulutini). Die Aufhebung des Sklavenhandels und die Befreiung vieler Sklaven durch englische Schiffe hatte 1875 die Vergrößerung dieser Station wie die Anlegung zweier neuer, Freretown und Mombas, zur Folge. Auch wurde die Kolonie befreiter Negersklaven aus Nasik (s. Mahrattenmission) nach Ostafrika überführt. Indessen ist der Zustand auf diesen Sklavenkolonieen nie ein recht befriedigender geworden; unter den umwohnenden Stämmen hat man vollends nur mäßige Erfolge erzielt. Ein hoffnungsvollerer Ableger dieser Mission sproßt aber im Giriamadistrikt nördlich von Mombas auf, wohin das Evangelium durch einen befreiten und bekehrten Neger getragen wurde.

Nach Westen in das Innere vordringend, legte man 1883 die Stationen Sagalla und Moschi — dafür später Taweta — an.

Von ungleich größerer Wichtigkeit wurde aber die Mission in Uganda. Den Anstoß zu derselben gab 1875 ein Brief Stanleys, in welchem er von der Bereitwilligkeit des dortigen Königs Mtesa, das Evangelium anzunehmen, und von der hohen Bedeutung Ugandas eine begeisterte Schilderung machte. Die C. M. S. empfing in kurzer Zeit 480000 Mk. mit der Bitte, Uganda in Angriff zu nehmen. Zwar war sich die Ge-

sellschaft der Schwierigkeit bewußt, mitten im Innern von Afrika, Hunderte von Meilen von der Küste entfernt, eine Mission anzufangen; dennoch glaubte sie sich dem Rufe nicht entziehen zu können. Die erste Missionsexpedition wurde 1876 nach Uganda gesandt. Als Zwischenstationen auf dem weiten Wege von der Küste dorthin wurden im Laufe der Jahre Mamboia, Mpwapwa u. a. besetzt, die Mission fand hier aber recht harten und unfruchtbaren Boden.[1])

Die Ugandamission, über welche in dieser Zeitschrift oft berichtet worden ist, ist bekanntlich reich an Zwischenfällen; nur die Hauptdaten seien hier resümiert. Zwei der ersten Missionare wurden ermordet. Manche andere sind am Fieber gestorben oder invalide heimgekehrt. Viel Not machte der Mission die despotische Launenhaftigkeit Mtesas und seines Nachfolgers Muanga; bald standen die Missionare in höchster Gunst — besonders wußte sich der ehemalige Ingenieur Mackay, seiner Zeit die Seele der Ugandamission, unentbehrlich zu machen — bald fielen sie in Ungnade, mußten sogar zeitweise außer Landes weichen. Den Höhepunkt der Feindschaft gegen das Evangelium bildete 1885 die Ermordung des edlen Bischofs Hannington und im Anschluß daran eine Christenverfolgung, welche mehr als der Hälfte der bis dahin gesammelten Christen das Leben kostete. Hierzu kamen die Wirren, die durch das Eindringen der katholischen Mission veranlaßt wurden. Es bildeten sich 3 einander feindlich gegenüberstehende Parteien, eine englisch-evangelische, eine katholisch-französische und eine mohammedanische. Den fortwährenden Revolutionen wurde erst ein Ende gemacht, als 1893 die englische Regierung die Verwaltung des schwer heimgesuchten Landes in die Hand nahm. Evangelischen, Katholischen und Mohammedanern wurden besondere Provinzen zugewiesen. Seitdem hat die evangelische Mission jenen bekannten, glänzenden Aufschwung genommen. Die weiteste Aufnahme hat sie in der Umgegend von Mengo, der Hauptstadt, gefunden. Dann folgen die angrenzenden Provinzen Bulemezi und Kyagwe. Weiter sind die Provinzen Singo, Busoga, Sese-Inseln, Koki und zuletzt die westlichste, schon an den Kongostaat angrenzende Toro besetzt. In und um Mengo sind bereits 28 Kirchen gebaut, in dem übrigen Lande an 300. Ungefähr 25000 Leute hören sonntäglich das Evangelium. Der Lerneifer der Baganda kann durch noch so reiche Verbreitung von Bibelteilen, Fibeln und dergl. kaum befriedigt werden. Die Zahl der Getauften hat 10000 bereits überschritten. Keine von den Missionen der C. M. S. hat zur Zeit so glänzende Aussichten wie die Ugandamission, die ein Gegenstück zu der Londoner Mission auf Madagaskar zu werden verspricht. Hoffentlich werden deren Fehler in Uganda vermieden. Die C. M. S. schickt sich an, auf dieses Gebiet besonders zahlreiche Arbeitskräfte — 1897 bereits 30 Missionare und 8 Missionarinnen — zu konzentrieren.

Das nächstgelegene Arbeitsfeld bildet die orientalische Mission. Eine wirksame Thätigkeit unter den Mohammedanern ist noch immer da-

[1]) Zur Zeit wird dieser Weg von den C. M.-Missionaren nicht mehr benutzt; es ist jetzt eine bequeme, fahrbare Straße direkt durch Britisch-Ostafrika nach Uganda hergestellt. Eine Eisenbahn dorthin ist im Bau begriffen.

durch so gut wie unmöglich gemacht, daß der Fanatismus derselben trotz aller Verträge den Übertritt eines ihrer Landsleute mit dem Tode bestraft. Es finden sich wohl einzelne Seelen, die von der Wahrheit des Evangeliums überzeugt sind, aber die Furcht vor dem drohenden Tode hält sie meist ab, durch die Taufe öffentlich ihren Glauben zu bekennen. Durch ärztliche Wirksamkeit sucht man darum den Boden allmählich für die Mission empfänglicher zu machen. Auch bemüht man sich nicht ohne Erfolg, durch Frauenmission Eingang in die Harems zu gewinnen. Das Gros der gesammelten Gemeinden rekrutiert sich bis jetzt nicht durch Bekehrungen vom Islam, sondern durch Übertritte aus den orientalischen Kirchen, in Palästina aus der griechisch-katholischen, in Persien aus der armenischen.

In Ägypten wurde 1882 Kairo neu besetzt und 1889 daselbst ein Hospital und eine Poliklinik eröffnet, die sich eines guten Zuspruchs erfreuen. Die gesammelte Gemeinde zählt erst 48 Seelen.

In Palästina hat die Gesellschaft im Lauf der 70er Jahre ihren beiden alten Stationen Jerusalem und Nazareth eine ganze Anzahl neuer hinzugefügt (Jaffa, Nablus, Acca, Gaza, Haifa u. a.). Auf mehreren wird eine ausgebreitete medical mission betrieben. Jerusalem hat eine Theological class, eine Präparandenanstalt eine höhere Knaben- und Mädchenschule, auch ist eine Druckerpresse in Thätigkeit. Es halten sich 1447 Christen zur C. M. S.

Persien besetzte 1869 Dr. Bruce von der C. M. S.; er nahm seinen Wohnsitz in Dschulfa, einer Vorstadt von Ispahan. Auch dort wurde 1880 eine medical mission eröffnet. Eine solche erhielt auch Bagdad, das 1882 besetzt wurde. In Persien hat die C. M. S. erst 276 Glieder.

Im Vorübergehen nur sei hier noch eine kleine Mission in Aden (Südarabien) erwähnt, die jedoch schon 1888 nach nur zweijährigem Betrieb wieder aufgegeben wurde.

Indien ist immer mehr das bedeutendste Missionsfeld der Gesellschaft geworden. Mehr als $^{1}/_{8}$ aller ihrer Arbeitskräfte hat hier seinen Wirkungskreis, nämlich 228 Missionare und 54 Missionarinnen,[1]) dazu 180 ordin. eingeborene Geistliche und 3342 sonstige Lehrer. Die Stationen der Gesellschaft — 221 an Zahl — finden sich fast in allen Provinzen: Bengalen, Nordwestprovinzen, Centralprovinzen, Radschputana, Pandschab und Sindh, westl. Indien, Trawankor, Tinnevelly, Madras, Telugu, Ceylon und Mauritius. Besonders ausgebildet ist das Schulwesen. Die Gesellschaft unterhält 23 high schools und colleges, 92 anglo-vernacular schools, 1480 Volksschulen, 9 Divinity schools, 12 Präparandenanstalten und Seminare, 52 Waisenhäuser und Kostschulen. Eine ausgebreitete

[1]) Außer den ca. 150 Arbeiterinnen der C. E. Z. M. S. und Z. B. M. M.

medical mission wird besonders im Pandschab getrieben. Welch reicher Pflege sich die Senanamission zu erfreuen hat, ersieht man schon daraus, daß ihr, wie bemerkt, mehr als 200 Arbeiterinnen dienen. Ein weiteres Charakteristikum der indischen Mission ist ein neuestens in Aufnahme gekommenes Missionsmittel, das Institut von Associate Evangelists.

Eine Gruppe von „Evangelisten", die ähnlich wie die katholischen Orden ein gemeinsames Leben führen, läßt sich in einem der Erweckung besonders bedürftig erscheinenden Missionsgebiet nieder und sucht durch eine Reihe von — sehr an Methodismus erinnernden — Versammlungen die Gemeinden aus ihrem Schlaf zu regerem Leben zu erwecken. Ist das geschehen, so geht's auf ein anderes Feld und so fort. Solche Evangelistengesellschaften stehen in Kalkutta, Krischnaggar, Laknau und den Centralprovinzen. Einen ganz ähnlichen Zweck haben die Spezialmissionen, welche einzelne hervorragende Kanzelredner als Reiseprediger hier und da abhalten.

Auf allen indischen Missionsgebieten hat man durch Bildung von native church councils den ersten Schritt zur Selbständigmachung der Gemeinden gethan. Was die Erfolge auf den einzelnen Feldern betrifft, so besteht bekanntlich ein großer Unterschied zwischen Nord- und Südindien; hier reiche Garben, dort einzelne Ähren. Die stolzen Hindu Nordindiens verhalten sich im ganzen noch immer ablehnend gegen das Christentum, die dravidischen Völker Südindiens und die Aborigines zeigen sich ungleich empfänglicher. Von den 125 000 indischen Christen der C. M. S. kommen auf die Tamilen 57 500, auf die Malayalim 30 200, auf die Telugus 10 200, auf die Singhalesen 3800, auf die Santals 3750 insgesamt 105 400. Die übrigen 19 600 verteilen sich auf die großen hinduistischen Missionsfelder; auf diesen ist dann weiter wahrzunehmen, daß die Mission unter der Landbevölkerung immer noch günstigere Resultate liefert als in den großen Städten. — Wir haben nun noch den Stand des Werkes auf den einzelnen indischen Arbeitsfeldern zu überschauen.

In Bengalen konzentriert sich die Arbeit um Kalkutta, Burdwan und Krischnaggar. Am vielseitigsten ist sie in erster Stadt; die Gesellschaft hat in ihr drei Kirchen, eine Divinity school zur Ausbildung von Bengali-Geistlichen, ein Lehrerinnenseminar unter Leitung der C. E. Z. M. S., eine Kostschule für Knaben, eine solche für Mädchen, eine Schule besonders für die Mohammedanermission, ein Waisenhaus und andere Volksschulen. Dazu kommen noch ein Seemannsheim, ein Mädchenheim, eine Bibliothek und andere Veranstaltungen der innern Mission. Daß hier wie auch in Krischnaggar eine Evangelistengesellschaft stationiert ist, war schon bemerkt.

Die Mission unter den Santals hat sich, wenn auch nicht mehr in dem schnellen Tempo der ersten Zeit, so doch noch immer in einer zufriedenstellenden Weise weiter entwickelt. Große Gefahr droht dieser Mission von dem Hinduisierungsprozeß, der unter den Santals immer größere Dimensionen annimmt. Manche Schwierigkeit in der Pflege der Bekehrten erwächst weiter dadurch, daß jährlich nicht

wenige Santals meist in die Theedistrikte am Fuß des Himalaya auswandern. Eine Kolonie solcher ausgewanderter Santalchristen an der Grenze von Bhutan, Santalpur, zählt allein 657 Seelen.

Die Arbeit in den Nordwestprovinzen wird in 5 Gruppen eingeteilt. Die erste bilden die Stationen Benares mit dem Narayan college, Allahabad mit einer Divinity school (gegr. 1881) für die Nordwestprovinzen und Gorakpur mit jetzt 3 Ackerbaukolonieen. Die 2. Gruppe schließt die Stationen im alten Königreich Audh in sich. Auf der Hauptstation Lakna u wird eine christliche Zeitung „The Indian Christian Messenger" gedruckt. Zur 3. Gruppe gehören Agra mit dem St. Johns college, Sicandra mit seinen großen Waisenhäusern, Mattra, Mirat, auch 2 Ackerbaukolonieen. Dazu kommen noch 2 jüngere Missionen unter Aborigines, nämlich die Mission unter den Gonds mit ihrem Centrum in Mandla (Centralprovinzen) und die 1880 eröffnete Mission unter den Bhils in Kherwara (Radschputana); von ersterem Volke sind 169 bekehrt, von letzterem erst 20.[1])

Was man bei den Stationen der Nordwestprovinzen vermißt, ist das gesunde Wachstum. Taufen von erwachsenen Heiden kommen auf den einzelnen Stationen im Durchschnitt jährlich nur fünf vor, auf manchen Stationen jahrelang nicht eine einzige.

Während dies Missionsgebiet die C. M. S. so fortgesetzt auf eine große Geduldsprobe stellt, hat sich die Entwickelung der so viel jüngeren Mission im Pandschab verhältnismäßig günstiger gestaltet. Allerdings kommen von den 5097 Christen mehr als 4/5 auf die Gruppe von Stationen, die dichtgedrängt um Amritsar und Lahore herumliegen; zur Station Narowal allein gehören 1500. Die an der West- und Nordgrenze zerstreut liegenden Stationen haben fast alle erst kleine, 50 Seelen und darunter zählende Gemeinden. Zumal lassen die alten Gemeinden in Sindh sowohl nach Quantität wie Qualität viel zu wünschen übrig. Das Missionsfeld wird immer weiter nach Westen und Norden ausgedehnt. In Srinagar hat die Mission definitiv Fuß gefaßt; mitten in Beludschistan ist seit 1886 Quetta besetzt; sogar Kafiristan ist schon besucht worden. Von großem Nutzen erweisen sich die medical missions, deren die Pandschab-Mission nicht weniger als 12 hat. Auch die Senana-Mission ist sehr stark vertreten. Die Divinity school zu Lahore arbeitet in Segen.

Die Mission ist hier zum nicht geringen Teil Mohammedanermission, dieselbe ist aber hier weniger unfruchtbar gewesen als auf anderen islamitischen Feldern. Eine der wichtigsten Bekehrungen war die von Imad ud din, der dann im Dienste der Mission manche seiner ehemaligen Glaubensgenossen zum Heil geführt hat. Er ist ein sehr fruchtbarer theologischer Schriftsteller geworden und erhielt wegen seiner Verdienste auf diesem Gebiete den Doktortitel der Theologie. Jüngst veröffentlichte er eine interessante Statistik über Mohammedanerbekehrungen, wonach unter 956 Taufen in Amritsar sich 152 solche von Mohammedanern befanden; von 17 eingeborenen Pastoren in Pandschab sind 9 bekehrte Mohammedaner. Charakteristisch ist, daß gebildete Mohammedaner zahlreicher zum Christentum kommen als ungebildete; je größer die Unwissenheit, desto größer der Fanatismus der Mohammedaner.

---

[1]) Unter den Bhils wird auch von Malegam (Bombay Presidency) aus gearbeitet.

Die Mahrattenmission hat es auch noch mit Hindus zu thun, und darin liegt die Erklärung für die Unfruchtbarkeit dieses schon südindischen Missionsfeldes. Bombay vollends, die große Handelsstadt mit ihrem bunten Völkergetümmel und ihrem unruhigen Hasten und Jagen, ist noch immer ein Schmerzenskind der Mission. Trotz mehr als 75jährigen Bestehens zählt die Station erst 251 Seelen ($^2/_3$ davon Mahratten, $^1/_3$ getaufte Mohammedaner und etliche wenige ehemalige Parsis.) Nasik hat durch Verlegung des Sklavenasyls an Bedeutung verloren, doch besteht daselbst noch die Ackerbaukolonie, mit welcher auch etwas andere Industriethätigkeit, Zimmerei und Weberei, verbunden ist. In Puna, einer 1882 besetzten Station, ist eine Divinity School für die Mahrattenmission geschaffen. Bedeutend hoffnungsvoller ließ sich die Arbeit in und um Aurangabad (schon in dem großen Vasallenstaat Haiderabad) an, wo sich 1870 ein bekehrter Parsi niederließ und mit unerwartetem Erfolg das Evangelium predigte. Die dortigen Gemeinden zählen bereits 1534 Seelen. Neuerdings scheint mehr ein Stillstand eingetreten zu sein.

Die Westküste Indiens weiter hinabgehend, kommen wir nach Trawankor, dem Gebiet der Malayalim-Mission. Hier befindet sich das Werk in einem ungleich fortgeschritteneren Stadium. In mehr als 100 unter eingeborenen Pastoren und Lehrern stehenden Pastoraten treffen wir 30194 Christen der C. M. S. an. Zu den schon vorhandenen wichtigen Erziehungsanstalten hat diese Mission 1891 in der Buchanan-Institution — einem Gegenstück zu dem Sarah Tucker-Institut von Palamkotta — noch ein Lehrerinnenseminar erhalten.

Von besonderem Interesse sind auf diesem Gebiete immer noch die Itinerancy missions unter den Tschogans und Pulayans, sowie den Berg-Arrians. Über eine 13jährige Wirksamkeit unter den letzteren giebt Missionar Painter in den Proc. 1896 einen interessanten Rückblick: „Ich schaue auf diese 13 Jahre mit ungeheuchelter Dankbarkeit zurück; es sind durch Gottes Güte Jahre glücklicher Arbeit und überfließenden Segens gewesen. Neue Stationen wurden eröffnet, 13 von ihnen versprechen wohlbegründete Gemeinden zu werden. Die Zahl der Christen wuchs von 800 auf 3000; die Beiträge haben sich verfünffacht. Auf den meisten Plätzen ist Land erworben, wozu das Volk freigebig mitgeholfen hat. Von der Lehrerschaft, die sich beim Wachstum des Werkes sammelte, kann ich mit Dank berichten, daß ihre Glieder mit den Schwierigkeiten unermüdlich und treulich ringen und sich bemühen, Seelen für Christum zu gewinnen und sie zu erbauen.“

Im Osten grenzt an dieses Missionsgebiet Tinnevelly an. Die dortige Tamilenmission nimmt bei weitem die erste Stelle unter den indischen Missionen der C. M. S. ein. Die Kirchenorganisation ist in dem gegenwärtigen Zeitabschnitt fortgeführt. Die alten 10 Distriktskonzile sind in 15 neue umgewandelt, welche zu einer gemeinschaftlichen Provinzialsynode verbunden sind. Auch beschickt die Tinnevelly-Kirche die tamilische Generalsynode in Madras. 53 tamilische Pastoren und gegen 1000 Lehrer haben die Leitung und den Unterricht der 48035 Glieder zählenden Gemeinden unter sich [1]). Den letzten großen Zuwachs von 10000 Seelen erfuhr die Tinnevelly-Kirche 1878 gelegentlich der großen Hungersnot. Seitdem ist in der

---

[1]) Die Zahl der Anhänger beträgt 51358, d. h. 11000 weniger (!) als 1892. Die Verminderung wird auf Kosten strafferer Kirchenzucht, die jetzt geübt wird, gesetzt; d. h. die größere Strenge gegen Kastenreste hat einen Abfall herbeigeführt.

Christentumsbewegung, welcher von Anbeginn auch soziale Momente beigemischt waren, und die von Anfang an fast ausschließlich auf die Schanars (Palmbauern) beschränkt geblieben war, nachdem diese zum großen Teil christianisiert sind, eine Stockung eingetreten. — In Nordtinnevelly hat die Tamilenkirche selbst eine kleine Itinerancy mission aufgenommen.

Erheblich kleiner ist der andere Zweig der Tamilenmission, der in Madras seinen Sitz hat. Zu ihm gehören nur 2165 Tamilenchristen unter 4 selbständigen Pastoraten. Die früher schon einmal eröffnete, aber wieder eingegangene Divinity school hat 1884 ihre Wiederbelebung erfahren, sie soll der gesamten Tamilenmission die eingeborenen Geistlichen stellen. Eine kleine, mit der Harris high school verbundene Mohammedanermission zählt erst 20 Seelen. — Von Madras aus wurde 1870 Ottakamand in dem Nilagiris besetzt, wo neben Tamilen auch unter der aboriginistischen Bergbevölkerung, den Todas, gearbeitet wird.

Im Telugugebiete, welchem wir uns weiter zuwenden, hat die Bewegung unter den Malas immer reichere Früchte getragen, so daß die Zahl der Bekehrten von 2223 im Jahre 1871 auf 10203 gestiegen ist. Der Zuwachs aus den Heiden beträgt jährlich immer noch mehrere Hunderte. Eine ganze Reihe von höheren Schulen — außer dem Noble college und der Sharkey memorial school sei nur ein Seminar für Geistliche und Lehrer genannt — sorgen für theologische wie weltliche Bildung der Teluguchristen. — Die Koi-Mission in Dumagudem ist leider recht verkümmert; anstatt der — besonders um der Sprache willen — schwierigen Mission unter diesen Aborigines hat man sich fast gänzlich der allerdings bequemeren Hindumission zugewandt. — In den Vasallenstaat Haiderabad hat man seit 1888 auch von Osten (siehe oben Aurangabad) den Fuß hineingesetzt und die Station Kummamet gegründet.

In Ceylon regt sich in neuerer Zeit, besonders von seiten des Buddhismus, dem infolge des Auftretens moderner englischer und amerikanischer Buddhisten z. B. des Obersten Olkot, Dr. Dalys u. a. der Kamm sehr geschwollen ist, heftiger Widerspruch. Das Schauspiel buddhistischer Gegenmission ist in Ceylon nichts Seltenes mehr; dabei werden die mannigfachen Veranstaltungen der Mission nachgeahmt: es giebt buddhistische Reiseprediger, Katechismen, Traktate, Choräle, Sonntagsschulen, Laterna magicas, sogar ein buddhistisches Weihnachten (Buddhas Geburtstag.)

Das Wachstum der dortigen Missionsgemeinden der C. M. S. ist denn auch nur ein bescheidenes zu nennen; die singhalesischen zählen 3719, die tamilischen 5153 Seelen, von letzteren sind aber viele vom Festlande her als Kulis eingewandert. — Die ausgedehnte Itinerancy mission unter den Tamilen und Singhaesen auf den Thee- und Kaffeeplantagen wird von 178 eingeborenen Reiselehrern versehen.

Von der zu Indien gerechneten Mauritius-Mission ist Neues nicht zu bemerken. Eine Zweigstation auf den Seychellen (1874—94), wo unter befreiten Negersklaven gearbeitet wurde, ist, seit das Bedürfnis weggefallen, wieder aufgehoben.

Auch in China hat die Arbeit, besonders seit den 80er Jahren, einen mächtigen Aufschwung genommen. Medical und Zenana mission finden reiche Verwendung. Höhere Schulen sind an den Hauptcentren für die heranwachsende christliche Jugend eröffnet.

Am weitesten ist das Werk in der Provinz Fuhkien und im Ningpo-Bezirk (Provinz Tschekiang) fortgeschritten. In ersterer zählt die Mission bereits 16993 Anhänger, von denen allerdings erst die kleinere Hälfte (7212) getauft ist. Es sind dort 225 Kirchen und 147 Schulen, darunter 34 Mädchenschulen, errichtet; 170 eingeborene Gehilfen, worunter 10 ordinierte Pastoren, helfen den Missionaren. Ein native church council ist 1882 gebildet. Die Gemeindeglieder bringen 15000 Mk. Kirchensteuern auf. Zur Heranbildung eingeborener Lehrer und Prediger ist in Futschau ein theologisches Seminar gestiftet. Auch Ningpo hat ein solches.

In Fuhkien kamen zu den schon aus der vorigen Periode stammenden Stationen Ningtaik und Lo Nguong als weitere wichtige Centren Fuhning, Kutscheng — durch das Blutbad von 1895 so traurig berühmt geworden — und Hok Tschiang hinzu. In diesem letzten Bezirk war die religiöse Bewegung am auffälligsten. Hunderte von Familien warfen ihre Götzen weg und errichteten sich selbst christliche Kapellen. Ein Katechist hatte bisweilen 5 Dörfer zu unterweisen, in anderen Fällen konnte man die Lernbegierde überhaupt nicht befriedigen. Eine ähnliche, wenn auch nicht so umfangreiche Bewegung vollzog sich in Tschuki und Taitschau, beide zur Ningpo-Mission gehörig.

Hinter solchem Wachstum blieben die anderen Stationen und Felder erheblich zurück. Hangtschau hat trotz seiner vielseitigen medical mission — ein großes Männerhospital, wo auch christliche Chinesen im ärztlichen Beruf ausgebildet werden, ein Frauenhospital, ein Opiumasyl und ein Aussätzigenheim — erst eine kleine Gemeinde von noch nicht 200 Seelen. Vollends das nördlich davon gelegene Shanghai ist, obwohl die älteste Station, doch fast die kleinste. Recht mäßige Erfolge hat auch die Arbeit in der südlichen Provinz Kwangtung aufzuweisen. Hongkong hat hauptsächlich als großer chinesischer Auswanderungshafen für die Mission Bedeutung. In der Umgegend von Canton wird unter den Puntis Reisemission getrieben. Pakhoi ganz im Süden erhielt 1886 eine medical mission, wozu in den folgenden Jahren noch ein Hospital und 2 Aussätzigenasyle kamen.

Eine neue Provinz, Sitschuen im fernen Westen, ist 1892 besetzt, von hier sind unlängst die ersten Taufen gemeldet worden.

Nach einem schon erwähnten, kurzen erstmaligen Versuch wurde seit 1874 auch Japan von der C. M. S. in ihren Wirkungskreis hineingezogen. Die Arbeit wurde gleich an verschiedenen Stellen in Angriff genommen, namentlich in Nagasaki auf der Südinsel Kiu Schiu, der auch das erste Mal schon besetzten Station, weiter in Osaka, welches das Hauptquartier der Mission geworden ist, in Tokio, der Hauptstadt des Landes, und in Hakodate auf der Nordinsel Yezo. Diese Stationen sind seitdem die Centren ausgedehnter Arbeiten geworden.

In Osaka hat die Gesellschaft 4 Kirchen, um welche sich schon 455 gewonnene Glieder scharen; auch ist 1884 eine kleine Divinity school begründet worden, Kostschulen für Knaben und Mädchen sind in Betrieb. Allmählich hat sich von hier

aus die Mission nach dem südwestlichen Teile von Hondo ausgebreitet, wo die Stationen Matsuye, Fukuyama, Hiroschima u. a. entstanden sind. Auch nach der gegenüberliegenden Insel Schikoku ist sie herübergesprungen und hat dort in Tokuschima einen neuen Mittelpunkt gefunden. — Tokio, die japanische Studienstadt mit ihren 100000 Studenten, ist bisher ein recht spröder Boden gewesen. Die Studenten sind im allgemeinen christentumsfeindlich gesonnen; die Gemeinde besteht fast ganz aus Gliedern der ärmsten Klassen. Zu diesem Distrikt gehört auch das ehemalige Arbeitsfeld der jetzt mit der C. M. S. verschmolzenen kanadischen Wykliffe-Mission, Nagoya. — Von dem dritten Centrum Nagasiaki, wo die Mission auch nur geringe Fortschritte machte, wurde das Evangelium durch eingeborene Lehrer in andere Städte von Kiu Schiu getragen, wo es willigere Aufnahme fand. Besonders entstand in der Umgegend von Fukuoka seit 1888 eine erfreuliche Bewegung, die bald reichliche Ernten lieferte (402 Seelen). Eine andere Station auf Kiu Schiu, Kumatoto, hat ein Aussätzigenasyl erhalten. — Auf dem vierten Felde, der Nordinsel, gilt die Arbeit hauptsächlich den Ainus, der noch auf tiefster Stufe der Civilisation und Religion stehenden Urbevölkerung. Von diesem Stamme sind schon mehr als 1000 Seelen in die christliche Kirche eingesammelt; jedes der letzten Jahre hat 100 und mehr Täuflinge aus ihrer Mitte gebracht. In Hakodate ist ein Lehrerseminar für Ainu-Lehrer gestiftet. Auch wird eine kleine Zeitung „The northern sea light" herausgegeben.

Im Jahre 1887 vereinigten sich die evangelischen Gemeinden Japans mit anglikanischem Ritus und bildeten die Nippon Sei ko kwai (Japanische Kirche). Doch sind die japanischen Gemeinden noch weit davon entfernt, auf eigene Füße gestellt werden zu können. Der anglikanische Bischof von Kiu Schiu Evington, ehemaliger Missionar der C. M. S., urteilt nach 20jährigem Studium der japanischen Christen ganz anders über sie als z. B. der Amer. Board. In aller Nüchternheit schreibt er:

„Ich halte die Zeit noch für sehr fern, wo die Missionsfreunde daran denken können, sich von Japan zurückzuziehen. Allerdings ist die Zahl der Getauften sehr gestiegen, aber das Bewußtsein des Volkes und der Kirche ist noch keineswegs ausgebildet genug. Die Japaner sagen, wir könnten sie nicht verstehen, und in einer Beziehung können wir es auch nicht, denn sie verbergen ihren wahren Charakter vor den Fremden. Aber in anderer Beziehung verstehen wir sie wohl besser als sie selbst. Es kann ja nicht anders sein; ein Land, welches wie dieses in 40 Jahren durch so jähe Wechsel gegangen ist, muß uns noch fortgesetzt Überraschungen und Fehlschläge bringen, die uns zum Teil sehr wehe thun und, wenn Gottes Verheißungen nicht wären, mutlos machen könnten." Proc. 96, 368.

Wir suchen Neuseeland wieder auf. Viel hoffnungsvolle Saat ist in den blutigen Kriegen der vorigen Periode unwiederbringlich verloren gegangen. Die übrig gebliebene Maorikirche hat sich seitdem langsam von den schweren, ihr geschlagenen Wunden erholt. Besonders in den von den Kriegen weniger heimgesuchten nördlichen Gebieten, allmählich dann auch in den anderen Missionsdistrikten hat sich seit den 70er Jahren ein

Umschwung zum Besseren vollzogen. Wir haben in Neuseeland jetzt vollständig geordnete Parochialverhältnisse und christliches Gemeindeleben wie in der alten Christenheit. Allerdings zeigen sich auch schon manche Schattenseiten derselben; so wird über bloßes Namenchristentum und mangelnde Opferfreudigkeit geklagt.

Der Umstand, daß neben den Kindertaufen nur noch vereinzelte Heidentaufen stehen, ist ein Zeichen dafür, daß wir es hier nicht mehr mit eigentlicher Missionsarbeit zu thun haben. Die Pflege der in 45 Stationen eingegliederten 17182 Christen [1]) liegt in der Hand von 39 Maoripastoren und 293 Maorilehrern. Neben diesen stehen nur noch 12 Missionare, welche vornehmlich die Oberaufsicht und die Leitung der höheren Schulen, der Training Institution zu Gisborne und des College zu Te Aute obliegt.

Schon 1869 wurde der Anfang zur Gründung einer selbständigen Maorikirche gemacht und dazu die Maori church boards eingesetzt, welche ihre eigenen Angelegenheiten selbständig beraten.

Neuerdings wird die Missionsarbeit unter den Kingiten im Waikato-Distrikt wieder aufgenommen und scheint empfänglichen Boden zu finden.

Den Beschluß unserer Rundschau bildet wieder Britisch-Nordamerika. Behufs systematischerer Durchführung der Missionsaufgabe ist das weite Gebiet in eine Reihe von Diözesen zerlegt worden. Die Diözesen Nordwest-Kanadas sind: Rupertsland, Saskatschewan, Moosonee, Qu'appelle, Calgary, Athabasca, Mackenzie-River und Selkirk.

In Rupertsland, dem zuerst besetzten Gebiet, ist die Arbeit am weitesten fortgeschritten. Die Stationen und sonstigen Predigtplätze sind hier am zahlreichsten. Die christianisierten Indianer zählen nach Tausenden, sie stehen zum Teil schon unter selbständigen Pastoraten. Am zweitältesten ist die Arbeit in der Diözese Saskatschewan; auch diese weist eine ganze Reihe von Stationen und mehrere tausend Bekehrte auf.

Die Diözese Moosonee streckt sich an den weiten Gestaden der Hudson-Bai hin. Das Klima auf ihren nördlicheren Stationen ist äußerst rauh und unwirtlich; am furchtbarsten auf der hart unter dem Polarkreis liegenden Station Blaklead Island am Cumberland-Sund. Die Mission hat es in diesen Gegenden nicht nur mit Indianern, sondern auch mit Eskimos zu thun.

In dieser Diözese hat 42 Jahre lang mit großem Erfolg Missionar Horden, seit 1872 als Bischof gewirkt. Viele 1000 Meilen hat er in jenen endlosen Gebieten teils im Birkenkanu, teils im Hundeschlitten, teils auf Schneeschuhen jahraus,

---

[1]) Vor 10 Jahren waren es 18241, also 1059 mehr; auch dies ein Zeichen der bedauerlichen Thatsache, daß die Maori-Bevölkerung unaufhaltsam abnimmt. Sie zählt jetzt noch 39805 Seelen gegen 41969 im Jahre 1886.

jahrein rastlos durcheilt, Kris, Odschibbewäs, Tschippewäans und Eskimos in ihren Sprachen das Evangelium verkündigt, Hunderte von ihnen getauft und dazu manche mühsame Übersetzungsarbeiten vollendet. Er hatte die Freude, die dortige Mission aus kleinen Anfängen zu großer Ausdehnung sich entwickeln zu sehen.

In den westlich von Rupertsland und Saskatschewan gelegenen Diözesen Qu' appelle, Calgary und Athabasca befindet sich das Werk noch mehr in den Anfangsstadien. Die Diözese Mackenzie-River hat die weiteste Ausdehnung, die Reise quer durch dieselbe ist 3000 englische Meilen lang. Die Witterungsunbilden in dieser Diözese geben denen in Moosonee nicht viel nach. Die nördlichste Station, Herschel-Island, liegt am nördlichen Eismeer unter dem 70° nördlicher Breite. In dem ganzen wüsten Gebiete wohnen nur etwa 2000 Indianer, von welchen ca. 900 zur C. M. S. gehören. Endlich westlich an Mackenzie-River schließt sich die Diözese Selkirk an. Sie wird von 5000 Indianern bewohnt, von denen sich 1150 zur C. M. S. halten. Der Erzreichtum des Landes hat viele Abenteurer hierher geführt, deren Einströmen den Indianern zwar viel Geld, aber auch schwere sittliche Gefahren gebracht hat.

Der Bischof der letzten Diözese Bompas ist das würdige Gegenstück zu Bischof Horden. Auch er blickt schon auf eine mehr als 40jährige rastlose, mit vielen Strapazen ausgefüllte, aber auch mit reichen Erfolgen gekrönte Arbeit zurück. Nur einmal hat er in dieser ganzen Zeit seine weltverlorene Einsamkeit verlassen, und dies geschah 1865 auch nur zum Zweck seiner Konsekration in London.

Die Schwierigkeiten der Missionsarbeit auf diesen Gebieten liegen in den gewaltigen Entfernungen der Niederlassungen von einander, in der darin begründeten völligen Isoliertheit des einzelnen Missionars, in dem rauhen, unwirtlichen Charakter des Landes, in der mangelnden Seßhaftigkeit der Indianer[1]). Auch gilt es, gegen eine sehr rege katholische Mission auf der Hut zu sein. Andererseits lassen die große Empfänglichkeit der Indianer, die Treue der Bekehrten im christlichen Wandel den Missionar sein schweres Amt mit großer Freude ausrichten.

Zur Heranbildung indianischer Geistlichen und Lehrer dienen 2 Seminare das St. Johns college zu Winnipeg und das Emmanuel college zu Prinz Albert (Saskatschewan). Schwierig ist auch der Unterricht der Kinder; um denselben überhaupt möglich zu machen, hat man auf den Stationen vielfach Kostschulen angelegt, auf welchen die herumschweifenden Indianer ihre Kinder in Pflege geben.

---

[1]) Die Seßhaftmachung der Indianer ist aus einem andern wichtigen Grunde ein ernstes Problem für die Mission. Ihre gegenwärtige Erwerbsquelle, der Wildreichtum, versiecht immer mehr. Sollen die Indianer lebensfähig bleiben, so müssen sie bei Zeiten zum Ackerbautreiben erzogen werden. Dazu müssen sie aber in hierfür geeigneten Reserven angesiedelt werden.

Statistik

	Arbeitsfeld	Stationen	Europäische Arbeiter		Eingeborene Kräfte		Gesamtzahl der Arbeiter
			Missionare	Missionarinnen[1]	Pastoren	Lehrer, Katech. ıc.	
West-Afrika	S. Leone C. M. S.	5	8	5	4	44	61
	„ Nat. Ch.	17	—	—	12	94	106
	Yoruba C. M. S.	17	7	10	13	50	80
	„ Nat. Ch.	7	—	—	13	71	84
	Niger[2]	10	8	5	8	31	52
	S.	56	23	20	50	290	383
Ost-Afrika	Küstendistr.	6	20	17	3	50	90
	Inneres	19	36	10	10	679	735
	S.	25	56	27	13	729	825
Orient	Ägypten	2	6	9	—	19	34
	Palästina	16	15	27	10	91	143
	Persien	3	10	9	1	31	51
	S.	21	31	45	11	141	228
Indien	Bengalen	27	41	6	16	337	400
	N. W. Provinzen	23	46	17	11	320	394
	Pandschab[2]	28	52	9	16	112	189
	Westl. Ind.	6	16	—	5	61	82
	Madras	4	7	—	8	147	162
	Telugu	17	16	—	18	272	306
	Tinnevelly	53	13	3	53	971	1040
	Trawankor	34	13	1	29	475	518
	Mauritius	7	4	1	4	77	82
	Ceylon	22	20	17	20	570	627
	S.	221	228	54	180	3342	3800
	China	32	57	52	26	301	436
	Japan	20	31	33	10	131	205
	Neuseeland	45	12	—	39	293	344
N. Amerika	N. W. Canada	55	53	—	12	74	139
	Br. Columbia	8	11	7	—	28	46
	S.	63	64	7	12	102	185
	Summa	483	502	238	341	5329	6406

[1]) Die Missionarsfrauen sind außer Betracht geblieben.

[2]) Nach früheren Proceed. kombinierte Schätzung.

1897.

Zahl der gesammelten Christen				Taufen des letzten Jahres		Schulen			
Getaufte	Kommunikanten	Katechumenen	Anhänger insgesamt	Insgesamt	von Erwachsenen	Schulen	Knaben	Mädchen	Seminaristen
536	216	74	610	18	4	10	449	277	19
11384	6473	195	11579	604	36	40	2012	1699	—
1837	814	643	2480	215	99	21	509	370	26
5943	2322	688	6631	288	138	23	1165	775	—
3816	?	266	4082	?	63	16	547	174	23
23516	10059	1866	25382	1228	340	110	4682	3295	68
1644	903	537	2181	222	160	14	342	382	29
10306	2738	2818	13124	4456	3751	11	429	488	137
11950	3641	3355	15305	4678	3911	25	771	870	166
48	35	—	48	1	—	4	235	121	1
1447[3])	673	—	1447	67	—	46	1468	972	32
276	137	47	323	21	1	3	272	206	—
1771	845	47	1818	89	1	53	1975	1299	33
10695	2896	86	10781	500	90	140	4595	787	39
4716	2061	119	4835	323	98	103	5757	1397	99
5097	1034	816	5913	449	169	128	5528	1553	?
2649	1250	22	2671	76	19	38	1365	424	27
3109	1405	148	3257	164	48	44	2012	903	11
10203	2432	2918	13121	1004	378	147	2956	768	26
48035	12621	3323	51358	1241	335	506	12281	4281	128
30194	8755	5397	35591	2638	1066	242	6474	2866	41
1902	583	55	1957	82	31	28	1329	392	4
8872	3304	391	9263	464	152	292	11491	5191	9
125472	36341	13275	138747	6941	2386	1668	53788	18562	384
9674	4737	10240	19914	1424	976	208	2875	865	46
3285	1723	408	3693	402	263	19	181	296	44
17182	2648	—	17182	742	15	2[4])	?	?	?
12780[3])	2378	135	12915	753	60	73	1162	963	45
1331	413	83	1414	162	68	14	204	191	2
14111	2791	218	14329	915	128	87	1366	1154	47
206961	62785	29409	236370	16419	8020	2172	65638	26341	788

[3]) zum Teil nach älteren Proceed.

[4]) Über das Gros der Schulen in Neuseeland geben die Proceed. seit Jahrzehnten keine Nachweise mehr.

Endlich haben wir noch einen Blick auf die Arbeit in Britisch-Columbia zu werfen. Das gesegnete Werk zu Metlakatla sollte in dieser Periode durch eine schwere, fast verhängnisvolle Krisis hindurchgehen.

Der Gründer der Station, Duncan, geriet über Kultusfragen — er enthielt seinen Pfleglingen das Abendmahl, wodurch nach seiner Meinung abergläubische Vorstellungen bei ihnen geweckt werden würden, vor — in Streit mit der Gesellschaft, und da er nicht nachgeben wollte, trennte er sich 1881 von ihr. Den größten Teil der Tsimschin — 600 von 690 — zog er nach sich, nur ein kleiner Rest blieb der Gesellschaft treu. Nach 6 unerquicklichen Jahren des Nebeneinanderwohnens beider Parteien wich Duncan endlich, nahm aber seinen ganzen Anhang mit sich fort. Er siedelte sich auf dem dicht angrenzenden amerikanischen Gebiet von Alaska an.

Seitdem hat die Station unter der umsichtigen Leitung von Bischof Ridley, der durch Übersetzung beträchtlicher Teile der heiligen Schrift viel zur Stärkung und Vertiefung des Christentums der Indianer beitrug, die schwere Krisis überstanden und sich allmählich neu gekräftigt. Gleichzeitig wurde das Evangelium erfolgreich in den umliegenden Distrikten ausgebreitet, und mehrere Stationen blühten fröhlich auf. Seit 1876 fand die frohe Botschaft auch unter den wilden Heidas auf Königin Charlotte-Insel, einst dem Schrecken der Schiffbrüchigen, Eingang, und Hunderte von ihnen sind nun friedliche Jünger Christi geworden. Weniger Erfolg hat dagegen die Mission unter den Kwagutl-Indianern auf der Vancouver-Insel bisher gehabt, obwohl unter ihnen schon fast eben so lange (seit 1878) gearbeitet wird.

Zum Schluß geben wir aus den Proceedings des letzten Jahres die Statistik, deren Lückenlosigkeit und Zuverlässigkeit sich andere englische M. G. G., besonders die Londoner und die S. P. G. zum Vorbild nehmen sollten.

Die Lage in Madagaskar.[1]

Von G. Kurze.

(Schluß.)

Eine solche Maßregel, die Londoner Mission in ihrer Wirksamkeit zu hemmen und in den Augen des madagassischen Volkes herabzusetzen,

[1]) Die Länge dieses Artikels nötigt mich sowohl die Fortsetzung der Rundschau wie der Skizzen aus dem englischen Missionsleben und den Litteraturbericht zurückzustellen. Da das Hauptblatt einen Bogen plus enthält, so haben von dem Beiblatt nur 5 Nummern gegeben werden können. D. H.

war z. B. die vom Generalgouverneur Gallieni verfügte Beschlagnahme des der Londoner und Friends-Mission gemeinsam gehörenden großen Missionshospitals Isoavinandriana, ferner des in der Hauptstadt befindlichen „College", das als Gymnasium und Predigerseminar diente, ferner des Schullehrerseminares („Normal School") und der höheren Töchterschule („Girls' Central School") der Londoner Mission. Gallieni gab vor, daß er die Gebäude für öffentliche Zwecke benötige, und wies den Vermittelungsvorschlag der Missionare, die Angelegenheit der heimatlichen Missionsdirektion in London zur Entscheidung zu überlassen, kurzer Hand zurück. Dagegen versprach er den Missionaren, wenn sie in die Abtretung einwilligen würden, eine mäßige Geldentschädigung, ein paar neue Bauplätze, sowie die Anerkennung des Besitzrechtes auf die vier hauptstädtischen Märtyrerkirchen und die übrigen madagassischen Missionsstationen der Londoner Gesellschaft. Um es nicht zu einem offenen Konflikte kommen zu lassen, fügten sich die Vertreter der Londoner Mission in Antananarivo der Gewalt. Trotz der Beschlagnahme des College ist der Unterricht der Zöglinge desselben, Dank der Energie der beiden Direktoren, von denen J. Sibree das Predigerseminar und Sharman das Gymnasium leitet, nur eine Woche ausgesetzt gewesen; die jungen Theologen haben eine Zufluchtsstätte in der Faravohitrakirche gefunden, während die 60 Gymnasiasten in dem an die Ampamarinanakirche, angebauten Schulhause unterrichtet werden. Um dem Verlangen der französischen Behörden nach Einführung des französischen Sprachunterrichtes gerecht zu werden, haben die Londoner dem Lehrerkollegium der Anstalt den Schweizer Monnier als Professor der französischen Sprache beigeordnet. Daß die Londoner in ihren College tüchtiges leisten, zeigte sich im Frühjahr d. J. gelegentlich der Aufnahmeprüfung für das staatliche Gymnasium „Le Myre de Vilers." Fast jeder Zögling der ersten Londoner Gymnasialklasse bestand das Examen und der Jüngling, welcher unter den 300 Examinanden die besten Censuren auch im Französischen, davontrug, war nicht etwa ein Zögling der katholischen Schulen, sondern ein Schüler des Londoner College.

Auch die aus ihrem Heim vertriebene Londoner höhere Töchterschule, welche zuletzt von 300 Schülerinnen besucht wurde, setzt in einer provisorischen Zufluchtsstätte unter der Leitung von Miß Craven und zweier englischer Lehrerinnen ihre Thätigkeit fort und zwar ist an ihr den Franzosen zu Liebe das Französische nicht nur als Lehrfach, sondern auch als Unterrichtssprache eingeführt worden.

Überhaupt haben die Londoner Missionare in Imerina gleich nach

der im November 1896 erfolgten Weisung Gallienis, daß vom 1. April d. J. ab in allen Londoner Missionsschulen die Hälfte der Schulstunden auf den französischen Unterricht zu verwenden sei, das Menschenmöglichste gethan, um den neuen Anforderungen nachzukommen. So versammelten sie z. B. in der Hauptstadt ihre sämtlichen Lehrer an drei, später an zwei Tagen der Woche, um ihnen — es waren 250 Lehrer in zwei Klassen geteilt — mit Unterstützung eines Französisch sprechenden Mauritianers und des inzwischen ermordeten Pariser evangelischen Missionars Escande französischen Sprachunterricht zu erteilen.

Trotz dieses bereitwilligen Eingehens des Londoner Missionspersonales auf die Wünsche der französischen Gewalthaber bleiben letztere dennoch bei ihrer vorgefaßten Meinung, daß die Londoner Missionare politische Agenten ihres Vaterlandes und somit Gegner der französischen Oberherrschaft über Madagaskar seien. Dieser blinde Haß ging so weit, daß sich im Frühjahr d. J. die drei Londoner Missionare Edmonds, Peill und Haile vor den französischen Gerichtsbehörden in Antananarivo gegen die Beschuldigung, die Madagassen zum Aufstand gegen die Franzosen angereizt zu haben, verteidigen mußten. Natürlich trat die Grundlosigkeit der Anklage bald zu Tage, und die Missionare konnten wieder auf ihre Stationen zurückkehren. Die feindselige Gesinnung, welche der Generalgouverneur und mit ihm die Mehrzahl seiner Offiziere und Beamten gegen die Londoner Mission hegen, tritt auch darin deutlich zu Tage, daß man in solchen Städten, wo sich katholische und evangelische Kirchen und Schulen neben einander befanden, fast regelmäßig die der Londoner Mission gehörenden Baulichkeiten für militärische Zwecke mit Beschlag belegt hat, während die Katholiken und selbst die anderen evangelischen Missionsgesellschaften, wie die Norweger, Friends und Anglikaner, unbehelligt blieben; so waren z. B. vor kurzem noch in Fianarantsoa von den dortigen drei großen Kirchen der Londoner Mission zwei im Besitz des Militärs; auch in Tamatave verfügten die Londoner noch nicht wieder über ihre Missionsbaulichkeiten.

Mit Ausnahme der Londoner Missionsgemeinden in der Hauptstadt und in deren nächster Umgebung sind die eingeborenen Christengemeinden der Londoner Gesellschaft infolge des Aufstandes und der von den Jesuiten und ihren Helfershelfern unter den französischen Offizieren in Scene gesetzten, fast beispiellosen Verfolgung teils ganz zersprengt, teils dem Untergange nahe gebracht worden. Von der früher so fröhlich aufblühenden Arbeit der Londoner Mission in den beiden nördlichen Provinzen Vonizongo

und Sihanaka ist nach der eigenen Aussage der Missionare auch nicht eine Spur mehr vorhanden. In Imerina haben die Londoner Missionare, um die drohende Zerstörung ihrer Gemeinden zu verhüten, außer ihrem Lehrerseminar in der Hauptstadt und sämtlichen Volksschulen auch noch die drei Missionsbezirke Andohalo, Ambatomanga und Tsiafahy an die Pariser Evangelische Missionsgesellschaft abgetreten. Fast noch trüber sind die Aussichten für die Londoner Mission in der Betsileo-Provinz, wo ebenfalls die Pariser Gesellschaft die meisten Schulen, sowie zwei ganze Bezirke — Ambositra und Ambohimandroso — hat übernehmen müssen. Um ein paar Beispiele anzuführen, so fanden im Juli d. J. die französischen Missionare auf der sonst 7—800 Evangelische zählenden Londoner Station Ambodifiakerana keinen einzigen evangelischen Christen und in den sonst so starken Londoner Missionsgemeinden Ambohimahasoa und Ambositra nur noch je 15—20 Erwachsene und 25—30 Kinder vor. Auch an der Ostküste der Insel ist die Arbeit der Londoner so gut wie lahmgelegt.

Es ist leicht erklärlich, daß sich unter diesen Umständen, besonders der ausgesprochenen Feindseligkeit der französischen Behörden gegenüber, der Londoner Missionare eine gewisse Mutlosigkeit bemächtigt hat, die alles weitere Wirken auf der Insel für aussichtslos hält. Schon sind eine ganze Anzahl Missionsarbeiter, wie z. B. J. Richardson, der langjährige Direktor des Lehrerseminars, der Missionsarzt J. G. Mackay, die Missionare A. W. Wilson, D. Green, J. A. Houlder, P. G. Peake und der Leiter der Missionsbuchdruckerei, Ashwell, heimgereist, und die Londoner Missionsdirektion hielt es sogar für nötig, am 13. Juli d. J. telegraphisch ihre übrigen Missionsarbeiter in Madagaskar anzuweisen, daß sie unter allen Umständen auf ihrem Posten ausharren sollten, bis die von England entsandte Deputation auf der Insel eingetroffen sei. Dieselbe, bestehend aus dem Missionsdirektor Thompson und dem Direktionsmitgliede Spicer, ist inzwischen Anfang Oktober in Tamatave gelandet und gedachte in persönlicher Verhandlung mit Gallieni einen letzten Versuch zu machen, dessen Bedenken gegen eine fernere Wirksamkeit der Londoner Mission auf Madagaskar zu beheben. Wir fürchten, daß auch dieser Schritt nicht zum gewünschten Ziele führen wird. An höflichen Worten und schönklingenden Phrasen über Religions- und Gewissensfreiheit wird es der Generalgouverneur sicher nicht fehlen lassen; aber in der Praxis wird die Londoner Mission geächtet bleiben, und die französischen Beamten und Offiziere wissen gar wohl, daß es der Wunsch ihres Chefs ist, die Londoner Missionare zur Auswanderung zu veranlassen.

So traurig auch diese geflissentliche Mißachtung der in den Verträgen garantierten Religionsfreiheit seitens der französischen Kolonialregierung ist und so wehmütig es den Missionsfreund stimmen muß, wenn eine Missionsgesellschaft, wie die Londoner, ihre, trotz aller ihrer Schwächen, doch große und gesegnete Arbeit auf dem madagassischen Missionsgebiete mit einem Male aufgeben soll, so scheint uns doch unter den gegenwärtigen Verhältnissen den Interessen der evangelischen Mission am besten damit gedient zu sein, daß sich die Londoner Gesellschaft von der Insel Madagaskar zurückzieht und ihre dortige Arbeit, wie bis jetzt schon teilweise, nunmehr völlig anderen evangelischen Missionsgesellschaften überträgt.[1]) Es würde dann den Jesuiten die Möglichkeit genommen, die evangelischen Madagassen und ihre der Londoner Gesellschaft nicht angehörenden Missionare verleumderischer Weise als Agenten im Solde englischer politischer Bestrebungen zu diskreditieren, und die evangelische madagassische Kirche würde die wieder zu erhoffende Ruhe zur Heilung ihrer Wunden und zur Gewinnung neuer Gebiete aufs beste ausnützen können. Auch ließe sich dann eine bessere Abgrenzung der Arbeitsgebiete der einzelnen evangelischen Gesellschaften auf der Insel herbeiführen, wenn z. B. die Pariser Mission die Stationen der Londoner in Imerina und den nördlich davon gelegenen Provinzen übernähme, während die Londoner Missionsbezirke in Betsileo und auf der Südostküste der norwegischen Mission am naturgemäßesten angegliedert werden könnten. Die Friends-Mission hätte die Möglichkeit, in demselben engen Verbande, wie bisher mit der Londoner, so fortan mit der Pariser Gesellschaft weiterzuarbeiten, und für die verhältnismäßig kleine Anglikanische Mission bliebe reichlich Raum in Südimerina und auf dem nördlichen Teile der Ostküste. Nach der bisherigen Tradition der S. P. G. glauben wir freilich nicht, daß die Anglikaner in eine bestimmte Abgrenzuug ihres Gebietes willigen, und, wenn schon, daß sie dann die Arbeitsgebiete anderer evangelischer Gesellschaften respektieren werden. Die Hauptvoraussetzung für eine derartige Neuregulierung der evangelischen Missionsgebiete auf Madagaskar ist und bleibt natürlich, daß die Londoner Missionsgesellschaft selbst zu der Erkenntnis kommt, daß ihr ferneres Verweilen in Madagaskar, auf so edlen idealen Motiven es auch beruhe, nur dazu dient, den Jesuiten ihre Zer-

---

[1]) Ich kann dieser Ansicht meines verehrten Mitarbeiters nicht beistimmen, sondern bin entschieden dafür, daß die Londoner M.-G. unter allen Umständen auf dem Schlachtfelde aushalten muß, bis man sie etwa mit Gewalt vertreibt, wozu es aber wohl nicht kommen wird. D. H.

störungsarbeit der evangelischen Missionsgemeinden zu erleichtern, und daß sie dann freiwillig ihre Gebiete, wie bisher schon in gewissem Umfange, an befreundete Gesellschaften überträgt. Die dann auf Madagaskar frei werdenden jüngeren Kräfte könnte die Londoner Gesellschaft sehr gut auf ihren Südseemissionsgebieten verwenden, die bei dem Umwandlungsprozeß, der dort unter dem Eindringen des weißen Bevölkerungselementes vor sich geht, dringend einer stärkeren Besetzung mit europäischen Missionaren bedürfen. Die älteren Londoner Madagaskar-Missionare hingegen könnten teils in privater Eigenschaft noch eine Zeitlang den jungen Pariser evangelischen Sendboten Mentordienste leisten, bis sich dieselben in die Verhältnisse eingearbeitet haben, teils wäre auch nach ihrer Rückkehr in die englische Heimat ihre Mitarbeit auf dem Gebiete der madagassischen evangelischen Litteratur für Kirche, Schule und Haus noch immer sehr wertvoll. Größere Schwierigkeiten dürfte die norwegische lutherische Mission zu überwinden haben, wenn es gilt, die im Punkte kirchlicher Disziplin und Lehre oft sehr laxen und zerfahrenen Londoner Missionsgemeinden ihrer festorganisierten Gemeinschaft anzugliedern.

Merkwürdiger Weise hat die Anglikanische und die Friends-Mission nicht mit demselben Mißtrauen in den französischen Regierungskreisen, wie die Londoner Gesellschaft, zu kämpfen; vielleicht rührt dies daher, daß ihre Arbeit nur in bescheidener Ausdehnung getrieben wird und ihr Einfluß auf die eingeborene Bevölkerung, verglichen mit dem der großen Londoner Missionsgesellschaft, nur ein wenig ins Auge fallender ist. Die Anglikaner haben infolgedessen nach der Niederschlagung des Aufruhrs auf allen ihren Stationen, soweit die unseres Erachtens allzu spärliche Berichterstattung im „Mission Field“ erkennen läßt, weiter arbeiten können. Von der im Westen des Ankaratra-Gebirges gelegenen Station Ramainandro, die bekanntlich im ersten Stadium des Aufstandes zerstört wurde, konnte Missionar Mc. Mahon von vollen Schulen und aufblühendem Gemeindeleben berichten; die von den Fahavalos zerstörten Kirchen und Kapellen sind aus Schutt und Asche neuerstanden. Auch die Frage der Regelung des Grundbesitzes der anglikanischen Mission hat eine beide Teile befriedigende Lösung gefunden. Laut einer Übereinkunft, welche die Missionare Gregory und Kestell-Cornish im Mai d. J. mit Gallieni getroffen haben, ist der Mission gegen Abtretung eines Hauses in Ambatomasina der gesamte übrige Besitz an Grundstücken und Baulichkeiten auf der Insel gesetzlich zuerkannt worden. Das Regierungsblatt von Antananarivo (vom 14. September d. J.) verzeichnet das folgende

günstige Urteil über die Schulthätigkeit der Anglikaner im nördlichen Imerina:

„Der Kommandeur des Bezirkes Ankazobe macht ganz besonders darauf aufmerksam, daß in derselben Unterabteilung Fihaonana Herr und Frau Gregory von der Anglikanischen Mission, welche das College von St. Paul von Ambatoharana leiten, in Ambohipionana eine ausgezeichnet verwaltete Schule unterhalten, die unter einem guten eingeborenen Lehrer steht und von fast 200 Kindern besucht wird. Herr Kommandeur Lyautey, hat gelegentlich der verschiedenen Besuche, welche er jenem Institut abgestattet hat, den besten Eindruck mit hinweggenommen. Er hat sich überzeugen können, daß Herr und Frau Gregory mit einem hervorragenden Weitblick und einer sehr duldsamen Gesinnung sich bemüht haben, den doppelten Zweck zu erreichen, die jungen Eingeborenen in die Kenntnis unserer Sprache einzuführen und ihnen gleichzeitig die Achtung vor Frankreich und dessen Institutionen einzuflößen."

Auch die Friends-Mission erfreut sich wohlwollender Duldung seitens der französischen Behörden. Die Missionare dieser Vereinigung haben zwar auf ihr anteiliges Besitzrecht an dem großen Missionshospital Isoavinandriana und auf das Gebäude der hauptstädtischen Töchterschule Faravohitra verzichten müssen, dafür aber von der Regierung einen anderen Bauplatz und die Anerkennung des Eigentumsrechtes auf ihre übrigen Missionsgrundstücke erhalten. Die Entschädigungsfrage wegen des Inventars des Missionshospitales — eine Abfindungssumme für das mit bedeutenden Kosten aus der Londoner und Friends Missionskasse errichtete umfangreiche Hospitalgebäude hat das französische Tribunal in Antananarivo völlig abgelehnt — ist noch nicht zum Austrag gekommen; die französische Abschätzungskommission hatte in einseitiger Weise Inventar aufgenommen und eine lächerlich geringe Entschädigungssumme angeboten, welche mit Recht von den Vertretern der Friends-Mission abgelehnt wurde. Ganz neuerdings scheint man auch in diesem Punkte den Friends gegenüber mehr Gerechtigkeit und Billigkeit walten lassen zu wollen. Daß Gallieni dem Friends-Missionar Standing eine Professur an dem Staatsgymnasium „Le Myre de Vilers" übertragen hat, ist ebenfalls ein Zeichen dafür, daß man in Regierungskreisen die Friends-Mission für politisch ungefährlich hält.

Wie alle anderen evangelischen Missionsgesellschaften, so haben sich auch die Friends, die glücklicherweise mehrere der französischen Sprache mächtigen Arbeiter unter ihrem Personale zählten, hervorragende Mühe gegeben, sowohl das Studium des Französischen unter ihrem eingeborenen Lehrerpersonal und deren Schülern zu fördern, als auch die französischen Unterrichtsmethoden an ihren höheren Schulen zur Einführung zu bringen. Der französische Unterricht hat bereits bei einer größeren Anzahl von Lehrern anerkennenswerte Früchte getragen. Im Arivonimamo-Bezirke hatte ein unternehmender Lehrer der Friends-Mission an die Wand der Dorfkapelle

mit Kreide in großen Buchstaben die französischen Worte geschrieben: „Ihr, die ihr Französisch lernen wollt, kommt zu mir!“ Die Folge dieser Einladung ist, daß der Lehrer häufig durchreisenden französischen Offizieren und Beamten Dolmetscherdienste leisten muß.

Die Gemeinden und Schulen der Friends haben sich im allgemeinen schnell wieder von den Verheerungen, welche der Aufstand und die Angriffe der Jesuiten unter ihnen angerichtet hatten, erholt. Von den 18 Missionsgemeinden, welche die Friends in dem der Hauptstadt benachbarten Bezirke haben, hat sich keine einzige trotz der Gewaltthaten und des Wütens der Patres aufgelöst; nur die schlechten Elemente in den Gemeinden sind zu den Jesuiten übergegangen. Bei den höheren Schulen für Knaben und Mädchen in Antananarivo macht sich keine Abnahme in der Schülerzahl bemerkbar, ja das Gymnasium Ambohijatovo wird jetzt sogar von 400 Zöglingen besucht, eine Anzahl, die vordem noch nicht erreicht worden ist. Am meisten ist vom Aufstande der westlich von der Hauptstadt gelegene Bezirk Arivonimamo, der Schauplatz jenes gräulichen Mordes an den Missionsgeschwistern Johnson am 22. November 1895, heimgesucht worden; 23 Kirchen der Friends-Mission wurden dort und im benachbarten Bezirke Mahabo von den Rebellen zerstört. Auch die Hauptstation Mandridrano war aufs äußerste bedroht. Dank der unermüdlichen Wachsamkeit und Energie des dort stationierten eingeborenen Missionsarztes Dr. Ramorasata, welcher mit den Lehrern und ältesten Schülern immer auf dem Posten war, wurden die öfters wiederholten Versuche der Aufständischen, die Missionsgebäude niederzubrennen, stets vereitelt. Seit dem Frühjahr d. J. sind die zerstörten Kirchen im Aufbau begriffen, und die eingeschüchterten Gemeinden sammeln sich wieder um ihre Missionare. Während Ende 1895 die 47 Schulen der Friends-Mission im Arivonimamo-Bezirke 5859 Kinder zählten, ist die Zahl der letzteren neuerdings auf 9472 gestiegen, und wenn auch dieser Erfolg die neidischen Jesuiten zu erneuten Angriffen angestachelt hat, so geht es doch auch hier auf dem Gebiete der Schule voran.

Auch im Ankaratra-Bezirke hat es nicht an den Versuchen der Jesuiten gefehlt, die dortigen Gemeinden der Friends zu sich herüberzuziehen; besonders suchten sie im Trüben zu fischen, als die eingeborenen Lehrer aus dem Bezirke nach Antananarivo zur Teilnahme an den französischen Kursen gereist waren. Aber da die Hilfslehrer sich als treu erwiesen, so haben fast in allen Gemeinden die Patres mit fehlgeschlagenen Hoffnungen wieder abziehen müssen. Offenbar ist es während der Unruhen der letzten Jahre für die Friends-Mission in Madagaskar von großem Vorteile gewesen, daß sie auf eine genügende Besetzung ihrer nicht allzu ausgedehnten Missionsbezirke mit europäischen Arbeitskräften gehalten hat.

Was die norwegische Mission, sowohl die europäische, als auch die amerikanische, betrifft, so ist es ja selbstverständlich, daß dieselbe selbst bei den argwöhnischen Franzosen über jeden Verdacht, politische Nebenzwecke zu verfolgen, erhaben ist; es hat daher auch vom Beginn der französischen Okkupation bis jetzt ein freundschaftliches Verhältnis zwischen den norwegischen Missionaren und den obersten französischen Behörden obgewaltet. Es kam dies auch in diesem Sommer wieder äußerlich da-

durch zum Ausdruck, daß der norwegische Missionssuperintendent Dr. Borchgrevink, als einziger Vertreter der Mission, am 14. Juli, dem französischen Nationalfesttage, welcher von diesem Jahre ab auf Gallienis Befehl auch von den Madagassen an Stelle des bisherigen, nunmehr aufgehobenen Neujahrs- oder Fandroanafestes als nationaler Festtag gefeiert wird, zu dem in der Generalresidentur veranstalteten offiziellen Festdiner zugezogen wurde. Bei der Tafel dankte Gallieni dem Leiter der norwegischen Mission in seiner Festansprache ausdrücklich für seine Teilnahme; letzterer zog sich sehr geschickt aus der Affäre, indem er in seiner Antwort an die wohlthätigen Folgen der französischen Herrschaft in Bezug auf die Wiederherstellung von Ruhe und Frieden, sowie daran erinnerte, daß die Norweger ihre Dynastie Frankreich verdankten und mit dem Wunsche schloß, daß dieses Band die wechselseitige Freundschaft und Sympathie der beiden Nationen verstärken möge.

Aber trotz dieser guten Beziehungen, welche zwischen der norwegischen Mission und dem Generalgouvernenr Gallieni obwalten, hat auch diese Gesellschaft unter allerlei Widerwärtigkeiten und Anfechtungen zu leiden; dieselben kommen samt und sonders auf das Konto der Jesuiten, sowie einzelner französischer Offiziere, Beamten oder Kolonisten, die im Dienste der Jesuitenmission in den Norwegern die verhaßten „Häretiker" verfolgen. Es hat dabei oft den Anschein, als ob Gallienis Untergebene wenig Rücksicht auf dessen freundschaftliches Verhalten zur norwegischen Mission nähmen; es würde das offenbar nicht der Fall sein, wenn derartige Leute nicht der Zuversicht lebten, daß ihnen im schlimmsten Falle der Rücken durch den in französischen Regierungskreisen mächtigen Einfluß der Jesuiten gedeckt ist. Ein Beweis des Übelwollens in gewissen Kreisen ist es sicherlich, wenn Bonnemaison, der Vorsitzende der Handelskammer in Tamatave, im Regierungsblatte vom 8. Mai d. J. (S. 445) gelegentlich der Veröffentlichung eines Artikels über das Sakalavagebiet ungestraft die Verleumdung in die Welt setzen darf: „... Die in den bevölkertsten Ortschaften der Küste zerstreut wohnenden norwegischen Missionare beschäftigen sich mit dem Verkaufe von Pulver und Leinwand." Selbstverständlich fällt den trefflichen norwegischen Missionaren etwas derartiges selbst im Traume nicht ein; dagegen giebt es norwegische Händler auf der Westküste Madagaskars, die völlig unabhängig von der Mission sich ihren Geschäften widmen.

Was sich vereinzelte — glücklicherweise ist es nur eine Minorität — französische Offiziere auch gegenüber den norwegischen Missionaren erlauben, davon giebt ein

uns vorliegender, vom 18. Juli d. J. datierter Privatbrief eines norwegischen Missionars ein wenig erquickliches Bild. Wir führen absichtlich den Namen und den Stationsort nicht an, um den Betreffenden Unannehmlichkeiten von gewisser Seite zu ersparen. Auf der Station unseres Gewährsmannes war in diesem Sommer ein französischer Lieutenant — den aktiven Dienst im Heere hatte derselbe aus unbekannten Gründen quittieren müssen — mit einem Trupp madagassischer Miliz eingetroffen, um dort einen Militärposten einzurichten. Mit dem Offizier kam zugleich seine unterwegs erkrankte Frau (?) und ein kleines Mädchen. Der Missionar und dessen Gattin opferten sich vom ersten Tage an für die Neuankömmlinge in gastfreundlichster Weise auf. Sie räumten der französischen Familie ihr eigenes Schlafzimmer und ihre Betten ein und begnügten sich mit einem schlechten Lager auf Leinwandballen im Vorraum des Missionshauses. Überhaupt stellten sie dem Offizier und dessen Angehörigen ihre guten Dienste nach jeder Richtung hin zur Verfügung. Und was war der Dank, mit dem der Franzose die ihm und den Seinen geleisteten Wohlthaten vergalt? Zwei Tage nach seiner Ankunft schrieb der Offizier an Generalgouverneur Gallieni, der damals gerade in Fort-Dauphin erwartet wurde, und erbat sich von demselben Geldunterstützung, um durch einen Lazaristenpater eine Konkurrenzschule auf jener norwegischen Missionsstation einrichten zu lassen; desgleichen suchte er auch um eine Subvention für seine Frau nach, die an Ort und Stelle eine katholische Mädchenschule errichten wolle. Gleichzeitig schrieb er, vermutlich auf Verabredung, in derselben Angelegenheit an den katholischen Bischof in Fort-Dauphin. Der Geheimbote, der mit der Beförderung dieser Briefe beauftragt war, hatte seinen Auftrag offenbar mißverstanden und übergab den Brief bei seiner Ankunft in Fort-Dauphin dem dort stationierten amerikanisch-norwegischen Missionar. Dem Offizier war es natürlich nicht gerade angenehm, als der Bote zurückkam und im Beisein des Missionars arglos erzählte, wem er den Brief ausgehändigt habe. Um von vornherein dem erwarteten Pater eine gute Aufnahme seitens der eingeborenen Bevölkerung zu sichern, ließ der Offizier durch seinen Dolmetscher den Adelsgeschlechtern im norwegischen Missionsbezirke mitteilen, er, der Offizier, sei ein gutmütiger und ruhiger Mann, welcher ihnen gern behilflich sein wolle. Wenn sie aber gerade jetzt für die Plünderung und den Überfall ihrer Unterthanen von ihm mit einer größeren Geldbuße belegt würden, so stecke hinter dem allen der norwegische Missionar, der alles daran setze, sie bestraft und ruiniert zu sehen und ihn, den Offizier, zur Härte zwinge. Wie wir aus vollständig zuverlässiger Quelle wissen, hat der Generalgouverneur die Bitte um Entsendung eines Paters auf die norwegische Missionsstation und um eine Geldunterstützung für die Schulpläne der Offiziersfrau rundweg abgeschlagen. Trotzdem logen beide, als sie die abschlägige Antwort erhielten, der Missionarsfamilie vor: „Der General ist ein Freund von Madame und hat schriftlich gebeten, daß sie eine Mädchenschule einrichten möchte.“ Als der Offizier gleich darauf durch Erkrankung zur Abreise genötigt wurde, zwang seine Frau mit dem Revolver in der Hand den eingeborenen Lehrer der norwegischen Mission mitzugehen und ihren Palankin zu tragen, und als der Lehrer um die Vergütigung bat, die sie ihm für seine Trägerdienste versprochen hatte, wurde er ohne Bezahlung mit dem Revolver davon gejagt. Das ist ein Muster der Menschenklasse, deren sich die katholischen Missionare als Helfershelfer in ihrem Kampfe gegen die evangelischen Missionsgemeinden Madagaskars bedienen.

Wir erwähnten zu Anfang unseres Artikels (S. 473) den im Mai d. J. in Ambohimanga, der Hauptstadt des waldreichen Tanalagebietes, ausgebrochenen Aufstand. Derselbe hat eine für die norwegische Mission recht unangenehme Folgen gehabt, insofern der in Ambohimanga stationierte norwegische eingeborene Pastor Rabehony[1]) mit in die Unruhen verwickelt wurde. Abgesehen von der kurzen Nachricht, daß Rabehony mit seiner Familie infolge des Aufstandes von Ambohimanga nach Fianarantsoa habe flüchten müssen, verlautet von seiten der norwegischen Missionsgesellschaft noch nichts über den unliebsamen Zwischenfall. Wir sind für die Einzelheiten bisher nur auf das Antananarivoer Regierungsblatt angewiesen, in welchem unterm 31. August 1897 folgende Mitteilung veröffentlicht wird:

„Der Resident von Mananjary giebt bekannt, daß er eine neuerdings über die Agitationen des eingeborenen Pastors Rabéony angestellte Untersuchung zu Ende geführt hat. Derselbe hat während der jüngsten Vorkommnisse in Ambohimanga-Süd einen thätigen Anteil an dem versuchten Aufstande genommen, dessen Zweck war, den Militärposten zu überwältigen und die Garnison abzuschlachten. Diese Unruhen sind, wie man weiß, sofort unterdrückt worden, aber sie haben einem unserer Landsleute, Herrn Paty, das Leben gekostet, der von den Rebellen ermordet worden ist. Rabéony hat eingestanden, daß er in alle Einzelheiten der Verschwörung eingeweiht gewesen war, aber er hat behauptet, daß er sich von der Ausführung fern gehalten habe. Auf die Bemerkung hin, daß ein von ihm den französischen Behörden gegebener Wink genügt hätte, um diese Vorfälle zu verhindern, hat er zur Antwort gegeben, daß er aus Furcht vor Repressalien seitens der Aufständischen Stillschweigen bewahrt habe. Die Schuld Rabéonys ist klar erwiesen; nichtsdestoweniger hat der Generalresident auf Bitten des norwegischen Missionssuperintendenten auf dem Gnadenwege bestimmt, daß er einfach versetzt und ihm der Aufenthalt im Tanalagebiete bis auf weitere Order untersagt werde."

Der Resident in Mananjary, Compérat, ist, wie wir weiterhin darlegen werden, ein wütender Feind der norwegischen Mission, deren Gemeinden er während seiner kurzen Amtsperiode im Bezirke Betafo arg gequält hat. Sollte sich auf Grund der bald zu erwartenden Berichte Dr. Borchgrevinks der Sachverhalt anders darstellen, als der offizielle Bericht lautet, so werden wir gelegentlich auf die Sache wieder zurück-

---

[1]) Schreiber dieses hat den jungen Mann, der auf ihn den besten Eindruck machte, im Sommer 1882 persönlich kennen gelernt. Rabehony wurde als Sklavenkind von Borchgrevinks freigekauft und als deren Pflegesohn aufgezogen. Er hat eine sehr gute allgemeine und theologische Ausbildung genossen und bekleidete, mit einer ebenfalls gut erzogenen Madagassin verheiratet, seit einer Reihe von Jahren das Amt eines eingeborenen Pastors in der norwegischen Mission zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten.

kommen.[1]) Einstweilen aber dürfte das unvorsichtige Benehmen des jedenfalls von sehr schwierigen Verhältnissen umringten eingeborenen Pastors den Schildknappen der jesuitischen Madagaskarmission vortrefflichen Stoff zu einer Philippika gegen die norwegische Mission liefern.

Die Verhältnisse im norwegischen Missionsgebiete auf der Südostküste, wo die drei Stationen Vangaindrano, Manambondro und Fort-Dauphin — letztere von der amerikanisch-norwegischen Mission unterhalten — von Norden nach Süden aufeinanderfolgen, sind noch sehr ungeordnete. Im erstgenannten Bezirke klagen die Missionare über den unheilvollen Einfluß, den gewissenlose Händler auf die eingeborene Bevölkerung ausüben; auch die dortigen Regierungsbeamten, welche ihre Kabare mit Vorliebe am Sonntage abhalten und die an sich schon der Versuchung zum Alkoholgenuß nur zu sehr nachgebenden Taisaka noch besonders zum Branntweintrinken aufmuntern, sind nicht eben geeignet, die Missionsarbeit zu fördern; die in den Binnenprovinzen überall durchgeführte Schulordnung scheint für diese Herren gar nicht zu existieren. So ist es denn nicht zu verwundern, daß die 25—26 Missionsschulen, die von Vangaindrano aus geleitet werden, nur je 20—80 Zöglinge haben, während in den Listen je 100—450 eingetragen sind.

Im Manambondro-Bezirke machen sich noch immer die üblen Nachwirkungen des lange Zeit währenden Krieges zwischen den dortigen Königsgeschlechtern und der altansässigen Bevölkerung geltend; die Regierung hat endlich dem Streite ein Ende gemacht und beide Parteien in Strafe genommen. Da die Verbindung dieser Küstenstationen mit Antananarivo bis in die letzte Zeit hinein eine sehr unsichere war und die früher zur Verfügung stehenden Hovagehilfen sich in der Küstenregion nicht mehr sicher fühlen, so macht sich für diesen Titel des norwegischen Missionsgebietes die Einrichtung eines besonderen Gehilfenseminars dringend notwendig. In Fort-Dauphin ist zur Zeit das Hauptquartier der Lazaristenmission. Bischof Crouzet sucht mit den ihm zu Gebote stehenden 5 Patres, 4 Schwestern und 5 Lehrerinnen der dort seit einer Reihe von Jahren ansässigen amerikanisch-norwegischen Mission das Leben so sauer, wie möglich zu machen; letztere hat im März d. J. wenigstens zwei Mann Verstärkung erhalten, von der allerdings ein Arbeiter für eine Station im

[1]) Wie wir der neuesten Nummer der „Norsk Missionstidende“ entnehmen, bestand Rabehonys „Verbrechen“ darin, daß er bei seiner eiligen Flucht vor den Aufständischen vergaß, den französischen Postenkommandeur von der drohenden Bewegung in Kenntnis zu setzen. G. K.

Innern bestimmt war. Der bisherige Resident von Fort-Dauphin, Lemaire, ein wohlwollender Mann, der in durchaus unparteiischer Weise beide Missionen zu fördern suchte, war dieser seiner unabhängigen Gesinnung wegen bei Crouzet und dessen Patres nichts weniger als beliebt. Nach zweijähriger Thätigkeit ist er im August d. J. nach Frankreich zurückgekehrt, und Gallieni hat die bisher unter Civilverwaltung stehende Provinz mit Rücksicht auf die unbotmäßigen Eingeborenenstämme in der Nachbarschaft in einen Militärbezirk umgewandelt, in welchem fortan der Kriegszustand herrscht. Hoffentlich mißbrauchen die Lazaristen die Militärdiktatur nicht in derselben schamlosen Weise, wie es die Jesuiten in den Binnenprovinzen gethan haben.

Als der Generalgouverneur Gallieni auf seiner diesjährigen Rundreise um die Insel am 23. Juni auch in Fort-Dauphin landete, hat Bischof Crouzet diese günstige Gelegenheit nach Kräften für seine Sonderzwecke auszubeuten gewußt. Es geht dies aus dem offiziellen Berichte im Regierungsblatt hervor, der nach mehr als einer Seite hin interessant ist. Wir führen deshalb ein Bruchstück daraus an. Es heißt da vom Generalgouverneur:

„Er hat sich dann in die Schulen der Lazaristenpatres begeben, wo er von Monseigneur Crouzet empfangen worden ist, der mit dem größten Eifer diese dem französischen Einfluß dienende Institution leitet. Die Schulen der Lazaristenmission, welche vor kaum einem Jahre erst gegründet sind, haben eine beträchtliche Entwickelung genommen und werden durch zahlreiche Kinder beiderlei Geschlechts besucht. Das Lehrpersonal umfaßt gegenwärtig in Fort-Dauphin 5 Lazaristenpatres, 4 Schwestern vom h. Vincenz von Paul und 5 zum Noviziat zugelassene Lehrerinnen. Bei der Ankunft des Generalresidenten spielt das Musikkorps der Schule, welches seit kaum 2 Monaten durch einen der Patres der Mission organisiert worden ist, einen Marsch, dessen Ausführung die musikalische Beanlagung der Eingeborenen bezeugt. General Gallieni und sein Gefolge nehmen, von dem Missionspersonal umgeben, unter einem großen Zelte, welches für diesen besonderen Zweck auf dem großen Schulhofe errichtet worden ist, Platz. Monseigneur Crouzet ergreift das Wort und versichert in einer warmen Improvisation dem Generalresidenten, daß seine Barmherzigen Schwestern, seine Patres und er selbst nach Madagaskar *in einem wesentlich französischen Gedanken und mit dem festen Verlangen gekommen sind, alle ihre Bemühungen der Entwickelung des nationalen Einflusses zu weihen.* Der Generalresident beglückwünscht Monseigneur Crouzet zu seinen patriotischen Entschlüssen und macht eine Anspielung auf die frühere Thätigkeit des Prälaten[1]), der vor der Organisation der Mission von

[1]) Crouzet leitete vordem die Lazaristenmission in Abessinien in französischem Sinne und wurde deshalb von der italienischen Regierung veranlaßt, die Kolonie Eritrea mit einem anderen Wirkungskreise zu vertauschen.

Fort-Dauphin bereits lange Jahre der französischen Sache auf dem afrikanischen Festlande gedient hat.

Im Gefolge dieser Ansprachen wurden nach einander verschiedene französische Glückwünsche und Chorlieder von den Kindern beider Geschlechter vorgetragen und gesungen. Der Generalresident besucht alsdann die Klassen, welche sehr gut gehalten und schon mit den meisten, für Anfänger berechneten Schulbüchern ausgerüstet sind. Monseigneur Crouzet wird nächstens einen Teil seines Personals nach Tullear und Ivohibe senden, um dort neue Schulen zu organisieren. Außerdem hat er auf Einladung des Generalresidenten hin sich verpflichtet, binnen kurzem in Fort-Dauphin eine Handwerkerschule für Eingeborene einzurichten. Es ist bereits Weisung gegeben, die erste notwendige Ausrüstung nach Fort-Dauphin zu senden.

Nach seinem Besuche in der französischen Missionsschule hat sich der Generalresident in die norwegischen Schulen begeben und sie ebenfalls einer Besichtigung unterzogen. Bei aller Anerkennung der Bemühungen der norwegischen Missionare und der Erfolge, welche sie in Bezug auf die moralische Erziehung der jungen Eingeborenen erreicht haben, hat er geglaubt, die Aufmerksamkeit des Direktors dieser Schulen auf die Notwendigkeit hinzuweisen, dem Studium des Französischen mehr Bedeutung beizumessen, welche Sprache vom 1. Oktober ab allein gelehrt werden darf."

Merkwürdiger Weise hatte der Resident Lemaire in einem zu Anfang des Jahres 1897 nach Antananarivo gesandten offiziellen Berichte im Gegensatz zu den Äußerungen Gallienis anerkennend der Bemühungen der norwegischen Mission gedacht, französische Sprachkenntnis unter der Schuljugend zu verbreiten. Auf welcher Seite allein von einem gründlichen Unterrichte der eingeborenen Jugend die Rede sein kann, lehrt die einfache Thatsache, daß Bischof Crouzet mit seinem ganzen Personal vor einem Jahre ohne Kenntnis der Landessprache in Fort-Dauphin landete und in dieser kurzen Zeit mit den Seinen unmöglich dieselbe zu Unterrichtszwecken genügend bemeistert haben kann, während die norwegischen Missionare seit Jahren die Landessprache beherrschten.

Für die norwegische Sakalava- und Bara-Mission ist es von großer Bedeutung, daß in diesem Sommer die Franzosen Ernst damit gemacht haben, jene unruhigen Stämme in empfindlicher Weise ihre Macht fühlen zu lassen.

Bereits im Frühjahr hatte der Kommandant des Militärpostens Ihosy den König Ramieba von Barabe (Groß-Bara), der den norwegischen Missionar Jensenius bedroht hatte, in seiner Residenz Ranohira gefangen genommen und des Thrones entsetzt, und als dessen Sohn Prinz Laitafika später einen Aufstand anzuzetteln versuchte, ließ ihn der Kommandant am 16. Juli d. J. in Ihosy erschießen. Später wurden im Bara- und Südtanalalande noch zwei neue Militärposten, Ivohibe und Ilongo, gegründet; ja sogar in das Gebiet der wilden Tandroi ist halben Weges zwischen dem Baralande und Fort-Dauphin ein Posten Tamotamo vorgeschoben

worden. Auch den wetterwendischen Sakalava-König Tompomanana von Fiherenga, in dessen Gebiet im Südwesten die norwegische Hauptstation Tullear liegt, hat endlich das wohlverdiente Geschick erreicht. Nachdem er in seiner Residenz Andonaka eine französische Truppenabteilung verräterischer Weise hatte überfallen lassen, verjagte ihn der Resident Estève und setzte seinen Bruder Bereta als König ein. Den Hauptschlag aber haben die Franzosen im Westen der Insel, im Menabe genannten mittleren Sakalavagebiete geführt. Mehrere von Imerina ausziehende Kolonnen schlugen, von den Kriegsschiffen, welche an der Küste kreuzten, unterstützt die übermütigen Sakalava; im August d. J. fiel in der Schlacht bei Ambiky der König Toera und an seiner Stelle übernahm sein Halbbruder Ingreza als Vasall der Franzosen die Herrschaft in Menabe. Dank der Bravour der französischen Truppen und der meisterhaften Leitung der höheren Offiziere ist jetzt die ganze Westhälfte der Insel vom Onilahy-Flusse im Süden, bis zum Maintirano im Norden im wesentlichen Besitze der Franzosen. Überall legen sie ihre Forts und Blockhäuser an und eröffnen unter Benutzung des schiffbaren Unterlaufes der größeren Flüsse neue Verkehrslinien zwischen der Westküste und den Hochlandprovinzen Imerina und Betsileo. Im Grunde genommen ist nur noch der äußerste Süden — das Gebiet der Mahafali und Tandroi — und der Nordwesten zwischen den Flüssen Maintirano und Betsiboka mit Waffengewalt zu unterwerfen. Es wird ja sicherlich in den neu unterworfenen Gebieten nicht mit einemmale völlige Ruhe eintreten, denn dem Sakalava liegt das Räuberhandwerk zu sehr im Blute; aber in der Hauptsache ist doch der Widerstand der eingeborenen Bevölkerung gebrochen und die Grundbedingung zur Anbahnung besserer Verhältnisse gegeben. Ein großer Segen für die neu unterworfenen Gebiete ist auch die von den Franzosen vollzogene strenge Durchführung der Sklavenbefreiung. Tausende von Unglücklichen, meist Christen, die aus den Binnenprovinzen geraubt waren und bisher in grausamer Knechtschaft seufzten, segnen ihre Befreier.

Hatten bisher schon trotz der obwaltenden schweren Hindernisse, die hauptsächlich in dem anarchischen Zustande der Bevölkerung und in dem ungesunden Klima der Westküste lagen, die unermüdlichen norwegischen Glaubensboten manch schöne Frucht ihrer Arbeit zu verzeichnen, so werden sie nun bei der zu erhoffenden völligen Beruhigung des Sakalavalandes ihre Wirksamkeit auf weitere Kreise ausdehnen können. Bisher konzentrierte sich die Hauptthätigkeit auf den Umkreis von Tullear und Morondava. In der Umgebung der ersteren Stadt sind zwei christliche Vororte, nach den leitenden Persönlichkeiten Jeremiasstadt und Jasonasstadt genannt, entstanden; in Jeremiasstadt feierten die christlichen Makoa — importierte Ostafrikanische Neger — aus Dankbarkeit für die ihnen gewordene Befreiung aus der Sklaverei am 30. April in Gemeinschaft mit etwa 100 geladenen Eingeborenen (darunter ihre früheren Herren) ein schönes, von echt christlichem Geiste getragenes Fest. Leider dürfte durch die in Aussicht gestellte Sendung von Lazaristenpatres nach Tullear gar bald ein störendes Element in die norwegische Sakalavamission, die so viele Jahre hindurch

Thränensaat ausgestreut hat, hineingetragen werden.[1]) Im Morondava-Bezirke hatten die Norweger trotz der unruhigen Zeiten die Arbeit fortführen können; die Zahl der Schüler war gestiegen, und zu Anfang d. J. standen auf den beiden Stationen Bethel und Betania 80 Katechumenen im Taufunterricht.

Die norwegischen Stationen in der Betsileo-Provinz haben noch immer unter dem Ansturm der Jesuiten zu leiden, die allein in Fianarantsoa, abgesehen von zahlreichen Brüdern und Schwestern, durch acht Patres vertreten sind. Was für Geistes Kinder das sind, zeigt eine Äußerung des Pater de Villèle dem norwegischen Missionar J. Johnson gegenüber. Letzterer hatte vor dem alten Mann bei einem Zusammentreffen in einer Filialgemeinde der norwegischen Mission sein Haupt entblößt und ihn mit den Worten begrüßt: „Bonjour, mon père." Der Pater blieb stumm, aber nach einer Weile sagte er:

„Ich kann Ihren Gruß nicht erwidern, denn ich arbeite daran, die Leute in den Himmel zu bringen, Sie aber arbeiten daran, die Leute in die Hölle zu bringen, und da ist denn doch ein zu großer Unterschied zwischen uns."

Am tollsten haben die Jesuiten in der ersten Hälfte d. J. im Gebiete der norwegischen Missionsstationen Fisakana und Ilaka in Nordbetsileo[2]) gehaust, von denen sich des Aufstandes wegen die norwegischen Missionare zeitweilig hatten zurückziehen müssen. Wo zu Anfang 1897 fünf tüchtige eingeborene lutherische Pastoren amtierten, war im Frühjahr nur noch einer, Gabriel von Fandriana thätig. Der alte Pastor Ranaivo von Sahamadio wurde auf die von einigen Katholiken erhobene, gänzlich unwahrscheinliche und unbewiesene Anschuldigung hin, „gegen Frankreich geredet zu haben," zu 600 ℳ Geldbuße und Amtsentsetzung verurteilt. Pastor Andrianzafy mußte vor den Fahavalos zeitweilig in seine Heimat Manandona flüchten. Pastor Abela von Ilaka sah sich ebenfalls zum Abzuge gezwungen, da ihm durch die Machinationen der Jesuiten alle Kirchen weggenommen worden waren. Pastor Daniel ward in Ambato ins Gefängnis geworfen und unter dem Versprechen der Freilassung immer wieder geplagt, er solle doch Katholik werden. Soweit unsere Nachrichten

[1]) Wie Missionar Röstvig schreibt, weilen bereits seit September d. J. ein paar Patres in Tullear und zwar in der Nachbarschaft der norwegischen Missionsstation. G. K.

[2]) Infolge einer von Dr. Borchgrevink im Juni d. J. in Fisakana und Ilaka abgehaltenen Visitation und persönlicher Einwirkung auf den französischen Residenten in Ambositra ist den ärgsten Übergriffen der Katholiken vorläufig Einhalt gethan worden. G. K.

reichen, hat er alle Leiden geduldig ertragen und erklärt, das er lieber sterben, als seinen Glauben verleugnen wolle. Die fünf Kirchen im Sahamadio-Bezirke, in welchem 800 erwachsene Männer trotz aller Quälereien und Bedrohungen ihre fernere Zugehörigkeit zur lutherischen Kirche erklärten, waren im Frühjahr noch alle in den Händen der Jesuiten. Deren Schüler hatten sie einfach mit Gewalt genommen, und kein einziger von diesen Räubern ist bestraft worden. Aus dem Fihasinana-Bezirk hatten die Jesuiten den Pastor Jakoba vertrieben, und im Gebiete der Station Ambatofinandrahana schickten sie sich ebenfalls an, mit Gewalt die lutherischen Gemeinden zu zersprengen.

Eine schlimme Zeit brach für die norwegischen Missionsgemeinden in Vakinankaratra — dem Grenzgebiete zwischen Imerina und Betsileo — im ersten Vierteljahr 1897 herein, als der bisherige, streng rechtliche Resident Alby nach Majunga befördert wurde und an seine Stelle Kapitän Compérat, ein enragierter Jesuitenfreund, als Bezirkschef in Betafo, der norwegischen Missionsstation, sein Hauptquartier aufschlug und im Bunde mit den Jesuiten die lutherischen Missionsgemeinden auf jede mögliche Weise quälte und beunruhigte. Er trägt mit die Schuld daran, daß der norwegische Missionar Gulbrandsen am 21. März d. J. in dem kräftigsten Mannesalter durch den Tod hinweggerafft wurde. Die Verfolgungen, welchen letzterer die Glieder seiner Gemeinde seitens Compérats und der Jesuiten tagtäglich ausgesetzt sah, ohne ihnen wehren zu können, brachen allmählich seine Kraft, so daß er zuletzt einem typhösen Fieber erlag. Noch in seinen letzten Tagen rief er immer wieder in der Fieberhitze aus: „Sie leiden, weil sie meine Freunde sind.“ Allen eingeborenen Lutheranern, welche dem Militär angehörten oder sonst ein Amt bekleideten, war es verboten, ihren totkranken Pastor noch einmal zu besuchen. Und selbst der Tod Gulbrandsens stillte den Haß Compérats und der Jesuiten noch nicht. Man gönnte der armen Witwe nicht einmal die öffentlichen Beweise der Liebe und Anhänglichkeit, welche ihr die Bevölkerung entgegenbrachte, und nahm es ihr gleichsam übel, daß bei der Bestattung ihres Gatten eine so große Menge von Leidtragenden sich um das Grab versammelte. Wie der Herr, so der Diener. Compérats Beispiel ahmten natürlich seine Offiziere nach. Ein junger, eingeborener, lutherischer Pastor, ein sehr gebildeter Mann, welcher dem höchsten Adel des Landes angehört, begegnet eines Tages einem französischen Offizier und grüßt ihn höflich, indem er seinen Hut abnimmt. Der Offizier befiehlt ihm, im bloßen Kopfe und mit gekrümmten Rücken genau hinter ihm drein zu

gehen und seinen Hut mit Sand zu füllen. Dann marschiert er bald hierhin, bald dahin, mitten in Schmutz und Schlamm hinein und zwingt den Pastor, ihm überall hin zu folgen. Wehe dem Unglücklichen, wenn er sich geweigert hätte; er wäre dann unfehlbar des Aufruhrs beschuldigt worden!

Angesehene eingeborene Gemeindeglieder der norwegischen Mission im Vakinankaratra-Gebiete wurden nach auswärts auf andere Posten geschickt. Einer der französischen Freunde der lutherischen Mission erzählte den Norwegern offen, daß jene zuviel Einfluß unter der Bevölkerung gehabt hätten. Und doch wußte jedermann, daß sie allen ihren Einfluß nur zu Gunsten Frankreichs ausgeübt hatten. Übrigens waren sie schon genügend zahm gemacht, denn sie durften ihre norwegischen Missionare nicht besuchen. Dagegen war es ihnen ausdrücklich gestattet, bei den Jesuitenpatres beliebig oft zu verkehren. Ja man ging so weit, ihnen den Besuch des lutherischen Gottesdienstes zu verbieten, während man sie auf der andern Seite ermunterte, der Messe beizuwohnen. Schließlich als der Tag ihrer Versetzung herankam, durften sie sich nicht einmal von ihren Missionaren verabschieden. Zum Glück nahm dieser unerträgliche Zustand der Knechtung der norwegischen Missionsgemeinden im Verwaltungsbezirke Betafo Ende März ein Ende, als Kapitän Compérat seine Ernennung zum Residenten in Mananjary erhielt. Leider hat er in seiner neuen Stellung auch die Oberaufsicht über das mittlere Tanalagebiet mit dem Hauptort Ambohimanga, wo die norwegische Mission seit einigen Jahren eine Station unterhält; er dürfte auch dort den Jesuiten nach Kräften in die Hände arbeiten. Sein Nachfolger in Betafo, Kapitän Durand, hat sich bis jetzt noch nicht zum Büttel der Jesuiten erniedrigt, sondern sieht auch gegenüber den Evangelischen auf Recht und Gerechtigkeit.

Gegenüber dem noch immer währenden Ansturm der Jesuiten, die über ein sehr zahlreiches Personal verfügen — der Dampfer „Oxus" landete am 16. August d. J. in Tamatave allein 11 „Brüder der christlichen Lehre" — ist es sehr erfreulich, daß die norwegische Missionsgesellschaft die in Madagaskar entstandenen Lücken in diesem Herbste ausfüllen und neue Hilfskräfte bereitstellen konnte. Im ganzen sind von jener Gesellschaft in den letzten Monaten 12 Missionare, 1 Buchdrucker und 2 Lehrerinnen — sämtlich aus Norwegen —, sowie aus den Kreisen der französischen Lutheraner die beiden Pastoren Péchin und Brognard und die Lehrer Pochard und Parrot ausgesandt worden; die letztgenannten 4 Franzosen haben sich der norwegischen Gesellschaft gegenüber aber vor-

läufig nur auf 2 Jahre verpflichtet, trotzdem werden ihre Dienste in den norwegischen Missionsgemeinden willkommen sein, nicht nur um die Kenntnis der französischen Sprache in den norwegischen Missionsschulen zu fördern, sondern auch, um die von den Jesuiten geflissentlich ausgestreute Lüge, als wäre Franzose und Katholik ein und dasselbe, durch ihre eigene Person als solche an den Pranger zu stellen. Der mehrmonatliche Aufenthalt des Direktors der norwegischen Missionsgesellschaft Lars Dahle in Frankreich im Frühling d. J. hat Dank der gewinnenden Persönlichkeit des Betreffenden nicht nur dazu beigetragen, in den höchsten Kreisen der französischen Regierung der norwegischen Madagaskarmission den Weg zu ebnen, sondern auch die innerhalb der lutherischen Kirche Frankreichs der glaubensverwandten Mission der Norweger entgegengebrachten Sympathieen noch verstärkt und zu praktischer Mitwirkung verdichtet. Es haben sich zwei „Lutherische Hilfskomitees für die norwegische Madagaskarmission“ in Paris und Montbeliard gebildet, deren Absicht es ist, die norwegische Mission durch Darbietung von Arbeitskräften, Geldunterstützung und Vertretung ihrer Interessen bei den französischen Behörden zu fördern. Es ist sehr natürlich, daß sich unter den Lutheranern Frankreichs neuerdings ein so lebhaftes und werkthätiges Interesse für die norwegische Missionsgesellschaft wegen ihrer Arbeit auf Madagaskar geltend macht, und wenn es eine Gesellschaft giebt, die um ihrer soliden, von einem durch und durch gesunden, lutherischen Geiste getragenen Arbeit willen die Sympathieen und die Unterstützung aller lutherischen Missionsfreunde verdient, so ist es die norwegische Missionsgesellschaft in Stavanger. Aber wir würden es doch aus höheren Missionsinteressen beklagen, wenn die an und für sich völlig gerechtfertigte Mitarbeit der französischen Lutheraner an der madagassischen Mission der Norweger dazu führen sollte, das Band zu lösen, das die ersteren bisher mit der ehrwürdigen Pariser evangelischen Missionsgesellschaft vereinte. Dieselbe ist in der jetzigen kritischen Zeit, wo sie in so giftiger Weise von ihren eigenen Landsleuten unter jesuitischer Führung um ihres mannhaften und aufopferungsvollen Eintretens willen für die Sache des Evangeliums in Madagaskar geschmäht und gehaßt wird, in einer Zeit, wo sie ihre Kräfte nicht nur für die Gegenwart, sondern auf unabsehbare Zeit aufs äußerste anstrengen muß, um die Londoner Missionsgemeinden in Madagaskar vor dem Untergange zu retten, am allerwenigsten in der Lage, die Fürbitte und die kräftige Unterstützung auch nur eines einzigen unter ihren bisherigen Freunden innerhalb der französischen lutherischen Kirche missen zu können. Es wäre unseres Erachtens eine

Schwächuug der Missionskraft des französischen Protestantismus, wenn sich von nun ab statt der einen, bisher in ihrer Arbeit so gesegneten Pariser Missionsgesellschaft zwei Gesellschaften, eine reformierte und eine lutherische bilden wollten, da ein solcher Schritt, auch bei den besten und edelsten Motiven der leitenden Persönlichkeiten, dennoch zu schmerzlichen Reibereien und Rivalitäten führen würde. Soweit unsere Kenntnis reicht, sind in der ungefähr 30 Mitglieder zählenden Direktion der Pariser Gesellschaft die Lutheraner mit je 10 Mitgliedern vertreten, obgleich sie, wenn man die Zahlen der Religionsstatistik — unter 700000 evangelischen Franzosen sind 70000 Lutheraner — zu Grunde legt, nur auf 3 Stimmen Anspruch hätten, und es scheinen somit ihre Interessen genügend gewahrt zu sein. Sollte infolge der Kräftigung des konfessionellen Bewußtseins innerhalb der lutherischen Kirche Frankreichs unter den dortigen lutherischen Missionsfreunden der Wunsch immer dringender werden, in Madagaskar, etwa in der Nachbarschaft der norwegischen Arbeitsgebiete ein eigenes lutherisches Missionsfeld in Angriff zu nehmen, so werden sich bei gutem Willen auf beiden Seiten dazu sicherlich Mittel und Wege finden lassen, ohne daß es zu einer Spaltung der Pariser Gesellschaft kommen muß. Uns dünkt es für die Sache der evangelischen Mission in Frankreich am förderlichsten zu sein, wenn die dortigen Lutheraner, unbeschadet der Unterstützung, welche sie der glaubensverwandten norwegischen Mission zukommen lassen, wie bisher die Pariser Gesellschaft in deren Bedrängnis mit ihren Gebeten und Gaben fördern.

Zu den vielen Opfern, welche die Pariser evangelische Missionsgesellschaft bisher schon für die evangelische Missionsgemeinden Madagaskars gebracht hat, ist in diesem Jahre das schwerste und schmerzlichste hinzugekommen, indem zwei ihre begabtesten Sendboten, der zur Aushilfe nach Madagaskar geeilte Senegalmissionar B. Escande und Pastor P. Minault, durch Mörderhände am 21. Mai den Tod erlitten haben. Da noch ein geheimnisvolles Dunkel über den Motiven ruht, welche die Mörderbande zu ihrer grausen That bewogen haben, so geben wir möglichst ausführlich alle näheren Umstände der traurigen Katastrophe wieder.

Die beiden Missionsarbeiter Escande und Minault, von denen der letztere erst Ende April in Antananarivo eingetroffen war, hatten ursprünglich Anfang Mai zusammen mit dem norwegischen Missionssuperintendenten Dr. Borchgrevink nach Betafo reisen sollen, um an der dort stattfindenden Genereralkonferenz der norwegischen Missionsarbeiter teilzunehmen und dann nach Fianarantsoa weiterzuziehen, wo Escande seinen Mitarbeiter Minault als Mittelsmann zwischen den bedrohten evangelischen

Missionen und den französischen Provinzialbehörden zurücklassen wollte. Indes, als Borchgrevink abreisen mußte, lag Minault noch am Fieber danieder, so daß er erst am 17. Mai, nachdem die Generalkonferenz schon 2 Tage vorher begonnen hatte, mit Escande sich auf die Reise machen konnte. Sie reisten den ersten Teil des Weges nicht allein, sondern im Geleit des Friends-Missionars Standing, welcher Escande gebeten hatte, unterwegs die Missionsgemeinden auf dem Nordabhange des Ankaratragebirges zu besuchen und dieselbe durch seine Zusprache in den mancherlei Anfechtungen, die sie von seiten der Jesuiten zu erdulden hatten, aufzumuntern und zu neuer Ausdauer zu stärken. Das Reisegefolge der beiden Franzosen bestand aus 23 Eingeborenen, die fast alle aus dem Betafo-Bezirke gebürtig waren, nämlich einem Pferdejungen Rainimanga und einem Diener Escandes, 8 Filanzanaträgern Minaults und 13 Gepäckträgern. Escande ritt auf einem Pferde und war völlig unbewaffnet; Minault, welcher sich mit Rücksicht auf seine durch das Fieber arg mitgenommenen Kräfte in einem Tragstuhle befördern ließ, führte wohl einen Revolver, aber keine Patronen bei sich. Von Antananarivo führen 3 Wege nach Betafo, der gewöhnlich begangene, welcher auf dem Ostabhange des Ankaratramassives sich hinzieht, und zwei weniger frequentierte, von denen der eine das Gebirge in weiterem, der andere in engerem Bogen westwärts umkreist. An Mitnahme einer Militäreskorte dachte Niemand, da die Wege als sicher galten; erklärte doch der Generalstabsoffizier in Antananarivo gegenüber dem Missionar Standing, als er ihm die Ermordung seiner beiden Reisegefährten mitteilte, daß man den von den französischen Missionaren gewählten kürzeren westlichen Weg für sicher gehalten habe und daß kurz vor dem Morde ein viel Geld bei sich führender Kaufmann jene Strecke zurückgelegt habe, ohne daß ihm das Geringste widerfahren sei. Hatte doch auch Gallieni die Militärposten, welche in der fraglichen Gegend während des Aufstandes angelegt worden waren, wieder einziehen lassen, der beste Beweis dafür, daß man militärischerseits den ganzen Strich für sicher hielt. Ursprünglich hatten Escande und Minault wohl den östlichen Weg nehmen wollen, aber als sie am ersten Reisetage ihr Nachtquartier in der Friends-Missionsgemeinde Ambohimandry aufschlugen, redete ihnen der dortige eingeborene Missionslehrer, ein treuer und erprobter Mann, zu, sie möchten doch den kürzeren direkten Weg über den Westabhang des Ankaratragebirges nach Betafo benutzen, weil sie auf diese Weise zugleich den ganzen Ankaratra-Missionsbezirk der Friends seiner größten Ausdehnung nach durchqueren würden. Standing fragte seinen Lehrer noch ausdrücklich, ob die vorgeschlagene Reiseroute sicher sei und erhielt die Antwort, daß nichts zu befürchten sei. Nunmehr sandte Standing an den eingeborenen Pastor und an sämtliche Lehrer in den auf dem westlichen Reisewege liegenden Gemeinden Botschaft über das demnächstige Eintreffen der französischen Missionsarbeiter, damit sie dieselben in jedem Dorfe in Empfang nehmen könnten. Drei Tage war Standing mit seinen Freunden im Ankaratra-Missionsbezirke umhergezogen, als er sich am Donnerstagmorgen, den 20. Mai, in Fehibe, wo sie die letzte Nacht verbracht hatten, von ihnen verabschiedete, da ihn Berufspflichten an diesem Tage direkt nach Antananarivo zurückzukehren zwangen. Während der 3 Tage ihres Beisammenseins waren sie mit allen hervorragenden Gliedern der Friends-Missionsgemeinden in innigen Verkehr getreten; aber keiner von diesen zuverlässigen Eingeborenen hatte auch nur mit einem Worte den Verdacht geäußert, daß der Weg nicht sicher sei. Der größere Teil desselben lag überdies im Bezirke des Unter-

gouverneurs Radaniela, eines der besten eingeborenen Beamten, der in dem Rufe stand, seinen Bezirk aufs beste organisiert zu haben. Der französische Untersuchungsrichter hat denn auch später Standing gegenüber als seine Überzeugung erklärt, daß die gewählte, weniger begangene Route nichts zum traurigen Ausgang der Sache beigetragen hätte; die Mörder würden ihre Opfer auch auf der gewöhnlich benutzten östlichen Straße erreicht haben.

Am Nachmittag des 20. Mai wurden Escande und Minault, die nun allein ihres Weges weitergezogen waren, von dem treuen eingeborenen Pastor, der während der Aufruhrszeit um des Evangeliums willen beinahe ermordet worden wäre, gastfreundlich aufgenommen; die Nacht verbrachten sie in Marofangaby bei dem dortigen Lehrer der Friends-Mission. Hätte einer von diesen Gefahr auf der Weiterreise befürchtet, so hätte er sicherlich die lieben Gäste nicht weiterziehen lassen. Auch die von Betafo gebürtigen Träger, die doch die Verkehrsverhältnisse am besten kannten, hatten Standing gegenüber, als er den Mietkontrakt für jene Strecke mit ihnen abschloß, nicht das geringste Bedenken hinsichtlich der Sicherheit des Weges; sie äußerten nur, daß ihnen einige Tagemärsche zu lang vorkämen; jedoch war dies von Standing ausdrücklich so angeordnet worden, weil die beiden Freunde spätestens Sonnabend Abend in Betafo eintreffen wollten.

Freitag, den 21. Mai, hielten die Reisenden ihre Mittagsrast in dem noch 7 Stunden von Betafo entfernten kleinen Dorfe Ambatondradama. Der Ort war fast menschenleer, da die meisten Eingeborenen zum Freitagsmarkt (Zoma) gegangen waren, der eine Viertelstunde südwärts vom Dorfe auf einem dazu bestimmten Platze an dem Wege nach Sirabe abgehalten und von einer ganzen Anzahl Ortschaften ringsum frequentiert wurde. Während die Missionare ahnungslos ihr Mittagsessen einnahmen, hatte sich auf dem Marktplatze eine Schar bewaffneter Wegelagerer eingefunden, welche die dort versammelten Dorfbewohner durch aufreizende Reden gegen die Europäer einzunehmen suchten. Unter anderem sprachen sie von ihrer Betrübnis darüber, daß man ihnen ihre Königin entführt habe, von der sie allezeit gut behandelt worden waren, während sie nun eine Menge Steuern von ihren Reisäckern, ihrem Vieh und allem Möglichen zahlen und dazu noch drückendere Fronarbeit als früher thun müßten. Während die friedlicheren Elemente unter der eingeborenen Bevölkerung sich heimlich davon machten, um aller Verantwortung zu entgehen, ließ sich der Rest der Marktleute so gegen die Fremden aufhetzen, daß sie kaum die Gelegenheit erwarten konnten, den beiden Franzosen ans Leben zu gehen.

Diese hatten sich inzwischen ausgeruht und gedachten um 3 Uhr ihre Reise fortzusetzen, als — nach dem Wortlaute des offiziellen Untersuchungsprotokolles, das aber von Irrtümern nicht frei zu sein scheint — ein Bewohner des Dorfes Escande mitgeteilt haben soll, es befänden sich Räuber (Fahavalos) auf dem Marktplatze. Escande habe darauf erwidert: „Es giebt keine Fahavalos mehr!“ Anders lautet die unseres Erachtens mindestens ebenso viel Vertrauen verdienende Aussage Rainimangas, des Reitknechts Escandes, der zufolge im Moment der Abreise zwei Eingeborene zu den Missionaren gekommen wären und gesagt hätten: „Auf dem Markte sind Bewaffnete, die weder zur Miliz, noch zu den Soldaten gehören. Wir wollen euch so lange das Geleit geben, bis keine Gefahr mehr vorhanden ist.“ Jedenfalls haben die beiden Missionare, da sie des Madagassischen unkundig waren, gar nichts

von den Worten der Eingeborenen verstanden, ebensowenig wie die leise geführte Unterhaltung ihrer Träger, die, nach Mitteilung eines anderen Dieners, Namens Ramasta, die Frage unter sich verhandelt hatten, ob sie nicht lieber im Hinblick auf die verdächtigen Gestalten, die sich in der Nachbarschaft herumtrieben, den Weitermarsch aufschieben sollten.

Ohne irgend welchen Argwohn zu hegen, ließen sich die Missionare offenbar nun von jenen beiden Helfershelfern der Fahavalos auf dem Wege nach Betafo, der etwas westlich von dem Marktplatze vorüber führte, das Geleit geben. Kaum hatte der Reisezug aber das Dorf eine Viertelstunde hinter sich, als die, ungefähr 30 Mann zählende, mit Speeren, Messern und teilweise auch mit Schußwaffen ausgerüstete Räuberbande von einem nahen Hügel aus ein paar Schüsse auf die Reisenden abfeuerte. Sofort ließen die erschrockenen Träger — es waren ihrer 21 — ihre Lasten und die Filanzana auf die Erde nieder und suchten ihr Heil in der Flucht; auch Ramasta, der zweite Diener, schloß sich den Fliehenden an; nur der treue Rainimanga hielt bei seinem Herrn aus. Beide Missionare machten nun den Versuch, durch eine westwärts von ihrem Wege verlaufende Schlucht sich nach Ambatondradama zurückzuflüchten, wobei Escande zunächst auf seinem Pferde sitzen blieb, während Minault mit seinem durch das Fieber geschwächten Körper langsam zu Fuße folgte. Letzterer beging leider die Unvorsichtigkeit, sich gegen die Verfolger zu wenden und seine Arme in die Höhe zu recken zum Zeichen, daß er keine Waffen bei sich führe. Dadurch um so dreister gemacht, drängten die Fahavalos nun rascher nach und schossen Minault nieder. Lautlos sank das Opfer zu Boden, ohne daß Escande, der wenige Schritte voraus war, etwas davon merkte. In dem Wahne, besser gegen das Gewehrfeuer geschützt zu sein, stieg Escande nun von seinem Pferde und geriet leider in sumpfiges Terrain, aus dem er sich nur mit Mühe und Not wieder herausarbeitete. Rainimanga rief seinem Herrn fortwährend zu, daß er sein Pferd wieder besteigen solle, aber als er sich dazu anschickte, glitt er auf dem Abhange aus, und das scheu gewordene Pferd suchte das Weite. Eben hatte der treue Diener Escande wieder aufgeholfen, als letzterer nach wenig Schritten von einer Kugel niedergestreckt wurde. Als Rainimanga sah, daß er seinem Herrn nichts mehr nützen konnte, entfloh er; aber er wäre ebenfalls den Mördern, die ihn über eine Stunde weit verfolgten, noch in die Hände gefallen, wenn es ihm nicht gelungen wäre, das Pferd Escandes wieder einzufangen und sich auf demselben nordwärts nach dem nächsten 25 km entfernten Militärposten zu flüchten. Noch in der Nacht vom Freitag zu Sonnabend eilte der Kommandant Bétille herbei und ließ die von vielen Speer- und Messerstichen durchbohrten Leichname nach der in unmittelbarer Nähe der französischen Militärstation befindlichen Mission Ramainandro bringen, wo sie am 23. Mai von dem anglikanischen Missionar Mc.Mahon in Gegenwart des obersten Chefs des Bezirkes Arivonimamo zur letzten Ruhe gebettet wurden. Fünf Tage später fand dann noch eine erhebende Trauerfeier am Grabe statt, zu welcher die übrigen evangelischen französischen Missionare, Deputationen der Londoner und Friends-Mission, sowie hochstehende Vertreter der französischen Regierung herbeigeeilt waren. Gallieni, der sich damals gerade auf seiner Rundreise um die Insel befand, telegraphierte von Mahunga aus nach Paris an den Minister, daß die beiden Missionare wie Soldaten als Opfer ihrer Hingabe und ihres Eifers gefallen wären.

Bei dieser Gelegenheit offenbarte sich übrigens auch in greller Weise der

Haß[1]) gegen die evangelische Mission, welcher der in der Hauptstadt ansässigen Kolonie von französischen Geschäftsleuten und Privatpersonen durch die Jesuiten eingeimpft worden ist. Der Senior der französischen evangelischen Missionsarbeiter, Pastor Meyer in Antananarivo, hatte nämlich an den Vorsitzenden der französischen Kolonie die Mitteilung des Trauerfalles und zugleich die Einladung gelangen lassen, sich durch eine Deputation an dem in Ramainandro abzuhaltenden Trauergottesdienste für ihre ermordeten Landsleute beteiligen zu wollen. Aber kein einziges Mitglied der französischen Kolonie hatte soviel Taktgefühl, den Opfern die letzte Ehre zu erweisen; ja die meisten Eingeladenen hatten die Rohheit in ihrer ablehnenden Antwort zu bemerken, daß man sich um Leute, die man nicht kenne, nicht 80 km weit bemühe.

Um so innigere Teilnahme erregte das grause Geschick der Ermordeten in den Kreisen der evangelischen Missionsgesellschaften, nicht zum wenigsten bei den zur Konferenz in Betafo versammelten norwegischen Missionaren. Im Morgengrauen des Sonnabends, an dem die beiden Franzosen in Betafo von Borchgrevink erwartet wurden, kamen nämlich zwei von Minaults Trägern nach Betafo und meldeten die Schreckenskunde. Da man dort aus den erschrockenen Eingeborenen nicht herausbekommen konnte, ob die Opfer noch lebten, erboten sich die beiden norwegischen Missionare Dr. Ebbell und Jensenius, an Ort und Stelle zu eilen, um Hilfe zu bringen oder wenigstens die Leichen zu bergen. Als sie hinkamen, fanden sie die Ermordeten bereits nach Ramainandro transportiert. Die französische Justiz war sehr rasch hinter den Mördern her.[2]) Der Kriminalgerichtshof von Arivonimamo befaßte sich schon am 10. Juni mit der Sache und verurteilte von 13 in den Überfall verwickelten Eingeborenen aus den Bezirken Faratsiho und Ilempona sechs zur Todesstrafe, fünf zu 10jähriger und zwei zu 2jähriger Kettenstrafe; außerdem wurde der ganze Bezirk Faratsiho mit einer Geldbuße von 1500 Piastern belegt. Merkwürdiger Weise führt das Protokoll unter den zum Tode Verurteilten auch einen gewissen Raobelina mit auf, „den protestantischen Lehrer von Ambatondradrama, der die beiden Franzosen bei sich aufgenommen und sie dann an die Fahavalos verraten habe". Es ist dies um deswillen befremdlich, weil nach der Mitteilung des sehr gut informierten Dr. Borchgrevink bisher keine evangelische Missionsgesellschaft dort einen Posten unterhalten hat; dagegen sind Jesuiten zu verschiedenen Malen in jener Gegend thätig gewesen.

---

[1]) Ein französischer Kolonist Géraudel hatte im Sommer d. J. die Frechheit, einen eingeborenen Lehrer der Pariser Gesellschaft mit Schlägen zu traktieren und die evangelische Schulkapelle — das über der Thür derselben angebrachte Schild „Protestantische französische Schule" hatte er abgerissen und zum Hohne an seinem Aborte befestigt — für eine von ihm selber begonnene „Laienschule" mit Beschlag zu belegen. Als sich Pastor Delord darüber beschwerte, überfiel ihn Géraudel mit einem Knüttel, hieb ihn mit demselben über den Kopf, sodaß der Angegriffene mehrere Kopfwunden davontrug, und überschüttete ihn mit den gemeinsten Schimpfworten. Der französische Gerichtshof verurteilte den brutalen Menschen für seinen Anfall zu der lächerlichen Geldstrafe von 100 Frcs.! G. K.

[2]) Wie aus Paris geschrieben wird, hat man neuerdings noch fünf von den Mördern der französischen Missionare aufgegriffen. Es sind keine heidnischen Madagassen, wie man erwarten sollte, sondern Katholiken, zwei von ihnen sind Lehrer im Dienste der Jesuiten! G. K.

Wie die Missionare, nicht bloß die französischen, schreiben, stimmen die Resultate der offiziellen Untersuchung nicht ganz mit der Wirklichkeit überein. Während die Regierung nämlich die Ansicht vertritt, daß es sich in diesem Falle nur um versprengte Aufrührer — Fahavalos — handle, die es zunächst auf die Beschlagnahme der gelegentlich des Marktes bei Ambatondradrama erhobenen Steuern abgesehen, und dann erst von der Anwesenheit der beiden Franzosen gehört und den Raubmord ausgeführt hätten, ist von privater Seite konstatiert, daß man bereits an dem Tage, wo der Mord ausgeführt wurde, sich in Antananarivo, das doch 2½ Tagereisen von dem Orte der That entfernt liegt, erzählte, es sei den beiden Missionaren ein Unglück zugestoßen. Das ist ein sehr verdächtiges Moment, welches darauf hinzudeuten scheint, daß der Mord schon von Antananarivo aus geplant war. Einer der Mörder hat zudem eingestanden, daß Escande und Minault bereits in Fehibe, als sie noch mit Standing zusammen waren, hätten ermordet werden sollen. Sie hätten das Haus, wo die drei schliefen, schon umringt gehabt, bereit sie zu töten, aber schließlich doch gezögert, ihr Vorhaben auszuführen, da ihre Opfer möglicherweise bewaffnet sein könnten. Sie hätten dann beschlossen, die That bis dahin aufzuschieben, wo sie noch einige Genossen zu sich herangezogen hätten, um durch ihre Übermacht die Weißen leichter zu überwältigen.

Wie Dr. Borchgrevink berichtet, haben die Jesuiten die Nachricht von der grauenvollen That wie eine Freudenbotschaft aufgenommen — unwillkürlich wird man dabei an das päpstliche Tedeum nach der Bartholomäusnacht erinnert — und vor ihren Gemeinden verkündigt, daß dies ein Zeugnis von Gottes Gerichten über die Protestanten sei. Nach der Mitteilung Eingeborener erzählten sie, noch ehe der Mord geschehen war, ihren Gemeindegliedern im Vakinankaratra-Bezirke, daß zwei protestantische Räuber unterwegs wären, um die katholische Mission zu zerstören, und daß einer von ihren (der Jesuiten) Mitarbeitern dazu bestimmt sei, sein besonderes Augenmerk auf diese Dinge zu richten. Man schaudert unwillkürlich vor diesem Fanatismus, der alles menschliche Gefühl ertötet! Als seiner Zeit der Jesuitenpater Berthieu von den Fahavalos ermordet wurde, machte sich auch in den Kreisen der evangelischen Missionare und ihrer Gemeinden die herzlichste Teilnahme geltend und die Evangelischen erwiesen bereitwillig dem Ermordeten die ihm zukommende Ehre.

Wie die Witwen der Ermordeten mit einem heroischen Glaubensmute das ihnen und ihren Kindern auferlegte schwere Kreuz zu tragen sich anschicken, so hat auch in den Kreisen der französischen evangelischen Missionsfreunde die Trauernachricht nicht abschreckend gewirkt, sondern Herzen und Hände zu neuem Opfermut erweckt. Schon am 25. Juli konnte die Pariser Missionsgesellschaft frische Streitkräfte, die Missionare E. Escande — ein Vetter des Ermordeten — und Lauriol nach Madagaskar entsenden, denen dann am 10. September ein neuer Trupp, bestehend aus Pastor F. Vernier, einem Missionarssohn, dem Hilfsmissionar de Saint-Vidal und der Missionslehrerin Vidil, folgte.[1]) Auf Madagaskar

[1]) Am 25. September sind noch 2 Lehrerinnen, die Geschwister Ducommun, und am 10. November der Evangelist Rusillon, Lehrer Robert und die Lehrerin

selbst aber standen bereits die Pastoren Meyer, Delord, Bénézech, die Schuldirektoren Mondain und Ducommun, sowie die Professoren Durand und Galland in voller Thätigkeit. Gegenüber den Hilferufen, die aus den bedrängten evangelischen Missionsgemeinden kamen, ist die Zahl der französischen Missionsarbeiter noch immer viel zu gering. Um die verstörten Gemeinden wieder einigermaßen zu konsolidieren, wäre es in hohem Grade nötig, daß überall da, wo ein Jesuitenpater sein Ränkespiel treibt, ein evangelischer französischer Missionar auf dem Platze stünde. Noch immer sind die Jesuiten der alten Lüge nicht überdrüssig geworden, daß die Sendboten der Pariser Gesellschaft von den Londoner Missionaren erkauft seien, um für ihre vermeintlichen politischen Sonderzwecke zu arbeiten.

Nach den uns zu Gebote stehenden letzten Nachrichten[2]) waren die französischen Streitkräfte so verteilt, daß Pastor Meyer von der Hauptstadt aus den ihm von den Londonern abgetretenen Bezirk Andohalo verwaltete, während Delord und Durand die Fürsorge für die ehemaligen Londoner Missionsbezirke Ambatomanga und Tsiafahy in Imerina übernommen hatten. Mit dem hauptstädtischen Schulwesen befassen sich Mondain, Ducommun und Galland; ersterer leitet das frühere Londoner Lehrerseminar mit seinen 250 Zöglingen. In der Betsileoprovinz hat sich seit Ende Juli Pastor Bénézech in Fianarantsoa niedergelassen, wo die Behörden mit Zustimmung der Londoner Mission gebeten worden sind, eine der drei beschlagnahmten Missionskirchen der neugebildeten französisch-evangelischen Madagassengemeinde zur Benutzung zu überlassen. Missionar E. Escande dagegen, der Ende August in Antananarivo eintraf, hat, wie wir der letzten Post aus der Hauptstadt entnehmen, bereits die aufs äußerste von den Jesuiten bedrohte Londoner Missionsstation Ambositra besetzt; am 25. September hat Generalgouverneur Gallieni auf einer Inspektionsreise nach dem Süden seine Schule besucht, deren Zöglinge den hohen Visitator durch ihre Antworten sehr befriedigten, so daß er zahlreiche Prämien unter sie verteilen ließ.

Überhaupt zeigt sich Gallieni persönlich seinen evangelischen Landsleuten gegenüber sehr freundlich. Er hat den Missionaren z. B. für ein

Rousseau nach Madagaskar abgereist, sodaß die Pariser Gesellschaft auf der Insel zur Zeit 13 Missionsarbeiter und 13 Frauen, von denen die meisten ebenfalls direkte Missionsarbeit treiben, unterhält. G. K.

[2]) Die neuesten Pariser Nachrichten besagen, daß Lauriol den Missionsbezirk Tsiafahy von Durand übernommen hat. Letzterer leitet dafür das hauptstädtische Lehrerseminar und der infolge dessen frei gewordene Galland hat die Direktion des Lehrerseminars in Fianarantsoa übernommen. G. K.

in der Hauptstadt zu gründendes Waisenhaus Geldmittel versprochen und sie außerdem gebeten, im Sakalavalande Missionsposten zu gründen. Das letztere werden sie ja, schon mit Rücksicht auf ihre geringe Zahl und auf die dort arbeitenden Norweger, so bald nicht thun; auch hat jene Aufforderung nicht viel auf sich, da sich Gallieni in derselben Angelegenheit gleichzeitig an den Lazaristenbischof gewandt hatte.

Was den gegenwärtigen Stand der Jesuitenmission in Madagaskar anlangt, so bietet ein Bericht des Bischofs Cazet vom 12. September d. J. (Les Missions Catholiques, vom 22. Oktober 1897) die neuesten Ziffern. Demnach zählen die dortigen Jesuiten zur Zeit 1113 „Posten", 109 fertige und 119 im Bau begriffene Kirchen, 258 fertige und 170 im Bau begriffene Kapellen, 1146 Lehrer, 793 Lehrerinnen, 78159 Schüler, 68424 Schülerinnen, 632 Kostschüler, 375 Kostschülerinnen, 2 Aussätzigenheime mit 190 Insassen, 4 Lehrerseminare mit 180 Internen, 61494 Katholiken (nach dem gewöhnlichen Gebrauch der katholischen Missionsstatistik sind darin jedenfalls auch die nicht eingeborenen Katholiken mit inbegriffen) und — last not least — 258956 Katechumenen. In dieser letzten Ziffer sind offenbar die zahlreichen evangelischen Madagassen inbegriffen, die man mit allen Mitteln des Schreckens und der brutalen Gewalt zur „Rückkehr in den Schoß der Mutterkirche" gezwungen hat. Kein Wunder, wenn „Les Missions Catholiques" (23. Juli 1897) von einem „admirable mouvement de conversions" schwärmen. Aber es ist doch im Grunde genommen eine furchtbare Blasphemie, wenn ein Mann, wie Pater Castets, der Superior der jesuitischen Imerina-Mission, der doch weiß, wie es seine Leute machen, in einem vom 2. Juni d. J. datierten Briefe aus Antananarivo schreibt: „Der heilige Geist scheint hier die Wunder zu erneuern, welche er am Tage der Pfingsten vollbrachte." Der Superior fährt dann scheinheilig fort: „Ich weiß, daß feindselige Zungen (Gott verzeihe ihnen, wie wir ihnen verzeihen!) die unzähligen Bekehrungen, welche sich auf Madagaskar vollziehen, der Gewaltthätigkeit, den Drohungen, den Lügen, kurz dem ganzen Inbegriff alles Ungerechten, welchen man „die Umtriebe der Jesuiten" nennt, zuschreiben. Die Wahrheit ist, daß diese Bevölkerungen in voller Freiheit und ganz vertrauensvoll zu uns kommen, weil sie instinktmäßig fühlen, daß Gott bei uns ist." Es sind übrigens nicht alle Jesuitenpatres der Ansicht, daß die eingeborene Bevölkerung aus edlen Motiven zu ihnen wallfahrtet; so schrieb z. B. jüngst ein Pater in der Betsileomission an den norwegischen Missionar J. Johnson in Fianarantsoa,

er solle sich nicht wundern, wenn jetzt die Mehrzahl ebenso zu den Katholiken, wie früher zu der englischen Mission übergehe, denn die Betsileo folgten stets dem Stärksten „und es geschieht schlechterdings nicht aus religiösen Gründen, daß sie jetzt zu uns kommen."

Bisweilen lügen die Herren Jesuitenpatres so frech, daß man auf den Gedanken kommt, sie glauben schließlich selbst an ihre eigenen, zum Überdruß wiederholten Erfindungen. So schreibt Pater Taix unterm 8. Juni d. J. an seinen Bischof: „Ich werde überall mit offenen Armen aufgenommen, Montag in Ambohibranalibo, heute in Tsaraonenana, in Anjeva, in Jaramy, in Ambohimanambola. . . . . Es ist der reine Traum! . . . . Und dabei schreibt man in Frankreich, daß diese Madagassen, welche sehr frei geworden sind, nur dem Schrecken gehorchen, wenn sie den Protestantismus verlassen und sich um uns scharen!" . . . „Der beste Beweis," — fügt Superior Castets diesen Worten hinzu, „für die Freiwilligkeit der Bekehrungen ist der Eifer, mit welchem die Neubekehrten ihre Kirchen erbauen." — Und dies schreibt der Superior ganz wohlgemut, wo doch die Steine schreien möchten über die Frechheit, mit welcher die Jesuiten oft in ganz evangelischen Gemeinden einfach die evangelischen Kirchen und Kapellen an sich gerissen haben. Wahrlich die jungen Konvertieten brauchen sich nicht mit Kirchenbauen anzustrengen; sie haben es viel bequemer, indem sie fremdes Gut sich aneignen. Erst dann, wenn General Gallieni Ernst damit macht, den Evangelischen das Besitzrecht an ihre Kirchen zuzuerkennen, werden die Katholiken sich im Kirchenbauen üben müssen.

Noch eine Probe aus einem Briefe des Pater Peyrilhe vom 8. Juni d. J.; er schreibt aus Antanamalaza: „Ich kam nach Ambatomanga, wo ein französischer protestantischer Pastor mir die Schäflein wieder nehmen wollte, die wir den Engländern entrissen haben; aber er verschwendet Zeit und Mühe für den Augenblick... Unsere heilige Religion faßt gegenwärtig in allen Ortschaften der großen Heerstraße (zwischen Antananarivo und Tamatave) vom Mangorothale bis Antananarivo Fuß. Bei meiner Ankunft am 25. Oktober v. J. besaß die katholische Mission auf dieser Route von 300 km Länge nur die zwei Posten, Tamatave an der Küste und Ambohimalare vor den Thoren von Antananarivo. Und jetzt bin ich Pfarrherr von einigen 40 Parochieen. Morgen werde ich nach einer neugegründeten Schule meinen 37. Lehrer entsenden. Die Schulen meines Bezirkes dürften in diesem Augenblicke 5000 Schüler zählen." Leider hat der gute Pater vergessen, den sehr nüchternen und realen Grund für diese treibhausähnliche Entwickelung anzugeben. Wir wollen die Lücke ergänzen, indem wir daran erinnern, daß auf der Heerstraße von der Hauptstadt nach Tamatave von Tagereise zu Tagereise in den Dörfern feste Militärposten eingerichtet sind, deren Kommandanten die Verbindungslinie offen halten und im Nebenamt als Zutreiber der Jesuitenpatres fungieren. Ihrer Überredungsgabe in Form von Exekutionen, Kettenstrafe und Geldbußen ist es zu verdanken, daß sämtliche an jener Linie gelegenen evangelischen Gemeinden zur katholischen Kirche übergegangen sind. Wehe den einzelnen Evangelischen, die sich geweigert hätten, von dem Jesuitenpater und seinen Lehrern sich unterweisen zu lassen!

Am wenigsten Zurückhaltung scheinen sich die Jesuiten gegenwärtig

in der Betsileo-Provinz aufzuerlegen, weil der dortige Resident Dr. Besson und der eingeborene Generalgouverneur willig ihre Geschäfte besorgen. Sie dirigieren hier mit Vorliebe die von Gallieni aus Eingeborenen gebildeten Kommissionen, welche über das Anrecht der einzelnen Konfessionen an die vorhandenen gottesdienstlichen Gebäude zu entscheiden haben; wie unter solchen Umständen der Entscheid ausfällt, läßt sich unschwer ermessen. Es scheint diese jesuitische Bearbeitung der Kommissionen dem General Gallieni mit der Zeit auch etwas zu toll geworden zu sein; wenigstens hat er unterm 12. Juli d. J. die Prüfung und Entscheidung aller Fragen, die Kultus und Unterricht betreffen, in die Hände einer „Commission administrative supérieure“ gelegt, die aus den 3 höchsten Justizbeamten der Kolonie, dem Chef des Unterrichtswesens und dem Kommissar für Eingeborenenangelegenheiten besteht. Hoffen wir, daß sie ihre Entscheide nach Recht und Gewissen trifft.

In welch naiver Weise die Jesuitenpatres den Begriff der Religionsfreiheit auffassen, davon liefert ein von dem Residenten Dr. Besson an das französische Kolonialministerium eingesandter Bericht, eine köstliche Probe. Bekanntlich hatten die Jesuiten das madagassische Schulgesetz (Nr. 296 des Gesetzbuches) dahin abändern lassen, daß jedes Kind jährlich nach Belieben aus der Schule einer Konfession in die der andern übertreten konnte. Sie hatten das gethan, in der sicheren Erwartung, daß es ihnen mit ihren probaten Überredungskünsten gelingen werde, die evangelischen Schüler zu sich herüberzuziehen. Aber nicht überall traf ihre Berechnung zu; ja, o Schrecken, in Fianarantsoa begab sich sogar das Entsetzliche, daß eine Anzahl Kinder aus der katholischen Schule in die evangelische übersiedelte. Alsbald verfügte sich der eine Pater zum Residenten und drückte ihm seinen Unwillen mit den klassischen Worten aus: „Wir haben uns dafür ins Zeug gelegt, die Freiheit der Wahrheit zu erlangen; aber wir protestieren gegen die Freiheit des Irrtums!“ Mit andern Worten also: Freiheit für die Katholiken und für die Andersgläubigen der Zwang.

Quittung.

Für die Norddeutsche Mission sind bei mir noch eingegangen von: N. N. 50 Mk., Harnisch 20 Mk., P. em. und P. 10 Mk., Finsler 10 Mk., Schlegelmilch 6 Mk., Kludt 10 Rubel, Krause 5 Mk., Flade 50 Mk., Gastroph 5 Mk., Wakenhus 15 Mk., N. N. Baiern 20 Mk., Heilmann 10 Mk., G. in P. 3 Mk., N. N. aus L. 1 Mk., Schüler-M.-V. der Franckeschen Stift. 20 Mk., Bertsch 5 Mk., Fräul. Klee 20 Mk., Rebenbacher 50 Mk., aus Bethel 5 Mk., Kind 30 Mk., Krause 5 Mk. — **zusammen 811 Mk.** Besten Dank. Die Sammlung ist geschlossen. **Warneck.**

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

Namen- und Sachregister.

(Abkürzung: Bbl. = Beiblatt.)



Inhalt.

I. Missionsgeschichte.

II. Missionstheorie.

III. Religionsgeschichte.

IV. Missionsrundschau.

Missionslitteratur.

Beiblatt.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 1. Januar. 1897.

Bilder aus einer nordindischen Stadt.

Von Hanna Rhiem, Senanalehrerin.

I. Der Basaar.

Wenn wir, die wir Indien kennen, das Wort „Basaar" aussprechen, so sind wir im Geiste in eine Scene bunten Lebens und Treibens versetzt, in seiner Mannigfaltigkeit und Originalität eben nur in dem Wunderlande Indien zu finden. Große Städte, wie Bambay, Benares, Agra und Kalkutta haben eine ganze Anzahl von Basaaren; jedes Viertel, ja, jedes Handwerk hat seinen besonderen Basaar, und ein jeder hat sein eigentümliches Gepräge. — Die mittelgroßen Städte dagegen haben einen Haupt-Basaar. Das ist die lange, durch die ganze Stadt sich hinwindende Straße, welche nur aus Kaufläden besteht, wo aller Handel und Wandel stattfindet, wo die verschiedenen Rassen, die sonst in strenger Abgeschiedenheit leben, sich mischen. Der behäbige, verschmitzt lächelnde Bunyer (Kaufmann), der stolze Brahmine mit den klugen, feingeschnittenen Zügen, auf denen sich leider so oft auch eine maßlose Arroganz abspiegelt, die Sudras mit den zu ihrem Handwerk gehörigen Abzeichen, der mehr als halbnackte Pariah, der im langen Kaftan gewichtig einherschreitende und auf die ganze Hindu-Welt mit Verachtung herabblickende Syed (Mohammedaner, der direkt vom Propheten abstammt) neben seinem bescheideneren Bruder, der sich mit Pluderhosen und Turban begnügt, der unvermeidliche Dhebia (Waschmann), der den geduldigen, beladenen Esel vor sich hintreibt, um das Reinigungswerk an dem Bündel vorzunehmen, das aber mehr einem Zerstörungswerk gleicht, der Darzi (Schneider) mit der Brille auf der Nase, Fingerhut und Schere im Turban steckend, — sie alle und noch viele andere charakteristische Gestalten gleiten in buntem Gemisch an unserm erstaunten Auge vorüber. Der riesenhafte, ungeschlachte Sohn Afghanistans geht neben dem zierlichen, geckenhaften Babu, der, nachdem er an der Kalkutta-Universität seinen Professor gemacht, nun hier der Leiter einer Knabenschule ist. Der hellfarbige Parsi in modernem Anzug, mit einem Pack Bücher unter dem Arm wird auf die

Seite gerannt von einem unter einer schweren Last keuchenden Kuli, dem man das Negerblut deutlich ansieht, und macht seinem Ärger durch einige wohlgewählte Schimpfworte Luft; denn anrühren würde er ein solches Tier nicht! Die Kamele schreiten mit gespreizten Beinen und hoch in die Luft gehobenem Kopf einher; es scheint, als ob der Kopf in ganz anderen Regionen lebt, als die Beine; auf beiden Seiten hängt je eine vergitterte Sänfte, und wir können deutlich die bunten Gewänder und neugierigen Augen von mohammedanischen Frauen wahrnehmen; ein starker Duft von Gewürznelken, Rosenöl und Sandelholz entströmt den Sänften. Auf dem Nacken des Kamels sitzt der Treiber. 5 oder 6 Kamele mit solcher kostbaren Ware folgen einander; einige Männer auf dünnen, trippelnden Ponies reiten nebenher. Die Gangart der Country-Ponies ist eigentümlich; sie ist vollkommen, „wenn das Wasser im Wagen geschüttelt wird", wie der Kenner sagt. Die Frauen der niederen Rassen, sowie die armen Guherati- und Mahratifrauen, die hier Arbeit finden, gehen mit unbedecktem Gesicht und in sehr spärlicher Kleidung einher; doch sieht man im Basaar, besonders abends nur wenige. Die Hindufrauen und die Mohammedanerinnen, besonders die letzteren, betreten den Basaar nicht, wenn irgend möglich; muß es geschehen, so sind sie von Kopf bis zu Fuße verhüllt. Aber noch andern weiblichen Gestalten begegnet man im Basaar hier und da, und in gewissen Stadtteilen scharenweise. Das sind die unglücklichen Natsch- oder Tanzmädchen, die der Natschrasse angehören. Während die Söhne arme, aber anständige Mädchen aus niederen Rassen heiraten, ist es der Beruf der Töchter, Tänzerinnen und öffentliches Eigentum des Publikums zu werden. Sie sind in grelle Farben gekleidet und betragen sich sehr auffallend. Den Kühen sieht man es an, daß sie sich für berechtigte Besitzer des Basaars halten und Menschen nur durch besondere Vergünstigung der Zutritt verstattet ist. Die häßlichen, gelben, dürren Pariahhunde laufen schnüffelnd und mit zwischen die Beine geklemmtem Schwanz umher, um hier und dort etwas Abfall zu erhaschen.

Wonach riecht es im Basaar? Hier muß die beredteste Feder innehalten und wir müssen die Frage ändern: wonach riecht es nicht? Keinesfalls nach Rosen und eau de Cologne! Wir wollen aber etwaige zarte Nerven schonen und nicht zu drastisch werden. Die Einbildungskraft der Leser mag das ihrige thun! Rechts und links ziehen sich die endlosen Reihen von kleinen, dunklen Läden hin, d. h. kleine viereckige Häuser mit offener Vorderseite. — Nun müssen wir allerdings staunend und bewundernd stille stehen, trotz der üblen Gerüche auf allen Seiten.

Hier sind die Fruchtläden. Große Büschel Bananen hängen am Balken; auf den Stufen sind Haufen von gelben und roten Melonen aufgetürmt; in der anderen Ecke sind Körbe voll reifer Datteln, die schwarz vom Liegen sind. Ananas und Custard-Äpfel, Yams und Kokusnüsse; alles ist in Fülle vorhanden. Besonders interessieren uns die Mangos, diese unvergleichliche Frucht, der Lieblingsgenuß der Indier außer Currie und Reis. In Größe wechseln die Mangos von einem Hühnerei bis zu beinah der Größe eines Straußeneies, in Farbe von hellgelb zu rot. In der Mitte befindet sich ein sehr großer Stein, platt nnd länglichrund; das Fleisch ist gelb, weich und saftig, und von eigentümlichem Aroma. Die billigen, unveredelten Mangos schmecken nach Terpentin. Wenn die Früchte noch grün und so groß wie Walnüsse sind, sind sie außerordentlich bitter, werden aber mit Vorliebe gegessen. — Indessen sind wir bei den Läden der Kupfer- und Messingschmiede angekommen. Hier ist ein Hämmern und Pochen, daß es einem durch Mark und Bein geht. Die Künstler sitzen auf der Erde, die Metallgefäße zwischen den Zehen haltend, und mit 2 oder 3 sehr unvollkommenen Instrumenten bringen sie Becher, Schalen, Töpfe und Teller in die gehörige Form und versehen sie mit zierlichen und kunstvollen Gravierungen, auch oft mit bunter Emaille. Von den Schätzen der Goldschmiede sehen wir nicht viel, nur einige Exemplare liegen zur Schau. Um all die kostbaren und wunderbaren Juwelen kennen zu lernen, müssen wir in die Senanas gehen und mit den Besitzerinnen gut Freund werden. Der Anblick der entzückenden Seiden in den Läden der Seidenhändler würde manches deutsche Frauenherz begehrlich machen; aber die seltsamen Musline, Tischtücher und Rüschen sind weniger nach unserm Geschmack. Inmitten alles Lärmens und Schwatzens hören wir plötzlich deutlich, obwohl aus einiger Entfernung, das Singen von einigen Männerstimmen. Wir folgen den Lauten und befinden uns bald auf einem kleinen freien Platz; auf den Stufen eines Ladens steht ein Missionar mit einem eingeborenen Evangelisten. Während sie singen, sammelt sich eine beträchtliche Menschenmenge; der Evangelist und der Missionar abwechselnd lesen und sprechen. Bei diesen Basaarpredigten geht es keineswegs friedlich zu. Die Leute kommen und gehen. Einige stimmen zu, einige schweigen, die meisten schimpfen, spotten und drohen; manchmal kommt eine Diskussion in Gang. Die Hindus oder Mohammedaner wählen einen Wortführer und wenn die Debatte im Gange ist, horchen alle mit dem gespanntesten Interesse; nichts ist dem Indier sympathischer, als argumentieren. Freilich, wenn

er sich geschlagen sieht, anstatt nachzugeben, ergeht er sich in den gröbsten persönlichen Beleidigungen. „Was macht's?“ denkt der Missionar; „den Stachel hat er doch in der Seele,“ und aus manchem Saulus hat schon die Basaarpredigt einen Paulus gemacht.

II. Hindutempel.

Da steigen sie vor unsern Blicken auf, die mächtigen, kolossalen Bauten mit den Säulenhallen und Balkonen, die pyramidenförmigen Kegel mit ihren, roh in Stein gehauenen Verzierungen unheimlicher Götzen und Kobolde, — die kleinen düstern schmutzigen „tikanas“, inmitten des Stadtgewühls, die geheimnisvollen Schreine inmitten der pfadlosen Wildnis, von dem Purpur der untergehenden Sonne übergossen, die schönen stilvollen Sikhtempel und der König unter ihnen, der goldene Tempel in Amritsar, dessen Anblick uns in „Tausend und eine Nacht“ versetzt. Ja, interessant und romantisch sind sie dem, der nur die Außenseite kennt, aber teuflisch und fluchwürdig dem, der tiefer hineingeschaut hat. Jesus muß siegen. Das ist unser Trost, unser Triumph, unser Schlachtenruf. Es ist eigentümlich, wenn man in Bombay zwischen 2 Tempeln ein ansehnliches, in indischem Stil gebautes Haus sieht, welches mit weißen Buchstaben auf schwarzem Grunde, über der Thür angebracht, uns sagt, daß dies das „meeting house der Wesleyaner“ ist. — Sind wir auch noch nicht so weit, daß wir sagen können: Wo der Teufel einen Tempel baut, da bauen die Christen eine Kirche daneben, so dürfen wir doch sagen, daß die Fahne des Kreuzes jetzt allerorten sich erhebt, und daß das Christentum anfängt, eine Macht in Indien zu werden. Wir wollen nun einige Typen der nordindischen Tempel kennen lernen. Wir begegnen hauptsächlich Krishna- und Sikh-Tempeln. Krishna ist die neunte Inkarnation des Gottes Vishnu und der Lieblingsgott der Hindus. Von Zeit zu Zeit standen Reformatoren unter den Vishnuisten auf, wie Kabir, Ramana, ein Zeitgenosse Luthers, der Gründer der Sikhs, die sich bald zu einer politischen Sekte entwickelten, Guru, Nanak u. s. w. Jeder dieser Männer wurde aber wiederum von seinen Anhängern als Gottheit verehrt, und so kommt es, daß es zahllose kleine und größere Sekten von Vishnuisten giebt, die sich aber in der Hauptsache gleich sind. Eine große Anzahl Kabirs finden sich im Pandschab, Sindh, Rajputana und dem oberen Gangesthal, obgleich ihre Lehre viel von ihrer ursprünglichen Bedeutung verloren hat. Sie, wie die meisten Vishnu-Sekten beten, wie sie sagen, den Einen wahren Gott an, den sie unter dem Namen Vishnu, Ram, Krishna, Hare anrufen. Wir schicken diese Bemerkungen voraus, um den

Tempel um so besser schildern zu können. — Der Tempel mit den umliegenden Gebäuden nimmt einen etwa 150 m langen, viereckigen Raum ein. Die Gebäude befinden sich auf der rechten und der Rückseite; vorne ist ein geräumiger Hof mit Brunnen und Bäumen. Sobald wir durch die Pforte treten, sind wir von einer Menge Fakire und anderer heiliger Bettler umgeben, von den verschiedensten Rassen und Sekten. Hunde, Katzen, Pferde und Kühe treiben sich umher, alle, außer den letzteren, in jämmerlichem Zustande. Alles Tier-Leben ist dem Hindu heilig, da es ein Atom der göttlichen Substanz ist; aber die Kuh und der Bulle werden nicht nur verehrt, sondern angebetet. Der Bulle ist eine Inkarnation des Gottes Shio oder Mohadeo. Wir wenden uns zuerst zur rechten, wo in einer offenen Verandah eine Anzahl Fakire sitzen, fast ganz ohne Bekleidung. Einige thun puja (Götzenanbetung), einige putzen sich die Zähne, und einige (sei der drastische Ausdruck verziehen) lausen einander, ein Anblick, der in den Straßen und Häusern Indiens sich fortwährend darbietet, einige rauchen die vielgeliebte hookah (Wasserpfeife). Der hervorragendste unter ihnen kündigt uns mit großem Pomp und unendlicher Herablassung an, das er ein Sita padre (Priester der Sita, Gemahlin des Ram) ist er ist, ein bärtiger Mann im mittleren Alter, über und über mit Asche und Oker beschmiert. Sein Haar ist in unendlichen verfilzten Flechten auf dem Kopfe aufgetürmt wie ein Turban; wenn er es auflöst, liegt es beinahe 1 m lang auf der Erde. Nach seinem Glaubensbekenntnis befragt, wird er ganz verwirrt und wir müssen ihm zurecht helfen, um ihn über seine verschiedenen Götter und Göttinnen aufzuklären. Als wir aber anfangen, von Gott und göttlichen Dingen zu reden, wendet er sich ab und spuckt verächtlich auf die Erde. Ein Gussein-Fakir steht dabei und auch ein Tuma-Fakir; mit diesen hat es eine besondere Bewandtnis. Sie sind heut zu Tage nichts anderes als eine verschwindend kleine Sekte von Hindufakiren; aber sie haben das Kreuz als Symbol und vieles deutet darauf hin, daß die Vermutung richtig ist, daß sie die letzten Überreste einer Christengemeinde sind, die der Apostel Thomas vor vielen Jahrhunderten an der Nord-Westküste Indiens sammelte. — 2 weibliche Fakire waren auch darunter; eine sehr anständig aussehende Pandschabi-Frau und ein altes, vertrocknetes Weiblein in lachsfarbenen Gewändern; dies ist die Universalfarbe der Vishnu-Fakire. Die Shiv-Fakire tragen Rosenkränze; von diesen giebt es 2 verschiedene Arten. Der erste Rosenkranz besteht aus 108 braunschwarzen, steinharten Beeren, Rudra-Beeren genannt, je eine Beere für einen Namen des Gottes; der andere

besteht aus 1008 Perlen, hinglaj genannt, die frömmsten Shivanbeter wissen 1008 Namen des Gottes, und es ist ein sehr verdienstliches Werk, sie herzusagen. Die Pandschabi-Frau hat Gold in ihren Vorderzähnen; es ist gut, wenn man stirbt, Gold im Munde zu haben, deswegen lassen sich viele Löcher in die Zähne bohren und füllen sie mit Gold, um immer bereit zu sein.

Wir gehen auf das lange Hintergebäude zu, welches aus 2 Hallen und mehreren kleinen Räumen besteht, alles voll von Fakiren, ihren Kochgeräten und sonstigen Habseligkeiten; 2 oder 3 Messingtöpfe und ein Stock sind oft das ganze Eigentum eines Fakir. In einem Sack tragen sie oft die große Rauch-Muschel oder nád. Wenn sie geblasen wird, beginnt es mit einem leisen, melodischen Ton, der aber plötzlich so schrill- und markdurchdringend wird, daß man sich in respektvoller Entfernung halten muß. Die beiden anderen Symbole des Vishnu sind der Diskus und die Keule; Vishnufakire beizen sich die Umrisse dieser 3 Symbole überall in die Haut. Links von den Fakiren-Räumen ist ein großer Schuppen, eine Art Kuh- und Siechenhaus, wo sich alte und kranke Kühe befinden. Wir kommen nun zu dem wirklichen Tempel oder Schrein, und ziehen gehorsamst unsere Schuhe aus. Auf einer kleinen Plattform sind 3 oder 4 Tulßi-Bäume, die Inkarnation von Kukmani, einer der Lieblingsfrauen Krishnas. Das Innere des kleinen Tempels ist mit Marmor gepflastert, und weist 6 eingegrabene Fußstapfen auf. Dies sind die „Füße Vishnus"; dahinter ist eine Reihe Götzenbilder; jedes ungefähr 6—8 cm lang und aus Bronze gemacht. Das erste ist Kiruh-char, eine Darstellung Krishnas, der in die See steigt, um ein Ungeheuer zu erschlagen. Dann folgt Krischna, auf Händen und Füßen kriechend, „Bal-Muckend" genannt; dann 2 Figuren, die ihn auf einem Throne sitzend darstellen. Dies ist Muktibari Bhaguan, d. i. der Erlöser-Gott. Dann folgen 2, mit grellfarbigen Lappen bekleidete Götzen, Krishna und die Göttin Radhau, eine seiner Jugendlieben. Diese kleinen Götzen werden jeden Tag gebadet, an- und ausgekleidet, mit Blumen bekränzt und die ausgesuchtesten Delikatessen werden ihnen vorgesetzt, und das alles mit viel Pomp und Umständlichkeit und herzzerreißender Musik.

Auf der linken Seite sind drei Götzenbilder Hanumans, des Affengottes, und auf der rechten Reliquien aus heiligen Städten, wie Puri, Jaggernauth, Benares u. s. w. Zwischen den Götzen und den „Füßen Vishnus" liegen 8 schwarze Steine, säl-gräm genannt, von denen man annimmt, daß sie die Essenz des Gottes Vishnu enthalten, sie werden

meist in dem Fluß Krishna gefunden und scheinen vulkanischen Ursprungs. Zwischen den Tulßi-Pflanzen befinden sich Linga und Yeni, die Symbole des Gottes Shiv, in ziemlich vernachlässigtem Zustande. Die Herrin dieses wunderbaren Konglomerats ist eine Fakir-Witwe, Mai Rambha, welche jeden Pfennig, den sie einnimmt, für die faulen Fakir-Gäste ihres Tempels ausgiebt. Sie selbst ist eine gierige, zänkische, schlaue Harpie, steht aber bei allen im Geruch großer Heiligkeit.

Wir wollen nur einen Blick in einen Tempel der Sikhs oder Nanak-Pauthis werfen. Von dem Basaar aus treten wir durch ein gewölbtes, massives Thor in einen kleinen Hofraum, von dem aus, 6 Stufen hinansteigend, wir in den eigentlichen Tempelhof gelangen. Er ist viereckig, mit Sandsteinen gepflastert und mit Matten und Teppichen belegt; in der Mitte ist ein Springbrunnen mit einem weiten Marmorbecken. Die Vorderseite enthält zahlreiche kleine Räume, die zum Baden, Kochen und Schlafen der Gurus (Lehrer) und ihrer Jünger dienen. Im Hintergrunde sind einige geräumige, mit indischen Luxusgegenständen ausgestattete Zimmer, in welchen die Baws, — Priester und Eigentümer des Tempels — wohnen. Dies ist ein Lieblingsversteck für Spieler und Trinker und die demoralisierte Jugend der höheren Rassen im allgemeinen; Singen, Lachen und das Rascheln der Würfel hört man den ganzen Tag. Der Tikana oder das Heiligtum ist auf der linken Seite. Es ist eine hohe, luftige Halle, mit bunten glasierten Kacheln gepflastert; an den grotesk bemalten Wänden hängen 96 schlecht gemalte Bilder, Scenen aus dem Leben Guru, Nanaks und des Gottes Krishna darstellend, und manche so empörender Art, daß man sich nicht wundern kann, wenn behauptet wird, daß die Tempel die Stätten sind, wo die jugendlichen Gemüter vergiftet werden. Die zweite Halle ist prächtig und ein Meisterwerk indischer Kunst; die Thüren sind aus teak-Holz und wundervoll geschnitzt; ebenfalls die Decke. Die Wände sind in Quadrate eingeteilt, in welchen große Spiegel und geschnitzte Wandschränke abwechseln. Am Ende ist eine erhöhte Marmor-Plattform, mit einem niedrigen Marmorgitter umgeben; ein seidener Baldachin, von vergoldeten Pfeilern getragen, überspannt das Ganze. Auf 6 niedrigen Ständern von wohlriechendem Holz sind 6 Granths (das heilige Buch der Sikhs), welche wie Götzen angebetet werden. Diener mit Wedeln von Yakschwänzen fächeln ihnen Luft zu. An den Stufen steht eine schwere, hölzerne Kiste, mit einer Ritze im Deckel, in welche die frommen Anbeter, welche täglich zu Hunderten kommen, ihre Opfergaben in klingender Münze werfen. Andere Gaben, wie Reis, Rosenöl,

Früchte ꝛc. [werden zu den Füßen des Haupt-Guru niedergelegt, der mit wohlwollendem Lächeln auf einem schön geschnitzten Thron sitzend, seinen Segen erteilt. Gegenüber ist ein Privatzimmer, mit Bettstellen, Teppichen und anderen Gegenständen möbliert. Wasserpfeifen und hölzerne Schuhe stehen in einer Reihe. Auf unsere Frage nach dem Zweck, teilt man uns geheimnisvoll mit, daß die Geister der verstorbenen Gurus sich hier nachts amüsieren.

Aus der Menge der verschiedenen Tempel, die uns im Gedächtnis sind, wollen wir noch einen Kali-Schrein herausgreifen. Kali ist die erste der Inkarnationen der Gemahlin des Shiv, deren es im ganzen mehr als 10 giebt, die besonders im Süden Indiens verehrt werden. Kalis Schrein ist am Ost-Ende einer niedrigen, vulkanischen Hügelreihe. Wir verlassen den Pony-Wagen und suchen unsern Weg durch dichtes Gestrüpp, ungefähr 10 Minuten lang, bis plötzlich eine nackte, kahle Felsenwand vor uns aufsteigt; ein düsterer unheimlicher Platz, ganz dem Charakter der Göttin entsprechend. Einige mehr als halbnackte finsterblickende Fakire sehen uns mißtrauisch an; aber als wir fließend in ihrer eigenen Sprache mit ihnen redeten, verstehen sie sich dazu, uns den Schrein zu zeigen, vorausgesetzt, daß wir die Schuhe ausziehen. Zuerst kommen wir an Kalis Brunnen, von dichten Bäumen umgeben. Wir dürfen nicht nahe hinzutreten, eine alte Frau mit schwarzen stechenden Augen sagt uns, daß das Baden und Trinken dieses Wassers von Sünden reinigt. Kalis Schrein ist in einer dunkeln Felsennische; ihr Bildnis ist in riesigen Dimensionen in den Felsen gehauen und rot gefärbt, und entspricht unsern kindischen Vorstellungen vom Teufel. Kein Wunder, daß das kranke Kind, welches eben von seiner Mutter gebracht wird, das Gesicht versteckt und zu weinen anfängt. Die junge Frau gehört der Banyer-Kaste an, und kann höchstens 22 Jahre alt sein; als wir ihr von Gottes Macht und Liebe erzählen und von Jesus, der die Kranken heilt, lauscht sie gespannt, sie verspricht, diesen allmächtigen liebevollen Gott für ihren Knaben anzurufen. 2 häßliche, große Götzen, Skanda und Ganesch, sind rechts und links. Kali ist die Göttin der Cholera und der Pocken, diese Krankheiten werden als Heimsuchungen ihrerseits angesehen, darum brauchen bigotte Hindus keine Arzneien in diesen Fällen, und viele würden lieber sterben, als sich impfen lassen. Man hat uns von diesem Schrein erzählt, daß stets ein Pockenkranker dort weilt, und wenn es zum Sterben kommt, geht ein anderer hinein, um die Krankheit auf sich zu nehmen, so daß Kali ein stetes, lebendiges Opfer hat. Wir gehen zu Shivs Schrein; er enthält

Linga und Yoni, das männliche und weibliche Element versinnbildlichend. Shiv ist ein leidenschaftlicher, heißblütiger Gott, darum hängt über seinen Symbolen eine Art thönerner Trichter, durch welchen beständig das kühlende Wasser tropft. Parvatis Bild ist hier, sie ist eine andere Inkarnation der Kali; der Bulle, ein mächtiges Tier mit wild blickenden Augen fehlt nicht. Wir setzen uns in dem Hof nieder, die Leute sind hier freundlicher. Eine Frau bemerkte, daß die Fakire uns ein Lied über ihren Gott vorsingen sollen, und daß wir nachher das Gleiche in Bezug auf unsern Gott thun sollen. Wir stimmen zu, und haben schließlich eine tiefergehende Unterhaltung mit diesen Shiviten, die damit endet, daß der eine ein Evangelium annimmt, und verspricht, es den anderen vorzulesen.

III. Moscheen und Mausoleen.

Während in den Hindutempeln eine große Mannigfaltigkeit herrscht, kann dasselbe nicht von den Moscheen der Mohammedaner gesagt werden. Sie sind alle in genau demselben Stil gebaut, und inwendig ist nichts zu sehen, als die gewölbte Decke und die bunten Wände. Die bescheidenste Moschee hat ringsum einen gartenähnlichen, freien Platz und 2 schlanke Minarets. Aber mag die Moschee noch so dürftig sein, oder noch so prächtig, man fühlt, daß es ein Ort ist, in welchem der Eine, wahre Gott angebetet wird. — Zur Zeit des Abendgebetes sind die Moscheen gefüllt mit Anbetern. In langen Reihen liegen sie auf den Knieen, das Angesicht auf der Erde, während der Imam in einer, in der Richtung nach Mekka angebrachten Nische die Gebete liest und den Segen spricht. Die Mohammedaner sind seit dem 12. Jahrhundert die Baumeister Indiens gewesen. Die geschmackvollen arabischen Stalaktiten, das graziöse Minaret mit den kleinen, schlanken Minarettchen, die erhabene, feierliche Kuppel, die zierlichen Arabesken, die Malereien in Gold, blau und rot, und vor allem die exquisit gemeißelten Marmorbauten, das alles gehört den Mohammedanern. Sie wissen es und sind stolz darauf. Mit unendlicher Verachtung blicken sie auf die Tempel der Hindus, und während die abergläubischen Hindus zu den Mausoleen der berühmten „Piers" pilgern, betritt kein Mohammedaner die Tempel der Hindus. Ein Bild oder eine Statue in einer Moschee ist ein Unding. Der Anblick christlicher Kirchen mit Bildern oder Statuen flößt dem Mohammedaner Abscheu ein. Sieben Mal am Tage verrichtet der Mohammedaner seine Gebete; einmal wenigstens muß er dies in der Moschee thun. An großen Festen, wie Bakr-i-Id und Moharram pilgert alles zum Idgah; dies ist eine Art Tribüne

unter freiem Himmel mit weitläufigen Reihen von Steinen davor, die den Platz für die zum Fest Kommenden angeben, damit alles in Ordnung hergeht. Stunden vor der Feier kommen sie zu Hunderten, der rauhe, unkultivierte Dorfbewohner, der Handwerker, der Kaufmann, der Scheikh mit den klugblickenden Augen und der Adlernase, der Seyed mit langem Bart und fliegenden Gewändern, zu Pferde, zu Fuß, auf Kamelen, in Ochsenwagen, alle in festlichem Gewand, je greller die Farben, desto besser; aber kein einziges weibliches Wesen ist sichtbar. Und wenn dann die Tausende die Knie beugen, und das Kalama (mohammedanisches Glaubensbekenntnis) zusammen aussprechen, wieder und wieder und wieder, daß man das Dröhnen meilenweit hört, dann versteht man etwas von der gewaltigen Macht des Islam.

Der Abend ist echt indisch, die Sonne geht zur Neige, eine leichte Brise bringt von den benachbarten Gärten den berauschenden Duft der Mangoblüten, der Mendi und des Cirrusbaumes. Die blau glasierten Kuppeln der Mausoleen, auf die wir zufahren, heben sich grell gegen den leuchtenden Abendhimmel ab. Da ist die Gruppe, wohl gegen 30; eine ganze Dynastie stolzer Emire, die durch ihre Kampflust und ihren Ehrgeiz das Land mit Raub und Verwüstung füllten, liegen hier begraben. — Jeder Emir hat mit seiner Lieblingsfrau ein Mauseleum inne, während die Sarkophage der anderen Frauen in einem kleinen Grabgewölbe dicht dabei sind. Viele der herrlichen Bauten sind in Verfall geraten. Einige rauhe Gestalten treten aus den kleinen Lehmhütten ringsumher und bieten uns ein freundliches Salaam. Wir sind alte Bekannte hier und erklären, daß unsere Freunde gekommen sind, um die Mauseleen anzusehen, einige der Frauen sind Senana-Schülerinnen, und wir werden oft gebeten, eine Schule hier zu beginnen. Ein alter Mann bietet sich als Führer an und schaut die fremden Gäste mit kritischem Auge an, augenscheinlich berechnend, wie viel „Bakschisch" Sahib und Madam Sahibah ihm geben werden. Das Gras wuchert zwischen den Ritzen der Marmorplatten, mit denen der Hof gepflastert ist. — Schwärme von Papageien fliegen kreischend auf und eine Schlange flieht eilends in ihren Bergungsort. Unsere Schritte hallen in dem hohen Kuppelgebäude wieder. Die Luft ist kalt und unsere Stimmen klingen hohl und geisterhaft. Der Alte schlägt das Sammettuch zurück, das den Sarkophag des Emir bedeckt und liest mit eintöniger Stimme die Koranverse, die in den Marmor eingemeißelt sind. Vertrocknete Blumen und Rosen- und Sandelholzöl verbreiten einen feinen, aromatischen Duft. In der Thür hängen Kinder-Klappern und anderes

Spielzeug. Wenn eine kinderlose Mutter hierher kommt und den Propheten um einen Sohn anfleht, bringt sie ein solches Spielzeug mit; ist ihr Wunsch erhört, so schneidet sie des Kindes Haare ab, wenn es ein Jahr alt ist und hängt sie neben der ersten Gabe auf. Wir besuchen ein Mausoleum nach dem andern, bis der Mond sein silbernes Licht über das Ganze gießt. — Ringsum ist ein mohammedanischer Begräbnisplatz; hunderte von Steinhaufen und Monumenten umgeben die majestätischen Mausoleen, wie Sklaven einen König; das waren die Diener und Beamten der Emire. Ein Mausoleum steht etwas abseits; der Emir, der dort begraben liegt, gehörte einer viel früheren Dynastie an, und die Leute erzählen viel von seiner Pracht und seinem Glanz, die Tradition hat sich von Mund zu Mund fortgepflanzt. Es ist bei weitem das größte Mausoleum, und ist wie ein Fort mit einer hohen Mauer mit Schießluken umgeben. Es ist eine schöne, alte Ruine. Marmorpfeiler und Ornamente liegen in bunter Unordnung im Hof; drei mohammedanische Frauen schöpfen Wasser aus dem Brunnen und erzählen uns von den Geistern, die hier nachts hausen. Wir treten ein; die Kuppel ist längst nicht mehr vorhanden, der tiefblaue Himmel bildet das Dach, und der Mond gießt sein volles Licht auf 3 Marmorsärge. Schlingpflanzen, die von außen emporgeklettert sind, fallen durch die leeren Fenster und winden sich um die Pfeiler. Unsere Begleiter und 2 oder 3 andere sagen andächtig das Kalama, und weit hinaus in die Nacht hallt es: es ist nur ein Gott, Allah, und Mohammed ist sein Prophet.

Erste Missionserfolge unter den Frauen der Waschambaa in Nord-Usambara.

Von Frau Missionar Johanssen.

Im J. 1891 kamen die Missionare Wohlrab und Johanssen nach Mlalo und legten die Station Hohenfriedberg an. Als sie der Sprache soweit mächtig waren, um hinauszuziehen und das Evangelium zu verkündigen, da hatten sie ihre Freude daran, wie aufmerksam und eifrig die Frauen zuhörten. Aber keine von ihnen kam auf den Missionshügel zum Gottesdienst, weil dort keine weiße Frau war. Als im Sommer 94 Missionar Johanssen seine Frau hinausbrachte, wurde diese aufs herzlichste

begrüßt, und sehr bald kamen einige Frauen aus dem nahe gelegenen Dörfchen Bungoi zur Andacht in die Kapelle und zwar gegen den Willen ihrer Männer. Sie sprachen es aus, daß das Wort Gottes ihnen ins Herz gedrungen sei, sie könnten davon nicht lassen, sie wollten alle Befehle ihrer Männer ausrichten, aber wenn sie ihnen verböten Gottes Wort zu hören dann würden sie ihnen nicht folgen. Sie kamen regelmäßig auf die Station, und im November fanden sie den Mut, um die Taufe zu bitten, was zur Folge hatte, daß sie von ihren Männern vertrieben wurden. Sie blieben jedoch standhaft trotz aller Drohungen und Verfolgungen ihrer Verwandten, und beharrten bei der Bitte um die Taufe.

In dem vorbereitenden Unterrichte waren sie aufmerksam und eifrig bemüht, so viel als möglich zu lernen. Sie kamen abends zu Frau Johanssen und baten diese mit ihnen zu wiederholen, was sie am Tage im Unterricht gehört hatten. Im Dezember wurden die ersten drei Frauen getauft. Eine von ihnen ist Salome Okyniasi, über die Frau Johanssen u. a. folgendes erzählt:

Salome hatte Gelegenheit gehabt mit andern Frauen von Gottes Wort zu reden und erzählte mir ganz genau was sie gesprochen.

Salome: O was habe ich heute für eine Freude gehabt. Ich ackerte auf dem Felde, das ich von meiner Mutter bekommen habe, und da sehe ich in der Nähe zwei bekannte Frauen, eine ältere und eine jüngere, letztere mit ihrem Kindchen. Ich gehe und begrüße sie und frage, ob ich das Kind ein wenig nehmen darf. Sie giebt mir das Kind, da sagt die junge Frau: Mlugas Frau ist von den Eltern nach Haus geholt worden, weil der Mann sich taufen lassen will. Sie ist aber wieder zu ihm zurückgekehrt, sie will auch gern die Worte Gottes. Wenn mein Mann auf den Gedanken kommt, sich taufen zu lassen, so laufe ich ihm für immer weg, ich will nichts von der Taufe wissen.

Salome: Sprich nicht so von der Taufe! Getauft werden ist etwas Gutes. Bitte nur gleich den Herrn um Verzeihung dieser Worte wegen; denn wenn du denkst, Gott sei so fern, dort oben in den Wolken, so irrst du dich, er ist mitten unter uns und hat deine schlechten Worte gehört.

Die Frau: Ist das wirklich wahr?

Salome: Ja, so ist es.

Die Frau: Sag' einmal, wie ist denn das mit euren Namen, die ihr bekommt, wo kommen denn die her?

Salome: Die kommen von Gott, die stammen aus den Worten Gottes.

Die Frau! So? Wie heißt doch Mgunda?

Salome: Lasaro.

Die Frau: Und wie Ontulve und Mukea?

Salome: Mariamu und Magdalene. Ich bat leise den Herrn, er möchte mir helfen bei meinen Worten, denn von selbst weiß ich nichts zu sagen, und dann erzählte ich den beiden Frauen die Geschichte von Lasaro. Es war ein reicher Mann u. s. w.

(Sie wiederholte mir, wie sie immer bei solchen Gelegenheiten thut, aufs ausführlichste die ganze Geschichte, wohl damit ich sehen sollte, ob sie auch richtig erzählt hätte.)

Salome: Dann habe ich ihnen von Lot, Sodom und Gomorrha erzählt. Sonst haben wir immer gesagt — ihr wißt doch noch, daß ich es auch gesagt habe — wenn wir sterben, so ist es aus mit uns, aber so ist es nicht, wir bleiben nicht ewig tot, wir werden alle wieder lebendig und wer an den Herrn Jesum glaubt, kommt in seine Herrlichkeit, wer aber nicht glaubt, ins Feuer.

Die Frau: O, was sagst du, ist das wirklich so? Wer nicht glaubt, der kommt nach dem Tode ins Feuer?

Salome: Ja, der stirbt dann zum zweitenmale, der kommt an den Ort der Qual, so ist's. Seht, ihr habt uns verachtet, weil wir getauft sind, das ist nicht recht von euch.

Die Frau: Ja, ja, wir haben euch verspottet, weil ihr euch habt taufen lassen, aber was sollen wir denn nun thun, was sollen wir thun, daß wir nicht an den Ort der Flammen kommen?

Salome: Ich will es Euch sagen, hört immer, wenn jemand die Worte Gottes redet, aufmerksam zu und wenn ihr nicht gleich alles versteht, laßt es euch zum zweitenmal sagen. Sieh, es war einmal ein Mann, der hieß Nikodemus . . . . . (nun folgt ausführlich das Gespräch von Nikodemus namentlich die Worte: so ihr nicht von neuem geboren werdet, könnt ihr nicht in das Reich Gottes kommen).

Die ältere Frau: Wirklich wir können nicht in das Reich Gottes kommen, wenn wir nicht von neuem geboren werden?

Salome: Nein, das können wir nicht, aber wenn wir getauft werden, dann kommen wir los von unsern Sünden, und dann können wir es. Seht, Gott hat uns Lehrer gesandt, die haben ihr Land und

ihre Brüder verlassen, weil Gott zu ihnen gesagt hat: geht zu den Waschambaas und verkündigt ihnen die Freudenbotschaft.

Die Frau: Was denn für eine Freudenbotschaft?

Salome: Nun Gottes Wort; daß Gott uns seinen Sohn geschenkt hat und daß Jesus für unsere Sünden gestorben ist. Er ist aber nicht tot geblieben, sondern auferstanden. Wenn Gott nun kommen wird zum Gericht, dann wird er sagen: ich habe euch Lehrer geschickt, warum habt ihr denn nicht auf ihre Worte gehört, habt ihr sie etwa nicht gesehen? Dann müßt ihr sagen: ja, gesehen haben wir sie wohl, aber weiter könnt ihr dann nichts antworten, und dann wird der Herr sprechen: da — nimm du Satan deine Leute! Warum wollt ihr denn nicht kommen, um Gottes Wort zu hören, warum redet ihr so schlecht von der Taufe? Ihr müßt auch nicht denken, daß es meine Kraft gewesen ist, mich taufen zu lassen, das war allein die große Gnade Gottes; und die will er nicht nur uns wenigen, sondern euch allen erzeigen. Als wir all diese Worte geredet hatten, sagte ich ihnen: ich war hierher gekommen um zu ackern; denn heute habe ich meinen freien Tag, an dem ich ackern kann, aber wenn ich die Worte Gottes sagen kann, freue ich mich immer sehr und bin garnicht betrübt, wenn ich nur wenig ackere. Jetzt haben wir nun ja aber lange gesprochen, darum will ich noch ganz schnell ans Ackern gehen, ehe es Abend wird, denn ich wohne ja weit. Damit stand ich auf, und die junge Frau ging auch an ihre Arbeit; aber die Alte sagte: es ist mir nun nicht möglich zu ackern, und ich sah, wie sie die ganze Zeit nachdenklich dasaß und zu mir hinüberschaute.

Wenn die Frauen irgend wohin zum Besuch gehen zu heidnischen Bekannten, und sie dort nichts vom Evangelium erzählen oder wenigstens singen können, dann kommen sie gewöhnlich traurig nach Haus: wir haben heut keine Freude gehabt, die Leute wollten nichts hören.

Missionar Johanssen hat ausführlich mit den Christen über ihr Verkündigen gesprochen und ihnen gesagt, daß sie zuerst von der frohen Botschaft reden sollen und nicht gleich so viel vom Gericht, sondern erst von der Gnade. Gewöhnlich erzählen sie die Geschichten, die sie in der letzten Zeit gelernt haben, ohne zu bedenken, ob die auch für jeden so ohne weiteres zu verstehen sind. Die Frauen dachten, es käme darauf an, möglichst viel Geschichten auf einmal zu erzählen, damit doch jemand, der noch garnichts gehört hätte, gleich recht viel erführe.

Das erste alte Mütterchen, das getauft ist, konnte dem allgemeinen Christenunterricht, den die Missionare geben, nicht folgen, deshalb unter-

richtete ich sie einen Tag um den andern. An dem dazwischenliegenden Tage kam sie aber auch immer, wenn auch nur im Vorbeigehen, um mich ein Weilchen zu besuchen: aus Sehnsucht, wie sie dann sagte. In der letzten Zeit, brachte sie mir fast täglich ein oder zwei große Kürbisse voll Wasser mit, um mir eine Freude zu machen. Sie kann beim Unterricht nicht gut zuhören, wenn sie nicht direkt angeredet wird. Wenn sie nachmittags zur Stunde kommt, dann mahnt sie gewöhnlich schon nach 20 Minuten „laß uns jetzt aufhören", sie sehnt sich dann nach ihrem warmen Feuer oder dem Sonnenschein. In der Kapelle ist es ihr wohl zu ungemütlich, auch daß sie da nicht so laut, wie sie es liebt, von ihren täglichen Dingen sprechen kann, ist ihr vielleicht ein wenig schwer. — Eine Freude für uns ist, zu merken, daß sie mit ihrer Sünde kämpft. So kam sie vorgestern und sagte, daß sie so in Zorn geraten sei über einen ihrer Enkel und daß dieser dann ihre Sünde ihr ins Bewußtsein gebracht hätte durch die Worte: Großmutter, du bist ein Mensch Gottes und doch schimpfst du so? Sie habe dem Kleinen gegenüber sofort ihr Unrecht eingestanden.

Die Frage wegen der Eheschließung der Christen, ist je länger je mehr ein Gegenstand der Sorge für uns, weil bei einem Teil unsrer jungen Leute eine gedrückte Stimmung Raum gewinnt, infolge der scheinbaren Aussichtslosigkeit zu heiraten. Sikiniasi und Kiniasi (Häuptling und Sohn) haben zwar beide die Zusage gemacht, um des Christenstandes willen dürfe die Verlobung nicht gelöst werden, trotzdem sind allen jungen, getauften Burschen die Bräute genommen worden und der Häuptling thut keinen Schritt, um dem zu steuern.

In dem Bericht über den Stand der Mission, welcher von dem Bezirksamtmann Herrn von Saint Paul eingefordert wurde, ist auf dies Hemmnis der Arbeit hingewiesen worden. Es ist doch billig, daß die Unterthanen eines christlichen Staates von seiten der Obrigkeit auch einen gewissen Schutz dem Heidentum gegenüber erfahren. Der Herr Bezirksamtmann hat ein Formular in Kischambaa schreiben lassen des Inhalts: daß die Regierung auf die Eingeborenen keinen Druck hinsichtlich ihres Glaubens ausübe, daß sie aber ihrerseits das Gleiche von den Eingeborenen erwarte. Wer denjenigen, die nach ihrer Überzeugung sich dem Christentum zuwenden, Gewalt anthue, der solle bestraft werden. Dieser Erlaß soll in mehreren Exemplaren den größeren Häuptlingen der Distrikte, in denen unsere Mission arbeitet, zugeschickt werden. — Bei dieser Gelegenheit hat Missionar Wohlrab auch über die bei unsern Schwarzen so

häufig vorkommenden Kindermorde gesprochen, die doch wohl von einer christlichen Obrigkeit in gleicher Weise als Verbrechen angesehen werden müßten, wie die indischen Witwenverbrennungen; es ist ihm zugesagt worden, daß auch dieser Punkt in dem Erlaß aufgenommen werden soll. Derartige Morde sollen fortan von der Regierung auch wirklich als Morde betrachtet werden, und wer derselben überführt wird, solle die Strafe eines Mörders erhalten.

Am fernen Indien.

Eindrücke und Erfahrungen im Dienst der lutherischen Mission unter den Tamulen

von

Georg Stosch,

Pastor am Elisabeth-Krankenhaus zu Berlin.

Preis brosch. M. 2,80, schön geb. M. 3,60.

Der Reichsbote schreibt:

Der sprachgewandte und feinsinnige, theologisch tief gegründete und missionarisch durchgebildete Verfasser hat uns ein Buch über Indien geschenkt, welches die vollste Aufmerksamkeit aller Missionsfreunde namentlich unter den Gebildeten verdient. Es ist zunächst ein eigenartiges Werk, fern von jeder Schablone. Die übliche Form der Reisetagebücher ist verlassen, die umständlichen Kapitel „Land und Leute", „Geschichte der Mission" 2c. fehlen; es ist eben das, was der Titel verspricht: Eindrücke und Erfahrungen. Eindrücke, d. h. Indien, wie es sich dem Verfasser zuerst dargestellt; Erfahrungen, d. h. was der Verfasser bei eigener Missionsthätigkeit in Indien erlebt. Der Stil in den einzelnen Aufsätzen ist immer meisterhaft; der blumenreiche und farbenprächtige, wie ihn Stosch uns sonst gern bietet, ist nur bei den Schilderungen des Landes gebraucht, wo er auch vollständig am Platz ist; in den anderen Aufsätzen ist er von edler Nüchternheit. Alles ist so interessant geschrieben; so leicht kommt man nicht von der Lektüre eines Kapitels fort. Einige Abschnitte sind für den Missionsfachmann von größter Wichtigkeit, z. B. „Das englische Schulwesen in Indien" und „Einige Grundbegriffe der Religion in tamulischer Sprache." Doch sind sie auch für alle gebildeten Kreise interessant und verständlich. Sehr fesselnd ist „Indischer Musik-Enthusiasmus," enthaltend den Bericht eines Inders über eine musikalische Soiree in einem Europäerhause. Alles in allem ist das Werk vortrefflich; fast alles eignet sich zum Vorlesen in Missionsvereinen; vieles dient zur Bereicherung der Missionswissenschaft, und nichts möchten wir vermissen. Auch der Verleger hat sein Bestes gethan. Wir wünschen dem Buch von Herzen den ihm gebührenden Absatz.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 2. März. 1897.

Ramlal.

Eine indische „Kalte-Zeit"-Plauderei, die in der Türkei aufhört.

Von Oskar Flex.

Es war vor fünfunddreißig Jahren, als ich Ramlals Bekanntschaft machte. Die Umstände sind mir aber noch so lebendig in der Erinnerung, als wenn es gestern gewesen wäre. Es war im November. Die Regenzeit hatte ungewöhnlich lange angehalten, mit Sehnsucht erwartete man die kalte Zeit, welche gewöhnlich schon Anfang Oktober eintritt. Dies Jahr waren aber solche enormen Wassermassen gefallen, daß es selbst der heißen indischen Sonne schwer wurde, dieselben aufzutrocknen. Endlich trieb der kühlere Nordwest die schweren Regenwolken fort, das Erdreich wurde wieder fest, die dunstige Atmosphäre klärte sich auf, der Lalpatstrauch zeigte seine purpurfarbenen Blätter, das untrügliche Zeichen, daß die kalte Zeit gekommen, und Eingeborene und Europäer atmeten auf, wie von einem schweren Druck befreit und freuten sich, ein jeder in seiner Weise, auf das wechselvolle Leben und die Annehmlichkeiten, welche diese für Indien so unentbehrliche Jahreszeit jedesmal von neuem mit sich bringt. Die heiße Zeit versengt alles und zieht das Lebensmark aus allem Lebendigen. Die Regenzeit, obgleich im Anfang erfrischend und befruchtend, bringt später die tötlichen Krankheiten, deren besondere Heimat Indien ist, wie Cholera, Dysentery, Malaria-Fieber u. s. w. in ihrem Gefolge. Die kalte Zeit aber mit ihrem frischen kühlen Lufthauch, der trocknen klaren Atmosphäre, dem tiefblauen heitern Himmel bringt Leben und Gesundheit zurück. Die schlaffen Muskeln spannen sich, der Geist wird frisch, Energie und Schaffenslust regen sich aufs neue. Weder Sonnenbrand noch Wasserflut halten uns länger in den Häusern gefangen. Man kann hinaus, umher, schaffen, reisen. „'S ist wie der Frühling im Norden! Die Eingebornen ziehen auf die Felder zur fröhlichen Ernte, zur lustigen Jagd in die Wälder."

Das ist hier ganz buchstäblich zu verstehen, denn die Ernte findet in Indien in den Monaten vom November bis Januar statt. Die Regenzeit hat die ver-

schiedenen Reisarten, welche meistens viel Wasser bedürfen, kräftig emporschießen lassen, die milde, dabei doch warme Sonne der kalten Zeit bringt die Körner zur Reife. Man schneidet die Ähren ab und drischt sie auf den Feldern aus. Die Tennen werden auf höher gelegenen trockenen Plätzen in denselben hergerichtet. Der Boden wird von Gras und Gestrüpp gereinigt, geebnet, mit in Wasser aufgelöstem Kuhdung bestrichen, um ihn staubfrei und fest zu machen und hier werden die Körner vom Vieh ausgetreten. Mit einer einfachen von Bambus geflochtenen Wurfschaufel wird die Spreu entfernt, die Körner werden in große aus Strohseilen zusammengedrehte Körbe gefüllt und nach Hause in die Vorratskammern gebracht, die Spreu wird verbrannt oder mit Kuhdung zusammengeknetet, um als Feuermaterial in den Häusern zu dienen. Bei dem wundervollen Wetter, bei dem man absolut weiß, daß es nicht regnen wird, bleiben die Erntearbeiter Tag und Nacht auf den Feldern; Strohhütten dienen ihnen zur Ruhe, an den Feuern bereiten sie ihre Abendmahlzeit. Nach Einnahme derselben wird die halbe Nacht gesungen und getanzt, dann wird es still. Nur die langgezogenen Rufe der wachthabenden Hirten tönen durch die vom klarsten Sternenhimmel beleuchteten Fluren, bis das Morgenrot die Schläfer weckt und die Arbeit von neuem beginnt. Doch nicht nur auf den Feldern, auch in den Dörfern selbst herrscht während dieser Jahreszeit die regste Thätigkeit. Hier sind es besonders die Öl- und Zuckerrohr-Mühlen, deren schauerliches Quietschen und Knarren man fast die ganze Nacht zu hören bekommt. Diese Pressen sind von der aller primitivsten Konstruktion; sie bestehen aus einem runden Holztrog, der nach innen schief zuläuft und unten ein Loch hat. In demselben steckt ein beweglicher Baumstamm, an dem ein Querbalken befestigt ist. An diesen werden Ochsen oder Büffel gespannt, welche im Kreise umhergehend dem Holzstamm eine rottierende Bewegung geben. Dieser drückt das Zuckerrohr an die Seiten des Troges und preßt den Saft aus, welcher in ein unter dem Loch stehendes Gefäß läuft. Der Saft wird in großen, eisernen Pfannen eingekocht und kommt dann unter dem Namen Gur in den Handel. Die Ölpressen sind in ähnlicher Weise nur kleiner konstruiert. Das am Tage abgeschnittene Zuckerrohr muß sofort in die Presse kommen, weil es sonst welk werden und an Saftgehalt verlieren würde, daher das Ohrenbetäubende Knarren der Pressen während der Nacht.

Und was die „lustige“ Jagd betrifft, so bitte ich den Leser auch das buchstäblich zu nehmen. Die Inder, besonders aber die Ureinwohner des Landes, die Kols, Uraus u. s. w. sind leidenschaftliche Jäger. Jedes Dorf veranstaltet in der kalten Zeit große Jagdpartieen, an denen alle männlichen Einwohner und selbstverständlich alle Dorfhunde theilnehmen. In Ermangelung von Schießgewehren sind sie mit Pfeil und Bogen und langen Bambusstöcken bewaffnet, mit denen sie das Wild totschlagen. Wird also z. B. ein Hase aufgestöbert, so schießt man nicht nach ihm, sondern es macht diesen Naturkindern viel mehr Spaß, mit wildem Hallo hinter ihm herzujagen und mit den Stöcken nach ihm zu werfen, bis er getroffen zusammenbricht. Wird nach langem Umherstreifen kein Wild angetroffen, so zieht man über die abgeernteten Reisfelder, wo die Ratten und Mäuse Nachlese halten, und jagt diese. Die erschreckten Thiere huschen hin und her, um in ihre Löcher zu schlüpfen, können sie aber, da alles um sie her zertreten wird, nicht mehr finden und suchen daher ihr Heil in der Flucht. Nun rast die ganze Bande, Hund und Mensch,

mit Gebell und Gelächter hinter ihnen her von Feld zu Feld bis das edle Wild unter den Zähnen der Hunde oder den mit Eisenringen beschlagenen Stöcken verendet.

Unter tollem Jubel wird die Beute mit den Schwänzen an die Bambusstangen gebunden. Dieselben werden von den Burschen an beiden Enden auf die Schultern genommen und nun geht's im Triumph nach Hause. Der ganze Jagdzug ist elektrisiert, alles springt und tanzt in ausgelassener Lust, Jagd- und Kriegslieder werden gesungen, und es ist unmöglich, sich des Lachens zu enthalten, wenn man einem solchen jubelnden Jagdzug begegnet und als Beute etliche Ratten an ihren Schwänzen von den Stöcken baumeln sieht. Ich traf sogar einmal einen, der nur ein- und eine halbe Ratte nach Hause brachte; einer der Hunde hatte nämlich die eine Ratte schon halb aufgefressen ehe sie ihm abgenommen werden konnte. Das erlegte Wild wandert in die Reistöpfe und bildet die leckerste Zugabe zur Abendmahlzeit der Leute.

Auch wir rüsteten uns zur Reise. Während man in der heißen und Regenzeit nur kürzere Ausflüge machen kann, um etwa durchaus notwendige Besuche oder amtliche Revisionen in einem oder dem andern Gemeindebezirke vorzunehmen, ist die kalte Zeit diejenige des Jahres, welche ein monatelanges Umherwandern und Leben im Freien gestattet und es dem Missionar möglich macht, seine zerstreuten Gemeinden aufzusuchen und auch den Heiden in weiteren Umkreisen das Evangelium zu predigen.

Jetzt hat man in den größeren Dörfern, auch der abgelegeneren Distrikte, Polizeistationen, Kapellen und Schulhäuser, wo man allenfalls ein Nachtquartier finden und sich eine Mahlzeit zubereiten kann. In den Tagen, von denen ich schreibe, gab es deren jedoch noch sehr wenige. Man mußte in Zelten wohnen und Lebensmittel, ja manchmal sogar das Holz, um die letzteren zu kochen, von Ort zu Ort mitnehmen. Und darin lag gerade die Poesie des Ganzen. Sowie die Regenzeit nachließ, der Boden trocken und die Luft klar wurde, wurden die Reisezelte im Missionshof aufgestellt, ausgebessert, und auf Karren verpackt; oder wenn das zu durchreisende Terrain wegelos war, in kleineren Stücken zusammengelegt, so daß je ein Stück von zwei Leuten auf einer Stange getragen werden konnte. Träger wurden angeworben; Bücher, Traktate, Medizinen in eigens dazu konstruierten Blechkisten gepackt, von denen immer zwei auf einen Träger kommen, und dann Anfang November die Reise per Palki oder zu Pferde angetreten. In Übereinstimmung mit der Praxis des Heilands, seine Jünger stets zu zweien auszusenden, pflegte man früher, wenn es irgendwie anging, auch zu zweien zu reisen. Bei der Vergrößerung des Missionsfeldes, der geringen Anzahl europäischer Missionare und dem Anwachsen der Zahl der eingeborenen Gehilfen kam

die Sitte mehr und mehr ab und jetzt reist der Missionar nur noch in Begleitung eingeborener Katechisten.

Der Vorfall, den ich in diesen Zeilen erzählen will, ereignete sich auf meiner ersten Missionstour, die ich in Mittelindien machte. Ich war erst 8 Monate im Lande, hatte die Lehrsprache dieses Missionsbezirkes, das Hindi, schon in der Heimat eifrig studiert, und seit meiner Ankunft in Indien Tag und Nacht mit Hilfe eines eingeborenen Sprachgelehrten (Pandit) geübt, so daß die älteren Brüder meinten, ich könne nun mit der Arbeit unter den Leuten beginnen. Über das „Wie, wann und wo" sollte mir Bruder B., der schon viele Jahre im Lande war, Anleitung geben.

An einem wundervollen Novembermorgen verließen wir also, von den andern Brüdern ein Stück Weges begleitet, mit weißüberzogenem Schirm und dicken Sonnenhut bewaffnet, unsere Hauptstation. Die Träger waren mit Zelt und Gepäck schon Tags zuvor aufgebrochen, um in einem acht Stunden nach Süden gelegenen Dorf, in dem einige Christen wohnten, unsern Lagerplatz aufzuschlagen. Unsere Reisegefährten waren daher nur ein Pferd, das wir abwechselnd zu reiten beabsichtigten, wenn die eigenen Füße den Dienst versagten, und der Pferdeknecht.

Wir erreichten unsern ersten Halteplatz Kotwali gegen 4 Uhr Nachmittags. Das Lager war schon vollständig eingerichtet. Das Zelt aufgeschlagen, der Fußboden mit trocknem Reisstroh bedeckt, unsere charpays (aus Stricken und Stangen hergestellte Bettstellen, wie sie die Eingebornen brauchen) zugerichtet, und was augenblicklich die Hauptsache war, unter einem großen Pipalbaum prasselte ein Feuer, über dem der Koch unser Mittagsmahl bereitete. Man wählt zu diesen Lagerplätzen stets die bei jedem Dorf liegenden Mangohaine. Die Mangobäume werden so groß, wie hier die Eichen, sie geben mit ihrem dichten Laub den besten Schatten und sind nahe bei den Dörfern, so daß man die Einwohner bald erreichen kann. Da die Haine gewöhnlich Eigentum des Dorfbesitzers sind, so stehen sie allen Reisenden offen, und sind deshalb manchmal der Schauplatz der interessantesten Reisebilder. Auch wir waren heut nicht die einzigen, die des Weges müde hier Ruhe und Erquickung suchten. Am Straßenrande hatte sich eine Karawane Kabulis niedergelassen, deren Dromedare von ihren Lasten befreit, behaglich unter den Bäumen ruhten, während ihre Treiber um mehrere Feuer gelagert ihre Hukkas rauchten, und der Bereitung des Mahles oblagen.

Nachdem wir uns durch eine gründliche Waschung vom Staub gereinigt, beschlossen wir, da unser Essen noch nicht ganz fertig war,

einen Rundgang durch den Hain zu machen. Als wir an das südliche Ende desselben kamen, standen wir an einem großen Teich, dessen Wasser die zerbröckelten Mauern eines alten Tempels bespülten. Das zerfallene Dach des Priesterhauses, die zerbröckelnden Wände, die halbverdorrte Tulsipflanze[1]) in der Veranda zeigten, daß der Brahmane, welcher den Dienst dieses Tempels zu versehen gehabt, denselben aufgegeben. An dem Tempeleingang bemerkte ich einige unserer Kulis, doch schien dieselben auch mehr die Neugier als der Wunsch, religiöse Bedürfnisse zu stillen, hergetrieben zu haben. Am Ufer des Sees hatten sich einige wandernde Yogis niedergelassen, in deren Nähe zwei, augenscheinlich zur selben Kaste gehörigen Bettelmusikanten ihre Mahlzeit bereiteten.

Der kleine See war dicht bedeckt mit Wassergewächsen, unter denen mir zu meiner größten Freude Lotusblumen gezeigt wurden. Wieviel hatte ich schon in der Heimat von dieser wunderbaren Blume gehört und gelesen. Auch seit meinem Aufenthalt in Indien hatte ich vieles von ihr gehört, und wenn wir bei dem Lesen indischer Bücher an Stellen gekommen waren, welche die Lotus erwähnten, so geschah das stets mit einer poetischen Überschwänglichkeit, in welche mein Pandit jedesmal mit begeistertem Lobe einstimmte, so daß ich wirklich darauf gespannt war, einmal diese Zauberblume zu sehen.

„Da in der Mitte des Teiches, die rosa- und weißschimmernden Wasserrosen sind Lotus" meinte Br. B.

„Ob der Teich tief ist? Ich möchte welche haben" fragte ich.

„Und im Schlamm stecken bleiben, so daß wir dich dann holen müßten" lachte B. „Das kann ein Kuli thun, die verstehen das besser."

Eben wollte ich einen von unseren Trägern, die sich den Tempel besahen, heranrufen und ihm den Auftrag geben, eine Blume aus dem Teich zu holen, als einer der beiden Musikanten, welcher augenscheinlich meine Absicht erriet, an uns herantrat und seinen Salam machend fragte:

„Sahib, Kamal chahte hain." (Der Herr wünschen eine Lotus.)

„Ja, willst du mir eine holen?"

„Albatta, jitne chahen." (Gewiß, so viele Sie wollen.)

„Nein, nein, der Kuli kann sie holen," fiel hier B. ein, der die Reisekasse hatte, und der wußte, daß der Mann es nur auf ein Trinkgeld abgesehen hatte.

„Nahin! Sahib! Dewi hai, Khabardar se lana hoga." (O nein, Herr, es ist eine Göttin, man muß sie behutsam bringen) erwiderte der Musikant, und ehe

---

[1]) Die Tulsi ist eine heilige, wohlriechende Pflanze, welche bei fast allen Tempeln gepflegt wird, Sie steht gewöhnlich in einem von Cement oder Mauerwerk umgebenen kleinen Erdbett. Die Legende sagt, daß sie die Verkörperung einer Göttin (Sita?) ist.

wir noch ein Wort sagen konnten, stand er im Wasser, arbeitete sich vorsichtig durch die dichten Blattmassen hindurch und gelangte endlich, teils watend, teils schwimmend in die Mitte der Lotusgruppe. Er suchte die frischesten aus und war plötzlich im Wasser verschwunden.

„Der Mensch ist untergesunken!“ rief ich in äußerster Bestürzung aus, und warf meinen Rock ab, um ihm nachzuschwimmen. Doch da tauchte sein dunkler Kopf schon wieder aus den Fluten auf, und in seiner rechten Hand hielt er den schlanken Stengel einer Lotus, die er mit der Wurzel vom Boden des Sees geholt hatte. Er stellte sie vorsichtig zwischen die ihn umschwankenden Blätter und tauchte noch zweimal unter, jedesmal mit einem neuen Stengel erscheinend. Alle drei hoch in der Rechten haltend, näherte er sich langsam dem Ufer und überreichte sie uns. Es waren wundervolle Exemplare und infolge der großen Sorgfalt, mit der sie gepflückt worden, im Vollbesitz ihrer ganzen Schönheit. sogar der über die Farbenpracht der Blütenblätter hingehauchte Tau war nicht verwischt.

„Han, Dewi hai“ wiederholte der Musikant bedeutungsvoll, als ich ihm dankbar zunickte und ein paar Kupfermünzen als Belohnung in seine Hand gleiten ließ. —

Ich hielt also nun wirklich das Wunder Indiens, von unzähligen indischen Dichtern besungen und gepriesen, die Königin aller Blumen in meinen Händen. Da gewiß nur wenige meiner Leser Gelegenheit haben, sie in ihrer Heimat zu betrachten, so will ich hier versuchen, die Unbeschreibbare zu beschreiben.

„Jal men rakhiye“ (Stellen Sie sie ins Wasser) unterbrach mich der Musikant, und senkte die Blumen am Uferrande in das klare Wasser, so daß sie ihr Haupt auf den Wellen wiegten und nun in ihrer natürlichen Lage von uns bewundert werden konnten. Auf schlankem, 4 bis 5 Fuß langen Schaft schwankt graziös eine halb aufgesprungene Knospe, deren äußere Blätter noch geheimnisvoll den inneren Kelch bedecken, dessen dunkles Rosa schon durch die Blattspalten sichtbar wird. Die beiden anderern sind erschlossene Blüten und offenbaren den ganzen Zauber dieses in Gottes Schöpfung einzig dastehenden Wunderwerkes. Die Blumenblätter, an der Spitze strahlend rosa, nach unten allmählich verblassend und in zartester Schattierung ins reinste Weiß übergehend, umwallen die entschleierte Pracht des Kelches, in dessen Mitte sich, wie ein umgekehrter Obelisk, der sammetweiche, gelb und rot angehauchte Fußboden erhebt, dessen obere Rundung mit violetten, rosafarbenen, weißen und goldigen Punkten wie mit Sternen bestreut ist. Um ihn her wehen im Kreise die Fahnen der Staubfäden, welche, unten weiß, nach oben goldgelb, schneeweiße Staubbeutelchen balanzieren. Getragen von dunkelgrünen Kelchblättern und übergossen von dem zauberhaften Reiz der in einander verschwimmenden Farben, ruht sie da, die Perle Hindustans, das imposanteste, zarteste und feenhafteste Bild des absolut Schönen, was unsere Erde aufzuweisen hat. — Was Wunder, daß der Hindu sie als eine Himmelsblume verehrt, daß er sie in seiner glühenden Phantasie aus den heiligen Körpern seiner Lieblingsgötter wachsen läßt und wenn er ein Bild des Schönsten und Herrlichsten sucht, das Bild in der Kamal (Lotus) findet!

„Khana teyàr hai!“ (Das Essen ist fertig) meldete der Koch.

Wir luden den Musikanten ein, uns am Abend nach unserer Rückkehr vom Dorf mit seinem Kameraden beim Zelt zu besuchen. Auch die

andern am See lagernden Wanderer wurden eingeladen. „Ja, ja" sagten sie alle, aber nur unser Freund erschien.

Die Abende im Lager, nachdem des Tages Last und Hitze vorüber sind, gehören zu den angenehmsten Stunden, die man auf solchen Reisen genießt. Die Temperatur auf den Hochebenen Mittelindiens sinkt oft auf 5—6 Grad Wärme herab. Nachdem man den ganzen Tag der heißen Sonne ausgesetzt gewesen, empfindet man diesen Wärmegrad schon als Kälte. Es wird also ein Feuer vor dem Zelt angezündet und man lagert sich um dasselbe. Die Erlebnisse des Tages werden besprochen; Pläne für den nächsten Tag gemacht; Christen aus dem Dorf, welche noch in eigenen oder Gemeindeangelegenheiten mit dem Missionar zu reden haben, setzen sich in den Kreis; neugierige Heiden etwas entfernter umher; unter den Bäumen in der Nähe leuchten die Herdfeuer des Kochs und weiterhin die der Träger und Kulis, welche in ihre Decken gehüllt, behaglich ihre Hukka rauchen, schwatzen oder singen. Darüber hinaus ist alles dunkle Nacht. Von den Feldern ringsumher ertönen die Rufe der wachthabenden Erntearbeiter, eine Ölpresse quietscht dazwischen und das Geheul der Schakale, welche jetzt ihre Schlupfwinkel verlassen um Raub zu suchen, und das monotone Gekrächz einiger alten Uhus, die in den ausgefaulten Löchern der alten Baumriesen ihre Wohnung haben, bilden den Chorus zu diesen Solostimmen.

Es war schon spät; die Christen waren fortgegangen, nur der Kuli der das Feuer schürte und B. und ich saßen noch vor dem Zelt, als unser Hund anschlug und auf eine aus dem Dunkel heraustretende Gestalt losfuhr. Es war der Musikant.

„Du kommst spät?" sagte B.

„Herr", erwiderte er, einen tiefen Salam machend, „ich habe fast eine Stunde dort hinter den Bäumen gesessen und gewartet bis Sie allein sein würden. Sie sprachen mit den Dorfleuten, hamari dusri jat (meine Kaste ist eine andere, scil. bessere).

„Richtig", lächelte B., „bist du aber auch deswegen ein besserer Mensch?"

„Bhagwan jane" (das allein weiß Gott).

„Wohin wanderst du?" fragte B. weiter.

„Nach Puri, um den Djagarnath zu schauen." Der Mann erzählte uns nun, daß er auf einer Pilgerfahrt nach dem großen Djagarnathtempel in Orissa begriffen sei. Er habe in Gangotri[1]) angebetet und wolle nun

[1]) Gangotri = Quelle des Ganges, einer der berühmtesten Wallfahrtsorte der Hindus im Himalaya. —

noch nach Puri, „dharm pakka karne ke waste“ (um seine Gerechtigkeit vollständig zu machen.) Selbstverständlich gab uns dieser Ausdruck Gelegenheit, zu ihm von der Gerechtigkeit zu sprechen, die allein vor Gott gilt. Er hörte B.s Auseinandersetzungen ruhig mit an und erwiderte, daß ihm dies Gesagte nicht unbekannt sei. Er habe auf seinen Wanderungen schon zu wiederholten Malen Padris getroffen und ihrer Verkündigung der christlichen Lehre zugehört.

„Dekhiye“ (Sehen Sie). Er öffnete sein Bündel und zog ein sorgfältig in Zeug eingeschlagenes Paket geschriebener und gedruckter Schriften heraus, unter denen sich eine Genesis und ein Ev. Lukas in Hindi befand. — Beide sahen sehr abgenutzt aus.

„Hast du die beiden Bücher gelesen?“

„Sie waren neu als ich sie bekam. Seit 5 Jahren begleiten sie mich auf meinen Wanderungen, ich kann sie fast auswendig.“

„Nun, und hat dich der Inhalt geneigt gemacht, die christliche Lehre anzunehmen?“

Der Mann blickte uns an, offen, nachdenklich und sagte endlich zaudernd:

„Unsere Shastras reden auch von Gott, von seiner Schöpfung, von der Sünde und Sündenvergebung, auch wir glauben an Awtara (Inkarnationen) welche zur Erlösung der Menschheit von der Sünde auf die Welt gekommen und als Mensch geboren wurden. Wer kann's wissen, welches der rechte Gott und der rechte Glaube ist?“ B. ging selbstverständlich auf die Frage ein, erklärte ihm die Kennzeichen des Wortes Gottes, den Charakter des wahren Awtars und lud ihn schließlich ein, als er sah, daß der Mann vernünftig antwortete und wirklich ein Sucher nach Wahrheit zu sein schien, ein paar Tage mit uns zu ziehen, um Gelegenheit zu haben, ihn weiter zu unterrichten.

„Du wanderst ja doch nur umher, wandere ein paar Tage mit uns, damit wir weiter über diesen Gegenstand reden können,“ „dharm ki bat, pran ki bat“ (die Religionsfrage ist die wichtigste Frage für die Seele).

„Sach, Sahib“ (Wahr, o Herr). Aber mit Ihnen wandern kann ich nicht. Mein Karm (Schicksal) ist, jetzt nach Puri zu pilgern, um Djagarnath zu schauen.“ — „Und dann?“ fragte ich.

„Kya jane“ (Wer weiß es) antwortete er seufzend. Ich suche den wahren Gott, er wird sich mir zeigen.“ [1])

---

[1]) „Darshan dega“. „Darshan dena“ (Erscheinung geben) und Darshan karna (Erscheinnng d. h. wirkliches Anschauen machen) sind die stehenden Ausdrücke für das thatsächliche Erblicken und seelische Anschauen eines Gottes, wodurch das Verlangen der Seele nach ihm gestillt wird.

Der Mann wollte sich entfernen, ich aber hielt ihn zurück mit der Bitte, mir seine indischen Schriften zu zeigen. Es waren Abschriften von Volksliedern, Sagen und Stellen aus dem Ramayan. Mit großer Befriedigung erklärte er mir ihre Titel, und wo und wann er sie abgeschrieben habe, auch selbstverfaßte Hymnen und Inkantationen waren darunter. Hier war eine Schatzgrube! Besonders interessierten mich zwei Gesänge, von denen mir mein Pandit schon bei Durchlesung des Premsagar[1]) erzählt hatte: Sitaswayambhargit und Ramlila; hier fand ich Kopieen von beiden. Die mußte ich haben. Ich bat den Musikanten, mir sie zu verkaufen, und obgleich er anfangs nicht willig war, so machte ihn doch der Anblick blanker Rupien endlich geneigt, mir die kostbaren M.S. zu überlassen[2]).

„Nun mußt du uns noch eine Probe deiner Gesangeskunst geben" bat ich, „sing nns eins deiner besten Lieder." Augenscheinlich erfreut über meine Bitte griff der Mann nach seiner Sarangi (indische Geige), stimmte sie, setzte sich neben das Feuer in Positur und begann nach einigen Strichen mit klangvoller, aber nach indischer Sangart modulierender Stimme das schwermütige, ergreifende:

Jiwana, jiwana, paramisht deo dana
Man sastusht kar jas tera gana etc.[3])

ein Lied, in dem das tiefste Sehnen des Hinduherzens nach dem wahren Gott Ausdruck gefunden. Wie oft habe ich es auf meinen Wanderungen durch Indien später wiedergehört, und jedesmal erinnerte es mich an jenen Abend im Mangohain von Kotwali. Es war mir damals noch ganz neu, auch zum Teil noch unverständlich, aber ich fühlte wohl die wunderbare Macht des poetischen Zaubers und der religiösen Tiefe, die der sinnende, nach Gott verlangende Dichter in dem Liede zum Ausdruck bringt. Und jedesmal, wenn ich es später hörte, auf den Landstraßen Bengalens, an den Ufern des Ganges, hoch oben in den Bergen des Himalaya, des Abends im Lager, begleitet von dem Rauschen des machtvoll dahin brausenden Brahmaputr, da dachte ich an den Musikanten, aus dessen Munde ich es zuerst gehört und untersuchte aufs Genaueste die Züge des Singenden, ob es vielleicht mein alter Bekannter sei. Seit jenem Abend habe ich eine

---

[1]) „Liebessee" erzählt die Geburt und Thaten Kirshnas, ist eins der Bücher, welche man gewöhnlich zuerst in Indien zum Sprachstudium liest.

[2]) Sie befinden sich jetzt in der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha, welcher ich sie im Jahre 1886 verkaufte.

[3]) Leben, oh Leben, Gabe meines auserwählten Gottes, stille mein Herz, so will ich dich preisen.

Vorliebe für das fahrende Sängervolk in Indien gehabt. Wo ich sie traf, da hab ich mit ihnen gesessen, da haben wir unsere Schätze ausgetauscht, sie haben mir ihre Lieder gesungen, ihre Sagen erzählt und mich Blicke in das geheimste Seelen- und Herzensleben unserer Hindubrüder thun lassen, die wenigen Europäern zuteil werden und die mir von unbeschreiblichem Wert in meinem missionierenden Umgang mit dem Volke waren, und ich habe ihnen die Schätze des Evangeliums aufgethan; wenn sie mir von Krishna und Ram erzählten, so erzählte ich ihnen von Christus, und wenn sie mir ihre Bhajans sangen, so sang ich ihnen die Psalmen und christliche Lieder und gab sie ihnen gedruckt in die Hand und so trugen auch sie den Samen des ewigen Lebens mit sich fort.

Noch andere Lieder sang der Musikant an jenem Abend. Als er wegging, fragte ich nach seinem Namen:

„Ich heiße Ramlal."

Brauche ich dem Leser zu sagen, daß B. und ich in unserm Gebet in jener Nacht auch Ramlals gedachten, und den großen ewigen Herzenskündiger anflehten, sich einer Seele zu offenbaren, die ihn wirklich suchte?

Im Schatten des gewaltigen Galataturmes in Konstantinopel, von dessen hohen Galerien die Wächter Tag und Nacht ausschauen, um bei den ersten Anzeichen eines ausbrechenden Feuers sofort das Alarmsignal zu geben, liegt das englische Matrosenhospital. Der Hafen der türkischen Hauptstadt, das goldene Horn, ist viel besucht von den Schiffen aller Länder; der Bosporus, die große Verkehrsstraße zwischen dem Marmora Meer und dem Schwarzen Meer ist von Dampfern, Segelschiffen, griechischen Barken und den Kaiques, welche den Verkehr zwischen dem europäischen und asiatischen Ufer vermitteln, so dicht besetzt wie eine öffentliche Handelsstraße auf terra firma. Die überwiegende Anzahl der Matrosen sind entweder englischer Herkunft oder auf englischen Schiffen angestellt. Bei der anstrengenden Arbeit, der großen Hitze im Sommer und der ungesunden Luft der niedriggelegenen Stadtteile Galatas, in welchen die Matrosenkneipen liegen, und die deshalb am meisten von den Leuten besucht werden, giebt es viele Krankheitsfälle unter ihnen, aber alle finden sorgsame Pflege, Pflege an Leib und Seele, in dem genannten Hospital.

Vor acht Jahren war ich als Geistlicher an der Crimean Memorial Church, jener wundervollen Kirche, welche von der ganzen englischen Nation als ein Dankesmonument für den Friedensabschluß nach dem Krimkriege in Konstantinopel erbaut wurde, angestellt, und da der

Gesandtschaftsgeistliche, dem sonst die Seelsorge im Hospital obliegt, mit dem Gesandtschaftspersonal während der heißen Sommermonate nach Therapia gehen mußte, so hatte ich auf seine Bitte das Abhalten der Gottesdienste und sonstiger Amtshandlungen im Hospital während seiner Abwesenheit übernommen. Es war eine Art Missionsarbeit, denn da kein Hafenmissionar angestellt war, so war es selbstverständlich, daß ich Matrosen, welche als Geheilte oder Convaleszenten auf ihre Schiffe entlassen worden waren, an Bord besuchte und auch sonst mit den Kapitänen und Offizieren, die meine Kirche besuchten, in nähere Berührung trat.

So kletterte ich auch eines Abends nach Sonnenuntergang, als die Hitze entwas nachgelassen, die Schiffstreppe eines indischen Kauffahrers, der im Lauf des Nachmittags vor Anker gegangen war, hinan, um die Mannschaft zu besuchen.

Der Kapitän war, um die nötigen Meldungen zu machen, ans Land gegangen. Der erste Offizier empfing mich an seiner Statt, und als er hörte, daß ich auch ein alter Inder sei, so hatten wir uns bald angefreundet und es gab viel zu fragen und zu erzählen vom alten Hindustan, das ich immer noch, obgleich ich nun so viele Jahre in Europa bin, als meine zweite Heimat ansehe. — Mr. Townsend erzählte mir, daß sein Schiff der großen Parsi-Firma Swamji Sorabhai & Co. in Bombay[1]) gehöre und daß sie mit Baumwolle beladen nach Konstantinopel dirigiert seien, um entweder hier ihre Ladung zu löschen, oder, je nach den Angaben ihres Agenten über den Zustand des Markts, einen Teil ihres Kargos nach Marseille weiter zu führen. Die Nacht war längst herniedergesunken. Die Schiffslaternen warfen ihre flackernden Lichtstrahlen weithin über die von der Abendbrise leicht gekräuselten Wellen, ein erfrischender Lufthauch strich den Bosporus hinab. Die Schiffsmannschaft hatte ihre Abendmahlzeit eingenommen und lag in dunkeln Gruppen auf dem Vorderdeck umher, um von des Tages Last und Hitze auszuruhen. Ich wollte eben Mr. Townsend um Erlaubnis bitten, zu den Leuten gehen zu dürfen, um ein paar Worte mit ihnen zu reden, als die langgezogenen Töne einer Sarangi an mein Ohr schlugen: Ich lauschte. Die Klänge kamen vom Vorderteil des Schiffs. Nach kurzem Vorspiel sang eine leise gebrochene Stimme:

[1]) Die Parsis gehören zu den reichsten Kaufleuten Indiens und haben besonders in Bombay große Handelshäuser.

„Jiwana, jiwana, pararamisht deo dana
Man santusht kar jas tera gana“ etc.

Mir fuhr's wie ein Schlag durch den Körper. Auch hier das alte Hindulied!

„Haben sie auch Hindus unter Ihren Matrosen?“ fragte ich den Offizier, „die Laskars[1]) sind doch gewöhnlich Mohammedaner.“

„Jawohl“ erwiderte er, „aber da unsere Eigentümer Parsis sind, und unter ihren eigenen Glaubensgenossen nicht Leute in genügender Anzahl zu haben sind, die Matrosendienste thun würden, so geben sie den Hindubootleuten den Vorzug.“

„Hit mera tujh par sukh Kahan pana“[2])

klang es leise herüber.

„Verstehen Sie, was der Mann da singt?“ fragte ich den Offizier.

„No, lachte er, do you?“

„Ja“ erwiderte ich bedeutsam, „und ich möchte ihn sehen.“

„Bitte, kommen Sie. Er ist einer unserer besten Leute. Leider hat er einen Unfall gehabt.“

„Wieso?“

„Im Mittelländischen Meere hatten wir sehr rauhes Wetter und er hatte das Unglück, beim Segeleinraffen herabzustürzen und eine Rippe auf der rechten Seite zu brechen. Unser Doktor sagt, das sei nicht so schlimm, er scheine aber innerliche Verletzungen an der Lunge davongetragen zu haben; jedenfalls ist er sehr leidend und seit dem Tage arbeitsunfähig gewesen.“

„Aber wäre es dann nicht besser, ihn in unser Hospital zu schaffen?“

„Gewiß, der Kapitän thut jetzt schon die nötigen Schritte dazu; wenn Platz da ist, so soll er morgen Früh hinüber gebracht werden.“

Ich trat auf den Mann zu und fragte ihn, wie es ihm ginge. Er hob seine trüben Augen auf, sah mich einen Augenblick fragend an und erwiderte augenscheinlich verwundert darüber, daß ich ihn in Hindi angeredet:

„Ap Kahe ko puchhete?“ (Warum fragen Sie mich).

„Ich bin der Padri hier und habe eben von dem Sahib gehört, daß du leidend bist.“

„Han, marjaenge“ (ja ich werde sterben).

---

[1]) Bezeichnung eingeborener Matrosen.

[2]) „Meines Herzens Verlangen ruht auf dir, wo soll ich Freude finden?“ (Dritte Strophe zu „Jiwana jiwana“, siehe S. 16.

„Nun, so schlimm ist's hoffentlich nicht; du sollst morgen früh in unser Hospital gebracht werden, da werden wir dich gut pflegen, und mit Gottes Hilfe wirst du wieder gesunden."

„Bhagwan jane", (das mag Gott wissen).

Ein schmerzhafter Hustenanfall ergriff ihn; er legte seine Sarangi weg, stöhnte tief und streckte sich auf das Deck.

Der Mann war offenbar in großen Schmerzen. Es wäre grausam gewesen, ihn weiter zu beunruhigen. Ich empfahl mich Mr. Townsend und versicherte ihn, daß der Patient im Hospital gut aufgehoben sein würde, obgleich er kein Weißer sei.

„A propos, wie heißt er denn?"

„Ramlal, er ist eigentlich nicht aus der Kaste der Bootleute, er ist früher ein herumziehender Musikant gewesen, wie er sagt, und seine Gesangesfertigkeit hat ihn im ganzen Schiff beliebt gemacht. Warum er Matrose geworden, das hat er uns nie gesagt." —

Hatte mich schon das wundersame alte Lied an manche Orte und Personen in Indien, und besonders an jenen Abend erinnert, wo ich es zum erstenmal im Mangohaine von Kotwali hörte, so machte es der Name, den mir der Offizier eben genannt, fast zweifellos, daß der Kranke jener Jatri (Pilger) war, der uns damals die Lotus aus dem Teich geholt und mit seinem Gesang und seiner Sehnsucht nach dem wahren Gott das Herz gerührt hatte.

„Er muß es sein", der Gedanke verfolgte mich die ganze Nacht und mit der größten Spannung sah ich meinem nächsten Zusammentreffen mit dem Mann im Hospital entgegen.

Als ich am Nachmittag des andern Tages hinüberkam, war meine erste Frage nach Ramlal. Man hatte ihn am Morgen gebracht und in einen der oberen Säle gebettet. Dr. Patterson sagte mir, es sei wenig Hoffnung, ihn durchzubringen, da offenbar innere schwere Verletzungen stattgefunden.

„Leider versteht er nicht viel Englisch, man kann ihn deshalb nicht genau über sein Leiden befragen."

Natürlich bot ich sofort meine Dienste als Dollmetscher an und fragte, ob ich Ramlal sehen dürfe.

„Ja, aber beunruhigen Sie ihn jetzt nicht mit Fragen. Die ungewohnte Umgebung hier und das gänzliche Getrenntsein von seinen indischen Gefährten hat ihn sehr aufgeregt."

„Dann werde ich ihn wahrscheinlich am besten beruhigen können, denn wenn ich mich nicht täusche, sind wir beide alte Bekannte."

Ich erzählte Dr. P. nun mein früheres Zusammentreffen mit dem Manne.

„Ja, wenn dem so ist, dann freue ich mich aufrichtig, daß Sie hier sind, denn ich will Ihnen nur offen gestehen, des Mannes Stunden sind gezählt; seine untere Lunge ist durch das Eindringen von Knochensplittern derartig zerrissen, daß an Heilung nicht zu denken, außerdem ist er physisch zu schwach, er hat keine Kräfte zum Zusetzen.“

Hier also war mir meine Aufgabe vorgezeichnet: dem armen Wanderer für seine letzten Lebensstunden die Heimat zu ersetzen — ihn von derselben loszulösen — und mit Gottes Hilfe für die ewige Heimat vorzubereiten.

Mit einem Seufzer um Hilfe von Oben stieg ich die breiten Treppen zum Krankensaal hinauf.

Der Wärter führte mich zu Ramlals Bett. Vor allen Dingen lag mir daran, festzustellen, ob er und mein alter Musikant wirklich dieselbe Person war, denn in diesem Falle hatte ich Anknüpfungspunkte zu eingehenderem Verkehr mit ihm.

Ich begrüßte ihn in seiner Sprache, drückte ihm meine Freude über seine Übersiedelung nach dem Hospital aus und versicherte ihn, daß man hier alles thun würde, seinen leidenden Zustand zu erleichtern.

„Und wenn du etwas wünschest, so sag mir nur alles, ich bin auch ein alter Inder und weiß mit deiner Sprache vollständig Bescheid.“

Ich studierte dabei jede Falte seines eingesunkenen, aschfahlen Gesichts konnte aber beim besten Willen keine Ähnlichkeit mit dem Bilde Ramlals wie es mir in meinem Gedächtnisse vorschwebte, herausfinden.

Er richtete seine trüben matten Augen auf mich und machte mit zitternder Hand den üblichen Salam:

„Atschha, Sahib“ (es ist gut Herr).

Der Wärter flüsterte mir zu, daß der Patient vor einigen Minuten ein Opiat erhalten, und daß die Wirkung desselben durch weiteres Reden aufgehalten werden würde.

Ich erhob mich natürlich gleich:

„So, jetzt mußt du schlafen, morgen komme ich wieder. Kann ich noch etwas für dich thun?“

„Sarangi, hamari Sarangi!“ (Geige, meine Geige) bat er mit flehender Geberde.

„Wo ist des Mannes indische Geige?“ wandte ich mich an den Wärter. „Bitte, geben Sie sie ihm sogleich.“

„Ah, nun verstehe ich doch, was er will; seit er hier ist, hat er

in einem fort Sarangi von mir verlangt, und ich wußte nicht, was er damit meinte."

„Ja, der Mann ist von Hause aus ein wandernder Musikant, und da ist ihm seine Geige natürlich das Liebste, was er hat" erklärte ich, „geben Sie sie ihm nur, es wird viel zu seiner Beruhigung beitragen."

„Aber spielen darf er hier nicht" bemerkte zweifelnd der Wärter, „das würde die andern Kranken stören."

„Ich werde ihm das sagen; wo ist sein Gepäck?"

Der Wärter ging in ein Nebengemach und brachte einen Bambuskorb herein, welcher die wenigen Habseligkeiten Ramlals enthielt. Wir öffneten ihn und fanden unter Bücher- und Schriftenbündeln sorglich verpackt, die in einen Chaddr (Zeugstück) eingewickelte Sarangi.

Ich reichte sie Ramlal. Wie eine Mutter ihr verloren geglaubtes Kind empfängt, so nahm er seine Geige, strich leise rauschend über ihre Saiten und legte sie in seinen Arm, indem er mir dankbar zulächelnd wieder sein „Atschha" flüsterte und seine Augen schloß.

Zu meiner Freude fand ich Ramlal am andern Tage wohler aussehend. Der lange Schlaf, die Ruhe und geeignete Behandlung hatten ihn erquickt. Nur das Atmen war schmerzhaft und Reden schien ihm fast unmöglich. Ich redete also; ich erzählte ihm von meinem Leben in Indien, wie ich oft mit Leuten aus seiner Kaste zusammengekommen, auch vor vielen Jahren einmal einen seiner Kastengenossen getroffen, der den gleichen Namen wie er gehabt, der sei von Gangotri nach Puri auf einer Pilgerfahrt begriffen gewesen und habe mir und meinem Kameraden eines Abends im Lager bei Kotwali viele Lieder vorgesungen — er habe auch von unserer Religion gewußt und christliche Bücher gehabt" — —

Ein Blick des Staunens kam in Ramlals Augen, er sah mich forschend an —

„Auch Lotusblumen holte er mir aus dem Tempelteich und verkaufte mir nachher einige seiner Bücher; ich gab ihm einige von unseren Schriften" — —

„Sahib, Sahib" unterbrach er mich aufgeregt, „tokri!" (Meinen Korb!) dekho, dekho! (siehe nach!).

Ich that's und fand in den Bücherbündeln die Psalmen und Traktate, zerlesen und fast bis zur Unkenntlichkeit abgenützt, die wir ihm vor so vielen Jahren im Mangohain gegeben.

„Du bist es. Du bist der Ramlal!"

„Han, han, Sahib!" erwiderte er keuchend und vor Freude zitternd.

Aller Zweifel war nun gehoben. — Ach, wenn der Mann wieder gesund würde! Hier war eine Seele, reif für das Reich Gottes!

„Ramlal, es ist meine Pflicht, als Padri hier, mit den Kranken zu beten, nicht wahr, ich soll auch mit dir beten?“

Er nickte eifrig mit dem Kopf. Ich betete. Was? der Leser, der mir so weit gefolgt, wird gewiß fühlen, was ich in der Stunde für den todesmatten alten Pilger gebetet und erfleht habe.

Die Aufregung brachte einen neuen Hustenanfall. Ich beruhigte ihn.

„Morgen sehe ich dich wieder.“

Anstatt des Nachmittags ging ich am nächsten Tag schon des Morgens hinüber, um Dr. Patterson nach Ramlal zu fragen.

„Oh, he died this morning“ (Oh, er starb diesen Morgen) „Innere Verblutung, wissen Sie, es war nicht anders zu erwarten.“

Auf dem alten Militärkirchhof in Skutari, gegenüber von Konstantinopel, liegt in der östlichen Ecke ein einsames namenloses Grab. Dort hat der alte Musikant seine letzte Ruhestatt gefunden.

Verlag von Martin Warneck in Berlin W. 9.

Wegweiser
durch die
volkstümliche Missions-Litteratur
herausgegeben von
dem Vorstande der Miss.-Konf. der Provinz Sachsen
bearbeitet unter Mitwirkung anderer von
Pfarrer Eger in Nienstedt.
Preis 50 Pfennig.

Pfarrer Richter schreibt in seinen „Missionen“:
„Ein Büchlein für Pastoren und solche, welchen die Verbreitung guter Missions-Litteratur am Herzen liegt. Der Vorstand der Miss.-Konf. der Prov. Sachsen hatte den bekannten Pastor Eger beauftragt, aus dem großen Schatze unserer volkstümlichen Missions-Litteratur das beste auszusuchen und in einem übersichtlichen Verzeichnis zusammenzustellen. Pastor Eger hat sich zu diesem Zwecke mit mehreren wohl bewanderten Missionsfreunden in Verbindung gesetzt, und durch ihre gemeinsame Arbeit ist der vorliegende Wegweiser geschaffen. Das Schriftchen ist in seiner Art musterhaft, klar und gerecht. Besonders ist lobend hervorzuheben die Übersichtlichkeit, die es ermöglicht, sofort zu finden, was man sucht, sei es die Lebensgeschichte eines Missionars, Nachrichten über eine bestimmte Station oder die Geschichte eines einzelnen Missionsgebietes.“

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 3. Juli. 1897.

Folge mir nach!

Morgenandacht am Schlußtage der allgemeinen Studentenkonferenz in Halle von Prof. D. Kähler.

Ihr habt euch, meine lieben jungen Brüder, hier aus manchen deutschen Gauen zusammen gefunden, und auch von weiterher, wo man in anderer Zunge redet. Ihr wollt ein Feuer schüren. Wenn man Kohle zu Kohle thut, dann schlägt wohl die Flamme empor. Ein Feuer wärmt und leuchtet. Ihr wollt warm werden an dem Feuer; aber es soll auch hinausleuchten auf andere und hineinscheinen in die Dunkelheit des Unglaubens, wo es sei, in der Heidenwelt oder auch innerhalb der Christenheit. Wo entzündet sich solches Feuer? und wenn es schon glüht, wo findet es seine Nahrung, seine Bewahrung, seine Anfachung? Ich weiß keinen Ort als den, wohin das Evangelium weist: zu Jesu Füßen. Stille zu Jesu Füßen, „wie Maria thät,“ gesammelt unter seinem Wort; denn sein Wort ist Funke und Flamme; es entzündet das Feuer des Glaubens, das im Gebet wärmt und im Bekenntnis und Zeugnis leuchtet; es unterhält dieses Feuer auch. So wollen wir uns lauschend zu Jesu Füßen setzen.

Diese Zusammenkunft steht unter dem Zeichen des Osterfürsten. In die österliche Zeit gehört ein Ostertext. Wir lesen ihn Joh. 21, 17—23: „Petrus ward traurig, daß er zum drittenmale fragte: hast du mich lieb? und sprach zu ihm: Herr, du weißt alle Dinge, du weißt, daß ich dich lieb habe. Spricht Jesus zu ihm: weide meine Schafe. Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, da du jünger warest, gürtetest du dich selbst und wandeltest, wo du hin wolltest; wenn du aber alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken und ein anderer wird dich gürten und führen, wo du nicht hin willst. Das sagte er aber, zu deuten, mit welchem Tode er Gott preisen würde. Da er es aber gesaget, spricht er: folge mir nach. Petrus wandte sich und sahe den Jünger folgen, welchen Jesus lieb hatte, der auch an seiner Brust am Abendessen gelegen war und gesaget hatte: Herr, wer ist's, der dich verrät? Da Petrus diesen sahe, spricht er zu Jesu: Herr, was soll aber dieser? Jesus spricht

zu ihm: wenn ich will, daß er bleibe, bis ich komme, was gehet es dich an? Folge du mir nach. Da ging eine Rede aus unter den Brüdern: dieser Jünger stirbt nicht. Und Jesus sprach nicht zu ihm: er stirbet nicht, sondern: sondern so ich will, daß er bleibe, bis ich komme, was gehet es dich an?"

Dieser Text schließt, wie es scheint, gar nicht erbaulich. Er berichtet von einem Mißverständnisse. Indem einer dem andern Jesu Wort weiter erzählte, hat man es gedeutet und ein rechtes Wunder heraus gehört. Der treue Berichterstatter warnt vor dem Mißverständnis; er warnt vor der Ausdeutung nach eigenem Sinn und Bedünken und fordert, daß man das Wort ganz genau so nehme, wie es lautet. Aber man will den Wortlaut doch auch verstehen! Welcher Weg führt dazu? Man soll ein Wort des Herrn verstehen aus dem Zusammenhange, in dem er es gesprochen und in welchem die Schrift es uns entgegenbringt. Bedenkt man, wann und wo Petrus jenes Wort vernommen, dann wird man des Herrn Absicht verstehen; denn eben dem Petrus hat er es gesagt; und woran die Wundermär von der Unsterblichkeit des Johannes sich schloß, davon sagt Jesus: was gehet es dich an? — Wollen wir die Worte Jesu recht verstehen, so müssen wir fragen: was hebt er heraus? und, vernimmt man hier sein letztes Wort an den Simon Petrus, was setzt es voraus? auf welche Vorgänge bezieht es sich?

Zweimal vernahm Petrus an diesem Tage wieder die Aufforderung: folge mir nach! Was faßt der Herr in dem kurzen Satze für seinen Apostel zusammen?

Wir kennen die Geschichte, deren Abschluß unser Text berichtet. Es ist die Erscheinung des Auferstandenen am See Genezareth. Da sind sie wieder bei einander, Petrus mit den Söhnen Zebedäi. Das ist derselbe Seestrand. Das sind die Nachen, in denen sie vordem gemeinsam sich mühten und fischten. Und wieder tritt Jesus zu ihnen, wie damals vor etlichen Jahren, als er sie zum erstenmale rief. Damals wie jetzt, heute wie damals das eine Wort: folge mir nach! Was aber liegt nicht alles zwischen diesem heut und jenem ersten Tage? Des Petrus Fußfall im Kahne mit seinem Sündenbekenntnisse; seine entschlossene Nachfolge; sein frisches Bekenntnis zum Sohne aus der Offenbarung des Vaters heraus; sein Liebeseifer für seinen Meister bis hinein in den gepflasterten Saal und den Garten am Ölberg. Aber auch des Petrus eigenrechtige Thorheit, in der er, der anerkannte Bekenner, in derselben Stunde seinem Herrn zum Versucher ward; seine verwegene Voreiligkeit mit Wort und Schwert; und dann nach dem unbelehrbaren Trutz die feige Verleugnung. Und bei solchem Schwanken des Jüngers allzeit die

feste Hand des Herrn, die ihn hält; die unermüdliche Schule für den, der bald über das Ziel schießt und bald wieder zurücksinkt; die Anerkennung seines Opfersinns und seines Bekenntnisses unter so manchem strafenden Wort und mancher ans Herz dringenden Warnung. Durch alles hindurch Petri ehrliche Willigkeit und Jesu vergebende Treue. Und nun nach allem, was dahinten liegt, nachdem er ihm noch eben die Absolution für den schweren Fall gewährt hat, — nun wieder das alte Wort: folge mir nach!

Das Wort hat also nicht bloß für die Wanderungen in Galiläa und die Sendung zur Reichsankündigung, nicht bloß für den Gang nach Jerusalem und bis auf Golgatha gegolten. Es galt dem Petrus auch, als er vor dem Osterfürsten stand. Aus seinem Munde, am Ostertage gesprochen, gilt es auch noch heute. Und dem wollen wir darum nachdenken, was es uns denn wohl sage.

Zweimal hat der Herr es dem Petrus gesagt, wie er ihn dreimal nach seiner Liebe gefragt hat. Um es ihm einzuprägen, hat die einmalige Wiederholung des altbekannten Rufes nicht genügt. Warum wohl? Petrus ist mit Johannes beschäftigt; er denkt nicht darüber, weshalb es ihm gesagt sei, sondern ist nur mit dem beschäftigt, dem es nicht gilt. Und so antwortet ihm der Herr herb: kümmere dich um nichts, was um dich her ist und vorgeht; halte dich allein an mich, folge mir nach. Hatte denn das Petrus nicht schon längst gethan? „Wir haben alles verlassen," so hat er dem Herrn gesagt, „was wird uns dafür?" und ist nicht Lügen gestraft und zurückgewiesen worden. Er hat alles verlassen; er ist ihm nachgefolgt, nachgefolgt auf den Todesweg, um im Eifer der Liebe das Schwert für ihn zu zücken, und im Wagemut der Liebe bis in den Vorhof des Hohenpriesters. Aber vor der bloßen Frage einer Magd war dieser Wagemut dahin, und der Bekenntniseifer ward zur Verleugnung, weil's ihm an den Kragen zu gehen schien. Petrus hatte alles verlassen, nur sich selbst hatte er in den Vorhof des Hohenpriesters mitgenommen; sich selbst!

So liegt nun für ihn, und nach seinem Beispiel auch für uns in der kurzen Forderung: folge mir! die weitere ernste Forderung: folge nicht mehr dir selbst! So hat es geklungen von jener ersten Stunde an. Fortan nicht mehr Fischer nach eigener Kunst, sondern nach Jesu Anweisung und mit dem Netze, darin man Menschen fähet. Und als der Prophet Galiläas mit der Erziehung seiner Zwölfe soweit war, daß Simon Jonas Sohn bekennen mochte: du bist der Christ, der Sohn des

lebendigen Gottes, — da heißt es doch wieder: „wer hinter mir hergehen will, der sage zu sich selbst fort und fort: „nein", nehme sein Kreuz auf sich täglich und so trete er in meine Fußstapfen." Auch wer dem Eigenen schon den Abschied gegeben und Jesu bereits gefolgt ist, auch ihm gilt von neuem das Wort: folge mir nach. Und jetzt in der letzten Stunde des Verkehrens heißt's: da du jung warest, gürtetest du dich selber; wenn du reif bist, wird ein anderer dich gürten und dich hinführen, wohin du nicht willst. Folge mir nach, das heißt also: brich mit dir! brich den eigenen Willen. Es bleibt so, wie es in jener Stunde zu Cäsarea Philippi stand. Eben hat ihm sein Herr bezeugt, daß er die Offenbarung seines Vaters empfangen; da wird er seinen Liebeswillen und gut gemeinten Sinn doch dürfen laut werden lassen. Und wenn Jesus sich zu seiner Mission, zu dem Muß seines Leidens und Sterbens bekennt, so spricht Petrus: Herr, schone dein! Seinem Versucherwort antwortet Abweisung und Einladung auf den Kreuzesweg. Sage nein zu dir! Wo liegt des eigenen Lebens tiefste Wurzel? Da, wo du dem Zucken nicht gebieten kannst, wenn's dem eigenen Willen zuwider gehen soll. Eben dahinein soll unterm Kreuze das Nein bringen.

Folge mir nach! das heißt drum weiter: folge bloß mir! Das ist eine Forderung, die niemand zu erfüllen vermag, wenn er zuerst zu Jesu kommt, und so, wie er dann eben kommt. Das hat der Herr sehr wohl gewußt. Denn er hat uns ins Herz hineingeschaut und deshalb über all den Seitensprüngen seines Petrus nicht die Geduld verloren. Er hat gewußt aus eigenster Erfahrung, wie schwer das Neinsagen zu sich selbst ist. Hatte er doch sagen können: „das ist meine Speise, daß ich thue den Willen meines Vaters," und eben deshalb dann auch: „wer mich gesehen hat, der hat den Vater gesehen." Aber auch in dem folgsamsten Menschen giebt es einen Willen, der sich von Gottes Willen unterscheidet. Und selbst ihm ist trotz seiner Freude an der Unterordnung unter den Vater die Stunde gekommen, da er das mit Thränen und Blutschweiß zu spüren bekam, — er freilich, ohne sich von des Vaters Willen abzuwenden. Er hat an seinem Gehorsam gelernt bis zum Tode und hat ihn ausgelernt an dem, das er litt. Diesen eigenen Willen Jesu zugewendet zu halten, das gelingt dem fleischlichen Menschen nicht in eigener Kraft und mit raschem einmaligem Entschlusse. Der Herr muß ihn halten mit dem immer wiederholten: folge mir nach! Tritt in meine Fußstapfen! Wollt ihr auch weggehen? (Joh. 6, 68 f.) Der Jünger muß in seiner Nachfolge bleiben; dann lernt er es und mag es auslernen, nur ihm zu folgen.

Freilich, wie sollten und könnten wir das, wenn wir lediglich einen toten Jesum hätten? Ein nebelhaftes Bild des verstorbenen Propheten, durch die Überlieferung übermalt, von zweifelhafter Deutung, welche Macht soll das gewinnen über diesen triebkräftigen Eigenwillen in meinem Herzen? Wer wagt es, das zu versprechen, der schon einmal mit dem Petrus im Vorhofe des Hohenpriesters war? Der aus dem begeisterten Fluge der ersten Liebe heruntergestürzt ist, auch nur einmal, in die alte Knechtschaft unter den Eigenwillen? Wer wagt im Selbstvertrauen zu sprechen: ich will ihm folgen. Aber Gottlob! nicht nur Jesus, der lehrend unter seinen Schülern steht und wandert, hat gerufen: folge mir nach. Auch der Osterfürst, der lebendige, spricht das von neuem; und, wir wissen es, dahinter steht seine Zusage: mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Ich bin bei euch bis an der Welt Ende. Bleibet in mir und ich in euch. In dem Gebot liegt auch die Verheißung. Folge mir nach, das heißt, bleibe bei mir.

Eben deshalb steht auch dies „folge mir nach" in dieser Stunde eines Abschieds, der doch kein eigentlicher Abschied bleiben wird. Das Gespräch begann mit der Vollmacht: weide meine Schafe. Das heißt in Christi Munde nicht: nun sollst du mich ersetzen, nun mein Stellvertreter auf Erden werden. Der Hirt unserer Seelen, zu dem wir bekehrt sind, und aus dessen Hand niemand seine Schafe reißen kann, bedarf eines Stellvertreters nicht. Der Herr ist nie und nimmer nicht von seinem Volk geschieden. Er ist nicht weg, um erst in ferner Zeit zu kommen. Selten genug heißt es im Neuen Testament: er wird kommen; meistens lesen wir: er kommt; und: er wird da sein. Hat er es doch vor dem Hohenpriester beschworen: von nun an werdet ihr sehen des Menschen Sohn sitzen zur Rechten der Kraft und kommen mit den Wolken des Himmels. Nun steht er nicht hinter den Reihen, dem Feldherrn gleich, der seinen Scharen befiehlt die Schanzen zu stürmen. Auch bedarf er nicht, daß wir ihm die Wege bereiten. Zeugen sollen ihm seine Diener sein und nicht Propheten. Den Täufer, der ihm den Weg bereitet, sendet Gott vor ihm her. Seine Sendlinge beruft sich der Osterkönig selbst und er bezeichnet und bereitet ihnen ihre Wege. Nach seiner Weisung ging Petrus nachher zu Kornelius und zog Paulus seine Pfade durch Asien hin nach Europa. Die großen Fügungen der Völkergeschichte sind seine Fingerzeige an den Missionsdienst seiner Kirche. Die germanischen und slavischen Völker hat er in ihren Schoß hineingeführt. Die großen Fortschritte, welche die Kultur der einen Menschheit, langsam oft, dann

im Sturmschritt, immer unaufhaltsam macht, sie sind mit Grund die Gelegenheiten genannt, um dem Osterfürsten den Dienst an den Heiden zu leisten. Das sind auch die großen Erschütterungen der Menschheit, wenn Gottes Gerichte über sie hingehen, wie wir wohl heut auf solche mit Bangen hinausschauen. Da öffnen sich dem Evangelium die Thüren; sie sind nicht immer bequem und es ist nicht leicht durch sie hinein zu gehen und das Wort zu verkünden, wie es geredet sein muß. Aber es sind offene Thüren. Er öffnet sie und hinter ihm her sollen wir einziehen und nicht meinen vor ihm herziehen zu sollen und ihn aus seiner Verborgenheit herabziehen zu können. Zeit und Stunde hat der Vater seiner Macht vorbehalten. Ob und wie wir arbeiten, wir können den Zeiger an seiner Uhr nicht rücken. Keine Stunde früher wird Christus da sein, als es in des Vaters Rat beschlossen ist.

Und darum wieder: folge ihm nach, auf seinen Wegen.

Und wohin die führen, das hat er wahrlich nicht im Dunkeln gelassen. Er spricht: nimm dein Kreuz auf dich täglich. Was ist denn eigentlich Kreuz? Die Alten haben vom lieben Kreuz gesprochen. Heute nennen die Leute alles Kreuz, was ihnen Widriges und Peinliches begegnet. So hat's Jesus nicht gemeint. Auf Golgatha hat er's gezeigt, was ihm Kreuz heißt. Nur das Übel wird mir zum Kreuze, das mir vor Gottes Augen und in Gottes Kraft dient, mich von der Sünde zu lösen. So steht das Kreuz über unseren Kirchen als Zeichen des Sieges über die Sünde, über unseren Gräbern als Triumph über den Tod. Also hinein ihm nach in die Übernahme des Kreuzes. Jesus sagt nicht: schleppe dein Kreuz hinter dir her! aber er fordert auch nicht: brich nicht zusammen unter deinem Kreuze! Wer könnte das für sich allein!! Nein: greif zu, nimm es auf den Rücken, bereitwillig und dann halte dich nahe zu mir. Das führt in die innere Stille. Es war in Berlin ein Jüngling; sein Herz glüht für den Herrn; er will hinaus ins Morgenland, in die Mission. Da wird sein Leben gebrochen. Nach der Ärzte Urteil schwindsüchtig liegt er darnieder. Eines Tages kommt der Erstling seines Bekehrungseifers zu ihm und spricht: hast du nie daran gedacht, daß der Herr dich ruft, hier sein Evangelium zu verkünden. Und in der Stunde ward das Morgenland und seine Gelehrsamkeit beiseite geworfen, und der junge Bote ging unter die Jugend der Universität. Hunderte und hunderte haben ihm ihren Glauben gedankt, so weit man ihn einem Menschen danken kann. Das war August Tholuck. Und wie viel ist nicht von ihm, dem Daheimgebliebenen, an Trieb und Hilfe

auch für die Mission ausgegangen! — Es ist nicht recht, von Lebenden zu reden. Sonst wollte ich hier aufrufen: tritt her und zeuge! Das Kreuz, das dich brach und dir den Dienst in der Mission verbot, was hat es dir ausgetragen und zwar gerade für den Dienst eben an der Mission! Alte und Junge könnten und würden das bezeugen.

Endlich: in welchem Sinne ist der Herr unter das Kreuz getreten? „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben für viele." Den Dienst hat er gethan uns zum Frommen; aber im Dienst ist er gestanden bei seinem himmlischen Vater. Gottes geschriebenes Wort war ihm die Weisung auf seinen Weg. Vom Vater nahm er, der Herzenskundige, seine Apostel, auch einen Judas. Nach seinem Willen ging er nach Jerusalem und auf Golgatha. Den Brüdern zum Frommen, aber in seiner Nachfolge, wie er die Wege weist, so dienen die Apostel, welche sich seine Knechte, d. h. seine Sklaven nennen. Gereift haben sie es alle erfahren: er wird dich gürten und hinführen, wo du nicht hin willst. Saul von Tarsus meint, er, der bekehrte Verfolger, der eifrige Gesetzesmann bisher, er sei der rechte Mann, um die Juden zu bekehren. Seine Dienstwilligkeit gilt nichts vor Jesu. „Ich will dich hinaus zu den Heiden senden." Nun hat er den Orient missioniert. Er schaut auf den Occident. Nach Spanien, bis an die Säulen des Herkules will er Christi Namen tragen. Aber ins Gefängnis muß er nach Cäsarea. In Ketten kommt er nach Rom, dort zwei Jahre in Ketten. Aber er predigt das Evangelium — unverboten! gerade so, auf diesen gehemmten Wegen, in Banden schreibend, predigt er es bis in diese Stunde. — Der Herr führt seine Knechte und gar nicht zumeist durch innere Eingebungen, sondern zumeist nur in den Schickungen, die auch andere Menschen erleben. Nur der offenen Augen bedarf es und des willigen Sinnes. Wir müssen oft durchs Dunkel gehen. Von vornen läßt sich Gott nicht sehen! Zuletzt wird er's aufdecken, wie er nach seinem Vaterrat dich gut und wohl geleitet hat.

So bleibt es für uns alle, für jeden von uns, in allen Aufgaben unsers Lebens und auch in unsrer Arbeit an der Mission dabei: folgt mir nach.

So eintönig ist diese Ladung, durch ein ganzes Leben hindurch und durch den Gang seines Reiches hindurch. Und doch so mannigfaltig und reich!

Blickt man zurück auf die Erziehung, die Petrus erfuhr: schon da ein Reichtum der Aufgaben in dem Rahmen der immer wieder eingeschärften Nachfolge. Auf das demütige Sündenbekenntnis hin die Berufung zum

Menschenfischer. Nach dem Glaubensbekenntnis die Zusage des Baumeisterdienstes. Endlich antwortet dem bußfertigen Geständnis der Liebe der Auftrag des Hirtenamtes. So verschieden gestaltet sich der Dienst in seiner Nachfolge. Man braucht sich um Eintönigkeit nicht zu sorgen. Aber man darf sich auch keine falsche Eintönigkeit zu recht machen. Petrus wundert sich, daß der Herr ihn ruft, den aber nicht, den selbst Petrus zum Vermittler bei seinem Meister gemacht hat; der ihn fragen durfte, wozu niemand sonst den Mut fand. Der Herr darauf: „wenn ich will, daß er bleibe." Christi Meinung war nicht, den Jünger, den er lieb hatte, aus seinem Dienst zu entlassen. Auch den Kreuzesweg hat er ihm weder ersparen wollen noch können. Als die Mutter der Zebedäiden damals die thörichte Bitte voll Ehrgeiz that, hat Jesus ihnen gesagt, daß sie mit der Taufe getauft werden, und den Kelch trinken werden, die ihm selbst beschieden seien. Daran ändert sich nichts. Aber auf welchem Wege das geschehe, davon heißt's in strenger Abweisung an den Petrus: was gehet es dich an? Wen der Herr ladet, der darf nicht fragend und vergleichend rechts oder links sehn; er soll nur gerade aus schauen. Da erblickt er das Kreuz, dem seines an Last nicht gleichkommt; da sieht er den Liebesdienst, der alle Kräfte fordert; da hat er die Kraft vor sich, die ihm dienen und tragen hilft. — Unendlich mannigfaltig sind die Gänge in der Nachfolge des Herrn, verschieden wie ihr Verlauf auch die Art, wie er in seine Nachfolge hineinzieht. Lukas malt uns (Kp. 9, 5 ff.) in etlichen Zügen die Seelsorge des Herrn an denen, die ihm folgen sollen und wollen. Sie ist unerschöpflich, sich den Menschen anzupassen. Den einen mahnt er, wohl zu bedenken, was er lassen muß. Den andern macht er mit raschem Ruck von falschen Rücksichten los. Dem dritten öffnet er den Blick in sein noch geteiltes Herz. Zu andrer Stunde hat er die Hingabe des Mammons verlangt. Auf seine leiblichen Brüder hat er gewartet bis nach seiner Auferstehung. Wer will es unternehmen ihm da hineinzureden oder einzugreifen?

So handelt der Osterfürst auch heute noch. Zwar wir schauen ihn nicht wie die Apostel am See. Und da wird die Versuchung wohl stärker, die damals den Petrus ergriff. Es wollte ihm scheinen, wo und wie er dem Herrn zu folgen berufen sei, gerade so müsse auch Johannes gehen. Ich folge dem Herrn, die andern folgen mir! Wie leicht möchte das für die andern ein Gang werden vom Herrn ab, wenn sie deinem kurzsichtigen Eigenwillen folgen. Jesus spricht durch den Petrus zu uns: Dir die Nachfolge unter das Kreuz. Für alle andern laß mich sorgen. Sie sind wohl versorgt. Ich kenne die Meinen und bin bekannt den Meinen, sagt

der gute Hirt. Einem Fremden gleichen die Schafe alle auf ein Haar; der Hirt unterscheidet sie am Gesicht und am Wuchs. Der Herr kennt jeden. Und er sagt weiter: „niemand kann sie aus meiner Hand reißen." So bin ich denn nicht das Atom in der Menschenmenge, über welche die Wahrheit hinrauscht, für jeden der sie vernehmen mag. Das Wort vom Heil gleicht nicht dem Seil, unter die Versinkenden ins Meer geworfen; wer zugreift, der hat sich gerettet. Nein. Er kennt mich und bei ihm bin ich geborgen, wenn sein Ruf mich trifft. „Meine Schafe hören meine Stimme." Kennst du seine Stimme? Wo lerne ich sie kennen? Nirgend anders als hier im Bibelwort. Die stillsten Stunden innerlichster Sammlung, die nicht mit diesem Wort zu thun hätten, wären verloren. Du kämest deinem Hirten nicht näher. Gegen jedes Wort, das nicht hierher stammt, hier nicht seine Echtheit ausweisen mag, sei mißtrauisch. Nicht alle Geister sind aus Gott. Wer aber wie Maria zu Jesu Füßen sitzt, von dem soll das gute Teil nicht genommen werden.

Wer ihn kennt und seine Stimme hört in seinen Zusagen und seinen Geboten, der ist ein freier Mann. Durch die Demütigung der Selbsterkenntnis; unbesinnlich hingegeben an die Gedanken, die göttlich sind; mißtrauisch gegen jeden Eigensinn und eigenrechtigen Wagemut, so geht es hinein in den Kreuzesweg der Nachfolge mit der Verheißung des Sieges. Niemand darf über seinem Gehen oder Bleiben den Kopf schütteln, das der Herr ihm weist. Den Blick auf ihn gerichtet, das Ohr ihm offen, so geht er seinen Weg, gewiß daß auch in der tiefsten Tiefe des Heilands Wort ihn stärkend grüßt: folge mir nach.

Aus den Missionsanfängen unter uncivilisierten Indianern.[1])

Von Rev. Egerton R. Young. — Toronto. Canada.

Wir arbeiteten unter den wilden Indianerstämmen einige Meilen nördlich von St. Paul, inmitten der britischen Territorien. Es waren die nördlichsten Indianerstämme im Grenzlande der Eskimos, von aller Civilisation so weit entfernt, daß wir 400 (englische) Meilen bis zu der nächsten Poststation hatten, wo wir zweimal des Jahres unsere Zeitungen in Empfang nahmen. Wir trafen hunderte von Indianern, welche als Jäger und Fischer die ungeheuren Wälder durchstreiften. Diese lebten in einem Lande, das so weit von aller Kultur entfernt war, daß sie zu jener Zeit buchstäblich das Wort „Brot" nicht kannten, und die Bitte „Unser tägliches Brot gieb uns heute" übersetzt werden mußte: „Gieb uns heute etwas, womit wir uns das Leben fristen können." Ich habe Indianer gesehen, die ihr

[1]) Nach Miss. Rev. of the World. 1897, 19.

80. Jahr erreicht hatten, ohne je einen Laib Brot oder einen Kuchen oder derartiges erblickt zu haben. Als meine Frau und ich zu ihnen kamen, lebten wir ganz so wie sie; monatelang aßen wir 21 mal in der Woche Fische und wochenlang hatten wir im Durchschnitte nicht 2 Mahlzeiten des Tages.

Wir haben eine, speziell für unsere Indianer übersetzte Bibel, das Werk eines unserer Missionare, Rev. James Evans, welcher die Silbenschrift erfand. Er sah diese Leutchen an den Ufern der großen Seeen und Flüsse umherwandern und fischen oder in den ungeheuren Urwäldern Bären und andere Tiere jagen, und da sie immer unterwegs waren, beständig dem Wilde auflauern. Da kam ihm der Gedanke, er wolle eine einfache Art erfinden, diese Leute das Lesen zu lehren, so daß sie selbst die Bibel studieren könnten. Das Resultat hiervon war die Erfindung von 36 Buchstaben, deren jeder eine Silbe bedeutete. Sobald die Buchstaben völlig eingeprägt waren, pflegten wir zu dem ersten Kapitel des ersten Buches Mosis überzugehen und anzufangen zu lesen.

Nun möchte ich euch in ein Land führen, das nie einen Missionar, nie eine Bibel gesehen und nie des Heilands Stimme gehört hat, und möchte euch zeigen, wie wir die Leute dort während eines ersten Besuches von einigen Wochen das Lesen lehrten. Wir haben weder ein Schulzimmer, noch Schulbücher, noch Bleistifte, noch Papier zu unserer Verfügung; nur einige Bibeln, welche die britische Bibelgesellschaft uns schickt.

Nachdem ich ihnen ein paar tagelang gepredigt und mir die Freundschaft der meisten von ihnen gewonnen habe, sage ich: „Möchtet ihr dieses Buch gern lesen lernen?“ Sie sagen „ja.“ Ich kann nun nicht hinausgehen und ein Blatt Papier oder eine Schiefertafel und Griffel holen, und anfangen, sie regelrecht zu unterrichten; aber ganz in unserer Nähe sind große Granitblöcke ... da nehme ich ein angebranntes Stückchen Reisig von meinem Lagerfeuer und schreibe damit die betreffenden Buchstaben: „a, e, oo, ah, ma, me, moo, mah“ u. s. w.[1]) Hierauf sage ich zu den Leuten: „So, sprechet mir jetzt das nach;“ und mache es genau so, wie ein Lehrer, der den Kindern die Anfangsgründe beibringen will, indem ich anfange: „a, e, oo, ah, ma, me, moo, mah.“ Nach einer Weile zieht ein junger Bursche Stahl und Feuerstein heraus, zündet seine Pfeife an und wiederholt: a, e, oo, ah; aber ich muß mir die Pfeife ruhig gefallen lassen, denn ich muß mit den Leutchen umgehen, wie mit einem rohen Ei und darf nicht ärgerlich werden. Wir wiederholen wieder und immer wieder dasselbe; ich deute der Reihenfolge nach auf die Buchstaben und frage: „Was ist das?“ Es sind alles unbekannte Laute für sie, aber ich schreibe einen Buchstaben nieder und frage: „Was ist das?“ Sie betrachten sich denselben und schreien: „ma.“ Ich schreibe einen anderen Buchstaben nieder und frage abermals: „Was ist das?“ „ne“ heißt es. Ich schreibe einen dritten: „Was ist das?“ „too.“ Nun habe ich das indische Wort — ma — ni — too geschrieben, drei Buchstaben ... aber ich habe die Buchstaben noch nicht verbunden, so daß sie es natürlich nicht wissen können. Ich frage also: „Wie heißt der erste Buchstabe?“ „ma.“ „Der zweite?“ „ne.“ „Der dritte?“ „too.“ Dann verbinden sie dieselben .... „manitoo“ .... „Ja, was ist denn das?“ Sie lassen die Pfeifen fallen, heben die Hände in die Höhe und sperren vor Verwunderung Mund und Augen auf. Es ist des Hungerleidens und aller erdenklichen Strapazen, Beschwerden und Mühseligkeiten wert, zu sehen, wie sich in den Augen dieser Indianer plötzlich ein Strahl

[1]) Ich lasse die englische Schreibweise stehen: oo = u u. s. w.

Lichtes Bahn bricht, wenn zum erstenmale Gott, der Name Gottes, mit einem angebrannten Stückchen Holz vom Lagerfeuer auf den Granitblock geschrieben, vor ihren Augen sichtbar wird. Da steht wirklich: „manitoo" „Gott" auf dem Felsen ... sie trauen kaum ihren Augen. Wenn sich dann nach einem Weilchen die Aufregung ein wenig gelegt hat, schreibe ich: „Manitoo sa-kee-e-wà-win," „Gott ist die Liebe" und das ist eine ganze Offenbarung für sie. So gehe ich weiter und immer weiter vorwärts; von Rauchen ist längst keine Rede mehr. Das tiefste Interesse ist erregt und wir sprechen und sprechen, bis der Mund mir ganz ausgetrocknet und meine Kraft nahezu erschöpft ist; dann setzen wir uns um unser Lagerfeuer, essen mit einander und gehen hierauf wieder an die Arbeit.

Sobald die Buchstaben und ein paar einfache Sätze ihnen geläufig sind, gehen wir zu dem ersten Kapitel der Indianerbibel über und vergleichen die Buchstaben auf dem Felsen mit den Buchstaben in der Bibel. Alsdann beginnen wir: „Ma wa che mistum ne sa Manitoo." „Seht, Gott ist in dem Buche, genau so, wie er auf dem Felsen ist," sagen sie nun. Sie erfassen den Gedanken sogleich. Auf diese Weise nehmen wir dann den ganzen Vers durch. Für Leute, die in Finsternis und völliger Unwissenheit gelebt haben, enthält dieser erste Vers viel Belehrung. „Wer hat die Sterne am Himmel aufgesteckt? Wer macht, daß uns die warme Sonne alle Tage leuchtet? Wer füllt unsere Buchten mit Flüssen?" So haben sie gesprochen, als sie noch in Finsternis umhertappten. Nun wissen sie: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde." Einige von ihnen meinten, ihre Erziehung sei nun vollendet ... nun wüßten sie alles; und ich habe selbst erlebt, wie ein Knabe aufgesprungen und 6 Meilen weit gelaufen ist, um seinen Vater zu holen und ihm das Buch zu zeigen, in welchem geschrieben stand, wie die Dinge, von denen die alten Leute am Lagerfeuer erzählten, zustande gekommen waren. In einigen unserer Dörfer lesen jetzt 80 Prozent unserer Leute, wenn sie das 8. Lebensjahr zurückgelegt haben, das heilige Buch in ihrer Muttersprache. Trotz der vielerlei Beschwerden und Prüfungen segnet Gott die Arbeit auf das Wunderbarste.

Vor einiger Zeit schickte der Statthalter unserer Kolonie einen seiner Kommissionäre, dem Vertrage gemäß, mit Zufuhren von Lebensmitteln zu den Indianern. Dieser Kommissionär beauftragte einen unserer christlichen Indianer, seine Landsleute an einem bestimmten Orte zu versammeln; er wolle dann hinkommen und ihnen die betreffenden Lebensmittel verteilen, soviel ihnen für das Jahr ausgesetzt war. Die Indianer waren zur angegebenen Zeit pünktlich an Ort und Stelle. Da sie erwarteten, reichlich mit Lebensmitteln versehen zu werden, wovon sie sich gütlich thun konnten, hatten sie von ihren weit entfernten Lagerfeuern keinerlei Wegzehrung mitgenommen. Aber der Tag kam und der weiße Kommissionär erschien nicht, zu seiner Schande sei es gesagt; denn es ist eine unverzeihliche Schmach, wenn Repräsentanten der Regierung den Indianern ihr Wort brechen. Der Kommissionär kann weder am ersten, noch am zweiten Tage und die Indianer wurden hungrig. Da gingen sie zu ihrem Häuptling und sagten: „Unsere Frauen und Kinder schreien nach Nahrung, Pakan ... da sind die Vorräte, welche die Königin uns geschenkt hat; aber ihr Diener ist nicht gekommen, sie uns auszuteilen. Willst du die Säcke nicht aufmachen und uns wenigstens soviel davon geben, daß wir unseren Hunger stillen können?" „O nein, meine Kinder," antwortete der Häuptling, „ich habe nie ein Wort von dem Vertrage gebrochen und ich will es auch jetzt nicht thun." Am nächsten Tage er-

schien der Weiße wieder nicht, und am dritten Morgen fingen die Augen der jungen Indianer an, unheimlich zu blitzen, was nichts Gutes bedeutete. Sie gingen abermals zu dem Häuptling und sagten ernst: „Wir müssen für unsere hungrigen Frauen und Kinder Nahrung haben.“ Er suchte sie zu beruhigen und sagte: „Habt nur noch ein wenig Geduld, ihr lieben Leute,“ ließ einen Indianer rufen, der ein ausgezeichnetes Pferd im Stalle hatte und forderte ihn auf, ihn zu begleiten. Hierauf bestieg er sein eigenes Pferd und die beiden ritten, so schnell als möglich, dem saumseligen Kommissionär entgegen, um ihn zur Eile anzutreiben. Gegen Mittag sahen sie ihn mit einem großen Gefolge von Freunden und Dienern des Weges kommen. In jenen Tagen wimmelte noch die dortige Gegend von Wild und die Weißen waren ausgezogen, sich auf der Jagd gütlich zu thun. Als Pakan daher gegen Mittag ins Lager kam, fand er sie mit Vorbereitungen beschäftigt, da über Nacht zu bleiben, weil in der Nähe, allem Anscheine nach, viel Wild zu haben war. Pakan sagte zu dem Kommissionär: „Du hast meinen Leuten dein Wort gebrochen. Du hättest schon vor drei Tagen an dem, von dir selbst zur Zusammenkunft bestimmten Orte, eintreffen sollen. Bleibe darum nicht länger hier . . . sondern komm mit mir und teile die Vorräte aus, denn die Leute sind nahezu am Verschmachten.“ „O Pakan, wie freue ich mich, dich zu sehen!“ erwiderte der Weiße, „du bist der Häuptling. Bleibe bei mir zum Essen; wie ich höre, bist du ein ausgezeichneter Jäger. Es wird mich daher sehr freuen, wenn du heute Nachmittag mit uns gehst und uns deine Kunst lehrest. „Nein,“ antwortete der Häuptling unerschrocken, „du hast dein Wort gebrochen. Die Leute sind hungrig . . . halte dich nicht länger auf.“ „O nein, erst gehe ich noch auf die Jagd.“ „Wann kommst du?“ fragte Pakan. „Morgen,“ lautete die Erwiderung. „Ach,“ sagte Pakan, „morgen ist Sonntag, und wir sind gelehrt worden, den Sabbath heilig zu halten.“ Der Kommissionär antwortete: „Meine Religion verhindert mich nicht, die Nahrungsmittel am Sonntag auszuteilen.“ Pakan blickte ihn ernst an. Er ist einer der prächtigsten Männer, die ich kenne und antwortete mutig: „Es geht mich nichts an, was deine Religion dir zu thun erlaubt, mir verbietet es die meinige; denn es heißt: „Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest.“ . . . und, so hungrig wir auch sind, wenn du nicht heute kommst, uns die Nahrungsmittel auszuteilen, nehmen wir dieselben nicht vor Montag in Empfang.“ Der Mann schämte sich vor ihm und schickte einen Stellvertreter mit ihm zurück. Ehe die beiden Männer aufbrachen, sagte der Kommissionär noch zu dem Häuptling: „Ich werde morgen nachkommen, um die jährliche Besprechung bezüglich der indischen Angelegenheiten und der Geldverteilung mit euch zu halten.“ Pakan antwortete wieder: „Morgen ist Sonntag; da können wir keine derartige Besprechung halten“ und ritt davon. Am nächsten Tage kam der Weiße wirklich in das Lager der Indianer. Er erwartete, daß die Indianer ihm zu Hunderten entgegen gehen, ihn mit Böllerschüssen und Fahnenschwenken empfangen würden; aber niemand war da, ihn feierlich zu begrüßen; nicht ein einziger Schuß wurde abgefeuert und der einzige Wigwam, von welchem eine Fahne wehte, war derjenige, in welchem die Leute dreimal des Tages zum Gottesdienste zusammenkamen. Der Kommissionär schickte seine Ausrufer im Lager umher, die Indianer zur Besprechung zu laden; aber niemand leistete dem Rufe Folge. Da sandte er zu Pakan und ließ ihn zum Essen einladen, aber Pakan antwortete: „Wenn es irgend möglich ist, esse ich am Tage des Herrn mit meiner Familie“ . . . und lehnte die Einladung ab. Es

gilt für eine hohe Ehre, mit einem Abgesandten der Königin speisen zu dürfen, aber dieser gottesfürchtige Indianer schlug aus Ehrerbietung für den Sabbathtag die Ehre aus.

Nun will ich euch einen Vorfall erzählen, den ihr als Beispiel anführen könnt, wenn ihr die Vorzüge des Sabbaths als Ruhetag hervorheben wollt. Nachdem Mr. Evans eine bedeutende Anzahl Indianer bewogen hatte, sich zum Christentum zu bekehren, sagte er zu ihnen: „Gedenket des Sabbathtages, daß ihr ihn heiliget.“ In jener Gegend ist die größte Pelzhandelgesellschaft der Welt, die Hudson Bay-Gesellschaft. Dieselbe wurde dort unter der Regierung Karls I. gegründet. Alle Waren werden durch Brigaden von Boote durch jenen Teil des Landes geschafft. Bis vor kurzem transportierten sie alle ihre Waren von den entferntesten Orten durch indianische Brigaden, die dafür als Wechselfracht ganze Boote voll Pelze herausschafften, welche dann nach London eingeschifft wurden. Ehe diese Indianer Christen wurden, reisten sie einen Tag wie den anderen. Als die Mission dort ihr Werk begann, fingen unsere Missionare sofort damit an, die Sabbathfeier strenge zu beobachten, was die Hudson Bay-Gesellschaft augenblicklich zum Widerspruch reizte. „Der Sommer ist ohnehin kurz,“ sagten sie, „die Leute wissen kaum die Arbeit zu bewältigen; alle sieben Tage einen Tag zu verlieren, wäre ein furchtbarer Verlust für uns; ihr Missionare müßt also das Land verlassen, wenn ihr euch in unsere Angelegenheiten mischt. Es entstand nun geradezu eine Verfolgung, die jahrelang währte, . . . aber jetzt ist von Verfolgung keine Rede mehr; denn es hat sich herausgestellt, daß die Indianerbrigaden, welche nur 6 Tage lang reisten und am Sonntag ruheten, ohne Ausnahme, die Reise von 1500 Meilen in kürzerer Zeit zurücklegten und gesünder zurückkamen, als diejenigen, welche, ohne am Sonntage zu ruhen, die Fahrt machten. Die Hudson Bay-Gesellschaft setzt uns also keinen Widerstand mehr entgegen; im Gegenteil, sie sagen jetzt: „Gott segne euch, ihr Missionare; fahret nur in Gottes Namen so fort.“

Wenn wir im Winter reisten, mußten wir Löcher in den Schnee graben, und unser Fleisch dort kochen, unseren Thee brauen und schließlich suchen zu schlafen, bis der Schnee sich, während der schrecklichen Stürme, die dort zuweilen hausen, so hoch über uns auftürmte, daß wir völlig damit bedeckt waren. Eines Tages ruderten wir den Fluß entlang und kamen an eine Sandbank, wo wir ausstiegen; und während die Bootsleute ihr Mittagessen kochten, gingen meine Frau und ich ans Ufer. Es dauerte nicht lange, so sahen wir eine Menge Indianer in ihren Baumnachen auf uns zukommen. Ich sah, daß ein paar alte Bekannte von mir darunter waren, die ich mir auf der Rückfahrt zu besuchen vorgenommen hatte. Während sie in ihren Nachen aus der Entfernung herbeikamen, bemerkte ich einen alten Mann unter ihnen, der weder so kräftig, noch so geschickt war, wie die jüngeren Burschen und infolgedessen ziemlich weit hinter letzteren zurückblieb. Da sagte ich zu meiner Frau: „Geh doch zu dem alten Manne dort und sprich mit ihm . . . er heißt Benjamin Cameron. Laß dir von ihm erzählen, was er vom Christentum weiß; mittlerweile will ich mit den anderen Leuten reden.“ Meine liebe Frau ging zu ihm an die Stelle, wo er gelandet war, und da sie die Sprache wie eine Eingeborene spricht, setzte sie sich neben ihn auf den Felsen und die beiden plauderten miteinander. Als das Mittagessen fertig war, rief ich ihr zu, zu kommen; aber sie schien keineswegs Lust zu haben, den alten Mann zu verlassen, sondern entgegnete mir: „Ich möchte lieber noch ein wenig mit dem alten Manne plaudern; es ist eine wahre Herzensquickung für mich, aus seinem eigenen

Munde zu hören, was der Herr Großes an ihm gethan hat.“ Schließlich aber kam sie doch mit mir zurück und erzählte mir unterwegs mit strahlendem Gesichte von Benjamin. Als sie inne hielt, sagte ich zu ihr: „Es freut mich, daß er dir so gut gefällt; ich halte ihn ebenfalls hoch in Ehren, aber denke: er ist früher Menschenfresser gewesen und hat seine erste Frau aufgegessen.“ „Pfui,“ rief sie; „ist es möglich? Ich bin froh, daß ich es nicht gewußt habe, ehe ich mit ihm plauderte.“ Vor vielen, vielen Jahren ging der alte Indianer mit seiner Frau zu den Winterjagden in den Wald. Dort stellten sie ihre Fallen auf und legten ihre Schlingen, um die wilden Tiere damit zu fangen, die bei der grimmigen Kälte und dem tiefen Schnee jene nördlichen Wälder durchstreiften; aber sie hatten nur wenig Erfolg. Die Rehe wollten nicht kommen wie sonst, so daß ihnen schließlich die Nahrung ausging. Der Mann verlor darüber den Kopf, nahm sein Gewehr und schoß seine Frau tot. Er legte den toten Körper auf ein Gerüste, bis er so hart wie Marmor gefroren war; und wenn es ihm an anderen Nahrungsmitteln fehlte, nahm er seine Zuflucht zu diesem. Bis der Winter vorüber war, hatte er seine Frau aufgegessen. Nach Jahren kam der Missionar mit seinem Bibelbuche dahin. Anfangs war Benjamin sehr scheu und zurückhaltend. „Nein, nein,“ sagte er; „das Buch ist nur für euch weiße Leute, nicht für uns!“ .... „Komm nur und höre zu; es ist auch für dich.“ Er sagte: „nein“ .... schließlich aber erwachte sein Interesse doch.

Die Indianer haben wunderbare Traditionen und Sagen; diese suchte ich den biblischen Geschichten anzupassen. Es giebt außerordentlich große Burschen unter den Indianern, über 6 Fuß hoch. Natürlich sind diese sehr stolz auf ihre Größe. Wenn sie sich nun derselben rühmten, pflegte ich ihnen zu sagen: „Hört ich habe ein Buch, darin steht von einem Manne geschrieben, der ist so groß, als wenn einer von euch auf den Schultern des größten unter euch säße.“ .... Dann erzählte ich ihnen vom Riesen Goliath und wenn ich ihr Interesse damit geweckt hatte, ließ ich das Evangelium folgen. Bei Gelegenheit meiner Arbeit unter den Indianern habe ich wenigstens einen Grund herausgefunden, warum Geschichten, wie die vom Riesen Goliath, in der Bibel stehen. Benjamin wollte durchaus nicht zuhören; aber die biblischen Geschichten weckten sein Interesse und dann konnte man ihm das Evangelium verkündigen. Da geriet er in einen Zustand heller Verzweiflung beim Gedanken an sein Verbrechen; er ging gesenkten Kopfes einher; tiefe Trauer lag in seinen Zügen. „Ach,“ sagte er, „wenn du nur gekommen wärest, ehe ich meine Frau erschossen habe, hätte ich eher noch hoffen können; aber sage mir nicht, daß der große Vater so gut ist, daß der Sohn Jesus so gut ist, daß der heilge Geist so gut ist, sich eines Mannes anzunehmen, der seine Frau erschossen und aufgegessen hat.“ „Ja freilich glaube ich, daß Er dich retten kann.“ „Ich danke dir für deine freundlichen Worte; aber ich bin überzeugt, du mußt dich irren. So tief läßt er sich gewiß nicht herab.“ Da fiel mir die Stelle ein „und fangt an zu Jerusalem.“ Christus sagte thatsächlich damit: „Geht zu meinen Mördern und bietet ihnen Erlösung an.“ Folglich verzweifelte ich auch an Benjamin nicht, und dieser ist schließlich ein gesegneter, frommer Christ geworden.

Georg Müllers Bekehrung.[1])

Seiner von ihm selbst verfaßten Lebensbeschreibung entnommen.[2])

„Eines Sonnabends Nachmittag, Mitte November 1825, hatte ich mit meinem Freunde Beta einen Spaziergang (in Halle) gemacht. Bei unserer Rückkehr sagte er mir, daß er die Gewohnheit habe, Sonnabend abends in das Haus eines Christen zu gehen, wo eine Versammlung stattfände. Auf weiteres Befragen erzählte er mir, daß sie die Bibel läsen, sängen, beteten und eine gedruckte Predigt läsen. Kaum hatte ich dies gehört, so war es mir, als ob ich etwas gefunden, was ich mein ganzes Leben lang gesucht hätte. Ich wünschte augenblicklich, mit meinem Freunde zu gehen, welcher nicht sofort willig war, mich mitzunehmen; denn da er mich als einen fröhlichen jungen Mann kannte, dachte er, ich würde an dieser Versammlung kein Gefallen finden. Zuletzt jedoch sagte er, er wolle mich einführen. Ich will hier erwähnen, daß Beta ungefähr in seinem fünfzehnten Jahre Sündenerkenntnis und wahrscheinlich auch etwas Bekanntschaft mit dem Herrn gehabt zu haben scheint. Als er sich später in einem kalten und weltlichen Zustand befand, schloß er sich mir auf dieser sündhaften Schweizerreise an.[3]) Da er bei seiner Rückkehr außerordentlich unglücklich und von seiner Schuld überwältigt war, legte er seinem Vater ein volles Geständnis seiner Sünden ab und suchte, so lange er bei ihm war, die Bekanntschaft eines christlichen Bruders, Namens Richter. Dieser Dr. Richter, welcher selbst einige Jahre früher in Halle studiert hatte, gab ihm bei seiner Rückkehr zur Universität einen Empfehlungsbrief an einen gläubigen Handwerksmann, Namens Wagner. Es war dies der Bruder, von welchem Beta mir erzählte, und in dessen Hause die Versammlung abgehalten wurde.

Wir gingen am Abend zusammen hin. Weil ich die Weise der Gläubigen und die Freude nicht kannte, welche sie empfinden, sobald sie

---

[1]) Die Anmerkung betreffs der Bekehrung Georg Müllers zu dem Aufsatz im Beiblatt Nr. 6 des vorigen Jahres: „G. Müller, der Patriarch und Prophet von Bristol" hat von verschiedenen Seiten genauere Mitteilungen über diesen Vorgang veranlaßt. Die hier mitgeteilte ist die ausführlichste und authentischste. Sie ist mir durch einen Neffen des seltenen Mannes, P. Reinecke in Staritz zugegangen. Die englische Quelle, auf die sie sich stützt, ist übrigens auch in deutscher Bearbeitung bei Spittler in Basel 1869 unter dem Titel erschienen: „Leben und Wirken des G. Müller in Bristol." — Aus Mangel an Raum verspätet. D. H.

[2]) Vgl. A narrative of some of the Lord's dealings with George Müller, Written by himself. J. Nisbet & Co., Berners Street, London 1895. S. 11 und 12.

[3]) Müller hatte kurz vorher mit einigen Genossen eine Reise in die Schweiz unternommen.

sehen, daß arme Sünder, wenn auch nur einigermaßen, sich um göttliche Dinge sorgen, so entschuldigte ich mich wegen meines Kommens. Die freundliche Antwort dieses lieben Bruders werde ich nie vergessen. Er sagte: „Kommen Sie so oft es Ihnen gefällt; Haus und Herz stehen Ihnen offen.“ Wir setzten uns und sangen ein Lied. Dann fiel Bruder Kayser, jetzt[4]) in Diensten der Londoner Missions-Gesellschaft ein Missionar in Afrika, welcher damals in Halle lebte, auf seine Knie und bat um Segen für unsere Versammlung. Dieses Niederknieen machte auf mich einen tiefen Eindruck, denn ich hatte noch nie jemand auf seinen Knieen gesehen, noch selbst jemals auf meinen Knieen gebetet. Er las alsdann ein Kapitel und eine gedruckte Predigt; denn regelmäßige Versammlungen zur Auslegung der heiligen Schrift waren in Preußen nicht erlaubt, ausgenommen, ein ordinierter Geistlicher war zugegen. Zum Schluß sangen wir ein anderes Lied und dann betete der Hausherr. Während er betete, war mein Gefühl: „Ich könnte nicht so gut beten, obwohl ich mehr gelernt habe, als dieser ungebildete Mann.“ Das Ganze machte einen tiefen Eindruck auf mich. Ich war glücklich; obwohl, wenn ich gefragt worden wäre, weshalb ich glücklich wäre, ich es nicht hätte deutlich erklären können.

Als wir nach Hause gingen, sagte ich zu Beta: „Alles, was wir auf unserer Schweizerreise gesehen haben, und alle unsere früheren Vergnügungen sind nichts im Vergleich mit diesem Abend.“ Ob ich auf meine Knie fiel, als ich nach Hause zurückkehrte, erinnere ich mich nicht; aber das weiß ich, daß ich friedevoll und glücklich in meinem Bette lag. Dies zeigt, daß der Herr sein Werk auf verschiedene Weise anfängt. Denn ich hege nicht den geringsten Zweifel, daß Er an diesem Abend in mir ein Werk der Gnade begann, obgleich ich Freude ohne irgend einen tiefen Herzenskummer und mit kaum irgend einer Erkenntnis erlangte. Dieser Abend war der Wendepunkt in meinem Leben.“ —

Später übte Tholuck, zu dessen ältesten Schülern Müller gehört, einen segensreichen Einfluß auf ihn aus. Durch Tholucks Vermittelung ging er 1829 nach England, zunächst um als Missionar in den Dienst der Londoner Gesellschaft zur Verbreitung des Christentums unter den Juden zu treten. Als Müller vom 29. bis 31. März 1877 sich in Halle aufhielt, hat er vor allem den greisen Tholuck und die Nachkommen jenes Wagner aufgesucht.[5]) Dieser selbst ruht auf dem Halleschen Stadtgottesacker. Die Inschrift auf seinem Grabstein nennt ihn den geistlichen Vater des englischen A. H. Francke.

[4]) 1837. — [5]) The preaching tours and missionary labours of G. Müller. By Mrs. Müller. London 1859. 9.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 4. August-September. 1897.

Die Geschichte von Nal und Damajanti.[1]

Von Antonie Flex.

Vor langen Jahren lebte im Nischada-Lande in Indien ein junger Fürst Nal genannt, der überstrahlte an Tugend und Tapferkeit alle indischen Fürsten, sowie die Sonne die Gestirne überstrahlt. Gewandt mit Bogen und Pfeilen, geschickt in der Kriegsführung, kundig des Würfelspiels war er, aber vor allem erfahren in der Kunst, Rosse zu lenken:

Er konnte sie lassen eilen
An einem Tage 100 Meilen.

Zu derselben Zeit lebte im Widarba-Lande ein gewaltiger Fürst Namens Bima, der hatte drei Söhne und eine Tochter. Das Mägdlein hieß Damajanti und erblühte zu einer so lieblichen Jungfrau, wie die Sonne noch nie eine beschienen hatte. Der Kranz der Gespielinnen umgab sie, wie die Blätter die Rose umgeben; mit Geschmeiden geschmückt erschien sie selbst als herrlichstes Geschmeide; wie der Blitz die dunkle Wolke erhellt, so strahlte sie hervor unter den Töchtern der Menschen. Unvergleichlich wie Nal als Held, war Damajanti als Mädchenblume.

Und es geschah, daß beide von einander hörten und an einander dachten, ohne sich je gesehen zu haben.

Da geschah es eines Tages, daß Nal im Haine seines Palastes lustwandelte; da sah er einen Flug Goldgänse daherschweben, die ließen sich im Haine nieder. Schnell eilte Nal herbei und ergriff einen der goldschimmernden Vögel, um ihn zu fangen, der aber sprach zu ihm: Töte mich nicht, o König, ich will dir helfen, daß die edle Damajanti, an die du in Liebe denkest, auch deiner gedenke, ich will hin zu ihr und Botschaft von dir bringen." Da ließ Nal die Goldgans los, und die Vögel erhoben sich und flogen davon zur Widarba-Flur. Hier ließen sie sich auf der Wiese nieder, auf der Damajanti

---

[1]) Aus dem altindischen Heldenepos Mahabharat. Nach der Rückertschen Übersetzung in Prosa erzählt.

mit ihren Gespielinnen lustwandelte. Die Mägdlein wollten sie haschen, aber schnatternd flatterten sie auseinander, eine hier, eine dort hin, so die Mädchenschar, die ihnen folgte, trennend. Auch Damajanti lief einem der goldgefiederten Vögel nach, aber als sie ihm ganz nahe kam, nahm er plötzlich menschliche Töne an und sprach: „Damajanti, wir kommen vom Nischada = Lande hergeflogen, da haben wir den herrlichsten der Menschen gesehen: Nal, den jungen König. So wie du die Perle unter den Frauen bist, so ist er der Edelstein unter den Männern. Ihr solltet ein Paar werden, ihr seid für einander geschaffen."

Voll Staunen hörte die Jungfrau ihn an, aber schon erhob sich der Wundervogel, und sie sah ihn entschweben und schaute ihm sinnend nach. Aber was der Vogel zu ihr gesprochen, das bewegte sie in ihrem Herzen, und sie verlor ihre Ruhe über dem sehnenden Sinnen und Denken an den fernen noch nie gesehenen Geliebten.

Bima aber, Damajantis Vater, wie er sah, daß sie nicht mehr wie früher an kindlichen Spielen Gefallen hatte, beschloß, sie zu vermählen. Boten wurden ausgesandt, und alle indischen Könige wurden zu Damajantis Gattenwahl eingeladen.

Da strömten die Helden herbei mit Elefanten, Rossen und Wagen, begleitet vom prunkenden Gefolge.

Aber Nirada, der fromme Einsiedler, die irdische Welt hinter sich lassend, begab sich hinauf in den schwebenden Hain der oberen Lüfte zu Indra, dem Himmelskönig. „Wie kommt es" sprach dieser zu Nirada, daß meine Helden nicht wie sonst zu mir in meine Himmelsfeste kommen, die ihnen doch offen steht?" „Sie alle ziehen nach Widarba zur Gattenwahl, die Bima der herrlichen Tochter Damajanti veranstaltet," antwortete Nirada. Aber indem er noch sprach, kamen Indras Genossen hereingewandelt, die andern drei, die mit ihm zusammen die Welt regieren: Agni, der Gott des Feuers, Waruna, der die Wasser beherrscht und Jama, der Gott der Erde. „Warum gehen wir nicht auch?" sprachen sie; und Indra an der Spitze brachen sie alsbald auf und lenkten den Himmelswagen hinunter nach der Widarba=Flur.

Aber plötzlich, auf halbem Wege hielten sie an, denn sie sahen einen Helden daherschreiten, herrlich anzusehen wie einen Sonnenstrahl, das war Nal, der zu Fuß dahinschreitend zu Damajantis Gattenwahl eilte. Jetzt riefen sie ihn an aus der Höhe; er schaute auf, und den Sonnenwagen in den Lüften erblickend, forschte er ehrfurchtsvoll nach der himmlischen Begehr.

„Du sollst unser Bote sein," riefen sie ihm zu. „Wir, die Unsterblichen wollen wetteifernd mit den Sterblichen um die Perle unter den Frauen werben. Du sollst Damajanti diese Botschaft zutragen." Aber Nal, sich ehrfurchtsvoll vor den Göttern neigend, sprach dagegen: „Ihr Himmlischen wißt, daß ich selbst um sie zu werben komme, wie kann ich da für andre Bote sein? Auch kann ich ja nicht zu ihr gelangen, da sie wohl behütet von ihren Eltern ist." „Du sollst ungesehen hineingelangen," sprachen die Götter, „geh, und gehorche."

Und Nal, gehorsam dem Gebot der Götter, nahte sich dem Palaste und gelangte ungehindert in das Innere. Da sah er Damajanti umgeben von ihren Gespielinnen.

Vor ihrem klaren Angesicht
Schämten sich Sonn- und Mondenlicht.

Aber voll Staunen betrachtete auch sie den edlen Fremden und sprach: „Wer bist du, der du nach Göttersitte zu uns getreten bist, ohne bemerkt zu werden?" „Ich bin Nal," sprach er, „die Götter haben mich zu dir gesandt, um dir zu sagen, daß auch sie zu deiner Gattenwahl herbeieilen." Da neigte sich Damajanti demütig vor den Himmlischen, ihnen Ehrfurcht erweisend, dann aber sprach sie zu Nal gewandt: „Den Göttern gebührt Anbetung, aber meine Liebe gehört dir, o König Nal, seitdem die Schicksalsvögel zu mir gesprochen; dich will ich wählen und niemand sonst." Aber Nal, dem Gebot der Götter gehorsam, sprach abermals:

„Wo die Unsterblichen werben,
Was wählst du den, der muß sterben?
Ist dir lieber der Lüfte Hauch?
Oder des Feuers Opferrauch?
Oder des Wassers Lebenstau?
Oder der Erde ewiger Bau?
Indra, Agni, Waruna und Jam
Ihrer einen erwähle zum Bräutigam!"

Da trübten sich ihre klaren Augen und zitternd und leise sprach sie: „Keinen als dich will ich wählen, keinen andern, aber ich will es im Beisein der Götter thun, damit dich kein Vorwurf treffe, sie sollen kommen mit den Andern; in ihrer Gegenwart will ich dich erwählen." Da schwand Nal wie er gekommen war und brachte den harrenden Göttern Damajantis Botschaft.

Und endlich kam der Tag der Gattenwahl. Durch die hohen Pforten der Halle, die von Goldsäulen getragen wurde, schritten die

Fürsten zu den bereiteten Sitzen; wie Sternbilder anzuschauen saßen sie da, Haupt an Haupt gedrängt, mit duftigen Kränzen, strahlend von Edelsteinen und geschmückt mit herrlichen Gewändern.

Da trat Damajanti in ihre Mitte; ein staunendes „Ach" entfuhr der Versammlung, aber ihre Augen suchten nur den einen, den sie wählen wollte, doch sie sahe ihn nicht. Aber schattenhaft schwebten fünf Gestalten bald näher, bald ferner um sie her, und jede derselben schien ihr Nal zu sein, doch jede glich der andern. „Wie soll ich Nal erkennen," dachte sie angstvoll, „wie soll ich die Götter erkennen, an keinem sehe ich die Götterzeichen." Da nahte sich die fromme Jungfrau den Himmlischen im Gebet. Andächtig aufschauend, mit gefalteten Händen flehte sie zu dem Allmächtigen, ihr zu helfen, daß sie Nal, den ihr vom Schicksal bestimmten Gatten, erkennen möge. Und die Götter, gerührt von ihrer Frömmigkeit und Unschuld, gewährten ihre Bitte, denn als Damajanti wieder hinschaute, sah und erkannte sie die Unsterblichen mit starren Augen, schweißloser Haut, mit staubfreien Gewanden und unverwelkten Kränzen, den Grund nicht berührend, schwebend und keinen Schatten gebend.

Aber mit einem Schatten,
Mit Kränzen, welken, matten,
Mit Schweiß und Staub auf der Erde stand
Nal mit leise zitternder Hand.

Da trat Damajanti herzu, berührte den Saum seines Gewandes und setzte ihm einen Kranz aufs Haupt, ihn hiermit zum Gatten wählend.

Da scholl lautes Staunen der Bewunderung, die Himmlischen und die Sterblichen priesen und segneten das herrliche Paar; Nal aber sprach zu Damajanti: „Weil du in Gegenwart der Götter den sterblichen Mann so geehrt hast, so bin ich dir in Treue und Liebe ergeben so lange ich lebe:

Ich will dich nähren und schützen,
Ich will dich ehren und stützen;
In Worten und Gedanken
Will ich von dir nicht wanken."

Darauf umarmte er sie als seine Braut, und dann knieten beide nieder in Anbetung vor den hohen himmlischen Zeugen ihres Bundes. Und die Götter segneten ihre Verbindung, und jeder der vier Himmlischen beschenkte Nal mit einer Wundergabe: Der Luftgott verlieh ihm die Gabe, überall frei hindurchzugehen ohne irdische Schranke, und kühle Lüfte sollten ihn umwehen, so oft er ihrer bedürfe. Der Gott des Feuers beschenkte ihn mit der Gabe, immer Feuer erhalten zu können, der Erde

Gott gab ihm sichere Schritte, feste Pfosten und eine eigene Gabe der Speisebereitung, und der Wassergott verlieh ihm die Gabe, immer Wasser erhalten zu können und immer frische Blumen und Sträuße.

Dann hoben sich die Himmelsbewohner von dannen, und auch die Fürsten zogen wieder heim mit Roß und Troß. Bima aber richtete der Tochter die Vermählung aus und dann zog das junge Paar ins Nischada-Land, und Nal saß auf dem Thron mit der schönen und edlen Damajanti, glücklich und sein Reich beglückend.

Die Götter aber, als auch sie wieder heimkehrten, begegneten dem Kali, dem finsteren Geiste, der mit seinem Gefährten Dwapara dahinfuhr. „Wohin denn, Kali," redete ihn Indra an. „Zu Damajantis Gattenwahl," antwortete dieser. Als er aber erfuhr, daß die Wahl bereits geschehen, und daß Nal der Erwählte wäre, erfüllte Neid und Haß sein Herz, und trotz der Warnung der Himmlischen beschloß er, Nal zu verderben.

Er begab sich ins Nischada-Land und umlauerte ihn, aber jahrelang suchte er vergeblich nach einer Gelegenheit, ihm zu schaden. Es lebte aber in einer der Städte des Landes ein Halbbruder von Nal, Puschkara, den stachelte Kali endlich auf, den Nal zum Würfelspiel aufzufordern, damit er durch den Einfluß des bösen Geistes sein Reich verliere, denn die Würfel regierte Dwapara, Kalis Gehilfe. Ohne Zögern folgte Nal der Aufforderung zum Wettspiel, dann aber ergriff ihn durch Kalis Beeinflussung die Leidenschaft des Spiels, so daß er wie gebannt dasaß und nicht wieder aufhören konnte. Sie spielten um Gold und Gut und Gewande, um Rosse, Schlösser und Lande.

Und durch Kali, der ihn bezwang,
Verlor der König bei jedem Gang.

Weder die Gattin, noch seine Freunde und Räte konnten ihn bewegen, aufzuhören.

Als Damajanti nun sah, daß alles verloren ging, rief sie den Warschneja, Nals Wagenlenker und übergab ihm ihr Kinderpaar mit dem Auftrag, die Kindlein nach Widarba zu fahren mit Nals Leibgespann, das noch nicht verloren war, und sie ihren Eltern zu überbringen. Das that Warschneja und nachdem er seinen Auftrag ausgerichtet hatte, wanderte er wieder von dannen und kam nach Ajodia, wo er sich beim König Ritupern als Wagenlenker verdingte.

Nal aber verlor im Spiel sein ganzes Reich. Da sprach Puschkara: „Jetzt hast du nichts mehr zu verlieren als Damajanti! Wohlan, laß

uns um sie die Würfel rollen?" Nal aber, als er die Worte hörte, fühlte sein Herz brechen. Er erwiderte kein Wort; Puschkara gramvoll anblickend, stand er auf, streifte sein Königsgewand und seinen Schmuck vom Leibe, und nur mit einem einzigen Zeuge bekleidet, schritt er hinaus, alles hinter sich lassend. Und Damajanti ging ihm nach.

Puschkara aber ließ ausrufen, daß wer Nal den Verbannten aufnähme, der sollte mit dem Tode bestraft werden. So durfte sich niemand seiner annehmen, und 3 Tage und 3 Nächte lang irrte der unglückliche König im Walde umher. Und Damajanti ging ihm nach. Da endlich that er seinen Mund auf und sprach zu ihr: „Siehst du die Pfade dort? Sie führen nach Widarba, wo dein Vater in Herrlichkeit thront; verlaß den bethörten, verlorenen Gemahl und wende dich dorthin, wo dein Leid gewandt wird." Da erschrak Damajanti und schluchzend sprach sie: „So willst du Armer, dich noch des letzten Trostes berauben, deiner liebenden Gattin? Willst du, so laß uns zusammen nach Widarba ziehen, dort wird mein Vater dir raten und helfen!" Aber traurig sprach Nal dagegen: „Wohin ich einst in Glanz und Ehre einzog, wie kann ich mich da jetzt in Elend und Armut sehen lassen? Lieber laß uns einsam durch Berg und Thal schweifen, wo nur die Sonne unser Unglück schauet, die einst unser Glück gesehen!" Und so wanderten sie zusammen weiter, bis sie zu einer schattigen Waldeshöhle gelangten, und erschöpft von Hunger und Kummer sanken sie an dem Boden hin und entschliefen.

Aber der Kummer ließ Nal keine Ruhe finden, und sinnend und überlegend kam er immer wieder auf den Gedanken zurück, daß es besser für Damajanti sei, wenn er sie verließe, damit sie, getrennt von ihm, der dem Elend verfallen, sich zu den Ihrigen flüchten könne. „Keine rohe, feindliche Hand kann sie gefährden, die Hohe, Herrliche; ihre Tugend wird ihr Schutz sein." Und also sprechend erhob er sich, und wankte fort mit Schmerz und Thränen, immer wieder zurückkehrend, immer wieder fliehend, bis er endlich sinnlos vor Jammer davonstürzte, und die Gattin allein, schlafend in der Höhle zurückließ.

Endlich erwachte sie, und Nal nicht erblickend, erfüllte Schreckensahnung ihr Herz! Sie sprang auf, ihn zu suchen, mit bebendem Munde rief sie seinen Namen, sie horchte hinaus in den wilden Wald — keine Antwort, kein Laut ward gehört. Jammernd irrte sie umher, bald ermattet hinsinkend, bald sich wieder aufraffend, bald seinen Namen rufend, horchend, klagend, weinend. Endlich wurde sie stille: Mitleid mit dem Einsamen erfüllte ihr Herz:

„Ach,“ seufzte sie, „wie wird dir's sein?
Mein Fürst ich klag' um dich allein!
Hungrig, durstig, müd' am Abend,
Baumeswurzeln zum Pfühle habend!
Mein Geliebter, wie wird dir's gehen,
Wo deine Augen mich nicht sehen?“

Und in stiller Ergebung schritt sie dahin weiter und tiefer hinein in den undurchdringlichen Wald, wo die wilden Tiere hausen, die himmelhohen Berge ragen, die stürzenden Wasser stäuben. Da erschloß sie noch einmal den Mund zur Klage: „O Nal,“ seufzte sie, „wie konntest du dein Weib verlassen in dieser schaurigen Einöde? Komm und beschütze mich, wo bist du? wen soll ich nach dir fragen? wer kann mir Auskunft geben, wohin du gegangen bist?“

Da sah sie den König des Waldes, den Tiger daherschreiten und sie sprach: „O du, der du in der Wildnis herrschest, beglückter König des Waldes, sieh hier die einsame Königin, die ihren Gatten sucht. Hast du Nal gesehen, so sage es mir, wo nicht, so verschlinge mich, und löse mich von meinem Kummer.“

Doch der Tiger schritt vorbei, zum Fluß hin, ohne ihr Antwort zu geben.

Und weiter wandernd kam sie zu einem Berge, der mit seinen Gipfeln in die Wolken ragte. „Du herrlicher hoher Berg,“ redete sie ihn an, „der du einer Warte gleich hinausschauest ins Land, hast du Nal gesehen, meinen verlorenen Geliebten? o daß du sagen könntest, ich habe ihn gesehen, daß du mich trösten könntest!“

Und weiter wandernd kam sie zu einer Lichtung im Walde. Und mit Erstaunen sah sie mitten in der Wildnis einen Hain, einen heiligen Hain, in welchem fromme Einsiedler wandelten zwischen blühenden Bäumen, wo Antilopen und Gazellen am Rande der Quellen wandelten, und Papageien und Affen sich auf Bäumen schaukelten. Ehrfurchtsvoll begrüßte Damajanti die frommen Büßer, die aber sprachen voll Staunen: „Wer bist du Einsame? Warum trauerst du? Sprich, was fehlt dir?“ Und sie erzählte den frommen Einsiedlern ihre Geschichte, die aber trösteten sie und sprachen: „Von Fluch und Schuld befreit wird Nal sein Reich wiedererlangen, und du wirst ihn wiedersehen und wiederfinden wenn deine Treue und deine Geduld nicht ermatten!“ Und nachdem sie so gesprochen, verschwand plötzlich der ganze Hain mit der Einsiedelei und allem, was dazu gehörte, und Damajanti stand allein da wie vordem

in der Wildnis. Aber getröstet durch die göttliche Verheißung schritt sie ergeben weiter. Da fand sie mitten im Walde den Götterbaum Asoka, den die Menschen „Kummerlos“ nennen, und sinnend betrachtete sie ihn: „Du glücklicher Baum, du Kummerloser,“ sprach sie, „o werde mir ein Kummerlöser, mir fiel ein schweres Kummerlos; o Kummerlos, mach mich kummerlos!“ Und sie brach ein Zweiglein von dem Baume, steckte es in ihr Haar und sprach: Wie dein Blatt in meinem Haar, so trage ich meinen Kummer im Herzen mit mir fort, du aber bleibst hier, Kummerfrei! Wenn nun Nal mein Gatte, irrend hierher kommt, dann sollst du ihm sagen, der Gram ward hier hinweggetragen, damit mein König in deinem Schoß kummerlos ruhe, o Kummerlos!“

Und weiter wandelnd erreichte sie nach vielen Tagen einen Pfad im Walde, und siehe, eine Karawane zog daher mit Elefanten, Rossen und Wagen. „Vielleicht ist Nal in ihrer Mitte,“ dachte sie froh erschreckend und stürzte vorwärts nach ihm fragend. Aber keiner konnte ihr Auskunft geben. Der Karawanenführer aber, voll Mitleid mit der Betrübten, riet ihr, mit ihnen zu ziehen zu der Stadt Tschedi, wo der König Suwahu wohnte, dessen Mutter die Perle aller Frauen wäre. Und Damajanti willigte ein: Scheu zog sie, vor den Blicken fliehend her hinterm übrigen Volke dem neuen Mond gleich hinter dunkler Wolke. Als sie nun zur Stadt gelangten, und Damajanti in ihrer dürftigen Kleidung und mit ihrem gelösten Haar, das sie wie ein Mantel umfloß, zu den Thoren einzog, da stutzten die Leute, und die Kinder liefen ihr nach, sie aber schritt dem Königsschlosse zu. Aber von dem flachen Dach des Palastes herab erblickte sie die Königin Mutter, und zur Dienerin gewandt sprach sie: „Eile und bringe mir die Zufluchtsuchende, die dort vom Volksgedränge belagert wird. Wie eine Flamme, die von Rauch umhüllt ist, erscheint sie mir, wie ein Lichtstrahl, der mein ganzes Haus durchleuchten kann.“ Und liebreich wandte sie sich an Damajanti, und fragte sie nach Namen, Stand und Begehr. „Ich suche meinen Gatten den ich verloren habe,“ sprach sie, ohne ihren Namen zu nennen, „er verließ mich im wilden Wald und ich ziehe umher, ihn zu suchen landdurchwandernd:

Früchte, Wurzeln sind mein Schmaus,
Einsam, wo es Abend wird, da ist mein Haus.“

Aber sie liebreich tröstend sprach die Königsmutter: „Weine nicht, du herrliche Getreue! meine Leute sollen deinen Gatten suchen, du aber bleibe hier, bis du ihn findest.“ Und sie rief ihre Tochter Sunande und sprach

zu ihr: „Sieh hier eine Unglückliche, aber mit zahllosen Tugenden Begabte, liebe und ehre sie, damit sie dich bilde und lehre.“ Und so blieb Damajanti dort.

Nal aber, seitdem er von der getreuen Gattin geflohen, irrte in der Wildnis umher, gepeinigt von Gewissensbissen. Da kam er eines Tages zu einer Wasserquelle und bückte sich hinab, um seinen Durst zu stillen. Als er aber sein Bild in den Fluten erkannte, wich er zurück und seufzte: „Ach, daß ich mich selbst nicht mehr erkennte, daß niemand mich mehr kennte!“ Und gramvoll wandte er sich ab und floh vor seinem eigenen Anblick. Da erblickte er plötzlich ein Feuer im Walde, doch war es nicht ein Waldbrand, es war ein Wald, der mit Feuer brannte und dessen Lohe zum Himmel hinaufschlug, ohne daß er selbst verbrannte, und er hörte aus dem Feuer heraus eine Stimme: „König Nal, kommst du mit deiner zu meiner Qual?“ „Wer ruft, und woher? Wer bist du, und was begehrst du?“ fragte der Fürst staunend. „Aus dem Feuer heraus rufe ich zu dir,“ antwortete die Stimme, „hast du Mut, furchtlos zu mir durchs Feuer zu dringen, so komme!“ „Ich fürchte nichts als mich selbst, seitdem ich meinen Bund gebrochen habe,“ erwiderte Nal. Und furchtlos drang er durch die Glutwand in die Feuerflammen, die rings um ihn zusammenschlugen. Und siehe auf einem Steine mitten im glühenden Feuer lag eine Schlange, die dampfte aus offenem Munde, ihre Schilde waren glutheiß und gewährten ihr keinen Schutz gegen das Feuer. Auf dem Haupte saß ihr ein Krönchen, und sie sprach zu Nal: „Ich bin Karkotaka, der Schlangenkönig, du sollst mich von dem Fluch erlösen, den der fromme Nirada über mich verhängt hat. Steh still und höre mich an, vergiß über meinem Schmerz den deinen, erlöse mich, auf daß auch du erlöset werdest von deinem Gram und deinem Verhängnis.“ Und Nal stand still, während Karkotaka also erzählte: „Nirada, der fromme Einsiedler, hatte einen Garten erbaut und bevölkerte ihn mit lauter unschädlichen Tieren; auch von meinen Unterthanen, den Schlangen erhielten nur die ungefährlichen Zutritt. Da geschah es von ungefähr, daß ein Schlänglein spazieren ging auf den Zweigen eines Baumes, und sie sahe ein Nest schweben, in welchem ein kleines blaues Ei lag, der Vogel aber war davongeflogen. Sie aber meinte, es sei ein Tropfen Tau und beugte sich vor, um ihn zu lecken, da aber zerbrach das Ei, und der Vogel, der gerade zurückkam, erhob lautes Wehklagen. Das Schlänglein floh und begab sich in meinen Schutz, Nirada aber forderte es mir ab, um es zu strafen. „Welche Strafe hast du dir auserſehen,“ fragte ich

ihn, „ich selbst will sie an ihr vollziehen." „Sie soll aufgehängt werden am Zaune des Gartens," sprach er, „zur Warnung für alle naschhaften Schlangen." Mir that jedoch die kleine Schlange leid, und ich dachte mir eine List aus. „Schlüpfe aus deiner Haut," rief ich ihr zu. Schnell that sie es und schlüpfte davon. Ich aber ließ die leere Schlangenhaut am Zaun aufhängen, und die List wäre gelungen, wenn nicht der Vogel sie entdeckt hätte. Der kam herbeigeflogen, um der Schlange ein Auge auszuhacken aus Rache wegen des Eies, und da sah er, daß nur die leere Haut gehängt war, schwang sich davon, und sang dem Einsiedler meinen Betrug vor: „Der Schlangenkönig hat dich hintergangen, er hat die Schlangenhaut gehangen!"

Da kam Niradas Zorn über mich. Ich lag gerade schlafend auf diesem Stein, mich in der Sonne wärmend, da stand er drohend vor mir. „Weil du mich hast betrügen wollen, und dir es fast geglückt wäre, sollst du nun büßen für die, welche du gerettet hast: Auf diesem Stein in Feuersgluten, ohne dich bewegen und regen zu können, sollst du aus- harren Jahr um Jahr, bis durch den Wald irrend, einer der vor sich selber flieht und sich den Tod wünscht, den Wunsch hat, durch das Feuer zu dir zu dringen, und geduldig stille stehend, den Bericht deiner Schuld mitanhört. Sein Name ist König Nal, das wisse, damit du ihn rufen kannst; er wird dich erlösen, und auch seine Erlösung wird nach Jahr und Tag anbrechen." Nirada ging; ich aber blieb gebannt auf diesen Stein und von Feuersglut umgeben. Seit 14 Jahren liege ich hier lechzend, schmachtend, brennend; in jede Stunde habe ich einmal deinen Namen gerufen; dein Kommen sei gesegnet; trage mich nun aus dem Feuer." So sprach Karkotaka und hing sich einem Ringe gleich an Nals Finger, der ihn schleunigst durch die Flammen ins Freie trug. Und alsbald verschwand der feurige Wald. Der Schlangenkönig aber, sich von Nals Finger abrollend, glitt über den Boden hin bis zu der Quelle, von der Nal eben geflohen war und schlürfte und trank bis die Quelle leer und sein glühender Durst gestillt war. Dann sprach er zu Nal: „Jetzt zähle noch meine Zähne, ob die Glut mir keinen versehrt hat." Dienstwillig trat Nal heran und fing an, zu zählen; als er aber bis zum achten Zahn gekommen war, rief Karkotaka: „Jetzt gieb Acht" und in demselben Augenblick fühlte Nal einen Schlangenbiß und war ver- wandelt. Erst sah er noch im Spiegelschild des Schlangenkönigs sein eigenes Bild, das aber verschwand, und ein anderes Bild, das jetzt das seine war, blickte ihm daraus entgegen: ein unschönes, das ihn fast mit

Abscheu vor sich selbst erfüllte. Karkotaka aber sprach: „Was du gewünscht hast, das ist geschehen, du bist von dir selber getrennt; kein Blick, dein eigener nicht, kann dich erkennen! Jetzt gehe verwandelt gen Ajodia zum König Ritupern, verdinge dich bei ihm, der die Wagenlenkerkunst vor allem liebt, als Rosselenker, lehre ihn deine Kunst, so wird er dich die seine lehren: die Zählekunst; weil du die nicht hattest, hat dich das Spiel ins Unglück gestürzt, wenn du sie aber erlangt hast, dann wird dein Leid sein Ende erreichen. Auch die elementischen Gaben der Götter werden dir bleiben und hast du dann Weib und Kind wiedergefunden, und wünschst deine vorige Gestalt zurück, dann denke an mich und blicke in dieses Schild." Und er löste dasselbe von seinem Leibe und gab es Nal, um es auf der Brust zu tragen. Dann verschwand er sich fortschlängelnd im Walde und ließ den verwandelten Nal voll Staunen zurück. Der aber wanderte weiter und kam nach 10 Tagen in Ajodia an beim König Ritupern, der auch schon seinen Fuhrmann Warschneja angenommen hatte, denn er liebte die Rosselenkekunst über alles, und dingte Fahrkundige aus allen Ländern, um diese Kunst noch besser zu erlernen. Zu diesem sprach Nal: „Ich bin Wahuka, ein Rosselenker, dem es keiner gleich thut, ich kann 100 Meilen an einem Tage fahren." Da sprach Ritupern hoch erfreut: „Das sollst du mich auch lehren, ich setze dich über alle Pferde meines Stalles, damit sie alle schnellläufig werden; mein guter Lenker Warschneja und alle meine Leute sollen dir zur Seite stehen, und ich will deine Dienste reichlich lohnen." Und so blieb Nal in Ajodia in Knechtsgestalt, fern von Reich und Weib und Kind, ungekannt selbst von seinem eigenen Diener Warschneja. Aber jeden Abend, wenn die Rosse gefüttert waren, sang er im einsamen Stalle diesen Vers:

Wo wird die fromme Müde nun
Im Hunger und im Kummer ruhn?
An ihren Gatten denkend,
Im Schmerz die Augenlider senkend?

Da fragte ihn einst Warschneja: „Wer ist denn die, von der du alle Abend so betrübt singest, wessen Weib ist sie, um die so du klagest?" „Das Weib eines Thoren," antwortete Nal, „der die Welt durchirrt voll Gram, weil er sie verlassen hat."

Bima aber, nachdem Nal sein Reich verloren hatte, schickte Brahmanen aus nach allen Himmelsrichtungen, um die verlorene Tochter und ihren Gatten zu suchen. „Tausend Rinder," sprach er, „gebe ich dem, der sie findet und zu mir führt." Und es geschah, daß einer der Brah-

manen in die Tschedi-Stadt kam, als dort gerade ein Fest gefeiert wurde. Und siehe, da stand Damajanti! Neben Sunande stand sie im Trauergewande wie neben dem Licht der Schatten; wie die Sonne, die ihren Schein verloren, erschien sie, wie ein verdunkelter Edelstein; sie, der Schmuck der Frauen jetzt ungeschmückt, einsam mit ihren traurigen Gedanken mitten im frohen Feste.

Da trat der Brahmane zu ihr und redete sie an: „Ich bin Sudewa," sprach er, „beglückt, daß ich dich, o Tochter des Bima, gefunden habe! Dein Vater hat mich ausgeschickt, dich zu suchen. Sie alle die Deinen sind bekümmert und voll Gram um dich, wohl mir, daß ich dich gefunden habe!"

Damajanti aber, als sie so plötzlich den befreundeten Sudewa sah, und ihn von den Ihrigen sprechen hörte, brach in Thränen aus: „Wie geht es meinen Eltern, meinen Brüdern," fragte sie, „was macht mein Kinderpaar?"

Sunande aber, da sie Damajanti weinen sah, eilte zur Mutter und sprach: „Ein Fremder redet mit der Freundin, und sie weint."

Da trat die Königin Mutter herzu, und den Brahmanen zu sich rufend, sprach sie: „Kennst du die Fremde? Wessen Tochter ist sie, und durch welches Geschick von ihrem Gatten getrennt? Und wie hast du sie erkannt, antworte mir schlicht und wahr."

Und der Brahmane, so zum Reden aufgefordert, sprach: „Eines großen Fürsten Tochter ist sie, Bima heißt ihr Vater, ihr Name ist Damajanti, die Gattin des tugendreichen König Nal, der verlor sein Reich, und seitdem ist jede Spur von ihm und ihr verloren. Bima aber hat uns Brahmanen ausgesandt, um sie zu suchen. So bin ich hierher gekommen, und ich habe sie erkannt an dem Stern auf ihrer Stirn."

Und staunend trat Sunande herzu und strich der Freundin den Schleier und die Locken von der Stirn, und siehe, da erblickte sie den angeborenen Stern auf ihrer Stirn und weinend warf sie sich in ihre Arme. Auch die Mutter umarmte sie liebreich und sprach unter Thränen: „Jetzt weiß ich, warum mein Herz sich dir sogleich zugewandt hat, bist du doch mein Schwesterkind, die Tochter meiner geliebten Schwester, die dem Bima vermählt wurde und die ich nun seit vielen Jahren nicht gesehen habe. Wie eine Tochter liebe ich dich! Bleibe nun hier als Sunandes Schwester, meines Sohnes Reich ist das deine!"

Aber Damajanti sprach: „Als Fremde habe ich hier zufrieden und von deiner Liebe geschützt und behütet, gern gewohnt, doch jetzt entlasse mich, o Mutter, zu den Meinen, es verlangt mich, meine Kindlein zu sehen, rüste mir einen Wagen und sende mich nach Widarba!"

Und unter vielen Abschiedsthränen schied Damajanti, und wohl beschützt und geleitet kam sie nach kurzer Zeit in Widarba an; und nachdem sie alle die Ihrigen und ihre Kindlein wiedergesehen hatte, opferte sie den Himmlischen Dankesopfer; Sudewa aber erhielt von Bima die versprochenen tausend Rinder. Damajanti aber, nachdem die erste Freude des Wiedersehens vorüber war, weinte nach wie vor um den verlorenen Gatten.

Da ließ Bima abermals die Brahmanen ausgehen, um Nal zu suchen, Damajanti aber berief sie vor sich und sprach: „Ihr Freunde, hört mich an: Ein Verslein sollt ihr von mir singen, all überall, Land auf, Land ab, auf Märkten und in Königshallen, in Städten und in Dörfern, das soll meinen Gruß und meine Klagen enthalten, merkt es euch wohl:

Wo gingst du Spieler hin im Leide,
In Armut und in dürft'gem Kleide,
Im Wald verlassend ohne Scheue
Die liebe schlafende Getreue,
Die stets noch weint an jenem Kummer,
Und keinen Schlaf seit jenem Schlummer
Gekostet, seit du sie verließest.
O sprich ob du mir das verhießest?

Und ihr frommen Brahmanen, ihr Besten der Menschen, ruht nicht, bis ihr ihn gefunden habt! Wenn jemand auf diesen Vers antworten und euch ansprechen wird, der ist Nal, den forschet aus, und tragt mir seine Antwort zu."

Und die Brahmanen zerstreuten sich aufs neue in alle Lande, um Nal zu suchen. Aber einer von ihnen, Parnad genannt, kam nach langer Reise zurück nach Widarba, trat vor Damajanti und sprach: „Nal suchend kam ich auch nach Ajodia, zum König Ritupern, ich sang dein Verslein, aber weder der König noch seine Begleiter antworteten etwas darauf. Draußen aber sprach mich ein Mensch an, ein Dienstmann Riturperns, Wahuka mit Namen, ein unschöner, kurzarmiger Gesell, aber sehr geschickt soll er sein in allen Künsten, wohlgeübt in der Bereitung der Speisen, vor allem aber geschickt im Fahren, ich hörte er lasse die Rosse eilen an einem Tage 100 Meilen. Der sprach zu mir mit vor Thränen erstickter Stimme mit Seufzen und scheu um sich blickend, folgenden Vers:

Auch ins Elend gegangen
Und von Mühsal umfangen,
Edle, himmelswürdige Fraun,
Hüten selber sich selber traun!
Von den Gatten verlassen
Wird ein Groll sie nicht fassen;

Den Leib mit Demut und Vertraun
Tragen gewappnet edle Fraun.
Einem betrübten Thoren,
Der sein Liebstes verloren,
Der verlassen ihr Angesicht,
Zürnen wird sie ihm deshalb nicht.
Ob ihr Liebes geschehen,
Ob sie Leides gesehen,
Vergessen wird sie's, wenn sie sieht
Den Gatten, der im Elend zieht!

„So sprach er, ich aber eilte zu dir, um dir diese Botschaft zu bringen." „Er ist's!" rief Damajanti, „es ist Nal" Und weinend eilte sie zur Mutter und sprach: „Laß mich den frommen Sudewa, der mich aufgefunden hat, nach Ajodia schicken, um mir Nal zu holen." Und die Mutter gab der betrübten Tochter nach und ließ den Brahmanen Sudewa rufen, zu dem sprach Damajanti: „Du Freund unsres Hauses, ich habe eine List ersonnen, um Nal wiederzufinden, von dem mir Kunde zu Ohren gekommen ist. Du sollst nach Ajodia eilen zum König Ritupern und in seiner Gegenwart erwähnen, daß Bima seiner Tochter Damajanti abermals eine Gattenwahl veranstalte, du sollst es aber nicht als einen Auftrag ausrichten, sondern es nur wie von ohngefähr erwähnen. Und wenn er dich fragt, wenn der Tag der Wahl sei, dann sollst du sagen morgen, und sollst dich erstaunt zeigen, daß er nichts davon gewußt habe, dann sprich weiter und sage ihm: ‚Wenn du einen Wagenlenker hast, der an einem Tage 100 Meilen fahren kann, dann kannst du noch zur rechten Zeit ankommen!' So sprach Damajanti. Sudewa aber eilte nach Ajodia und brachte dem König Ritupern die Nachricht von Damajantis zweiter Gattenwahl.

Da sprang Ritupern von seinem Sitz empor, eilte hinaus und rief mit lauter Stimme nach Wahuka. „Auf," sprach er „zeige jetzt, ob du wirklich in einem Tage 100 Meilen fahren kannst, ich will nach Widarba zu Damajantis Gattenwahl, morgen soll sie sein!"

Da erschrak Nal! „Es kann nicht wahr sein," dachte er, „aber ich muß es erforschen," und sprach dann zu Ritupern: „Es soll geschehen, ich bringe dich heute noch nach Widarba."

„Schnell eile, wähle Rosse aus," sprach Ritupern weiter und sinnend trat Nal in den Marstall und musternd wählte er Rosse, die ihm zur Fahrt die richtigsten schienen: wildstürmende, flammenschnaubende, langschenklige, breitnasige, die spannte er vor den Wagen, hieß Ritupern auf-

steigen, bat ihn, daß er auch den Warschneja als dritten mitnähme, und schwang sich auf den Fuhrmannssitz: „Hört, ihr Rosse," rief er, „was ich sage, ihr sollt nach Widarba in einem Tage!" Da stürzten die Rosse zitternd in die Knie, Nal aber riß sie empor mit Macht, ihnen dabei liebkosend zuredend, und siehe da, sie schwangen sich durch die Lüfte wie geflügelt, und es ging dahin über Berg und Thal, durch Wald und Feld, von Strom zu Strom, aus Flur in Flur.

Warschneja aber staunte: „So fährt nur Nal, mein König," dachte er, „wer ist aber dieser? ein verwandelter Gott oder verkleideter Herrscher? Der häßliche Knecht, dem der Arm ist klein, kann das Nal mein König sein? Doch der da fährt so donnerdröhnig, wer kann es sein als Nal, mein König?"

Ritupern aber sah im Vorbeifahren einen Wibitaka-Baum und er sprach zu Nal: „Auch ich besitze eine seltene Kunst: Siehst du jenen Baum mit Blättern und Früchten? Ich kann dir die Zahl von Blatt und Frucht genau angeben, wenn ich den Baum nur ansehe! Er hat 2093 Früchte und 5 Millionen Blätter." „Das ist mir unbegreiflich," sprach Nal, „laß mich herab vom Wagen, daß ich Blatt und Frucht zähle, um zu sehen, ob du Recht hattest." „Nein, Wahuka" rief Ritupern, „steige nicht herab, wir verzögern die Fahrt dadurch." „Laß dich von Warschneja weiter fahren," sprach Nal, „laß mich hier, damit ich deine Kunst erlerne!" „Nur du, o Wahuka, kannst die Fahrt vollbringen, eile und fahre weiter," drängte ihn Ritupern. „Erst will ich zählen," sprach Nal. „Laß ab," rief Ritupern, „wisse, ich besitze die Zahlenkraft und die Würfelwissenschaft als Göttergabe." „Die Kunst gieb mir," entgegnete Nal, „so gebe ich dir die Kunst der Rosselenkung." „Es sei," sprach König Ritupern: „Empfange. Ich gebe dir hiermit die Kraft der Zahl- und Würfelwissenschaft!"

Da blickte Nal den Baum von neuem an, und siehe da, auch er erkannte jetzt auf einen Blick die Zahl der Blätter und der Früchte. Und alsobald entwich Kali, der böse Geist, aus seinem Herzen: wie ein Rauch stieg er auf und umhüllte den Wibitaka-Baum, der alsbald verdorrte mit Blatt und Frucht.

Nal aber, frei von Kalis Gewalt, bestieg glückstrahlend den Wagen, und den Blick nach Widarba gewandt, setzte er die Fahrt fort, frei von Kali zwar, aber noch in verwandelter Gestalt. In unaufhaltsamem Lauf fuhr er weiter, die Sonne neigte sich, sie sank, da war die Fahrt gethan, und der Wagen rollte donnernd und dröhnend in die Stadt, und hielt vor den Pforten des Palastes.

Aber als Nals Rosse, die, mit denen damals Warschneja die Kindlein nach Widarba gefahren hatte, im Stall das donnernde Getöse hörten, wieherten sie laut im frohen Erkennen; und die Elefanten im Königsstall erhoben die Rüssel und trompeteten, und die Pfauen kreischten: war es ihnen doch, als ob der Donner dröhnte, der ihnen einen erquickenden Regen bringen sollte!

Aber als Damajanti den bekannten Schall und das donnernde Getöse vernahm, wußte sie, daß es Nal sei, der hergefahren kam, und in wehmutsvollem Sehnsuchtsschmerz stieg sie auf das flache Dach des Palastes, um die Ankommenden zu sehen. Kesini, ihre Dienerin, war bei ihr. Da sah sie unten den Wagen halten und drei Männer im Wagen stehen, die beiden Diener und ihren Herrn, aber von Nal sah sie keine Spur. Da hafteten ihre Augen auf dem unbekannten Wahuka, doch der entstieg jetzt mit Warschneja dem Wagen, um das Gespann loszuschirren.

Auch Ritupern stieg ab und trat zögernd näher, erstaunt, kein Festgepränge zu finden; Bima, der heraustrat, ihn zu begrüßen, wunderte sich ebenfalls im stillen, weshalb der Fürst wohl gekommen, doch hieß er ihn willkommen und geleitete ihn ins Haus zum Ruhgemach. Warschneja folgte ihm, Wahuka aber blieb im Hofe; er zog die Rosse in den Stall, versah sie mit allem Nötigen, und kam dann zurück und setzte sich auf den Wagen.

Damajanti aber sprach klagend: „Wo ist nun Nal? Gehört habe ich ihn, aber sehen können ihn meine Augen nicht.“ Und sie sprach zu Kesini: „Sieh dort den Wagenlenker, der traurig auf dem Wagen sitzt, erforsche, wer er ist, und wende dann das Gespräch so, daß du ihm jene Botschaft sagest, durch die Parnad eine Spur von Nal entdeckt hat, und merke dir, was er erwidern wird.“

Da eilte Kesini hinunter, bot dem Fremden Gruß und sprach: „Was hat dich hergeführt? Damajanti hat mich geschickt, dich zu fragen, wer du seist und woher gekommen!“

„Von Ajodia,“ sprach er, „als König Riteperns Dienstmann bin ich gekommen, dem ward von Brahmanen gesagt, daß morgen Damajantis Gattenwahl sei, und da ist er eilend hergefahren und hat mich zum Wagenlenker genommen.“

„Und wer ist jener dritte Mann,“ sprach Kesini weiter, „der mit euch gekommen?“

„Das ist Warschneja, der früher bei König Nal Fuhrmann war und dann bei Ritupern in Dienste trat, wo auch ich bin; mein Name ist Wahuka, ich bin ein Rosselenker und geschickt in der Bereitung der Speisen.“

„Weiß Warschneja nichts von seinem früheren Herrn? Hat er dir nie etwas von Nal gesagt?“ fuhr Kesini fort zu fragen.

„Nichts weiß er von Nal, nachdem er ihn verlassen und die Kindlein nach Widarba gefahren hat. Niemand weiß von Nal, er lebt in Verborgenheit ungekannt!

Nur Nal kennt des Nal Spur
Und außer ihm noch Eine nur!“

war die Antwort.

„Doch der Brahmane,“ sprach Kesini weiter, „der Damajantis Schmerzenslied in alle Lande trug, und der auch nach Ajodia kam, was hast du dem geantwortet, als er sagte:

Wo gingst du Spieler hin im Leide,
In Armut und in dürft'gem Kleide,
Im Wald verlassend ohne Scheue
Die liebe schlafende Getreue,
Die stets noch weint an jenem Kummer,
Und keinen Schlaf seit jenem Schlummer
Gekostet, seit du sie verließest.
O sprich ob du mir das verhießest?

Aber mit niedergeschlagenen Augen, mit vor Thränen erstickter Stimme, überwältigt von sehnsüchtiger Liebe, sprach er:

Auch ins Elend gegangen
Und von Mühsal umfangen,
Edle, himmelswürdige Fraun,
Hüten selber sich selber traun!
Von den Gatten verlassen
Wird ein Groll sie nicht fassen;
Den Leib mit Demut und Vertraun
Tragen gewappnet edle Fraun.
Einem betrübten Thoren,
Der sein Liebstes verloren,
Der verlassen ihr Angesicht,
Zürnen wird sie ihm deshalb nicht.
Ob ihr Liebes geschehen,
Ob sie Leides gesehen,
Vergessen wird sie's, wenn sie sieht
Den Gatten, der im Elend zieht!“

Und seine Rührung nicht länger verbergend, weinte er unaufhaltsam. Kesini aber stieg hinan zu der Zinne und meldete ihrer Herrin das Gespräch und des Fremden Gemütsbewegung. Da sprach Damajanti seufzend: „Es ist Nal, aber es ist nicht seine Gestalt, wie soll ich ihn erkennen?“

Und sie sprach weiter zu Kesini: „Geh wieder hin und merke auf alles, was er thun wird, und ob sich irgend etwas wunderbares, übernatürliches in seinem Thun zeigt. Und wenn er jetzt für seinen Herrn die Speisen bereiten will, so soll man ihm kein Wasser und kein Feuer geben; du aber bleibe in seiner Nähe und melde mir alles, was du ihn thun siehst."

Das that Kesini und zurückkehrend sprach sie: „O Herrin, noch nie habe ich gesehen oder gehört, daß jemand so göttliches thut wie jener Fremde: geradeausschreitend bückt er sich nicht, wenn er durch niedrige Thüren tritt, sondern die Thürpfosten heben und weitern sich, um ihn durchzulassen. Von Bima ward zur Bereitung der Speisen mancherlei Fleisch geschickt, und viele Gefäße wurden hergerichtet, um alles kunstgerecht zu bereiten, aber auf deinen Befehl gab man ihm kein Wasser. Doch der Fremde blickte nur hinein, da füllte sich jedes Gefäß von selbst mit Wasser. Aber als er nun alles zum kochen bereitet, auch das Holz geschichtet hatte, da fehlte ihm das Feuer nach deinem Gebot. Aber er nahm ein Büschelchen Stroh und hielt es gegen den letzten Strahl der untergehenden Sonne, da fing es Feuer. Und eine welke Blume fand er am Boden, die nahm er auf und zerrieb sie zwischen den Fingern, und siehe da, sie erblühte wieder!"

Da konnte Damajanti nicht länger zweifeln, an diesen ihm von den Göttern verliehenen Gaben erkannte sie Nal. Und weinend sprach sie: „Er ist es; o, warum giebt er sich nicht zu erkennen? Wie lange verbirgt er sich?" Da machte sie noch einen Versuch: sie sandte durch die Dienerin ihr Kinderpaar zu dem Fremden, der, als er die Kleinen sah, sein Töchterchen und seinen Sohn, sie in die Arme schloß, sie bei Namen nannte und lange über ihnen weinte. Dann aber, sich aufraffend, sprach er zur Dienerin: „Auch ich habe daheim ein Kinderpaar, das diesem gleichet, daher meine Bewegung; führe die Kleinen zurück und komme nicht immer wieder, die Leute möchten sich wundern, warum du so viel mit dem fremden Manne sprichst." Und Kesini meldete alles ihrer Herrin. Da eilte Damajanti zur Mutter und bat sie: „Laß mir den fremden Fuhrmann rufen, er soll mir Kunde von Nal geben, ich glaube, er ist gefunden." Die Königin Mutter gab der Bitte nach und ließ den Fremden zum Frauengemach führen. Nur gezwungen folgte Nal dem Ruf, und seine Sinne wollten ihm vergehen, als er jetzt vor der geliebten Gattin stand, der Holden im Trauerkleide, liebreizend ohne Geschmeide. Und sie sprach: „Wahuka, hast du je gehört, daß ein pflichttreuer Mann seine Gattin heimlich verlassen; daß er sie schlafend im wilden Wald

allein ließ, die ihm gefolgt war ins Elend! Das hat Nal mir gethan, er, den ich, Götter umgehend, zum Gemahl gewählt habe, der mir in Gegenwart der Götter Treue gelobt hat! Sprich, warum hat er sein Wort gebrochen?" Und all das Leid wurde von neuem wach in ihr, und sie weinte unaufhaltsam.

Aber Nal, kummervoll und sich mühsam beherrschend, sprach: „Daß Nal sein Reich verloren, das war nicht seine Schuld, es war Kali, der böse Geist, der dich und ihn ins Unglück gestürzt hat. Aber wie hätte ein treues Weib Lust, einen andern zu wählen? Deine Boten verkündeten die zweite Gattenwahl, auch König Ritupern ist von Ajodia gekommen, um dich zu werben, mich hat er als Rosselenker angenommen."

Da erschrak Damajanti, und zitternd, mit gefalteten Händen, sprach sie: „O zweifle nicht an meiner Treue: Um dich zu suchen, sind die Brahmanen ausgeschickt, und einer unter ihnen, Parnad, hat dich in Ajodia beim König Ritupern gefunden; er hat mir die Antwort gebracht, die du ihm auf mein Klagelied gegeben, und um dich herzubringen, habe ich die List der zweiten Gattenwahl ersonnen, die Parnad dem König Ritupern verkünden solle, damit er dich, der allein die Fahrt von 100 Meilen an einem Tage vollbringen kann, hierherbrächte zu mir! Und nun, o glaube mir, daß ich mit keinem Gedanken gegen dich gesündigt habe! Die hohe Sonne, die alles erspäht, der Mond, der stille Zeuge am Himmel, der Wind, dem nichts verborgen bleibt, alle die drei himmlischen Gewalten sollen meine Lebensgeister lösen, oder mir bezeugen, daß ich wahr gesprochen!"

Da sprach der Wind herab aus den Lüften: „Sie hat wahr gesprochen, wir himmlische Gewalten sind ihr drei Jahre lang Zeugen und Hüter gewesen; jeder Zweifel schwinde dir!"

Und alsobald umfingen sie linde Frühlingslüfte und ein Blumenregen fiel herab auf die Staunenden.

Da kehrte Friede und Freude zurück in Nals Brust, und er dachte an die Verheißung des Schlangenkönigs und sah in den Spiegelschild, und siehe, er erblickte sein rechtes Bild: Wahuka war verschwunden und Nal stand vor Damajanti. Da schrie sie auf, warf sich in seine Arme und rief:

„Heut ist die zweite Gattenwahl,
Und Damajanti wählt den Nal!"

Und weinend vor Lust und Freude hielten sie sich lange umschlungen und unter Thränen erzählte eins dem andern sein ausgestandenes Leid, seinen

Schmerz um das Verlorene, seine Sehnsucht, seine Liebe und unwandelbare Treue. Und dann knieten sie zusammen nieder und dankten den Himmlischen für ihre Wiedervereinigung! Draußen aber sangen die Nachtigallen von Liebe, von Trennungsweh und seligem Wiederfinden. —

Bald ward es bekannt im Palast, daß Nal wieder gefunden sei, und seine Gattin am Arm, seine Kindlein an der Hand führend, trat König Nal vor Bima und die Königin. Und Jubel und Freude erfüllte aller Herzen.

Der edle Ritupern aber nahte sich dem König Nal mit Ehrerbietung und sprach zu ihm: „Verzeihe mir, wenn ich dich, der du mir unbekannt warst, mit irgend etwas verletzt oder betrübt haben sollte!“ „Nichts habe ich dir zu verzeihen,“ sprach Nal, „du aber zürne mir nicht, der ich unter falschem Namen dir nahete und dich jetzt enttäuschen muß über den Grund der Fahrt hierher.“ Aber der edle Ritupern freute sich mit den Glücklichen und schied in Frieden von Widarba. Und dann wurde ein Freudenfest gefeiert im ganzen Lande, weil Nal wiedergefunden und der treuen Gattin wiedervereinigt war.

Doch nachdem ein Monat in ungetrübter Freude vergangen war, machte sich Nal auf, um sein Reich wiederzugewinnen. Wie ein Blitz fuhr er daher und stand vor dem schreckensbleichen Pushkara. „Wohlauf zum Würfelspiel,“ rief er ihm zu, „jetzt kommt die Vergeltung!“ Und zitternd gehorchte Pushkara. Und Nal, frei von der Gewalt des bösen Geistes und im Besitz der Würfelwissenschaft, gewann Wurf auf Wurf, bis er alle seine Schätze, alle seine Güter und sein ganzes Reich wiedergewonnen hatte.

Da warf sich Pushkara ihm zu Füßen und bat um Gnade. Und Nal sprach: „Ich verzeihe dir! Nicht du hast meinen Untergang gewollt, es war Kali, der böse Geist, der mich verderben wollte. Lebe in Frieden wie früher in meinem Lande als mein Freund und Bruder!“

Und dann fuhr Nal zurück, um Damajanti und seine Kindlein zu holen. Und unter festlichem Gepränge zogen sie ein in des Nishada Land, und Nal saß aufs neue auf seinem Thron mit seiner treuen Damajanti, glücklich und sein Reich beglückend.



Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 5. Oktober. 1897.

Ein Missionsfest auf Sumatra.

Von Missionar Joh. Warneck.

Alljährlich findet auf Sumatra unter den christlich gewordenen Battas ein großes Missionsfest statt, von dem man sagen kann, daß es sich immer mehr zu einem wirklichen Volksfeste herausbildet. Wenn die gesamten Missionare der Battakirche zu ihrer Jahreskonferenz zusammenkommen, wird auch eine zweitägige Konferenz mit sämtlichen Ältesten und Häuptlingen, soweit sie sich eingefunden haben, abgehalten. Dieser Battaschen Synode geht am Sonntag ein Missionsfest voraus, welches sie zugleich einleitet. Zu diesem eigenartigen Feste junger Heidenchristen bitte ich den Leser mir zu folgen; es ist den anstrengenden Weg wohl wert.

Im östlichsten Winkel der weiten Tobahochebene liegt am Ufer des breiten Seeausflusses höchst malerisch die Landschaft Si Antar. Missionshaus, Kirche und Schule spiegeln sich in den blauen Fluten des hier sehr schilfreichen Sees. Von drüben her blicken ernst die gewaltigen Berge von Uluan, die an Schönheit und Imposantheit ihresgleichen suchen. Besonders morgens und abends ist das Bild oft von bezaubender Lieblichkeit; denn mit prächtigen Farbenwirkungen geht die Natur hier gar verschwenderisch um. Solches satte und doch zarte Blau wie das Blau jener Bergriesen sucht man in Deutschland vergeblich. Dabei ist der See jederzeit belebt von vielen winzig kleinen Kanoes, in welchen die braunen Fischer ihrer Arbeit obliegen. Mit einer Geschicklichkeit, die uns ganz unverständlich ist, wissen sie diese Nußschalen, in denen wir noch nicht einmal sitzen können, ohne sofort umzuschlagen, zu handhaben; bald stehen sie darin, bald hocken sie, dann springt der Fischer hinaus, um schwimmend an seinem Netze etwas zu ordnen, dann klettert er wieder hinein mit der Sicherheit eines Seiltänzers. Zwischenein muß er immer das Wasser aus dem Bötchen ausschöpfen, denn es ist ein jämmerliches, leckes Ding. Die Beute, die er schließlich von seiner mühseligen Arbeit mitbringt, ist ziemlich gering, oft kaum eine Hand voll fingergroßer Fischlein. Das ist dann sein Erwerb. Doch haben die Leute auch noch Felder und sind durchaus nicht arm. Gerade hier im Osten begegnen uns auffallend viele stattliche

Männer, groß und stark. Mit unnachahmlicher Grandezza wandeln sie daher, ihr Obergewand nach Art einer Toga über die Schulter geworfen, den unvermeidlichen Tabaksbeutel in der Hand. Beide Oberarme zieren dicke Elfenbeinringe, in einem oder auch in beiden Ohren baumeln große goldene Zieraten; auf dem Kopf prangt der aus schwarzen, weißen und roten Tüchern zusammengedrehte Turban von unverhältnismäßiger Größe. Selten fehlt das über die Achsel gehängte krumme Schwert. Das bartlose Gesicht verheißt Freiheitsliebe und kühnen Wagemut. Nur stimmt leider die Wirklichkeit nicht mit dem imponierenden Auftreten; denn Kühnheit und Energie trägt der Tobanese zwar stolz zur Schau, aber im Ernstfalle steht ihm nicht viel davon zu Gebote.

Auch diese Landschaften stehen jetzt unter holländischem Regiment, und das ist für sie sehr gut. Seitdem Friede und Sicherheit unter diesem zanksüchtigen und rechthaberischen Volke eingekehrt sind, hat auch hier das Christentum sich schnell und erfreulich ausgebreitet. Nach siebenjähriger Missionsarbeit zählt die Landschaft Si Antar mit ihren Filialen heute etwa 300 Christen. Wie viel weiter aber der Einfluß der neuen Lehre reicht als jene Zahlen verraten, beweist die prachtvolle große Kirche, die gerade vor der Konferenz fertig geworden war. Nicht die Christen allein haben dieses Gotteshaus gebaut; auch die allermeisten Heiden haben mitgeholfen. Christen und Lernende und Heiden haben Geld zusammengebracht zum Holz kaufen, Balken geliefert, Idjuk (Bast einer Palme) zum Dachdecken gesammelt u. s. w. Ihren vereinten Bemühungen ist es denn gelungen, unter der geschickten Leitung des dortigen Missionars Pohlig eine Kirche zu errichten, die ihresgleichen in Toba nicht hat. Geräumig, hoch, von innen ganz mit schönen rötlichen Brettern ausgeschlagen und mit mancherlei Schmuckwerk versehen, macht sie wirklich den Eindruck eines Gotteshauses. Ein Turm mit drei Glocken, ein einfach schöner Altar und Kanzel, geräumige Emporen und die kunstvoll gewölbte Decke erhöhen den würdigen Eindruck. Dabei paßt sich die Bauart den Verhältnissen des Landes an und wirkt darum auf die Battas nicht weniger erhebend als auf uns.

Dieses liebliche Kirchlein, welches vielleicht 1500 Menschen faßt, war am Sonntag vor Beginn der Synode gedrängt voll andächtiger brauner Christen und Heiden. An diesem Tage war nämlich das Fest der Einweihung. Nachdem 2—3 Jahre fleißig gesammelt und gebaut war, stand nun alles fertig. Vorerst versammelten sich die Feiernden, denen man die Freude an dem gelungenen Werke auf dem Gesichte lesen konnte, auf dem Kirchplatz. Unter dem Geläut der Glocken überreichte darauf der

Erbauer, Missionar Pohlig, dem Festredner, Missionar Metzler aus Pearadja, den Schlüssel. Den Segen des dreieinigen Gottes anflehend schloß dieser das Portal auf, und hinein strömte nun die feiernde Menge. Kirchenbänke sind nicht vorhanden, sind auch nicht nötig. Alle kauerten sich stillschweigend auf dem gedielten Fußboden nieder, dicht aneinander sich reihend, vornan die Schulkinder, rechts die Männer, links die Frauen; mitten zwischen seinen Unterthanen auf einem Stuhle thronend der Oberhäuptling, der nicht zum wenigsten mit gesorgt hatte, daß das große Werk zustande kam. Das Herz ging uns auf beim Anblick dieser vielköpfigen Menge, die so willig zum Hören des Evangeliums zusammenströmte. Die wenigsten von ihnen waren Christen; bei solch festlichen Gelegenheiten kommen auch die Heiden in Haufen. Das ist eben in der Tobamission so schön, daß die Heiden willig kommen und an ernsten Widerstand gar nicht denken. Da sah man denn noch viele wilde Gestalten mit langen, wirren Haaren, manche auch, die sogar ins Gotteshaus ihre Waffen mitbrachten. Aber sie alle, die sittsameren Christen wie die noch uncivilisierten Heiden, verhielten sich musterhaft ruhig und hörten andächtig der Festpredigt zu.

In der Woche nach diesem Sonntag fand die Konferenz der Missionare und gleichzeitig, teilweise mit dieser vereinigt, diejenige der battaschen Pastoren statt. Der folgende Sonntag brachte dann das Landesmissionsfest. Am Sonnabend kamen die Festgäste schon in hellen Haufen geströmt; in erster Linie Häuptlinge und Älteste aus Toba, Silindung und Angkola; neben ihnen aber auch viele gewöhnliche Christen aus Toba und Silindung. Leider sind dabei auch gar manche, die nicht sowohl des Wortes Gottes wegen kommen, als um der Büffel willen, die da geschlachtet werden. Die battasche Gastfreundschaft läßt es sich nämlich nicht nehmen, sämtliche Erschienenen zu bewirten mit Reis und Fleisch. Das ist keine Kleinigkeit, wo die Menschen zu Tausenden zusammenströmen. Es haben in den Tagen wohl acht große Büffel ihr Leben lassen müssen, und sind dann auch so gründlich aufgespeist worden, daß nicht einmal ein Stückchen Haut mehr zu finden wäre, es wird eben alles mitgegessen. Wie viele Säcke voll Reis in jenen Tagen vertilgt sind, würde sich statistisch gar nicht feststellen lassen. Und wo schlafen sie alle? Auch das ist sehr einfach. Der Batta ist mit weichen Betten nicht verwöhnt. Er legt sich irgendwo auf die harte Diele; wenn's möglich ist, wickelt er sich in eine Strohmatte. Doch gehts zur Not auch ohne die.

Golden sonnig brach der Morgen des 23. Mai an, der Tag des

Missionsfestes. Es ist etwas einzig schönes um die goldigen Morgen in Toba. Es ist alles von einer Flut herrlichen Lichtes erfüllt und durchtränkt, ohne daß das Auge es lästig empfindet, wie es wenige Stunden später der Fall ist. Unter den siegreichen Strahlen der güldnen Sonne schwillt einem das Herz vor Lebenslust und Freudigkeit. Nun kamen sie herbeigeströmt, die Festgäste, die schon gestern eingetroffen waren, und viele, viele aus Toba, Uluan und Samosir noch dazu. Zu Pferd, zu Fuß, in langen Kanoes kamen die Scharen herbei. Ich glaube, ich habe eine solche Menschenmenge noch nie hier zu Lande beisammen gesehen. Wir schätzten die Teilnehmer am Feste auf schlecht gerechnet 7—8000 Menschen. Da man von vornherein auf viele Besucher gerechnet hatte, so war für den Gottesdienst im Freien ein Platz hergerichtet. Dahin strömten nach 9 Uhr die Menschen. Wir waren innerlich bewegt bei dem Anblick, der sich uns bot. Wie eine dicht aufgeschlossene Kolonne Soldaten bewegte sich ein unabsehbarer Zug Menschen nach dem etwas abgelegenen Festplatze. Wie man einmal in der Reihe ging, so mußte man ruhig mit marschieren, denn unaufhaltsam drängte und schob die Menge von hinten nach vorn. Welch eine Wendung durch Gottes Fügung, das waren unsere Gedanken auf dem Wege. Wie sah es hier vor 15, ja vor 10 und 8 Jahren aus: Krieg und abermals Krieg und Blutvergießen, allgemeine Unsicherheit, so daß die Einwohner eines Dorfes oft nicht wagten, bis zum nächsten Weiler zu gehen, und die wasserholenden Frauen oft genug von Kriegern geleitet werden mußten. Dazu unumschränkte Herrschaft blindesten Heidentums, alle Greuel der Sklaverei, Knechtung der Armen durch die Reichen. Auch das Menschenfressen mit allen vorhergehenden Quälereien gehört durchaus nicht in das Reich der Fabel. Es ist noch bis vor nicht gar langer Zeit gehandhabt worden. Und nun ein einig Volk, zwar noch nicht eines Glaubens, aber doch im Frieden miteinander lebend, aus Nord, Süd, Ost und West vereinigt zu einem großen Zwecke: die großen Thaten Gottes zu feiern und sich unter den Christengott zu beugen! Und welchen Eindruck mußte auf die vielen anwesenden Heiden diese imposante Machtentfaltung des Christentums machen!

Unter hohen, schattigen Bäumen in der Nähe eines Dorfes war ein prachtvoller Platz ausgesucht worden, wie geschaffen für einen Gottesdienst im Freien. Eine primitive Kanzel aus Bambu war mit Blumen und Grün geschmückt; auf der Erde waren Matten ausgebreitet. Mit dem beim Zusammenströmen solcher Menschenmenge unvermeidlichen Lärm scharten sich nun Kinder und Frauen und Männer um das Rednerpult,

immer mehr, immer mehr, bis schier auch dieser geräumige Platz, der für etwa 5000 Menschen berechnet war, nicht mehr ausreichte, obgleich sie sich dicht zusammendrängten. So mußten wirklich auch hier noch viele umkehren, und es war leider zu spät geworden, um noch einen Nebengottesdienst zu arrangieren. So stark auch der Andrang und das Geräusch der Platz suchenden Menschen war, so wurde es doch alsbald ganz ruhig, als unter Begleitung einiger Posaunen der Gesang begann. Gott half auch den beiden Festrednern, den Missionaren Püse und Schütz, daß sie über den ganzen weiten Platz hin gut verstanden wurden. Das war auch ein Anblick, den man manchen Missionsfreund gegönnt hätte: diese Tausende brauner, festlich gekleideter Christen und Heiden, malerisch unter Bäumen und Palmen gelagert, z. T. sogar auf dem Bäumen sitzend, wie sie dem Worte Gottes so andächtig lauschten. Und wie kräftig das Amen klang, in das sie am Schlusse des Gebetes alle einstimmten! Und das Gesumme und Gewoge, als sie nach Schluß des Gottesdienstes davongingen, nicht ohne eine kleine Kupfermünze auf die am Ausgang des Platzes bereitgehaltenen Teller gelegt zu haben. So kam auch noch eine für unsere Verhältnisse ziemlich stattliche Kollekte ein, zum Besten der Heidenmission.

Das Wetter, sonst in dieser Zeit leicht zu Regen geneigt, blieb uns auch am Nachmittag noch günstig, so daß am selben Platze noch eine schöne Nachfeier veranstaltet werden konnte. Der Besuch war freilich längst nicht mehr so gut wie am Vormittag. Aber immerhin kam noch einmal eine stattliche Schar zusammen, denen, wie etwa bei der Nachfeier eines Missionsfestes in der Heimat, kleinere Geschichten und Mitteilungen aus der Weltmission gemacht wurden. Natürlich wurde auch hier wieder viel gesungen. Einen besonders erfreulichen Anblick gewährte es, als einige Knaben- und Mädchenschulen aus etwas weiteren Gemeinden mit ihren Lehrern angezogen kamen, die sich der Mühe des weiten, sonnigen Weges gern unterzogen hatten, um wenigstens auf einige Stunden an der Festversammlung teilzunehmen. Und zwar ohne „fleischliche" Hintergedanken; denn von den Festochsen bekamen sie nichts zu sehen, da sie gleich nach Beendigung des Gottesdienstes wieder zurückkehren mußten. Abends ist dann in den Dörfern tüchtig geschmaust worden. Es verdient auch Erwähnung, daß trotz des Zusammenströmens dieser Tausende, unter denen gewiß auch unlautere Elemente waren, die nur so mitbummelten, dennoch, soviel wir wissen, kein Streit und Zank vorgekommen ist.

Am anderen Morgen begann die anderthalbtägige Konferenz mit den Häuptlingen und Ältesten. Dabei ist die gesamte Battakirche vertreten,

von der fernen Padang Bolak und von Siboga bis Nainggolan und Uluan. Man sieht da schon recht verschiedenartige Typen: die Häuptlinge aus dem Süden, aus Sipirok z. B., benehmen sich sehr formgewandt, sind auch in ihrer Erscheinung sauberer und feiner als die von Silindung und Toba. Die Toba-Häuptlinge hingegen, meist noch echt battasch gekleidet, d. h. nicht mit Beinkleid und Jacke, sondern mit langen, von ihren Frauen kunstvoll gewebten Gewändern, sehen viel urwüchsiger aus, besonders wenn sie mit dem Schwert über der Schulter und dem Lanzenträger hinter sich, in der linken Hand die unförmige, aus einem Kalbsfell genähte Tabakstasche tragend, den Mund noch triefend vom roten Sirisaft, einherstolzieren. Dagegen sind aber unter ihnen auch auffallend viele große und schöne Männer von aristokratischer, selbstbewußter Haltung. Auch bei den Ältesten ist der Unterschied in der Sauberkeit ihrer Erscheinung und in der Gewandtheit der Formen bedeutend. Manche der angkolaschen Männer waren sehr unangenehm berührt von der Unreinlichkeit der tobaschen Wohnungen, auch war es ihnen unerhört, daß bei den Massenspeisungen die bedienenden Tobanesen außer einem Lendenschutz keine Kleidung am Leibe hatten. Aber trotz dieser kleinen Differenzen waren alle, die da zusammenkamen, eines Sinnes. Sobald die Glocken läuteten, füllte sich die große Kirche bis auf den letzten Platz, so daß wohl noch über tausend Menschen draußen stehen mußten. Natürlich waren nicht nur Häuptlinge und Älteste gekommen. Es war auch an diesen Tagen großer Andrang von Tobanesen. Die Verhandlungen begannen mit einem Gottesdienst, der durchaus würdig verlief trotz des Gedränges an den Kirchthüren. Sobald aber unser Ephorus Nommensen sah, wie viele Menschen noch draußen leer ausgingen, arrangierte er auf dem freien Platze vor der Kirche eine zweite Versammlung, welche für alle, die daran teilnahmen, sehr befriedigend verlief. Obgleich zum Teil den Strahlen der Sonne ausgesetzt, hielten die Leute, darunter viele Heiden, wacker aus, und lauschten mit großer Andacht den kurzen kernigen Ansprachen der Missionare und inländischen Prediger. Leider trieb zuletzt ein Regenguß die Zuhörer auseinander. In der Kirche hatte unterdes Missionar Nommensen die Resultate unserer Beratungen über Kirchenzucht der Versammlung bekannt gemacht und dann in eingehender Rede über viele einzelne Sünden und die Stellung der christlichen Gemeinden zu den Sündern gesprochen. Es giebt in der Battamission, wie natürlich auf jedem Heidenmissionsgebiete, eine große Menge schwieriger Fragen, was z. B. den Christen zu verbieten ist als rein heidnisch, und was andrerseits als Volkssitte erlaubt

oder geduldet werden darf, oder auch was langsamerhand abzuschaffen ist. Die Grenzen sind da oft fließende. Die Bestimmungen der Kirchenzucht verbreiten sich ausführlich über solche Fragen; beschäftigen sich aber natürlich noch mehr mit den eigentlichen Sünden und der kirchlichen Zucht, unter welche die Übertreter zu stellen sind. Es ist für unsere Battas sehr schwer, einen Unterschied zu machen zwischen kirchlicher Zucht und obrigkeitlicher Bestrafung; am liebsten sähen sie, daß z. B. ein ins Heidentum rückfälliger Christ eine Geldbuße bezahlen müßte. „Dann fühlt er wenigstens seine Sünde," sagen sie. Eine Bestrafung mit rein geistlichen Mitteln, Ausschließung vom heil. Abendmahl ꝛc. will auch unseren besseren Christen noch schwer einleuchten.

Ein weiterer Gegenstand, der zur Sprache kam, war die Einrichtung von Kollektenvereinen, um unter unseren Christen für die Mission zu sammeln. Indirekt thun unsere Gemeinden ja schon sehr viel für die Mission, indem sie durchweg ihre Kirchen und Schulen selbst bauen, und wo es irgend möglich ist, auch ihre Lehrer selbst besolden, wodurch die Missionskasse bedeutend entlastet ist. Aber nun ist auch ein Anfang gemacht mit eigentlichen Missionsgeldsammlungen. Von einzelnen Gemeinden sind schon 70 und mehr Gulden in einem Jahre an Liebesgaben gesammelt. Das Geld wird zur Gründung neuer Filialen inmitten heidnischer Bevölkerung, etwa auf Samosir oder in Uluan, verwendet.

Nachdem dieses und noch einiges andere erörtert und besprochen war, kam der unseren Ältesten angenehmste Teil der Verhandlungen. Einer nach dem anderen nämlich erhob sich, um über den Stand seiner Gemeinde zu berichten. Da traten wohl an hundert Redner in diesen zwei Tagen auf. Freilich muß jeder seine Sache kurz machen; dennoch ist diese jagende Aufeinanderfolge von Anreden, die zum Teil auch etwas phrasenhaft Stereotypes haben, für uns Missionare eine gelinde Geduldsprobe. Doch darin denkt und fühlt der Batta anders als wir. Ohne zu ermüden lauscht die dichtgedrängte Menge einem Redner nach dem andern, läßt sich erzählen, wie hier eine Kirche gebaut, dort ein Schulhaus repariert wurde; wie in der einen Gemeinde das Spiel um sich greift, in einer anderen die Christen auf heidnische Feste laufen; wie hier ein Häuptling schlechtes Beispiel gegeben, dort mohammedanische Hadjis eindringen u. s. w. Meist fehlt auch ein Wort der Ermahnung und Empfehlung der Fürbitte nicht. Kurz nur ist die Mittagspause; dann treten die Gemeinde-Berichterstatter wieder auf und reden, bis die Schatten beginnen länger zu werden. Am zweiten Tag Fortsetzung, nachdem auch dieser

Tag wiederum mit einem feierlichen Gottesdienst eingeleitet ist. Wo sich Gelegenheit bietet, ergreift unser Präses, Missionar Rommensen, zwischenein das Wort, zum Lob oder zum Tadel, zum Trost oder zum Ansporn für die betreffende Gemeinde. Auch an diesem zweiten Tage fand eine zahlreich besuchte Nebenversammlung im Freien statt. Mittags klang dann das fröhliche Fest und die ernste Konferenz in einem Dank- und Bittgottesdienste aus. Dann gab's noch ein gewaltiges, nicht enden wollendes Händeschütteln. Damit hatte die Jahressynode ihr Ende gefunden.

Nun stehen wir alle wieder in unserer Arbeit drin und hoffen, daß auch dieses großartige Missionsfest und die so gut besuchte Synode Früchte tragen sollen. Wir hoffen, daß die viele gute Anregung auch vielfach auf empfänglichen Boden gefallen sein wird; daß unsere Battachristen sich je länger je besser als Glieder Eines Leibes fühlen lernen, und eine Ahnung, wenn auch nur eine schwache, bekommen von der Gemeinschaft der Heiligen. Unsere Gemeinden dürfen und können nicht nach independentischen Mustern allein stehen; da würden sie einzeln bald fallen. Sie müssen sich gegenseitig stützen, helfen, beraten, für und miteinander beten. Das ist der Segen, den wir von der Synode und dem gemeinsamen Missionsfest erhoffen.

Skizzen aus dem englischen Missionsleben.

Von Pastor Julius Richter.

---

1. Die Jahresfeste der Missionsgesellschaften.

Die Missionsfeste und in Sonderheit die Jahresfeste der Missionsgesellschaften sind in Deutschland Höhepunkte des Missionslebens; sie sind die Gelegenheiten, wo öffentlich Bericht erstattet wird von dem Fortgang der Missionsarbeit; sie sind zugleich die Brennpunkte, von denen neue Liebe, neuer Gehorsam, neue Begeisterung für den heiligen Krieg sich verbreitet. Verschiedene Umstände wirken zusammen, um den Jahresfesten der englischen Missionsgesellschaften eine noch hervorragendere Bedeutung anzuweisen. Die englischen Hauptgesellschaften sind ungleich größer als unsere deutschen; kein Wunder, daß ihre Jahresfeste, welche gewissermaßen die öffentliche Darstellung ihrer Arbeiten und ihrer Leistungen sind, auch dem entsprechend größere Dimensionen annehmen. Ein zweiter Umstand kommt dazu. Die hohen kirchlichen Feste nehmen im englischen Volksbewußtsein nicht annähernd die Stelle ein wie im Deutschen; sie werden in nonkonformistischen Kreisen fast gar nicht gefeiert, und sie sind auch

in kirchlichen Kreisen nicht der Höhepunkt des religiösen Lebens. Da hat sich das religiöse Festbedürfnis, das im englischen Volke mindestens in demselben, vielleicht in noch höherem Maße lebendig ist, als bei uns, eine ganz eigenartige Reihe religiöser Festfeiern geschaffen, die Maymeetings. Sie ziehen sich von Ende April bis Ende Juni in fast unabsehbarer, ununterbrochener Reihe hin, fast an jedem Tag finden gleichzeitig oder nach einander verschiedene Feiern statt, in der bewegtesten Zeit bis zu zehn Feiern an einem Tage. In diesen Monaten feiert alles, was irgend einen Anspruch darauf macht, mit dem religiösen Leben in Verbindung zu stehen, Heiden- und Judenmission, Heilsarmee und innere Mission und unzählige einzelne Anstalten, Vereine oder Bestrebungen. Allen diesen Festen kommt es zu statten, daß London in viel höherem Maße als irgend eine deutsche Stadt der Mittelpunkt des geistigen und geistlichen Lebens des Landes ist; alle religiösen Bestrebungen, die Fäden der weitverzweigten Reichsgottesarbeit Englands laufen in London zusammen; alle Mitarbeiter an irgend einem Teile dieser Arbeit sehen es als selbstverständlich an, daß sie zu den Maymeetings kürzere oder längere Zeit nach London kommen, um mitzufeiern. Ich habe Leute aus allen Gegenden Englands und von Wales getroffen, die sich längere oder kürzere Zeit in London aufhielten eben nur zu dem Zweck, aus den Maymeetings neue Anregung für ihr religiöses Leben und ihr Missionsinteresse zu schöpfen.

Endlich gehört es in den höheren und höchsten Kreisen der gentry and nobility zur feinen Sitte, im Mai und Juni einige Wochen in London zuzubringen; jede vornehme Familie Englands hat in London ihr eigenes Haus, mag es auch nur zwei oder drei Fenster Front haben; und wenn sie auch sonst das ganze Jahr auf ihren Landgütern oder in den Provinzialstädten leben, so möchte doch im Mai jeder in London seine Bekannten wiedersehen und im Hydepark oder in den Maymeetings alte Beziehungen wieder anknüpfen. Da ein großer Teil des Adels und der vornehmen Welt Englands religiös und kirchlich interessiert ist, ist ihre Anwesenheit sowohl für den Glanz wie für die finanzielle Ergiebigkeit der Versammlungen von ziemlicher Bedeutung.

Die äußeren Formen, in denen die großen englischen Missionsfeste verlaufen, sind ziemlich wesentlich verschieden von denen, die wir in Deutschland gewohnt sind. Es ist da ein Unterschied zwischen solchen kleinen Gesellschaften, wie die britisch-syrische Schulgesellschaft oder die Mission der Bibelchristen, die sich mit einem Meeting begnügen, und der Kirchenmissionsgesellschaft, die mit ihren Versammlungen zwei volle Tage

in Anspruch nimmt, oder gar der Londoner, Baptisten und Wesleyaner-Mission, die eine ganze Woche oder noch länger täglich zwei oder drei Versammlungen abhalten. Es ist natürlich nicht möglich, auch nur von einer einzelnen dieser großen Missionsgesellschaften alle Meetings mitzufeiern; es wird darauf auch so wenig gerechnet, daß ich z. B. einmal innerhalb vierzehn Tagen in demselben Saale von demselben Missionar zweimal dieselbe Ansprache hörte; er hatte offenbar nicht gedacht, daß dieselben Zuhörer bei den beiden allerdings sehr verschieden gerichteten Meetings zugegen sein könnten. Man kann die zu einem Missionsfeste gehörigen Meetings in Haupt- und Nebenversammlungen teilen: Hauptversammlungen sind es in der Regel drei, die Jahresfestpredigt, die überall einen Gottesdienst für sich in Anspruch nimmt, die Hauptversammlung für die Mitarbeiter und Helfer der Mission an einem Vormittag, und die Volksversammlung am Abend. Daneben sind noch typische Versammlungen das missionary breakfast in früher Morgenstunde und die conversazione oder soirée abends um 6 oder 7 Uhr. Dazu kommen dann in dritter Linie noch die Jahresfeiern der mit der Hauptmissionsgesellschaft verbundenen Hilfsgesellschaften, der Sammelvereine, der Frauenvereine usw. und die Versammlungen für besondere Volks- oder Altersklassen, für Kinder, junge Kaufleute u. s. w. So ist das Programm einer sehr weiten Ausdehnung fähig.

Der Rahmen bei weitem der meisten Meetings ist absolut festgefügt. Pünktlich auf die Minute betritt der Chairman, eine gar wichtige Persönlichkeit, die Plattform, ihm folgen die Redner des Abends und eine möglichst lange Reihe berühmter und hochgestellter Männer, die zu seiner Rechten und Linken in den ersten Reihen der reservierten Stühle Platz nehmen. Lauter Beifall begrüßt sie beim Betreten des Saales; besonders beliebte Persönlichkeiten erhalten einen doppelten oder dreifachen Beifallszoll. Nun wird eine Hymne gesungen, ein Schriftabschnitt verlesen und ein ziemlich langes Gebet gesprochen. Dann folgt der geschäftliche Teil der Versammlung: einer der Missionssekretäre erstattet den Jahresbericht, und der Schatzmeister berichtet über die Finanzen; das machen sich die Herren gewöhnlich sehr leicht, sie lesen einfach den gedruckten Jahresbericht vor; ein Unterschied besteht nur darin: einige Gesellschaften verteilen den Bericht vorher an alle Anwesenden, sodaß jeder hübsch nachlesen kann; andere stellen den Bericht erst für die nächsten Tage in Aussicht, sodaß man ihn dann zu Hause noch einmal studieren kann. Nur einige Male habe ich freie Jahresberichte gehört, und die

waren nach unseren Begriffen recht mangelhaft, sie ergingen sich in Lobeserhebungen über die vortrefflichen Arbeiten und hervorragenden Leistungen der eigenen Gesellschaft. Jedenfalls konnte ich ganz gut verstehen, warum manche Engländer zu den Meetings erst kamen, wenn dieser offizielle Teil vorüber war.

Den Übergang zu den eigentlichen Verhandlungen bildet die Ansprache des Chairman, die oft das Ereignis des Abends ist. Wo offizielle Berichte über die Meetings veröffentlicht werden, wird man selten versäumen, die Rede des Chairman ausführlich zu reproduzieren. Nun folgen sich die meist kurzen Reden — selten werden einem Redner mehr als 20 Minuten vergönnt — nach einem ganz eigenartigen Schema. Es werden je nach dem Umfang des Meetings zwei oder gar drei Tagesordnungen eingebracht, die uns in der Regel als ziemlich selbstverständlich erscheinen, etwa daß der verlesene Jahresbericht von der Versammlung angenommen und recht weit verbreitet werde; daß die Arbeiten der Gesellschaft die wärmste Unterstützung verdienen; und alle Anwesenden die persönliche Verpflichtung zu selbstverleugnendem Dienst in der Mission anerkennen; daß man der Missionare und ihrer Nöte, der eingeborenen Christen und ihrer Bedürfnisse treulich gedenke u. dgl. mehr. Jede dieser Resolutionen wird von einem Redner eingebracht (moved), von zwei oder drei weiteren Rednern unterstützt (seconded) und dann von der Versammlung durch Handaufheben angenommen. Zum Schluß wird dem Chairman der Dank für seine Leitung der Verhandlung votiert und auch dieses Votum durch zwei oder drei Redner befürwortet. Mit einem kurzen Gesang und dem Segensgruße (2. Cor. 13, 13) geht die Versammlung auseinander.

Man sollte es kaum für möglich halten, daß die praktischen Engländer an diesem Mechanismus Gefallen finden und ihre ohne Zweifel großartigen Versammlungen in dieses Prokrustes Bett zwangen. Aber ich habe kaum einem Meeting beigewohnt, wo nicht im wesentlichen diese Form streng innegehalten wäre. Aufgabe der Redner ist es nun, die ihnen gebotene Gelegenheit zu öffentlicher Aussprache diesem Mechanismus des Programms zum Trotz zu benutzen, um die Interessen und Bedürfnisse ihres speziellen Missionsgebietes zu vertreten. Aber dieser Aufgabe waren nicht alle Redner gewachsen.

Ich habe einige glänzende und hervorragende Reden gehört, die tiefen Eindruck machten, so die des Erzbischofs von Canterbury beim Jahresfeste der Kirchenmissionsgesellschaft, der den Gedanken durchführte, daß

ein Christentum ohne Mission kein gesundes Christentum sei, des Methodistenpredigers Hugh Price Hughes, der mit feuriger Zunge das Wort auslegte: Ihr sollt meine Zeugen sein, und einige formvollendete Genrebilder aus der Missionsarbeit. Aber im ganzen blieben die Reden unter dem Durchschnitt dessen, was auf deutschen Missionsfesten geboten wird, erheblich zurück. Nicht wenige Ansprachen verloren sich in ungebührlichen Lobeserhebungen der Arbeiten der eigenen Gesellschaft; der äußere Rahmen war zu verführerisch dazu.

Fast alle großen Meetings finden in der Exeter Hall statt; das ist so sehr allgemeiner Brauch, daß spottweise davon die Besucher dieser Versammlungen Exeter Hall people genannt werden. Die Exeter Hall befindet sich in der Strand Street, einer der Hauptverkehrsadern Londons, und ist das Geschäfts- und Versammlungshaus des großen christlichen Vereins junger Männer. Sie birgt einen riesigen Versammlungssaal für etwa 5000 Zuhörer und mehrere kleinere Säle für kleine Versammlungen. Sie ist in noch höherem Maße der räumliche Mittelpunkt des christlichen Lebens Londons als die Säle des Evangelischen Vereinshauses in Berlin. Während des Mai und Juni kann man mit Sicherheit darauf rechnen, hier an jedem Tage einige große Versammlungen beisammen zu finden.

Der Andrang ist fast immer sehr groß; oft muß man dreiviertel Stunde vor dem Beginn der Versammlung zur Stelle sein, wenn man einen guten Platz haben will, bei der mangelhaften Akustik der Exeter Hall keine unwichtige Sache. Dadurch geht viel Zeit verloren. Die Geduld und Ausdauer des Publikums habe ich manchmal bewundert. Bei der Abendversammlung der Kirchenmissionsgesellschaft, die allerdings ein besonders glänzendes Rednerprogramm aufgestellt hatte, war ich mit meinem Billet anderthalb Stunden vor dem Beginn zur Stelle und fand schon eine ganze Volksmenge vor dem Portal der Exeter Hall wartend. Wer beschreibt unser Erstaunen, als wir den Saal betraten und denselben schon halb voll fanden? Waren die Hunderte gleich nach der Nachmittagsversammlung im Saale geblieben oder waren sie durch Hinterthüren hereingekommen? Jedenfalls war eine Stunde vor dem Beginn der Versammlung der Saal so voll, daß viele froh waren, einen Stehplatz zu erlangen. Und dabei fand zu gleicher Zeit in der fast ebenso großen St. James' Hall ein Overflow Meeting, eine Nebenversammlung, für dieselbe Gesellschaft statt!

Eine eigentümliche, jedenfalls nicht nachahmenswerte Einrichtung sind die in London beliebten Missionary Breakfasts. Sie werden in den

feinsten Restaurants der Weltstadt in früher Morgenstunde abgehalten und kosten 2,50 Mk. Entree. Voll sind sie trotzdem in der Regel bis auf den letzten Platz. Da giebt es zuerst ein hochfeines englisches Frühstück mit Majonaise, gebratenen Schinkenschnitten, Lachs und anderen Delikatessen. Nur ein englischer Magen kann allen diesen warmen und kalten Herrlichkeiten morgens früh Gerechtigkeit widerfahren lassen. Dann werden die Tische beiseite geräumt, die Stühle geordnet, und an das Frühstück schließt sich ein reguläres Meeting, an die leibliche die geistige Speisung. Machte es das opulente Mahl oder die frühe Morgenstunde, wir fanden, daß bei diesen Frühversammlungen die Redner besonders gutgelaunt waren und auch mit harmlosen Witzen nicht zurückhielten.

Die Missionsfeste mit ihren tausenden und abertausenden von Zuhörern, mit ihren Rednern aus allen Erdteilen und Himmelsstrichen, mit ihrer glänzenden Plattform von Gelehrten, Reisenden und Kirchenfürsten, sind ohne Zweifel eine der hervorragendsten Lebensäußerungen des englisch-kirchlichen Lebens. Sie geben ebenso einen tiefen Eindruck von den weitverbreiteten Sympathieen für die Mission, wie von den weltweiten Arbeitsfeldern, welche die Gesellschaften umspannen. Sie imponieren und elektrisieren. Aber der innige, gemütvolle Ton der deutschen Missionsfeste und ihre religiöse Weihe scheinen uns vielfach zu fehlen. Vielleicht ist auch die Bemerkung der berühmten Reisenden Mrs. Isabella B. Bishop nicht unrichtig: „Diese Versammlungen, welche einander so schnell gefolgt sind, haben auf meinen Geist einen sonderbaren Eindruck hervorgebracht. Es ist gewiß recht, daß die, welche draußen an diesem großen Missionswerke helfen, Gott preisen für alles, was geschehen ist und speziell für die Fortschritte des letzten Jahres. Aber doch blenden eben diese Lobpreisungen — oft in nicht geringem Maße! — diejenigen, die zu solchen Meetings kommen, über den wirklichen Zustand der Finsternis, in welcher die Heidenwelt trotz aller christlichen Anstrengungen noch liegt. Es ist natürlich, daß man die ermutigenden Thatsachen betont. Aber da ich selbst eben aus der fast greifbaren Finsternis der heidnischen Lande komme, scheint mir's, als ob in unserer Schätzung daheim die kleinen Lichtpünktlein zu hell tariert und die massenhafte Finsternis umher außer Ansatz gelassen werde. Es ist eine schreckliche, unbegriffene Finsternis. Wir wissen nichts davon, denken nicht daran, können's auch gar nicht fassen.“ (Intell. 1897, 527.)

Ich weiß nicht, ob es bei uns vorkommt, daß wie bei der englischen Kirchenmission in diesem Jahr in den vier Stunden zwischen dem Morgen-

und Abendmeeting 33000 Mk. gezeichnet werden. An Gebefreudigkeit und Opferwilligkeit für die Mission sind uns die Engländer überlegen. Man kann sich auch dem Eindruck nicht verschließen, daß eine große Kraft religiöser Begeisterung hinter diesen Meetings steht. Die englische Volksseele ist noch längst nicht in dem Maße, wie es leider in Deutschland der Fall ist, der Frömmigkeit der Väter entfremdet. Kirche, Christentum und Mission sind Mächte im Volksleben, von denen eine Kraft ausgeht.

Preisausschreiben.

Die **Sächsische Missionskonferenz**, deren Aufgabe es ist, Sinn und Verständnis für die Heidenmission in der Heimat zu wecken und zu pflegen, setzt, in Verbindung mit der niedererzgebirgischen Predigerkonferenz zur Förderung des Missionswerkes in Indien

einen Preis von 1000 Mark

aus für eine wissenschaftliche Abhandlung folgenden Inhalts:

„Darstellung der religiösen und philosophischen Grundanschauungen der Inder nach den Vedas, Upanischads und der Brahmanischen (besonders Vedânta-) Philosophie und Beurteilung derselben vom christlichen Standpunkte aus."

Ein Dreifaches hat dieses Preisausschreiben veranlaßt:

1. Die Beobachtung, daß in dem durch die Mission in Indien hervorgerufenen geistigen Kampfe die gebildeten Inder zwar die Volksreligion preiszugeben bereit sind, aber sich um so zäher an die in den Vedas, dem Vedânta und der Bhagavadgita enthaltene „arische Urreligion" anklammern und sich und andere in dem Wahne zu bestärken suchen, daß in dieser „Urreligion" auch die Grundgedanken des Christentums enthalten seien.

2. Die in der indischen Tagespresse immer wieder auftauchende Behauptung, daß dieser Standpunkt der Inder, wie im allgemeinen durch die umfassenden Arbeiten europäischer Gelehrten auf dem Gebiete der Sanskrit-Litteratur und Religionsvergleichung, so insbesondere durch manche zum Teil mißverstandene Gutachten einzelner europäischer Forscher bestätigt werde.

3. Die Wahrnehmung, daß manche Richtungen innerhalb der dem Christentum entfremdeten Kreise in Europa und Amerika, wie z. B. der Spiritismus und die Theosophie, sich teilweise mit den „Jung-Indern" verbunden haben und durch gelehrte oder mehr populär gehaltene Schriftwerke und Zeitschriften (wie z. B. die „Sphinx" und die „Lotos" u. s. w.), durch Übersetzung und Bearbeitung indischer Religionsbücher u. a. m. in der Heimat für die brahmanischen Lehren Propaganda zu machen suchen.

Diesen Erscheinungen gegenüber soll die Preisschrift einem doppelten Zweck dienen: daheim zur Belehrung gebildeter Missionsfreunde über das wahre Wesen der indischen Religion und ihren fundamentalen Unterschied vom Christentum,

sowie draußen auf dem Missionsfelde zur Unterstützung des Missionars in seinem Kampfe gegen die Riesenmacht des indischen Heidentums.

Was nun den Inhalt und die Form der Preisschrift anbetrifft, so soll sie

1. den Nachweis liefern,

a) daß jene sogenannte „arische Religion“ weder in sich, noch in ihrer geschichtlichen (wenn auch durch große Leistungen ausgezeichneten) Entwicklung ein einheitliches System ist, das imstande wäre, die religiösen Bedürfnisse eines Volks zu befriedigen oder gar das Christentum zu ersetzen,

b) daß es auf Irrtum beruht, wenn man meint, als wollten die christlichen Indologen in ihrer Gesamtheit eine „Wiederbelebung“ des schon halb erstorbenen Brahmanismus anstreben oder begünstigen,

c) daß allein das Christentum nach seiner Anlage, Wesen und Bestimmung darauf angelegt ist, Weltreligion zu werden.

2. Die Preisschrift soll auf einer den jetzigen Stand der indologischen Forschungen entsprechenden Kenntnis der Quellen und der einschlägigen Litteratur beruhen und dies durch sparsam und sorgfältig ausgewählte und allseitig beleuchtete Citate womöglich in Urschrift und jedenfalls in einer genauen Übersetzung beweisen.

Außer den bekannten Hauptwerken der religiösen und philosophischen Sanskrit-Litteratur (einschließlich der Bhagavadgita) weisen wir noch hin auf die vor etwa 40 Jahren erschienenen Werke von Ballantyne, Christianism contrasted with Hindu Philosophy; Mullens, the religions aspects of Hindu Philosophy, Banerjea, Dialogues on the Hindu Philosophy (die aber dem oben angedeuteten Zweck nicht entsprechen, weil sie einerseits zu vorwiegend die indische Philosophie in ihrer ganzen Ausdehnung und in zu großer, die Hauptsache, auf die es uns jetzt ankommt, verdeckender Breite behandeln, andererseits durch neuere Forschungen vielfach überholt sind), ferner auf die Schriften von Deussen, Oldenberg, Dahlmann, (Mahâbharata & Nirwâna) und in Betreff der christlichen Religion und Mission auf D. Warneck, Missionslehre I, Luthardt, Apologetische Vorträge I und II, Handmann, Kampf der Geister in Indien (Leipzig, Justus Naumanns Sortiment, C. Böhringer), Murdoch, Exposures of Theosophy, Swami Vivekânanda, On Hinduism, Yôga Sastra, (alle drei Schriften sind zu haben im Tract Depot, Madras).

3. Soll sie sich beschränken auf die Hauptpunkte der Brahmanischen Religionsanschauung, wie sie sich besonders in den Vedas, den Upanischads und dem Vedânta ausgeprägt und in der Bhagavadgita modifiziert hat. Aus ihnen sind besonders hervorzuheben: die Lehre von Gott, Weltentstehung, Mensch, Seelenwanderung und vornehmlich die Erlösung.

4. Eine weitere Beschränkung des reichen Stoffes wird dadurch erreicht, wenn der Verfasser das Hauptgewicht seiner Darstellung auf die letzten Ziele (die praktischen Resultate) des Brahmanismus (besonders das Nirwâna, wobei auch der Buddhismus gestreift werden kann, aber nur hier, denn er hat für Vorderindien sonst nur wenig Bedeutung) und die des Christentums legt. Dort die Ertötung der Persönlichkeit, hier das ewige Leben; dort das Preisgeben der großen Massen, hier „das Suchen der Verlorenen“ ꝛc.

5. Besonders hervorzuheben sind aber auch die Wahrheitselemente in jenen Schriften, die dem Verfasser als Ausgangspunkt für seine Argumentation sowohl als auch zur Verständlichmachung derselben für den indischen Leser dienen können.

6. Wünschenswert ist möglichste Anbequemung an die indische Denkweise. Ob der Verfasser auch die in indischen Schriften so beliebte Form des Dialogs anwenden will, bleibt seinem Ermessen überlassen.

7. Die Beurteilung der indischen Religion soll vom positiv-christlichen, offenbarungsgläubigen Standpunkt aus geschehen. Die Gegenüberstellung der christlichen Wahrheit wird schon zur Beleuchtung des indischen Irrganges unerläßlich sein. Aber wenn auch ein tieferes Eingehen auf dieselbe von großem apologetischen Werte sein würde, so soll es doch auch schon mit Rücksicht auf den einzuhaltenden Umfang des Buches dem Verfasser nicht verwehrt sein, sich eventuell auf eine einfache, auf die heilige Schrift, die Heilsthatsachen und die christliche Erfahrung sich stützende Darlegung des Christentums als der Religion des Heils für alle Menschen zu beschränken.

8. Die Schrift, welche in deutscher oder auch englischer Sprache geschrieben werden kann, soll im Druck nicht das Maß von 20 Druckbogen (etwa im Format von Oldenbergs Religion des Veda) überschreiten. Dem Verfasser steht das Veröffentlichungsrecht der Schrift zu. Doch wenn sie in deutscher Sprache geschrieben ist, so behält sich die Missionskonferenz das Recht vor, sie ins Englische zu übersetzen und selbst herauszugeben.

9. Das leicht leserlich zu schreibende Manuskript ist mit einem Motto zu versehen, das der Aufschrift eines beiliegenden versiegelten Briefes mit darin enthaltenen genauen Angaben des Namens, Standes und Wohnorts des Verfassers entspricht, und bis zum 30. Juni 1899 an den Vorstand der Sächsischen Missionskonferenz, z. H. des Missionsseniors R. Handmann, Leipzig, Arndtstraße 22, einzusenden.

10. Die Preisrichter sind die Herren Professoren Dr. Windisch und Dr. Lindner in Leipzig und Dr. von Schroeder in Innsbruck.

11. Sind zwei eingesandte Abhandlungen gleichwertig, so wird der Preis geteilt. Ist die beste der eingesandten Arbeiten zwar nicht allen Anforderungen genügend, aber doch wertvoll und verwendbar für die Zwecke der Mission, so kann ihr eventuell auch der halbe Preis zuerteilt werden.

Brockwitz bei Coswig, Juli 1897.

Die Sächsische Missionskonferenz:
P. Dr. Kleinpaul,
Vorsitzender.



Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

Jw



NU

NOV 1 ~ 1940

NOV 1 ~ 1940

